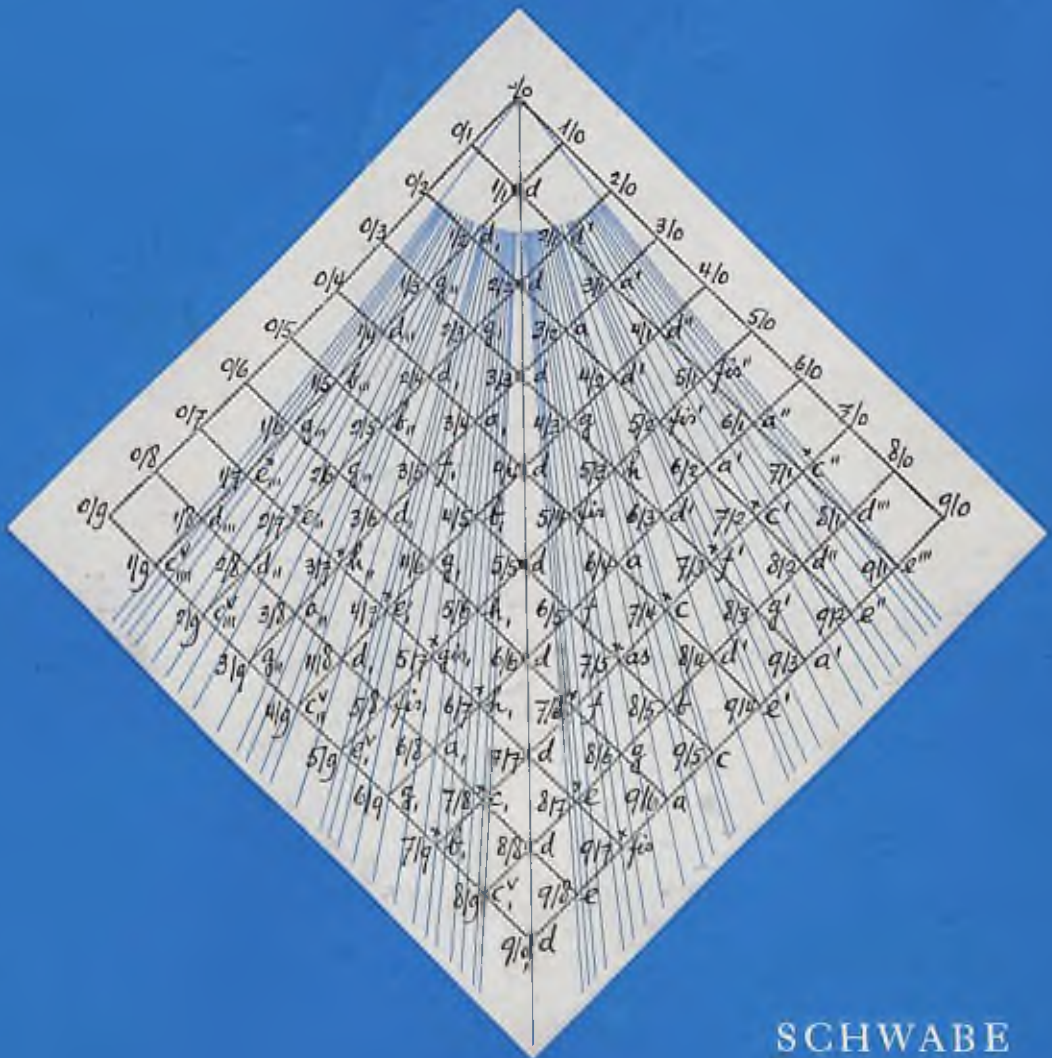


Hans Kayser

# ORPHIKON

Eine harmonikale Symbolik  
Herausgegeben von Julius Schwabe



SCHWABE

Rez. Keel 9.7.75

29.85130  
S. 600.60

Hans Kayser's 'Orphikon', das als nachgelassenes, unvollendetes Werk neun Jahre nach dem Ableben des Autors der Öffentlichkeit übergeben wird, hätte nach dem «Lehrbuch der Harmonik» sein umfassendstes Werk werden sollen: ein Buch, bei dem es Kayser, nach seinen eigenen Worten, «weniger auf eine allgemeine Anwendung der harmonikalischen Wertformen» ankam – davon handeln in der Hauptsache seine älteren Bücher – «als auf ihren symbolisch-geistigen Gehalt». Dieser besondere Hinblick auf den Symbolgehalt ist zwar nicht völlig neu – Kayser hat schon früher mancherlei Beispiele für die Symbolträchtigkeit harmonischer Diagramme gegeben, so vor allem in seinem «Lehrbuch». Im 'Orphikon' sollte nun aber die symbolisch-mythische Funktion besonders des Grunddiagramms (Lambdoma) im Mittelpunkt aller Betrachtungen stehen und in systematischer Ordnung und Folge dargestellt werden. Kayser wendet sich in diesem Werk ausdrücklich «an den Freund und Leser, der sich bereits mit der Harmonik beschäftigt», d. h. ihre Grundlagen schon kennt.

«In seinem eigentlichen Alterswerk versucht Kayser, die Gültigkeit der harmonischen Weltanschauung mit aller Energie und in eindrucklicher Weise auf den metaphysisch-religiösen Bereich auszudehnen. Der Mensch in seiner Re-ligio (Rückbezogenheit) auf Gott, das Verhältnis Mensch-Gott steht ureigentlich im Mittelpunkt des 'Orphikon'. Die ganze Welt wird von Kayser trotz Fehler, Abweichungen als sich auf

HANS KAYSER

ORPHIKON

EINE HARMONIKALE SYMBOLIK

AUS DEM HANDSCHRIFTLICHEN  
NACHLASS

HERAUSGEGEBEN VON JULIUS SCHWABE



SCHWABE & CO . VERLAG  
BASEL / STUTTGART

Dieses Werk ist

HERRN DR. FRANZ MEYER

dem langjährigen Unterstützer und Helfer  
an meinen harmonikalen Forschungen,  
in Dankbarkeit gewidmet.

HANS KAYSER

TNSY06



1988.2822

(B 4591)

© 1973 by Schwabe & Co., Basel

ISBN 3-7965-0292-X

# ORPHIKON

Eine harmonikale Symbolik  
[Gesamtplan]\*

Motti  
Introitus  
Die Grundlagen

<i>I. Die Welt der Götter</i>	<i>II. Die Welt des Menschen</i>	<i>III. Die Welt des Heils</i>
A. <i>Der Ungrund</i> (Das Symbol $0/0$ )	A. <i>Von der Bewegung</i> (Schwingung, Rhythmus, Periodizität)	A. <i>Die Posanne des Gerichts</i> (Gesetz der harmoni- kalen Quantelung)
B. <i>Der Urgrund</i> (Das Symbol $1/1$ )	B. <i>Von den Gestalten</i> (Hörbilder)	B. <i>Die Hand von oben</i> (Norm - Gesetz - Wertung)
C. <i>Der Mittler</i> (Die Zeugertonlinie)	C. <i>Vom Kreise</i> (Polarkoordinaten)	C. <i>Die Ordnung</i> (Proportion) (Paestum) Exkurs: vom «Bauen»
D. <i>Die Engelsleiter</i> (Gleichtonlinien)	D. <i>Von den Gebirten</i> (Das Welt-Ei)	D. <i>Die ewige Natur</i> (Paradies - Senarius - Sphärenharmonie)
E. <i>Die Dreiheit</i> (Trinitas)	E. <i>Vom Menschen</i> (Berufung) Exkurs: Gesund - Krank	E. <i>Das Unvergängliche</i> (Seelenwanderung)
F. <i>Es werde!</i> (Schöpfung)	F. <i>Vom Wort</i> (Ohr, Sprache)	F. <i>Der Ort</i> (Hierarchie - Stufen) Exkurs: Geschichte?
G. <i>Der Weltenbaum</i> (Dichotomie - Diairesis)	G. <i>Von den Gründen</i> (Raum - Zeit, Kausalität)	G. <i>Das Zeichen</i> (Mythos - Symbol) Orpheus - Pythagoras
H. <i>Die Zweiheit</i> (Dualität - Polarität)	H. <i>Von den Musen</i> (Die Künste)	H. <i>Die geistige Welt</i> (Tonzahl/Zahlton der geistige Bereich der «T». Enharmonik)
J. <i>Der Kampf der Götter</i> (Quinten-Diagramm) Gut - Böse Werte - Unwerte	J. <i>Von der Liebe</i> (Eros)	J. <i>Das Heil der Welt</i> ( <i>ἁρμονία ἀφανής,</i> <i>ἀγών</i> → Frieden)

\* Loses, handbeschriebenes Blatt, undatiert.

## INHALTSVERZEICHNIS

Vorrede des Herausgebers .....	XI
Introitus .....	I
<i>I. Teil: Die Welt der Götter</i> .....	39
1. Vorbereitung – Das harmonikale Diagramm .....	39
2. Das Lambdoma .....	43
A. Der Ungrund – Das Symbol $\frac{1}{2}$ des Eidos .....	46
Exkurs über «Gnosis» .....	101
B. Der Urgrund – Das Symbol $\frac{1}{1}$ der Origo .....	107
Exkurs: Der «persönliche» Gott .....	134
C. Der Mittler. Die Zeugertonlinie – das Erlöserprinzip .....	139
Exkurs: Wissenschaft und Theologie .....	149
D. Die Engelsleiter – Die Gleichtonlinien .....	164
Exkurs: Der mystische Weg .....	183
E. Die Dreiheit (Trinitas) .....	191
Exkurs: Das Mysterium .....	211
F. «Es werde!» (Schöpfung) .....	221
Exkurs: Generatio aequivoca – Urzeugung .....	261
G. Der Weltenbaum .....	267
1. Begrenzend – Unbegrenzt. Die pythagoreische Prinzipienlehre .....	269
2. Messschnur – Kanon – Monochord .....	296
3. Der Weltenbaum .....	301
4. Weltenmantel und Himmelszelt (Der Webstuhl) .....	316
5. Die Separatio (Dichotomie, Diairesis) .....	323
Exkurs: Dialektik .....	331
H. Die Zweiheit (Dualismus, Polarität, Reziprozität) .....	335
Exkurs: Dualismus – Monismus – Mystik (ihre Synthese im Lambdoma) .....	352

J. Der Kampf der Götter (Gut – Böse. Wert – Unwert. Das Quintendiagramm) .....	357
1. Die harmonikalen Ansätze .....	358
2. Ektypik .....	364
a. Mythologisches .....	364
b. Philosophisch-Religiöses .....	371
c. Harmonikales .....	379
1) Das Luzifer-Problem .....	384
2) Norm – Gesetz .....	385
3) Raum – Zeit .....	385
4) Das Quintendiagramm .....	386
Exkurs: Wert – Unwert .....	387
II. Teil: Die Welt des Menschen .....	395
A. Von der Bewegung (Schwingung).....	395
1. Schwingung.....	396
2. Periodizität und Rhythmus .....	406
3. Von der Welle (Schwingung, Rhythmus, Metrum) zum Ton.....	421
Exkurs: Zur Geschichte .....	424
Anmerkungen des Herausgebers.....	432

## VORREDE DES HERAUSGEBERS

### I

Hans Kayzers «Orphikon», das hiermit neun Jahre nach dem Ableben des Autors als Torso der Öffentlichkeit übergeben wird, hätte nach dem vorliegenden Gesamtplan (oben S. VII) neben und vor dem «Lehrbuch der Harmonik» sein umfassendstes Werk werden sollen: ein Buch, bei dem es Kayser, nach seinen eigenen Worten, «weniger auf eine allgemeine Anwendung der harmonikalen Wertformen» ankam – davon handeln in der Hauptsache seine älteren Bücher – «als auf ihren symbolisch-geistigen Gehalt»<sup>1</sup>. Dieser besondere Hinblick auf den Symbolgehalt ist zwar nicht völlig neu – Kayser hat schon früher mancherlei Beispiele für die Symbolträchtigkeit harmonikaler Diagramme gegeben, so vor allem in seinem «Lehrbuch»<sup>2</sup>. Im «Orphikon» sollte nun aber die symbolisch-mythische Funktion besonders des Grunddiagramms (Lambdoma) im Mittelpunkt aller Betrachtungen stehen und in systematischer Ordnung und Folge dargestellt werden.

Kayser wendet sich in diesem Werk ausdrücklich «an den Freund und Leser, der sich bereits mit der Harmonik beschäftigt», d. h. ihre Grundlagen schon kennt<sup>3</sup>. Er setzt also voraus, dass der Leser mit dem Lambdoma, seinem Aufbau und seiner Tonzahlenordnung schon einigermaßen vertraut ist.

### II

Es scheint, dass der Autor ungefähr um die Zeit, wo er das Manuskript seines «Lehrbuchs» endgültig dem Setzer überlassen hatte, mit der Abfassung des neuen grossen Werkes begann. Über den Fortschritt der Arbeit orientieren die am Fuss einer Seite bisweilen eingetragenen Daten. (Das erste Datum auf S. 10 der Ur-schrift ist der 15. April 1949.) Nach sieben Jahren bedächtig und mit längeren Unterbrechungen fortgeführter Niederschrift blieb die Arbeit stecken. Vermutlich war in Kayser allmählich der Entschluss gereift, die ursprünglich als Bestandteil des «Orphikon» geplante Abhandlung über die Tempel von Paestum zu einem selbständigen Buch auszuarbeiten und es dem «Orphikon» vorzuschicken. Ausschlaggebend für diesen Entschluss mag die Bewilligung eines Antrags gewesen sein, den Kayser der «Bollingen Foundation» um die Mitte der 50er Jahre eingereicht hatte. Schon 1954 war er vier Wochen auf Capri bei der ihm befreundete-

<sup>1</sup> «Orphikon» S. 404.

<sup>2</sup> Hans Kayser, «Lehrbuch der Harmonik» (Zürich 1950) § 30 «Trinität» oder § 54 «Harmonikale Kosmogonie».

<sup>3</sup> In dem von Kayser begonnenen Register zum «Orphikon», unter dem Stichwort «Autor».

ten Inkaforscherin, Frau Elena Hosman, zu Gast. Ein zweiter Besuch erfolgte 1957. Beide Male hielt sich Kayser anschliessend in Paestum auf, 1954 zur Vermessung und fotografischen Aufnahme der dorischen Tempel<sup>1</sup>. Im Jahre 1958 erschien dann sein Paestumbuch<sup>2</sup>. Im April 1959 beteiligte er sich an einer dreiwöchigen Hellasfahrt, die ihn – zum ersten und letzten Mal – durch das ionische und ägäische Inselmeer führte. Endlich nahm er 1961 längeren Aufenthalt in Gerace (Kalabrien) und gewann von dort, auf seinen Erkundungszügen längs der Ostküste, ein lebendiges Bild der grossgriechischen Besiedlung (Kroton, Sybaris, Metapont bis Tarent).

Es scheint, dass, nach siebenjähriger Arbeit am ersten Teil seines «Orphikon», die geistige und leibliche Erfrischung, die solche Reisen und Aufenthalte im Süden – in der Luft und Landschaft des Pythagoras – ihm boten, einem starken geistigen wie auch gesundheitlichen Bedürfnis entsprach und dass er sie dankbar genossen hat.

Im August 1961 «nach 5½jähriger schöpferischer Pause», wie eine Eintragung in das Manuskript bezeugt, kehrte dann Kayser – man möchte meinen: mit verjüngten Kräften – zu seiner «Harmonikalen Symbolik» zurück. Aber schon nach wenigen Seiten eines historischen Exkurses zum 1. Kapitel des II. Hauptteils bricht das Manuskript von neuem ab, diesmal endgültig. Von den mutmasslichen Gründen dieser unerwarteten Wendung wird noch zu reden sein. Das Letzte, was der Autor an seinem unvollendeten Werk in der Folge noch getan hat, bleibt die Reinschrift eines Teiles der ersten Fassung, die als nochmalige Überarbeitung gelten kann. Vermutlich stammt sie aus dem letzten oder vorletzten Lebensjahr des Verfassers. Diese Reinschrift – ein kalligrafisches Meisterwerk des mehr als Siebzigjährigen – bricht dann auch wieder unversehens ab<sup>3</sup>: an einer Stelle, die mit ihrem Ausblick auf das Ende aller irdischen Mühen freilich wie geschaffen erscheint, ein langes und reiches Lebenswerk zu beschliessen. Es ist, als hätte Kayser, der, von der Ahnung eines nahen Todes erfasst, hier seine tief religiöse Natur enthüllt wie kaum je zuvor, nach solchem Ausdruck tröstlicher Ergebung jede Fortsetzung der Reinschrift als überflüssig, wenn nicht gar als unziemlich empfunden.

### III

Wir kommen auf die Frage zurück, weshalb das «Orphikon» ein Bruchstück geblieben ist und nur der erste der drei geplanten Hauptteile abgeschlossen vor-

<sup>1</sup> Dieses und die folgenden Daten von K.s. Aufenthalten und Reisen in Italien nach Rudolf Haase: «Hans Kayser – ein Leben für die Harmonik der Welt» (Basel 1968) S. 112ff.

<sup>2</sup> «Paestum» (Heidelberg 1958). – Nach einem Brief des Autors an J. Schwabe vom 30. Januar 1955 wäre das Manuskript schon Ende 1954 oder im Januar 1955 fertig geworden.

<sup>3</sup> «Orphikon» S. 106 (= S. 142 der Urschrift und S. 184 der Reinschrift), am Ende des Exkurses über die Gnosis.

liegt. Da leuchtet zunächst ein, dass es für Kayser verlockend sein musste, die in Paestum gewonnenen Einsichten in die harmonikale Struktur der dorischen Tempel baldmöglichst als selbständige Schrift zu veröffentlichen. Mit ihr durfte er hoffen, sich einem ungleich breiteren Leserkreise verständlich zu machen als mit seinen anspruchsvolleren Beiträgen zur Symbolik religiöser und philosophischer Vorstellungen. Die Verzögerung und der vorläufige Abbruch seiner Arbeit am «Orphikon» lassen sich damit hinreichend erklären.

Warum er dann aber, nach dem Abschluss des Paestumbuches und seinem Erscheinen, weiterhin zögerte, das Symbolwerk fortzuführen, und endlich auf dessen Vollendung ganz verzichtete, dafür möchten wir drei Umstände verantwortlich machen:

1. Das begonnene Manuskript war, wider alles Erwarten, von Kapitel zu Kapitel sehr viel umfangreicher geworden, als der Autor vorausgesehen hatte. Als ich mich – es muss ums Neujahr 1951 gewesen sein – bei ihm nach dem Fortgang seiner Arbeit telefonisch erkundigte, tönte es beinah schadenfroh zurück: «Schon 140 Folioseiten vollgeschrieben und noch nicht einmal bei der Origo (1/1) angelangt!» Nach diesem Grundmass ging es durch Jahre weiter. Sollte da nicht die noch unbewältigte Masse des Stoffes ihm endlich wie ein unübersteigbares Gebirge erschienen sein?

2. Hinzu kam ein Nachlassen seiner Gesundheit, Vorboten eines Coronarleidens hatten sich schon seit dem Sommer 1946 fühlbar gemacht. Mit der Zeit traten die sehr schmerzhaften Anfälle häufiger und heftiger auf, was nicht ohne ernstliche seelische Rückwirkungen bleiben konnte. Schlafstörungen stellten sich ein und damit ein Schwinden der gewohnten Schaffensfreude:

«Die Herzschmerzen trieben mich wieder einmal aus dem Bett, trotz Pillen und Tropfen. – Alle zwei Stunden wache ich in diesen Nächten auf, bin müde und wach zugleich. Wer von den andern weiss von diesen Höllen des Schaffenden!»<sup>1</sup>

Seit jener Zeit gab Kayser bisweilen im persönlichen Gespräch zu verstehen – zwar nicht ausdrücklich, aber doch ganz unüberhörbar – dass er zu einer grösseren Arbeit kaum mehr fähig sei. Das Bewusstsein, in solchem Zustande sein Riesensymbolwerk unerledigt aus der Hand legen zu müssen, muss für ihn zeitenweise beklemmend gewesen sein.

3. Die in ihm aufkommende Arbeitsmüdigkeit (nicht verwunderlich nach seiner langjährigen Tätigkeit als Herausgeber fremder und Verfasser vieler eigener Werke) wurde dann noch genährt durch mancherlei Einwände und wenig verständnisvolle Kritiken befreundeter oder von ihm hochgeschätzter Autoren. So

<sup>1</sup> Brief Kaysers vom 26. Februar 1949 – d. h. schon vor Beginn der eigentlichen Arbeit am «Orphikon» – an den ihm befreundeten Arzt Dr. Hermann Augustin in Allschwil bei Basel. Dr. Augustin, in dessen Landhaus Kayser mitunter übernachtete, war mehr als einmal Zeuge solcher Herzanfälle.



musste er beispielshalber von Hermann Friedmann die anscheinend wohlgemeinte Mahnung entgegennehmen<sup>1</sup>: «Das Instrument symbolnaher Wissenschaft ist der Verstand (und nur der Verstand)». Zum Glück befolgte Kayser den Wink des Freundes so wenig wie dieser selbst, Friedmann nämlich versichert noch auf der gleichen Seite, in einem «Selbstschau» betitelten eigenen Sonett: «Doch wächst dir Wissenschaft auch aus der Seele.» Kayser antwortet dem nordischen Philosophen auf diesen sonderbaren Widerspruch sachlich und mit ruhiger Würde.<sup>2</sup>

An anderer Stelle (Orphikon S. 410) schreibt er nicht ohne Bitterkeit:

«Ich habe mir darüber schon fast die Finger wundgeschrieben und weiss, dass das heutige Geschlecht der Wissenschaftler immer noch an seinem trockenen Whewell (Geschichte der induktiven Wissenschaften, 3 Bde., Stuttgart 1830–1842) und dessen Nachfolgern festhält, dass es also hoffnungslos ist, den wirklichen Kepler, und nicht nur den der 'drei Keplerschen Gesetze' heute präsentieren zu wollen, um so hoffnungsloser, wenn man selbst einen so verdienstvollen Keplerherausgeber wie Max Caspar an der Hauptsache vorbeigehen und nicht den Mut aufbringen sieht, zum Harmoniker Kepler als exaktem Wissenschaftler ebenso zu stehen wie zum Astronomen Kepler.»

Dies Urteil über Caspar ist auf jeden Fall zu hart<sup>3</sup>, und der Vorwurf mangelnder Zivilcourage offenbar unbegründet. Beides zeigt indessen, wie Kayser wirklich empfand: Die Vergeblichkeit seiner Bemühungen, der Harmonik im herrschenden Wissenschaftsbetrieb Gehör zu verschaffen, und die Zurückhaltung mancher der fähigsten Köpfe waren dazu angetan, ihm die Lust zur Fortsetzung seines Werkes zu verleiden. Doch wurde ihm der Verzicht auf die Weiterarbeit wohl etwas erleichtert durch das Bewusstsein, wenigstens den so wichtigen ersten Teil des Werkes («Die Welt der Götter») vollendet und damit den Nachweis für die harmonikale Struktur der historischen Glaubenssysteme erbracht zu haben.

#### IV

Die Ordnung des Ganzen und die Gliederung der Teile hat uns Kayser in verschiedenen Fassungen – als Skizzen und dann in endgültiger Form – hinterlassen. Was davon zur Ausführung gelangt ist, lässt sich dem Inhaltsverzeichnis dieses

<sup>1</sup> In «Wissenschaft und Symbol» (Heidelberg 1949) S. 120, im Rahmen einer kritischen Betrachtung von Kaysers Harmonik.

<sup>2</sup> «Orphikon» S. 20, ferner S. 402f.

<sup>3</sup> Das beweisen schon zwei Sätze in Caspars Einleitung zu Keplers «Weltharmonie» S. 55 Sp. 2. «Es ist wirklich nicht nötig, dass man, wie es so häufig geschieht, den Kepler der Harmonik durch den Kepler der Planetengesetze entschuldigt. Es ist vielmehr wahr und richtig, wenn Andreas Speiser in seiner feinsinnigen Studie die «Weltharmonie» den schönsten und tiefsten Teil von Keplers Lehre nennt.»

Bandes entnehmen. Wie das Weitere geplant war, erhellt aus der Gesamtübersicht auf S. VII. Jeder der drei Teile sollte nach streng symmetrisch-analogischer Ordnung in neun Kapitel zerfallen. (Die Dispositionsentwürfe enthalten noch einzelne Abweichungen von der endgültigen Reihenfolge, ausserdem Varianten im Titel und in den Stichwörtern einiger Kapitel wie auch der ihnen zugeordneten Exkurse.)

Im fertigen ersten Teil behandelt Kayser religiöse und philosophische Lehren der frühen Hochkulturen, der Antike, grundlegende Dogmen der christlichen Kirche und anderer Hochreligionen, aber auch Glaubensvorstellungen – soweit sie noch festzustellen waren – mancher sogenannten Naturvölker. Themen wie «Abgrund der Gottheit», «Schöpfergott», «Der Mittler», «Die Trinität», «Die Weltordnung» («Der Weltenbaum»), «Die Dualität und Polarität», endlich auch «Gut und Böse» (letzteres als Zerrüttungsprodukt der ursprünglichen Vollkommenheit) kommen der Reihe nach zur Sprache. Alle diese archetypischen Vorstellungen und Begriffe werden an der Struktur des Lambdoma, das für Kayser «in gewissem Sinne eine abstrakt-kosmische Formel darstellt»<sup>1</sup>, entwickelt und anhand der darin vorgegebenen Tonzahlenordnung in ihrem Sein und Sosein gleichsam harmonikal gerechtfertigt.

Dass es Zusammenhänge bzw. Entsprechungen zwischen Musik und Architektur, zwischen Tonzahlen (oder Intervallen) und Proportionen von Bauwerken gibt, dürfte allgemein bekannt und auch unbestritten sein. Dass aber das Strukturgesetz der Harmonik in ähnlicher Weise religiösen und mystischen Vorstellungen und ihrer Symbolik zugrunde liegt, und der Harmoniker solche Ideen aus Diagrammen erschliessen, ableiten und deuten kann, das wird für viele Leser das Überraschende, eigentlich Neue des vorliegenden Werkes sein. Und eben diesen Nachweis zu erbringen, war Kaysers Hauptanliegen im ersten Teil des «Orphikon». Am meisten ging es ihm dabei um die harmonikale Begründung des Symbols o/o für die Gottheit. Dazu schreibt er: «Die Gewissheit, dass das Symbol o/o als Wirklichkeit, ja als die höchste Realität existiert, dieses Ergebnis dürfen wir, ohne uns dem Vorwurf einer Überheblichkeit auszusetzen, als ein Novum in der Geschichte der Erkenntnis und der Religionsphilosophie buchen.» (S. 101). Und wenn er anhand des Zeichens o/o feststellt, «dass die Akroasis gerade mittels ihrer Symbole da Klarheit schafft, wo die üblichen literarisch-philologischen Überlegungen versagen» (S. 241), so kann er sich dabei auf den deutschen Mystiker Nikolaus von Kues berufen, von dem E. Hoffmann<sup>2</sup> schrieb: «Mathematische Denkformen waren ihm Symbole, um Glaubenswahrheiten erkennbar zu machen». Allgemein könnte man, ein Fragment des Philolaos variierend, sagen: Kayser tut hier in der Hauptsache eben das, was Platon und das pythagorische 'Heilige Wort' in den 'Bacchen' taten, nämlich: «Theologie in Gestalt von mathematischen Figuren lehren»<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> «Orphikon» S. 219.

<sup>2</sup> «Die grossen Deutschen» Bd. I (1935) S. 265.

<sup>3</sup> Proclus, Euklidkommentar. Vgl. Diels «Fragmente der Vorsokratiker» I 317.

Nun habe ich, seit meiner ersten Begegnung mit der Harmonik im Jahre 1946, diese Ordnungslehre in ähnlicher Weise zur Symbolforschung herangezogen wie Kayser im «Orphikon»<sup>1</sup>. Deswegen steht zu befürchten, dass hier, wo es gilt, den Wert und die Bedeutung seiner Forschungsweise ins gehörige Licht zu setzen, ich allzu sehr Partei bin, um das auf die rechte Weise zu tun. Und so freue ich mich, jetzt einem Lehrer der Musikwissenschaft, der dem Werke Kayzers objektiver gegenübersteht, das Wort überlassen zu dürfen. Der folgende Abschnitt bringt Auszüge aus dem sehr bemerkenswerten Gutachten, das Prof. Dr. Hans Conradin von der Universität Zürich auf Ersuchen und zuhanden der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft im Jahre 1968 über das «Orphikon» geschrieben hat.

## V

Der Desintegration der gegenwärtigen wissenschaftlichen und kulturellen Welt möchte Kayser die Integration entgegenstellen. Das Mittel derselben ist eine als «Harmonik» bezeichnete Geisteshaltung. Diese soll die Welt von ihren Rissen heilen. Der Harmonik Kayzers wohnt – und das zeigt sich auch in seiner Schrift «Orphikon» unverkennbar – ein zeitkritischer Charakter inne. Diese Zeitkritik visiert im weiteren Sinne den leidenden Menschen der Gegenwart an. Im engeren Sinne richtet sie sich gegen die europäisch-abendländisch-moderne Wissenschaftlichkeit und Geistigkeit überhaupt ...

Was den Leser der Schriften Kayzers wohlthuend berührt, ist die Tatsache, dass Kayzers Ansicht vom Wesen der Welt und des Seins alles Negative, Destruktive, Nihilistische, das zahlreichen Produkten des zeitgenössischen künstlerischen Schaffens und philosophischen Denkens eigen ist, abgestreift hat. Kayser sagt ein klares Ja zu dieser Welt. Er betrachtet diese bei Eingeständnis all ihrer Mängel grundsätzlich doch als eine gute Welt; das Leben in dieser Welt ist sinnvoll.

Man hat sicherlich einen Wesenszug der Lehre Kayzers erfasst, wenn man darauf hinweist, dass nach seinem Dafürhalten die gesamte Welt, aber auch der Mensch und die menschlichen Schöpfungen nach einer bestimmten Ordnung aufgebaut sind. Und zwar ist es dasselbe Ordnungsprinzip, das die Welt des Himmels, der Erde, des Menschen, der Tiere, der Pflanzen, der Kristalle, der Baukunst und der anderen menschlichen Schöpfungen, so auch der Musik, durchdringt, das allem Seienden schlechthin zugrunde liegt. Das schon Pythagoras (bekannte *Lambdoma*, ein die Form des griechischen L aufweisendes Zahlensystem, Zahlengeflecht, ist es, das Kayser zum Symbol dieses letztendlich *einen* Weltordnungsprinzips erhebt. Dieses Prinzip aber findet seinerseits seine Urzelle in der *Tonzahl*. Der Begriff der Tonzahl ist der zentralste Begriff in der Lehre Kayzers. Die Tonzahl ist das Ur-Element des *Lambdoma*, sie ist der letztendliche Wesensbegriff der gesamten Weltordnung. Die Tonzahl (vgl. S. 15ff.) aber bedeutet für Kayser einmal einen «objektiven», «natürlich-physikalischen» Tatbestand, nämlich die Frequenz an Schwingungen, d. h. eine bestimmte Anzahl von Schwingungen eines Kör-

<sup>1</sup> Vor allem in «Archetyp und Tierkreis» (Basel 1951). Dann in den Beiträgen zu «Symbolon» Bd. 1 und Bd. 6: «Lebenswasser und Pfau» bzw. «Die kosmogonischen Zwillinge und das Säulenpaar im Tempel».

pers pro Sekunde. Hier liegt die Zahl, die *Tonzahl* vor. Nun wird die Tonzahl aber vom Menschen nicht nur denkerisch-mathematisch erfasst, sondern auch *gehört*. Die Frequenz, die Zahl, ist nicht nur Zahl, sondern als vom Menschen gehörte Zahl wird sie zum *Ton*. Nunmehr liegt beim Wort «Tonzahl» der Akzent auf «Ton»: «Tonzahl». Der Ton als vom Menschen gehörter ist aber Grundlage-Wesensbegriff dessen, was Kayser als *Tonwert* bezeichnet. Nur diese Art von Tonzahl wird bzw. ist Ur-Element des *Lambdoma*, ist letztendlicher Wesensbegriff der gesamten Weltordnung. – Und nun erkennt man, dass man betreffend Kayzers Harmonik mit dem Hinweis darauf noch nicht alles gesagt hat: dass ein- und dasselbe Ordnungsprinzip das gesamte Sein durchdringt, ihm zugrunde liegt, nämlich sowohl den einzelnen Dingen, als auch der Welt in ihrer Gesamtheit. Vielmehr muss noch darauf hingewiesen werden, dass dieses Weltenprinzip in der Zweiheit Mensch/Ich – Es/Welt besteht. Diese Zweiheit Mensch-Welt bedeutet aber nicht ein mehr oder weniger zufälliges Zusammenkleben dieser beiden «Hälften», sondern vielmehr ein inneres Zusammengehören von innerer und äusserer Welt – hier berühren wir wohl den Wesensbegriff des Wortes «Harmonik» im Sinne Kayzers. Diese *Zwei-Einheit* zeigt sich mit brennpunkthafter Deutlichkeit an der *Obertonreihe*. Schon diese repräsentiert nämlich eine Mensch-Welt *Zwei-Einheit* in Einem. Den – und damit berühren wir die «objektive» Seite der Obertonreihe – aus ganzen Zahlen bestehenden Zahlenverhältnissen entsprechen auf «subjektiver» Seite, d. h. auf Seite des Menschen, reine Intervalle als Bewusstseinserscheinung und die Empfindlichkeit des Hörers gegen jede Verstimmung dieser Intervalle, die er als Verunreinigung von deren Klangbild empfindet (vgl. S. 17ff.). Hier liegt eine Entsprechung zwischen einer zahlenmässigen und psychischen Wirklichkeit vor. Jacques *Handschin* kennt auf akustisch-musikalischem Gebiete auch solche Entsprechungen. Er bezeichnet sie als Wunder<sup>1</sup>. Die Ober- und (als deren Spiegelung) die Untertonreihe machen aber die Bau-Art des *Lambdoma* bzw. im Sinne der Entsprechung die Bauart dessen aus, was das *Lambdoma* symbolisiert, nämlich des Urprinzips, das der gesamten Welt in ihrer Ganzheit und in ihren Einzelteilen zugrunde liegt. Immer besteht dieses Ur- oder Weltprinzip in der *Zwei-Einheit* Mensch-Welt. Den Ordnungsprinzipien des Kosmos (S. 14f.), den Baugeheimnissen der Pflanzen, des Kristalls, eines menschlichen Kunstwerks steht der Mensch gegenüber. Dieser misst haptisch diese Zahlen, aber er *hört* sie auch. So tönt für Kayser der ganze Kosmos – und die auch schon von Pythagoras und den Pythagoreern, aber auch von vielen anderen antiken und mittelalterlichen Denkern konzipierte Idee der Weltenmusik (Sphärenmusik) erfährt bei Kayser eine durchaus eigenständige Wiedergeburt.

Was wir aus dem bisher über Kayzers Lehre Gesagten erkennen – ich hoffe damit nicht zu weit zu gehen – ist: dass diese Lehre einen starken Gehalt an Menschlichem, an Humanum aufweist. Dies zeigt sich darin, dass eben das Weltprinzip, das «Urphänomen der Tonzahl» (S. 16ff.) in der *Zwei-Einheit*: Mensch-Welt besteht. Im Urphänomen der Tonzahl treten äussere materielle und innere seelische Welt zusammen (S. 16). Der Mensch wird sich der zahlenmässigen Grundlagen der Welt objektiv-forschend, berechnend-denkend, aber auch *hörend* bewusst. Der Mensch tritt dem Urphänomen der Tonzahl, diesem Element des Weltprinzips denkend-sehend-hörend entgegen. Er tritt darüber hinaus denkend-sehend-hörend der Welt entgegen, dringt so Stufe um Stufe bis zu ihrem Baugeheimnis vor, das er nun – nach Kayser – im *Lambdoma* symbolisiert findet. Dies Denken-Sehen-Hören des Baugeheimnisses der Welt ist dessen einzig adäquate Wahrnehmung, bedeutet – so dürfen wir vielleicht sogar sagen – dessen Vervoll-

<sup>1</sup> Vgl. J. Handschin, «Der Toncharakter – eine Einführung in die Tonpsychologie» (Zürich 1948) S. 112f.

ständigung, Vollendung. – Das Hören insbesondere führt uns in das Innen der Dinge, wie Kayser in einer früheren Schrift einmal sagt<sup>1</sup>. Sehen und Hören sind im Bereiche harmonikalen Wahrnehmens aber nicht als alltägliches blosses Sehen und Hören zu verstehen, sondern als vergeistigtes Sehen und Hören. Für das harmonikale Wahrnehmen gilt: Nicht nur das Denken ist vergeistigt, sondern auch das Sehen und Hören. Kayser spricht hier von «Erzündung» des Auges und des Ohres. Diese zeigt sich schon beim Sehen und Hören im Bereiche der Bildenden Künste und der Musik (vgl. S. 12, 13). Denken, Sehen, Hören schliessen sich im harmonikalen Wahrnehmen zur echten Schau der Welt zusammen, deren (der Schau) Wesensbegriff aber nach Kayser niemand anders als der Eros im Sinne Platons ist (S. 13). ...

Die Obertonreihe nun ist es, der nach Kayser als Aufbauform des Lambdoma bzw. dessen, was das Lambdoma symbolisiert, also des Urprinzips der Welt, besondere Bedeutung zukommt. Diese Bedeutung besteht nun aber nicht darin, dass die Obertonreihe als Kraftquelle wirkte, also als der Ursprung einer Kraft, die dann die ganze Welt durchdränge, sondern – und damit berühren wir wohl eine innerste Ader harmonikaler Denkweise – vielmehr darin, dass Kayser der Obertonreihe auf dem Wege der Entsprechung Weltgeltung verschafft. Kayser interpretiert die Welt, das Weltgeschehen nicht als Folge-Wirkung der Obertonreihe oder von sonst etwas. Die Kausalitätskategorie gelangt hier nicht zur Anwendung. Die Welt ist für Kayser vielmehr durchwaltet in ihren Teilen und als Ganzes von ein- und demselben Aufbauprinzip, dessen eigentlicher Wesensbegriff oder brennpunktartige Spiegelung in der Obertonreihe erblickt werden muss. Kayser tritt in seinem Versuch, die Welt, das Weltgeschehen zu deuten, diesen Sachverhalten nicht wie die bisherige, übrige Wissenschaft, diskursiv-analysierend entgegen, sondern er lässt diese Denkweise, ohne sie schlechthin zu verneinen, eben doch aufgehen, integriert werden in einem Wahrnehmen, das zu wesentlichen Teilen in einem intuitiven Schauen besteht. Und nun «schaut» er, wie in diesem scheinbar so chaotischen Weltgeschehen überall dasselbe Bauprinzip auftritt – Harmonia aphanes, unsichtbare Harmonie –, ein Bauprinzip, das als nichts anderes denn als Entsprechung zur Obertonreihe betrachtet werden muss. So wird die Welt zum Kosmos. Und der schauende, nämlich der denkende-schende-hörende Mensch hört nunmehr den Klang der Welt. Klang der Welt: Das bedeutet letztlich, dass der Mensch den Kosmos schaut. Der Klang der Welt, wie auch die Tonzahl bedeuten für Kayser das Zusammentreten von äusserer materieller und innerer seelischer Welt. – Die Spiralnebel kosmisch-astronomischer Natur, jene riesigen Sternensysteme schaut Kayser als Entsprechungen zur Obertonreihe. Dabei arbeitet er mit einer rechnerischen Manipulation: nämlich mit Hilfe der «Umwandlung der Töne in Winkel, d. h. Vektoren, Richtungen» (S. 23). ...

Im nunmehr folgenden Abschnitt sei versucht auf diejenigen Sachverhalte hinzuweisen, auf Grund deren das «Orphikon» sich von den anderen früheren Werken Kayzers unterscheidet. – In diesem seinem eigentlichen Alterswerk versucht Kayser, die Gültigkeit der harmonikalen Weltanschauung mit aller Energie und in eindrücklicher Weise auf den metaphysisch-religiösen Bereich auszudehnen. Der Mensch in seiner Religion (Rückbezogenheit) auf Gott, das Verhältnis Mensch-Gott steht ureigentlich im Mittelpunkt des «Orphikon». Die ganze Welt wird von Kayser trotz Fehler, Abweichungen als sich auf einer zutiefst sittlichen Weltordnung aufbauend gedacht-geschaut. Nach Kayser – diese Lehre versucht er in seinem «Orphikon» schriftlich niederzulegen – wird die gesamte Welt von einer göttlichen Macht ordnungshaft geleitet. So ist die Welt, das

<sup>1</sup> «Der hörende Mensch» (Berlin 1932) S. 296.

gesamte Sein ein Kosmos. Kayser will – im Rahmen seiner Lehre – dem Menschen, der wegen seines vermeintlichen Vor-das-Nichts-Gestelltseins von Ängsten geplagt ist, durch den Hinweis auf die Existenz einer göttlichen Macht Trost, Sicherheit und innere Ruhe geben. Diese Gewissheit ist es, die jedem Menschen, welchen Glaubens oder Unglaubens er auch sei, beim Lesen dieser Zeilen unverkennbar Beruhigung und inneren Halt gewährt. Deshalb darf die Lektüre des «Orphikon» als tröstlich und beglückend bezeichnet werden – und dies gerade heutzutage, wo es in der Philosophie und in der Literatur zum guten Ton gehört, sich in nihilistischen Gedankengängen zu ergehen. ...

Hier ist auch nachdrücklich daran zu erinnern, dass das Lambdoma wohl urbildurphänomenhaftes Symbol des gesamten Seins ist. Darüber hinaus – und wohl vor allem – ist es aber auch Symbol der gesamten Welt, wie sie *sein soll*. Dem Lambdoma kommt die Bedeutung eines Symbols alles Sittlich-Normativen in dieser Welt zu. Dem Lambdoma kommt normative Bedeutung zu. Es ist auch sittlich unterbautes Leitbild für den Menschen als in den Kosmos gestelltes Wesen. – Worum es Kayser im «Orphikon» – wenigstens in dem schriftlich ausgeführten Teil desselben – geht, ist: die Existenz Gottes, einer als göttlich zu bezeichnenden Instanz als *gewiss* zu erweisen. ...

Das Lambdoma, dieses Netzwerk von Zahlen, die als Ober- und Untertonreihen gebaut sind, endet und beginnt notwendigerweise mit den Zahlenwerten  $0/0$  und  $1/1$ . So endet die Welt – in engster Entsprechung zum Lambdoma – eben in, sie beginnt mit dem Göttlichen. Für den Menschen ist dies Göttliche letztes und höchstes Ziel seines Strebens, Sehens, ja Lebens. Das Göttliche aber ist auch die Instanz, von der Entstehung und Werden der Welt ausgehen. ...

Aus dem Bestehen der Welt und aus der Art ihres Gefüges und aus der Tatsache, dass  $0/0$  und  $1/1$  aus dem Konstruktionsmodus des Lambdoma quasi sich von selbst und notwendigerweise ergeben und aus der Eigen- und Einzigartigkeit von  $0/0$  und  $1/1$  heraus ist die Existenz eines persönlichen Schöpfergottes und eines Göttlichen, eines «Ungrundes» als *gewiss* anzunehmen. Der Rechtsgrund dieses die Existenz von Schöpfergott und Göttlichen-Ungrund Annehmen-Müssens kann nur der sein: dass ein Schöpfergott und ein Göttliches auch tatsächlich existieren. Mit diesen Worten kann man die Art des harmonikalen Gottesbeweises ungefähr umschreiben. So sagt Kayser: Nun, *die Harmonik hat auf ihrer wissenschaftlichen Ebene im Diagramm des Lambdoma und dessen obersten Symbolen  $0/0$  und  $1/1$  den verlangten Gottesbeweis in einwandfreier wissenschaftlicher Weise gefunden*» (von Kayser unterstrichen, S. 159). Der Inhalt dieses Satzes wird von Kayser als «Wiederentdeckung und als alpythagoreisches Erbgut» (S. ebda) bezeichnet. – Diese Worte enthalten für jeden Menschen unendlich tröstliche Aussagen.

Wenn Kayser auch vermeint, die Harmonik sei in der Lage, die Existenz Gottes bzw. einer höchsten göttlichen Instanz ( $0/0$  = Symbol für Eidos-Ungrund, für das mehr unpersönlich Göttliche,  $1/1$  = Symbol für den mehr persönlichen Schöpfergott) wissenschaftlich zu beweisen, so darf die dieser Aussage Kayzers zugrunde liegende Geisteshaltung keineswegs etwa als frivol-optimistisch bezeichnet werden. Vielmehr ist sich Kayser über die Grenzen menschlicher Erkenntnis durchaus im klaren. Wir wissen wohl, dass etwas besteht, nicht aber wissen wir um das Wie und Warum einer Sache. Letztendlich ist das gesamte Sein, begonnen mit dem Ungrund-Eidos, dem Göttlichen (=  $0/0$ ), mit Origo, dem Schöpfergott (=  $1/1$ ), über die Welt der Sterne (S. 212ff.) bis «hinunter» in die Bereiche der Erde *Geheimnis*. Anhand einer Orchidee fragt sich Kayser: «Was ist das Leben?». «Welche unbegreifliche Formkraft schafft das Wunder dieser Blüte?».

«Was geht im Innern der Pflanze vor?». «Wer reguliert dieses komplizierte System der Korrelationen der ganzen physiologischen Prozesse?». Auf alle diese Fragen antwortet Kayser mit den Worten: «ein Geheimnis» (S. 214). Bei aller Überzeugtheit von der Erkenntniskraft harmonikalen Schauens ist sich Kayser dennoch bewusst, dass dieses harmonikale Schauen zugleich lehrt: dass «die Welt ... in ihren letzten Gründen und Abgründen, für uns Menschen ein Geheimnis, und für sie selbst, von der Welt selbst aus gesehen, ein Mysterium» ist (S. 215). «Hier soll man stille sein und verehren» (S. 215). Der harmonikal geschulte Mensch begegnet der gesamten Welt mit Ehrfurcht (S. 220). Kayser nähert sich hier der Geisteshaltung, die auch der altersreife Goethe gegenüber der gesamten Welt einnahm S. 216.

Das Lambdoma wird nun von Kayser – und damit berühren wir eine charakteristische Seite des «Orphikon», soweit es ausgeführt wurde – als wichtiges Instrument eingesetzt zu einem vertieften Verständnis von Mythen, Religionen, Philosophien. Kayser glaubt dabei zu erkennen, dass diese Mythen, Religionen und Philosophien dieselben Sachverhalte *ahnen*, was die Harmonik mit Hilfe des Lambdomas mit wissenschaftlicher Sicherheit *festzustellen* vermag: die Existenz des Göttlichen, des Ungrundes (= 0/0), die Existenz des Schöpfergottes, des Urgrundes (= 1/1). Dass in den Mythen, Religionen, Philosophien-Weltanschauungen der verschiedensten Völker, Zeiten und Menschen ein ahnungsvolles Erkennen einer göttlichen Instanz (das Göttliche = 0/0 und der Schöpfergott = 1/1) vorliegt, ist für Kayser ein Beweis dafür, dass in der Seele der Menschen und Völker die vom Lambdoma als Ganzem und in seinen Teilen symbolisierten Sachverhalte vorgebildet liegen. Hier spricht Kayser von *Prototypen*. Kurz und etwas ungenau summarisch gesagt: Das Lambdoma ist in der Seele des Menschen als Prototypus wirksam. ...

Kayser prägt eine neue Art von Wissen: das harmonikale Wissen. Dieses grenzt er vom «blossen Glauben und vom nur intellektuellen Wissen» (S. 431) ab. Das harmonikale Wissen verschafft uns völlige Gewissheit, dass Gott, dass das «Mysterium» (S. 431) existiert. Wie und warum dieses ist, sagt uns das harmonikale Wissen nicht. Für es ist letztlich das gesamte Sein ein Geheimnis. Diesem Geheimnis kann man nur erstaunt-ehrfürchtig gegenüberreten. Der Harmoniker fragt weniger nach dem Wie und dem Warum der Dinge der Welt. Er sieht Entsprechungen, sieht, wie die verschiedensten Teile des Seins dem gleichen Baugesetz-Baugeheimnis gehorchen. Weiter dringt er nicht vor. Mit diesem Entsprechungs-Erkennen sieht er die Grenze harmonikalen Denkens und des menschlichen Denkens überhaupt erreicht. Diese Grenze aber gilt es zu respektieren. ...

Man kommt dem Begriff «Musik», wie er sich im «Orphikon» mehr nur mittelbar als unmittelbar findet, wohl schon einigermaßen nahe, wenn man vorerst darauf hinweist, was Kayser in seinem «Orphikon» unter Musik *nicht* versteht. Er versteht darunter nicht das, was wir unter diesem Begriff verstehen: nämlich die Musik in unserem Sinne – Musik als Sammelbegriff für die Summe aller Musikwerke vom schlichten Volkslied bis zur Symphonie klassischer, romantischer oder moderner Provenienz, bis zum Werk des 20. Jahrhunderts für grosses oder Kammerorchester usw. Diese Musik wird kaum erwähnt im «Orphikon». Sie spielt in diesem Werke eine durchaus untergeordnete Rolle. Unter «Musik» versteht Kayser viel eher den Sachverhalt, den er bisweilen mit den Worten «*Harmonia aphanes*» umschreibt. Mit dieser *Harmonia aphanes* meint Kayser jenes dem alltäglichen Auge unsichtbare (= *aphanes*) ordnungshafte Zusammengefügtsein

der Dinge der Welt, wodurch (gleichwohl nicht kausal zu verstehen) diese Welt eben zum Kosmos wird. ...

Was also der Harmoniker hört, sind nicht Musikstücke, weder einfache noch kunstvolle. Der Harmoniker hört diese Ordnung, dieses ordnungshafte Gefügtsein der Welt (wozu auch die Seele des Menschen gehört), er hört – wenn wir diese Weltordnung schon in das akustische Bereich ziehen wollen – höchstens Akkorde. Das ist der Klang der Welt, der tönende Kosmos, ein Klang, ein Tönen, das aber über das realakustisch-Klangliche in alltäglichem Sinne weit hinausgeht. Diesem Klang, diesem Tönen entspricht auf der Seite menschlicher-harmonikaler Wahrnehmung nicht ein Hören in alltäglich-physiologischem Sinn, also nicht ein äusserliches Hören, sondern ein verinnerlichtes, vergeistigtes Hören, ein Hören, das zum Schauen tendiert, bzw. mit gleich verinnerlichtem, vergeistigtem Denken und Sehen eine Einheit bildet: die man wohl auch im Sinne Kayzers als Schauen (= *theomai*) bezeichnen darf. Hier berührt man den Begriff der «Akroasis», des «hörenden Menschen» von der wahrnehmungsmässigen Seite her. Kayser ist Pythagoreer, aber nicht im Sinne der blossen Nachahmung der alten Pythagoreer, sondern in bewusster Stellung zur gegenwärtigen Welt und ihren Fragen. ...

Das Gesamtwerk Kayzers schreitet in heutzutage einzigartiger Weise den Kreis der Universitas scientiarum ab. Dazu gesellt sich im «Orphikon» im Verein mit der Philosophie die Theologie. Kayser darf von wissenschaftlich-theoretischer Seite her gesehen als «Uomo universale» des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Dafür ist auch das «Orphikon» ein eindrucksvoller Beleg. Man legt diese «harmonikale Symbolik» aus der Hand mit dem Bedauern, dass sie ein Torso geblieben ist, aber mit der Bewunderung dafür, dass auch in ihr allerwesentlichste Bezirke menschlichen Fragens in reichhaltiger, differenziertester und tiefgründiger Art zur Aussprache gelangen – und dies alles in einem einfachen, anspruchslosen, schlicht-schönen Sprachstil.

## VI

Nicht bei allen Lesern werden Kayzers Gedankengänge so tiefes Verständnis und so warme, rückhaltlose Zustimmung finden, wie sie aus Hans Conradins Würdigung sprechen. Kritische Köpfe mögen am «Orphikon» – mit mehr oder weniger Recht – allerhand zu bemängeln, zu bedauern oder abzulehnen haben. Das ist unvermeidlich bei einem Werke, das sich herrschenden Überzeugungen, ja wissenschaftlichen Grundströmungen unserer Zeit so bewusst entgegenstellt. Unvermeidlich auch deswegen, weil dies Werk uns nur in einer ersten, grösstenteils unrevidierten Niederschrift vorliegt<sup>1</sup>: ein Umstand, der manches erklärt und entschuldigt – gewisse Widersprüche, Unebenheiten und Nachlässigkeiten der Darstellung, einzelne Irrtümer, die ungenügende Schärfe mancher Begriffe und anderes mehr.

Es steht dann aber zu erwarten, dass man versuchen wird, auch solche Aussagen des «Orphikon», die nur auf philosophischer Ebene anzufechten wären, aus der

<sup>1</sup> Die revidierte Reinschrift endet bei S. 141 der Urschrift, umfasst also nicht viel mehr als ein Fünftel des Gesamttextes.

begrenzten Sicht einer Fachdisziplin zu widerlegen und damit für abgetan zu halten. Doch eine philosophische Gesamtschau der Welt wie die des Pythagoras lässt sich durch neue Funde der Naturwissenschaft, beispielshalber der Gehörphysiologie, nicht aus den Angeln heben!

Mit Recht rühmt Prof. Conradin in seiner Würdigung den «einfachen anspruchslosen, schlicht-schönen Sprachstil» Kaysers. Dieser Stil – um darüber noch ein Wort beizufügen – kann auch ungemein lebendig und packend werden, wenn ein festlich-heiteres oder ein tragisch-düsteres Bild in des Autors Blickfeld gerät. So schildert Kayser im Abschnitt «Weltenmantel» mit tiefgründigem Humor seine eigenen Versuche am Handwebstuhl und «das Gefühl einer geheimnisvollen metaphysischen Tätigkeit», das ihn dabei überkam. Da liest man ... «Mit Mühe und Not, Begeisterung und Phantasie ward zunächst das Material beschafft: Kettenbaum, ein alter Handwebstuhl und ein kleiner Vorrat von Kettengarn und schöner mit echten Farben gefärbter Wolle. Nun ging es ans Werk! Ein kundiger Webmeister lehrte mich die wichtigsten Operationen, und nach einiger Zeit war ich auf eigene Füße gestellt. Da ist zunächst das sogenannte «Scheren» der Kette. Die Berechnungen, die dazu gehören, erfordern nicht nur eine Harmonie des Kopfes, sondern auch eine Art Rhythmik der Arme und Hände! Und wenn die Kette dann glücklich auf dem Warenbaum mit seinen Schäften und Litzen, waagrecht auf Dich zugehend, aufgespannt ist, dann hast Du als Harmoniker das Gefühl, es sprängen Dich lauter Obertonreihen an, Fanfaren des Grundgesetzes der Welt, die jetzt darauf harren, durch den «Einschlag» der Untertonreihen gebändigt und dann erst zu einem lebendigen, farbigen Ganzen verknüpft zu werden». Hier, wo Himmelmantel, Lambdoma und Kaysers eigenes, aus gekreuzten Fadenreihen zusammenschliessendes Gewebe ineins fließen, werden Symbole nicht länger gedeutet oder erklärt – hier sind sie lebendig erfahrene Wirklichkeit, leuchtendes Eräugnis eines «Schauenden» geworden.

## VII

Einige Monate nach Kaysers Heimgang trafen sich, mit Dr. Alfons Melliger, Bern, der damals Adjunkt im Departement des Innern war, Dr. Rudolf Haase und ich im Hause Kayser zu Bolligen. Wir sprachen über das Schicksal des posthumen «Orphikon» und waren einhellig der Meinung, man müsse versuchen, seine Drucklegung in absehbarer Zeit zu ermöglichen. Dr. Melliger, ein erprobter Freund Kaysers, der ihm die schweizerische Staatsangehörigkeit verschafft hatte, setzte sich auch jetzt wieder für den Nachlass des Verstorbenen ein, indem er zunächst das Orphikon-Manuskript der Schweizerischen Landesbibliothek übergab und dort die Xerokopie veranlasste. Im Frühling 1965 war diese versandbereit. Im August jenes Jahres kamen wir mit Dr. Melliger aufs neue zusammen. Es wurde

beschlossen, die fertigen Teile des Werkes herauszugeben, und zwar so, wie der Text vorlag. Von einer kritischen Ausgabe (im strengen Sinne des Wortes) wurde abgesehen. Weder Prof. Haase noch ich selber hätten die ungeheure Arbeit, die dazu erforderlich war, auf uns nehmen können. Dagegen erhob sich nun die Frage, wie man den Druck des Werkes, für das nur mit einem beschränkten Leserkreis zu rechnen war, sicherstellen könne.

Aus diesem Anlass schrieb Dr. Müller von Kulm, der ehemalige Direktor der Basler Musik-Akademie, als alter Kenner und Anhänger von Kaysers Harmonik, die er zum Teil sogar in seine Lehrpläne einbezogen hatte, eine spontane Empfehlung für das «Orphikon». Sodann veranlasste Dr. Ernst Mohr von der Ortsgruppe Basel der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft eine ausführlichere Würdigung des Werkes durch einen neutralen Musikwissenschaftler. Seine Wahl fiel auf Prof. Dr. Hans Conradin, Zürich. Dieser vertiefte sich mit dankenswerter Gründlichkeit in die 800 Seiten zählende Handschrift Kaysers, dessen Methoden und Gedankengänge ihm zwar grossenteils noch unbekannt waren, ihn aber tief beeindruckten. Sein Endurteil – dem Leser durch die mitgeteilten Auszüge schon bekannt – macht dem Begutachter nicht weniger Ehre als dem begutachteten Werk und seinem Autoren.

Nun aber, während man den weiteren Schritt vorbereitete, geschah das Unerwartete: Ein Basler Privatmann, Paul Ganzoni, Fabrikant im Ruhestande und seit Jahren ein eifriger Leser und Bewunderer von Kaysers Werken, anerbote sich, den zum Druck – genauer: zur Garantie eines erschwinglichen Ladenpreises – nötigen Zuschuss unter des Autors Freunden zusammenzubringen, wobei er sich verpflichtete, für einen etwa bleibenden Fehlbetrag persönlich aufzukommen. Und so verdient Herr Ganzoni als Initiant und grossherziger Spender den Dank aller, denen die Harmonik, wie sie Kayser als Forscher und als Mensch vertreten hat, mehr bedeutet als bloss Wissenschaft, nämlich ganzheitliche Weltanschauung, Streben nach Weisheit im Leben und Sterben, wie die Pythagoreer sie einst verstanden und übten.

Dieser Dank gebührt auch sieben Mitspendern, den Herren Florian F. Adler, Weesen; Willy Egger, Lachen; Fritz Kundert, Feldbach; Walter A. Schmid, dipl. Ing. ETH SIA, Uetikon am See; André Studer, Gockhausen; René Trümpler, Stäfa, und der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft, vorab ihrem Präsidenten, Herrn Dr. Ernst Mohr, Basel.

Weiterhin sei verbindlich gedankt:

Herrn Prof. Dr. Rudolf Haase, dem Leiter des Hans-Kayser-Instituts für harmonikale Grundlagenforschung an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Wien. Er hat Kaysers Manuskript im Jahre 1970 gelesen und uns in seinem Kommentar dazu wertvolle Anregungen gegeben, wovon manches in die «Anmerkungen des Herausgebers» einfließen konnte. Und endlich Herrn Prof. Dr. Hermann Koller, Obersteinmaur bei Zürich, für freundliche Kontrolle der sinngerechten Verdeutschung einiger antiker Begriffe und Textfragmente.

### Zur Beachtung

1. Die Anmerkungen des Autors sind als Fussnoten unter dem Text abgedruckt.
2. Die Anmerkungen des Herausgebers findet man – in durchgehender Zählung – am Schluss des Bandes. Auf sie wird an der betreffenden Textstelle jeweils durch eine Nummer in eckigen Klammern hingewiesen.
3. Wie 1965 vereinbart (siehe Vorrede S. XXIII) wurde Kaysers Text vollständig abgedruckt – bis auf ein paar kaum nennenswerte Ausnahmen: So ist z. B. die Engelhardtsche Übertragung der Hymne des Synesios stark verkürzt worden, und zwar um dieselben Teile, welche Kayser seinerzeit (in seinem «Lehrbuch der Harmonik» S. XXVIII f.) selber, und mit triftigem Grund, weggelassen hat.

### INTROITUS

Siehe, da ging der Herr vorüber: ein grosser, gewaltiger Sturm, der Berge zerriss und Felsen zerbrach, kam vor dem Herrn her; aber der Herr war nicht im Sturm. Nach dem Sturm kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Nach dem Erdbeben ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Nach dem Feuer das Flüstern eines sanften Wehens. Als Elia dieses hörte, verhüllte er sein Angesicht mit dem Mantel ... 1. KÖNIGE, 19, 11–13

*Νοῦς ἀκοῆ καὶ νοῦς ἀνοθεῖ,  
τὰλλα κωφὰ καὶ τυφλά.*

Der Geist hört und sieht,  
alles andere ist taub und blind.

EPICARMOS  
*sizilischer Komödiendichter und Pythagoreer,  
5. Jahrh. v. Chr.*

Ich habe Dein Hören gehört und ehrfürchte Dein Wirken.  
SOHAR

In diesem Buche spreche ich zu Dir allein, o Leser! Was ich hier mitteile, sind nicht nur Tatsachen, Forschungsergebnisse, Lehren. Diese sind in meinen vorhergegangenen Werken zu finden, und wenn auch vieles davon hier in neuen oder alten Bezügen erscheint, ist es doch für das Verstehen dieses Buches vorausgesetzt. Ich spreche zu Dir, als ob wir beide jene Werke geschrieben hätten. Wir sind also in einer ganz bestimmten Weise unter uns allein, als Wissende im Nichtwissen, als Beauftragte einer geistigen Haltung, als vom Ich zum Du Sprechende in Entsprechungen, die das charakteristische Merkmal der akroatischen Denkungsweise sind. Infolgedessen geht meine Rede zu Dir, wie die Deinige zu mir, und wenn wir so aufeinander hören, wird uns vielleicht die Gnade, dass wir wie Elia das «Flüstern eines sanften Wehens» der Gottheit vernehmen, dass wir dann stille werden und unser Angesicht vor der Majestät des Ewigen verhüllen.

Unaufhaltsam rollt die europäische Periode der Menschheitsgeschichte ihrem Abgrund zu. Vermessenheit steht an ihrem Beginn. Die altgriechische Schicksals-tragödie, von Sehern und Hörern geformt in beschwörenden Zeichen und Tönen, setzt die Hybris und die aus deren finsternen Gründen entspringende Gewalttat an den Anfang unserer Geschichte. «Ungeheuer ist viel. Doch nichts ist ungeheurer als der Mensch», erkennt Sophokles, der Grieche, und verdolmetscht Hölderlin, der Deutsche. In dem Wort «ungeheuer» ist aber Hölle und Himmel einbeschlossen. Seit dem Christentum hat, als Aufgabe aus dem Ewigen geboren, Liebe und Achtung vor der Einzelpersönlichkeit das Gewissen der Welt begnadet. Wir

Europäer ächteten diese Lehre, indem wir sie als letztlich unerfüllbar ins Unendliche versetzten und alles Endliche vergewaltigten. Unser Dynamismus, des Seienden, in sich Ruhenden, des inneren Schauens und Hörens sich mehr und mehr entwöhnend, treibt von der Politik im Grossen bis zum Einzelmenschen im Kleinen den Machttrieb und den Ehrgeiz des Geltenwollens um jeden Preis zu einer Virulenz, die, masslos in ihren Zielen, die grossen menschlichen Forderungen des Wahren, Guten und Schönen zu einer «privaten» Angelegenheit von Feiertagen und Mussestunden herabdrückt, entwürdigt und nihilisiert. Vermessenheit steht am Anfang unserer Geschichte und zieht sich wie ein Verhängnis durch alle ihre Verwirklichungen. Vermassung wird die Entropie ihres Endes sein, ein toter Brei von uniformem Menschenmaterial, dem der letzte Grössenwahn atomarer Selbstzündungen eines verhängnisvollen Tages das selbstverschuldete Ende bereiten wird.

Was ist zu tun?

Dostojewskij, der Russe, sagt: Wenn einer zum Richter über andere sich setzen wolle, müsse er sich das Recht, zu richten, durch Leiden verdienen. Gilgamesch, den Schatten seines Freundes beschwörend, verlangt von ihm das Gesetz der Erde zu wissen. Wer das Gesetz der Erde vernimmt, so hört er von dem Schatten, wird sich hinsetzen und weinen. Amerikas grosser Dichter Herman Melville schreibt: «Allen wahren Leiden eignet eine mystische Kraft, welche die innere Wesenheit mancher Menschen bis zum Erzengelhaften steigern kann.»

Europa hat in seiner zweitausendjährigen Geschichte unermessliches Leid erlebt, und dieses Leid hat sich in den letzten Dezennien zu einem Mass verdichtet, dass unsere Seele erschauert, wenn sie es, «noch einmal davongekommen», auch nur bruchstückhaft erleben und mitempfinden will. Aber selbst dann, und gerade dann: haben wir ein Recht, zu richten? Sind wir alle nicht in derselben Haft, und sagte nicht Christus, der einzige, der zu richten befugt war: «Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet»? Und gab nicht sogar er die Instanz des Richtens Gott anheim?

Wir alle sind freiwillig in den Karren eingestiegen, der jetzt mit rasanter Amokläufigkeit dem Abgrund zu saust. Je schneller die Fahrt, je vehementer der Energieverbrauch, um die Geschwindigkeit noch toller anzutreiben, je maximaler die Rekorde des Nochniedagewesenen, desto stolzer blähen wir unsere Nüstern! Hei! wie da Zeit und Raum vorbeifliegt! Bald werden wir sie überwunden und die Materie ausser Kurs gesetzt haben: zu den Sternen werden wir fahren, den Göttern werden wir gleich sein!

Um irgendein Forschungsergebnis zu erzielen, haben Ärzte des zentralen Kulturvolkes in Europa tausende unschuldiger Menschen als Versuchskarnickel benützt und in den Tod geschickt. Die Wissenschaft über alles! Objektivität um

jeden Menschenpreis! «So etwas würde bei uns nie passieren!» Sieh doch einer an! Vom sicheren Port aus mit dem Megaphon einem draussen in Sturm und Wetter den wilden Naturgewalten ausgelieferten, mit Menschen vollbepackten Boot gute Ratschläge zu geben, ist mehr als billig. Sei's drum, dass sie durch eigene Schuld in eine solche Lage geraten sind. Wer von uns weiss, was er in derartigen Situationen, stets vor das drohende Nichts gestellt, anfangen würde, welche Dämonien aus seinem Inneren hervorbrechen würden, wie er sich verhalten, handeln würde? Natürlich würde «bei uns», in der guten Stube, so etwas nie passieren. Auch in jenem Lande gaben sich nur relativ wenige scheusslichen Verbrechen hin. Aber fängt das Verhängnis nicht bei jedem von uns selbst an? Liegt es nicht in unserer typischen europäischen Mentalität vorgegeben? Wer kann von sich sagen, dass er um Trieb, Ehrgeiz und Macht willen nicht oft schon vieles gedacht und getan hat, dem er vorher und nachher nur allzu gerne den Mantel des Altruismus umgehängt haben würde? Genau hier keimen die Zellen, an denen die grossen Krebsgeschwüre unserer Kultur wuchern. Verbunden mit der dynamischen Geladenheit und der Hypertrophie eines aller ethischen Gegengewichte baren Persönlichkeitskultus steht der europäische Mensch den Versuchungen und Verwirklichungen eines Geltenwollens, eines Herrschens um jeden Preis, über alles und alle, viel hilfloser gegenüber als der Asiate, dessen psychischer Raum viel intakter geblieben ist als der unsrige, der infolge dieser inneren Unberührbarkeit jede Diktatur schadloser erträgt, und dem vor allem die wahnsinnige Arbeiterei als «Pflicht» von jeher als das eigentliche Charakteristikum des von ihm nie recht ernstgenommenen Europäers galt. Arbeit nur um der Arbeit willen, Wissenschaft nur um der Wissenschaft willen, Technik um der Technik willen, Kunst um der Kunst willen, sogar Religion nur um der Religion willen – in dies schizophrene Narrenhaus haben wir uns selbst eingesperrt und die Hauptsache dabei vergessen: den hilfsbedürftigen Menschen in uns selbst!

Aber ziehen wir den Kreis noch enger und denken wir an unsere eigenen Taten und Leiden, an unser Verhalten unseren Bekannten, Freunden, Frauen und Kindern gegenüber. Wer möchte da mit gutem Gewissen behaupten, dass er da alles recht gemacht, immer richtig gehandelt habe? O ja! wir wollten immer das Beste! Aber war diesem Wollen nicht doch immer jene Dosis europäischer Angst, Unruhe, unbewusster Gewaltsamkeit und Rechthaberei beigemischt, die stets das Gute will und immer das Böse schafft? Die Kompensation mit einem Mephisto war noch Goethe, dem Olympier, gestattet; wir Heutigen haben, wo wir in der Theorie alle Rechte fordern, in der Praxis keine Rechte mehr geben, kein Recht mehr dazu, uns auf eine solche Kompensation zu berufen. Nur hier dürfen wir noch von einem «Recht» sprechen: von «keinem Recht»!

Seht Euch die Beziehungen von Mensch zu Mensch an, schaut in die Familien hinein, hört Euch das Gebrüll der Zehntausende während eines Boxkampfes oder Fussballmatches an, lasst Euch auslachen, wenn Ihr an das Ereignis eines um den

Bruchteil einer Sekunde kürzeren Weltrekords *nicht* wie an ein himmlisches Wunder glaubt, schindet Euch Euer ganzes Leben lang ab, bis ihr eine Entdeckung macht, die, wenn sie überhaupt erkannt wird, dann sofort, anstatt zum Guten, entweder gestohlen oder ins Diabolische verkehrt und ausgenützt wird, lest immer wieder mit hoffnungsvoller Inbrunst die jämmerlichen Ergebnisse einander sich jagender Weltkonferenzen, in denen sich die Teilnehmer, prominenteste Vertreter der Völker, über die primitivsten Dinge des gesunden Menschenverstandes nicht einigen können, und lasst Euch zum Schluss von einem jungen Physiker der Neuen Welt voll Stolz erzählen, dass alle Superatombomben veraltet sind und die besten Aussichten bestehen, den Stickstoff der Atmosphäre in den Äther zu jagen, die Erde «abzusternen» – «welch ungeheure Möglichkeiten des Wissens und freien Willens!» – und dann sagt mir irgendein Rezept, welches diesen Fieberwahnsinn herunterdrückt oder zieht die Bremse auf unserem dem Abgrund zurasenden Karren an, vorausgesetzt, dass überhaupt eine existiert!

Entschuldige, o Leser – nein, ich habe Dich durchaus nicht vergessen! Deine immer mehr ins Schreckhafte sich verwandelnden Gesichtszüge gaben mir – verzeh! – die obigen Worte und Sätze in den Mund, und, in richtigem Sinne verstanden, hast Du mir ja alles das gesagt, was auf diesen Blättern steht!

Aber ich sehe jetzt Deinen Blick wieder milder und zugleich skeptischer werden! Du fragst mich, warum wir alles so schwarz in schwarz malen. Du mahnst mich an den Optimismus unserer früheren Arbeiten und bist verwirrt darüber, dass ich hier, zu Anfang desjenigen Werkes, in welchem ich mit Dir die Summe unseres gemeinsamen Forschens ziehen möchte, derart düstere Prognosen stelle.

Du hättest recht, wenn das alles wäre, was wir hier zu Anfang bereinigen müssten. Dann allerdings würde ich hier nicht nur meine Feder hinlegen, sondern ich müsste unsere ganze Forschung, ja jedes ernsthafte Bemühen um geistige Erkenntnisse in den Wind schlagen. Aber ich glaube, so düster das Bild ist, welches sich mir von Europa und dem europäischen Menschen darzubieten scheint – und wer weiss, ob ich nicht doch viel zu schwarz sehe; vielleicht muss der Europäer dicht vor dem bitteren Ende stehen, wenn er noch die Kraft zum Herumreissen des Steuers aufbringen will – so ausweglos mir die geschichtliche, soziale und menschliche Situation dieses Erdteils und der anderen von ihm infizierten zu sein scheint: etwas gibt mir doch den Mut, die Zuversicht, den Glauben, ja das Wissen, dass wenn nicht Europa, dann ein anderer Erdteil, ein anderer Völkerverband, und wenn nicht auf diesem Planeten, dann auf einem anderen Stern, und selbst wenn nirgendwo in der Sternenwelt, dann in der geistigen Welt ein Reich der Wahrheit, der Liebe und der Schönheit existieren müsse, ein Reich der Werte und der Harmonie, welches wir als Wirklichkeit ja schon in unserer Seele tragen; denn sonst würden wir den Abgrund der Unwerte gar nicht als ein solches grauenhaftes Gespenst in uns und in der Natur empfinden und erkennen.

Und mag der ganze Kosmos vom Teufel so durchwirkt sein, dass jenes Reich der Werte nur im Herzen des geistigen Menschen als ein «Licht in der Finsternis» leuchte, als ein Ton des göttlichen Wortes töne, so ist diese geistige Wirklichkeit, diese ewige Aufgabe vom Absoluten eben der Funke der Hoffnung, das Wunder des Göttlichen im Menschlichen, um dessentwillen wir sagen dürfen: Es ist innerhalb all der uns umdrohenden Sinnlosigkeiten dennoch sinnvoll, ja ein Wunder, des Wunders voll, ein Mensch zu sein.

Gute und fromme Menschen aller Zeiten und Völker haben uns längst ein Geheimnis verraten, welches wir im Grunde unseres Herzens fühlen und wissen, welches aber in Worte zu kleiden immer dienlich sein wird: Jede gute Tat, jeder wahrhaftige Gedanke, jedes Werk der Schönheit, welche uns innerhalb unserer menschlichen Unzulänglichkeiten auszuführen vergönnt sind, haben nicht nur teil an jenem geistigen Reich der Werte, sind nicht nur ihm entflossen, sondern wir sind eben hiermit im Besten unseres Wesens Teilhaber an einer himmlischen Genossenschaft, an einem Reich, das «nicht von dieser Welt» ist, einem Reich, aus dem uns das Innerste unseres und der Welt Wesen in reinen Melodien und Akkorden entgegenklingt. Und Du, Leser, weisst aus unseren gemeinsamen Arbeiten ferner, dass diese Melodien und Akkorde, wenn auch nur ganz rudimentär, schon aus dem Atom, dem Stein, der Pflanze, dem Tier aufönen und dass es das einzige Vorrecht des Menschen ist, diese, auch in ihm erst erwachenden Resonanzen zu hören und zu gestalten.

Das ist das Ausserordentliche, Einmalige unserer menschlichen Berufung – Wunder und Wirklichkeit zugleich!

Aber wenn ich alles überdenke und in meiner Seele nacherlebe, was in der Natur und in der Menschheit, auch – lass es mich ohne jede Überhebung aussprechen – in jedem einzelnen von uns trotz ungeheuersten Widerständen, immerwährenden Rückschlägen, fortdauernden Unzulänglichkeiten dennoch aus jenem Reich der Werte Ereignis geworden ist, mag es noch so unvollkommen, so verschwindend, so winzig sein gegenüber der Quantität des Wertlosen, des nur der rohen amorphen Masse des Gestaltlosen Anheimgegebenen und Ausgelieferten: wenn ich das vor meiner Seele vorüberziehen lasse, gleich Fragmenten einer wunderbaren Melodie, deren Sinn wir ahnen, deren Gänze wir aber noch nicht, vielleicht nie richtig zu verstehen vermögen, so drängt sich noch ein anderer Gedanke auf. Die Harmonie eines Kristalls, die tausendfältige Schönheit der Pflanze, die mit Nützlichkeitskriterien oder Kampf-ums-Dasein-Argumenten ebenso wenig erklärbaren Erscheinungen und Handlungen des Tieres, das Wunder des menschlichen Körpers und die kaum fassbare Konkordanz seiner Funktionen, dann jede mit den Normen des Absoluten übereinstimmende menschliche Tat, jeder aus dem Bereich der Werte entspringende Gedanke, jedes der Welt des Guten und Schönen entstammende schöpferische Werk: mit all diesem pochen Natur und Mensch nicht nur immer wieder an die himmlische Pforte, sondern



schaffen den Himmel auf Erden selbst. Nichts anderes meint Meister Eckhart, der Mystiker, wenn er sagt: «Wäre ich nicht, so wäre Gott nicht Gott!»

Aber wir müssen uns nach solchen Aussagen immer wieder aufs äusserste bescheiden. Wenn es bei Paulus (Röm. 8, 19) heisst: «Denn das sehnsüchtige Harren der Schöpfung wartet auf das Offenbarwerden [der Herrlichkeit] der Söhne Gottes [d. h. der gläubigen Menschen]», so ist damit die hohe Mission des Menschen zugestanden, auch die gesamte belebte und unbelebte Natur zu «erlösen». Aber wir selbst sind ja Sünder, und eben diese doppelte Verstrickung lässt uns zur Erkenntnis der ungeheuren Widerstände gegenüber einer Werte-Verwirklichung auf dieser Welt kommen, aber auch zur Erkenntnis einer dennoch bestehenden Teilhabe an diesen Werten, ja an einer Mitverwirklichung dieser Werte selbst – mag man nun mit dem Christentum der Ansicht sein, dass Christus als Mittler die Verwirklichung auf dieser Welt allein geschaffen habe oder dass diese Verwirklichung immer nur Aufgabe des strebenden Menschen und letztlich eine geistige Tatsache sei.

Eine der Grundtatsachen, welche uns die harmonikale Forschung vermittelt hat, ist die Unterscheidung von Norm und Gesetz und deren Rückführung auf das Sein.

Da unser Werk sich auf diesem Hintergrund abhebt, von diesem Rahmen umschlossen ist, so wollen wir uns der Bedeutung dieser grossen Prinzipien hier eingangsweise noch einmal klar zu werden versuchen.

Unter *Gesetz* verstehen wir den derzeitigen Gleichgewichtszustand des Systems der Naturgesetze. Umständlich, trocken, nichtssagend? O nein: wir existieren ja, als Teil der Natur, innerhalb dieses Gleichgewichtes! Hier sind wir, und ist alles mit uns, der Natur unterworfen, in sie eingespannt. Gesetze sind durch das «Muss» bedingt; ihre Wirkungen bedeuten unentrinnbaren Zwang. Lass Dich nicht beirren durch die neuesten physikalischen Entdeckungen sogenannter «Freiheiten» atomaren Geschehens! Erstens werden diese Freiheiten dem «Zufall» zugeschrieben, werden mit Regellosigkeit verwechselt, sind also Willkür und haben mit «Freiheit» im menschlichen Sinne einer freien Willensentscheidung nicht das Mindeste zu tun. Zweitens spannt diese «Freiheiten» der Physiker mittels seiner Wahrscheinlichkeitsformeln und statistischen Gesetze sofort wieder in das System der Naturgesetze ein – täte oder könnte er das nicht, so liefe ihm seine ganze Wissenschaft davon!

Die ganze Natur steht also unter der Devise des «Gesetzes» oder unter der Trias Raum, Zeit und Kausalität [1].

Nun aber das Wichtigste: dieses System der Naturgesetze sagt uns gar nichts darüber aus, ob es im tieferen Sinne «richtig» ist, ob alles auch «stimmt», was in ihm vorkommt, west und lebt. Schon die primitivsten Überlegungen mahnen zur höchsten Vorsicht. Warum ist dieses System so eingerichtet, dass wir Menschen

buchstäblich «im Schweisse unseres Angesichtes» schaffen und schuften müssen, um unser tägliches Brot zu haben, während wir doch in einem – Schlaraffenland leben, aber leider nichts davon geniessen können: die ungeheuren Stickstoffmengen der Luft sind direkt (durch irgendwelche Organe, die wir eben nicht haben) von unserem Organismus nicht assimilierbar! Erst via Pflanze und Tier wird der Stickstoff für uns «verdaubar», dazu noch von relativ wenigen Pflanzen und Tieren, die wir mit Mühe und Not kultivieren müssen. Welche Konflikte für die gesamte Menschheit wären gelöst, wenn unser Körper ein Organ besässe, um – wie die Lunge die Luft zum Atmen – den Stickstoff direkt als Nahrung uns einverleiben zu können, oder wenn wir, wie die Blätter der Pflanzen, das Wasser der Luft als Tau trinken könnten, und so weiter! Diese Organe bräuchten um nichts komplizierter zu sein als diejenigen, die wir bereits haben. Aber warum haben wir sie nicht? Weil wir sonst zu bequem würden, nichts täten, auf der faulen Haut lägen? Ja – hat uns der Schöpfer nicht hundert andere Fähigkeiten eingepflanzt, um diese Fähigkeiten durch Taten zu erproben, in tausend Taten und Handlungen umzusetzen? Das ist das Problem des Hungers! Dann das Problem der Liebe und des Hasses! Muss der Hass neben der Liebe bestehen, sind beide untrennbar aufeinander bezogen? Könnte man sich anstatt Hass und Krieg nicht ein anderes Äquivalent vorstellen, etwa das, was die alten Griechen mit «Agon» (Wettkampf) und die Engländer mit «fair play» bezeichnen, also einen Kampf ohne Zwang zum Schädeleinschlagen und Massenmord?

Das sind nur zwei primitive Überlegungen, die zur Vorsicht mahnen, die sich aber vervielfachen liessen – man denke nur an die offensichtlichen Sinnlosigkeiten, ja Bösartigkeiten, an die Hypertrophien und Fehlentwicklungen im Tier- und Pflanzenreich, an die kosmischen Katastrophen u.a.m., die neben allem Schönen und Wunderbaren, doch auf sehr tief liegende Dissonanzen verweisen, die offenbar dem Weltenplan in irgendeiner Weise vorgegeben sind oder womit er zum mindesten infiziert ist.

Der Naturwissenschaftler und Tatsachenforscher wird solche Überlegungen einfach deswegen ablehnen, weil ihm die Realität der Dinge genügt, er allenfalls die Gesetze und Ordnungen zu begreifen sucht, sich aber um eine Deutung, um ein Verstehen des «Muss» aus dem «Soll» nicht kümmert, wenn er dies überhaupt a priori nicht für unstatthaft, für «anthropomorph» hält. Der Philosoph oder religiöse Mensch wiederum sieht – was unseren europäischen Durchschnitt betrifft – den Kosmos als gegeben und gottgewollt an und versucht alles in irgendeinem Monismus zu verstehen oder flüchtet sich aus den Sinnlosigkeiten des Daseins in eine religiöse Erlösungslehre – Fragen wie die obigen beantwortet ihm das Dogma, der Glaube.

Auch wir, Du mein Freund und ich, wir wollen uns nicht vermessen, auf den Widersinn der Welt eine zureichende Antwort zu geben oder die Dissonanzen mit billigen Rezepten zu lösen. Aber etwas behalten wir uns vor, und wenn wir

allein gegen alle stehen: vor diesen Dissonanzen nicht die Augen und Ohren zu verschliessen, sie als eine Tatsache von grösster Bedeutung in unserem Forschen zu verankern und innerhalb unseres Denkens und Empfindens zu versuchen, diese Tatsache auch in unser Erkenntnisbemühen einzuordnen. Und das erste Ergebnis dieser Einordnung wird sein, dass wir zwischen zwei grossen Prinzipien unterscheiden müssen, zwischen dem, was sein soll, und dem was ist: zwischen Norm und Gesetz. Ferner behalten wir uns vor, die Sicht aufs Höchste und vom Höchsten, den Geist, wieder in die Ergebnisse und Probleme der Wissenschaften einzuordnen und von ihm, der obersten Instanz aus, die Dinge zu deuten. «Das heilige Licht ist itzo nur eine Historie und Wissenschaft / der Geist will darinnen nicht arbeiten» – das wusste schon ein Jakob Böhme («Aurora» 20, 14), und wir Heutigen müssen uns diesen Vorwurf mit erneuter Eindringlichkeit von einem Schuster sagen lassen, trotz aller Errungenschaften, «wie herrlich weit» wir es gebracht haben. «Was hilft die Wissenschaft», ruft Jakob Böhme («Aurora» 20, 21) weiter aus, «wenn du nicht willst darinnen streiten? Nichts: es ist eben [so], als wenn einer einen grossen Schatz wüsste / und suchte den nicht / den er doch wohl wüsste zu bekommen / und stürbe Hungers bei seiner Wissenschaft.» Heute ist es so, dass der Wissenschaftler diesen «grossen Schatz», das Geistige, Göttliche in der Tatsachenwelt, gar nicht mehr zu suchen und zu bekommen wünscht. Diese Schatzgräberei dünkt ihn eine Utopie, wo nicht Unsinn. Denn die Fülle der Tatsachen, das immer mehr und mehr sich häufende Material, liegt wie ein Angsttraum auf seiner Seele, wie ungeheure Halden von an sich wertvollen Dingen, durch die er sich kaum durcharbeiten kann und für welche er keinen «Absatz» mehr findet – es sei denn für die primitivsten utilitaristischen Anwendungen, die jedes an sich wertvolle Forschungsergebnis sofort in platte Nützlichkeiten ab- und umbiegt. Wo bleibt da noch Raum für den Menschen als Ganzes, für ein wirkliches Erkenntnisbedürfnis auf Grund einer Deutung der Dinge, für das Heil unserer Seele? Diesen seelischen und geistigen «Hunger» fühlte ein Böhme der Wissenschaft seiner Zeit gegenüber schon vor 350 Jahren, und sein ganzes Werk ist ein mit gewaltiger Geistes- und Anschauungskraft, mit einer dichterischen und sprachlichen Plastik ohnegleichen unternommener Versuch, diesen seelischen und geistigen Hunger seiner Zeit zu stillen.

Was ist Wahrheit?

Im Evangelium des Johannes sagt Jesus vor Pilatus: «Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit zeuge. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme.»

Und unmittelbar darauf fragt Pilatus Jesus: «Was ist Wahrheit?»

Hier werden zwei völlig verschiedene Wahrheitsbegriffe ausgesprochen. Jesus, seine ganze Mission in ein Erlebnis der Wahrheit legend, die von Gott ist, ja

die mit Gott als dem höchsten Gut identifiziert wird – und Pilatus, für den, wie für die heutige Wissenschaft, die Wahrheit ein unerreichbares Ziel und damit an sich fragwürdig geworden ist. Dort Wahrheit als Inbegriff eines gottgegründeten Lebens und einer gottbezogenen Lehre, hier Wahrheit als Resignation des Wissens. Dort ist Wahrheit ethische und religiöse Wahrhaftigkeit, hier ist Wahrheit wissenschaftliche, logische Skepsis, Unsicherheit und endlich Nihilismus.

Das sind Grenzfälle.

Der heutige wissensbedürftige und nach Wahrheit dürstende Mensch möchte, wenn anders er noch einen Begriff, eine Empfindung von einer Wissenschaft («sub specie aeternitatis»), oder noch einen Begriff und eine Empfindung von einer Religion hat, die nicht ausserhalb des Alltags, des Berufs, der Welt schlechthin steht, sondern all dies heiligt – ein solcher Mensch möchte den Begriff der Wahrheit wieder vom höchsten uns Erreichbaren, vom Geistigen her befruchtet und gestaltet wissen. Denn eine solche Wahrheit, die wir, seit Urzeiten, immer wieder benötigen wie das tägliche Brot, ist unsere Existenz. Sie ist durchaus nicht nur ein Reservat der wissenschaftlichen, kritischen Denkungsweise, sondern geht alle menschlichen Lebensäusserungen an, nicht zum wenigsten diejenigen der sogenannten ästhetischen Bereiche. «Denn in der Kunst haben wir es mit keinem blossen angenehmen oder nützlichen Spielwerk, sondern ... mit einer Entfaltung der Wahrheit zu tun» – das wusste noch ein Hegel («Ästhetik» III), und das Kalon k'Agathon (Gute und Schöne) der alten Griechen konnte nur auf dem Hintergrund dieses Wahrheitsbegriffes seine für die Spekulation und die gesamte Lebenshaltung der Alten so fruchtbare Ehe eingehen. Aus einer solchen Wahrheit, wenn sie in der rechten Weise gewonnen und gehandhabt wird, fliessen also die Erkenntnisse und die Erlebnisse des Wahren, Guten und Schönen, und wenn wir beide, Du und ich, o Leser, auch der Überzeugung sind, dass, seit es um Erkenntnis ringende Menschen gibt, solche existenziellen Wahrheiten immer wieder, wie kostbare Edelsteine aus dunklen Klüften, gewonnen worden sind, so bist Du doch gewiss mit mir der Ansicht, des Glaubens, der Zuversicht, dass diese Wahrheit im höchsten Sinne in jedem Zeitalter und in jeder Kulturstufe immer wieder neu erarbeitet und mit unsern derzeitigen Erfahrungen neu angestrebt werden muss. Immer, seit Urzeiten, sind wir Menschen auf stürmischer See; selbst wenn die Sonne scheint, lauern überall die Gefahren der Tiefe, die uns zu verschlingen droht. Ein rechter Kurs auf eine solche Wahrheit gibt unserem Leben, selbst wenn es vorzeitig zugrunde gehen sollte, jenen inneren Halt, um den es sich, trotz allem, zu leben lohnt.

Ehe wir uns, Du mein Freund und ich, auf die besondere Form der harmonischen Wahrheit zurückbesinnen, wollen wir uns einen Überblick darüber verschaffen, welcher Art unsere europäische Mentalität war und ist, in welchen Formen sie sich bis heute ausgewirkt hat und noch weiter auszuwirken scheint. Denn

jede Denkungsart, jede Mentalität ist ja nur Vorstufe, Mittel und Werkzeug zur Gewinnung der Wahrheit.

Wenn wir hier in der ungeheuren Vielfalt der philosophischen und wissenschaftlichen Systeme – die, je näher sie unserer Zeit kommen, auch mehr und mehr die religiösen, künstlerischen und politischen Bereiche mit ihrer besonderen Denkungsart usurpierten – einen Leitfaden suchen, an dem wir, ohne uns nach links und rechts zu verirren, entlang gehen können, so lässt sich eines mit zunehmender Sicherheit sagen. Seit dem Beginn der typisch europäischen Denkungsart, die wir mit den Vorsokratikern ansetzen dürfen und deren zwei Anker in Plato und Aristoteles gründen, lässt sich eine immer stärker, intensiver werdende Verlagerung unserer aktiven und passiven seelischen Fähigkeiten [2] ins Bewusstsein feststellen. Hierbei verstehe ich unter «Bewusstsein» reine Denkakte, die nur logischen Gesetzen gehorchen und die sich mit der Zeit ausschliesslich in das dazugehörige Organ, das Gehirn, verlagern. Diese Ausschliesslichkeit ist heute so virulent, dass wir uns kaum mehr einen «denkenden», d. h. nach Erkenntnis strebenden Menschen vorstellen können, welcher das Denken nicht als Selbstzweck, sondern nur als Regulativ, als Mittel zum Zweck der Wahrheitsgewinnung benützt. Was die Harmonik dazu zu sagen hat, haben wir in unserer harmonikalen «Sinnentheorie» angedeutet<sup>1</sup>. Unser ganzes Erkenntnisvermögen verlagert sich also immer mehr ins Gehirn, ins logische, abstrakte, sezierende (kritische) Denken, kurz ins Bewusstsein, und die Zukunftsbilder von Menschen mit riesigen Köpfen und kleinen Leibern wie überflüssige Anhängsel, die wir aus unseren Witzblättern, utopischen Geschichten und Romanen her kennen, sind durchaus keine Albernheiten, sondern Horoskope auf eine zukünftige Menschenform, die nur das maximal steigern wird, in dessen Entwicklung wir seit zwei Jahrtausenden mittendrin stehen. Welche spezielle Färbung dieses Denken und Bewusstsein in neuerer Zeit angenommen hat, wie es sich besonders seit der Renaissance mehr und mehr «haptifizierte», d. h. nach «greifbaren» Raum-Zeit- und Kausalitätsgesetzen ausrichtete – dies habe ich im Anschluss an das geniale Buch Hermann Friedmanns «Die Welt der Formen»<sup>2</sup> bereits in der Einführung zu meinem «Hörenden Menschen» darzustellen versucht.

Mag sich nun diese Konzentration fast aller unserer aktiven seelischen Fähigkeiten im Gehirn noch so «geistig» gebärden, mag dieses «Bewusstsein» sich noch so sehr einbilden, sich zu einer «Diaphanie» zu steigern und eine «Weltwirklichkeit», eine «Integration» erreichen zu können, wo wo aus, wie vom Stuhle Gottes, seine Adepten Vergangenes zu durchschauen und die Zukunft zu weissagen vermöchten – für den tiefer Schauenden und Hörenden ist es evident, dass eine solche gläserne Zerebralität nicht nur eine ungeheure Verarmung der gesamten übrigen physischen, psychischen und spirituellen menschlichen Vermögen mit

<sup>1</sup> «Akroasis» S. 105–108 und 128–129; «Lehrbuch», Einführung S. IX.

<sup>2</sup> 2. Auflage, Beck, München 1930.

sich bringen muss, sondern dass diese Zerebralität, diese reine Gehirnfunktion des Bewusstseins mit Geistigem, d. h. mit den höchsten Werten, gar nichts zu tun hat und bestenfalls reiner Materialismus und Rationalismus ist.

Dies lässt sich schon physiologisch beweisen. «Wenn der Organismus während einer schweren Hungerepoche seinen Organen keine Nahrung zuführt, selbst dann – das ist eine experimentelle Erfahrung – wird alles, was nur dem Körper entzogen werden kann, dem Gehirn als Nahrung zugeführt», sagt C. H. Meray in seinem zu gleicher Zeit mit Spenglers «Untergang des Abendlandes» erschienenen und leider wenig beachtet gebliebenen Buch «Weltmutation. Schöpfungsgesetze über Krieg und Frieden und die Geburt einer neuen Zivilisation»<sup>1</sup>. Es ist also offensichtlich, dass das *Gesetz* der Natur, das organische Leben, die reine Vitalität in ihren höheren Organisationen alles darauf anlegt, um die Gehirns substanz der Säugetiere und Menschen um jeden Preis intakt zu erhalten. Wer nun nicht zwischen Gesetz und Norm unterscheidet und wem die Daten der materiellen biologischen Entwicklung oder Entfaltung die allein entscheidenden und massgebenden Indikatoren für die Menschheitsentwicklung sind, der wird sich damit zufrieden geben und sagen: die «Natur» selbst zeigt es uns ja an, dass ihr die Gehirns substanz und damit das zerebrale Vermögen, das Denken und das Bewusstsein wichtiger ist als alles Andere! Wer aber nicht nur «denkt», sondern mit seinem ganzen menschlichen Wesen die heutige Situation empfindet, innerlich anschaut, anhört, erlebt und mit all seinen geistigen und seelischen Fähigkeiten darüber meditiert, der wird mit Schrecken gewahr werden, dass diese offensichtlich vom blinden Naturtrieb geforderte Zerebralität uns in den Abgrund einer kalten, durch keinen Glauben, keine Ethik, keine Künste, ja nicht einmal durch die einfachsten Erlebnisse der Freude und des Schmerzes gehemmten Bewusstseinsmechanik stürzen muss, in eine wahrhaft satanische Lage, in welcher das reine Bewusstsein Selbstzweck wird und mittels seines Vehikels, des voraussetzungslosen Denkens, den Menschen seiner «Menschlichkeit» entkleidet und ihn gerade *dem* zurückgibt, aus dem er sich in den kurzen bisherigen Kulturepochen mit unendlicher Mühe herausgearbeitet hat: aus der blinden Notwendigkeit des Zwanges und der Intoleranz der Natur und ihrer «Gesetze».

So würde die Konvergenz der Menschheitsentwicklung aussehen, wenn wir das reine Denken und seine Integration, das Bewusstsein, als das höchste Ziel betrachten und postulieren. Dieses integrale Bewusstsein, gewonnen durch ein

<sup>1</sup> Rascher Verlag, Zürich 1918, S. 230 mit entsprechenden wissenschaftlichen Nachweisen. «Leider wenig beachtet» – dafür aber desto mehr ausgeschrieben und natürlich nicht zitiert, wie es den meisten derartigen Werken ergeht. Abgesehen von der erstmaligen Aufstellung des Begriffes der «Mutation» als einer Zäsur historischer Epochen enthält das merkwürdige, eigenwillige Buch nebst gewiss Veraltetem, Irrtümlichem und Überholtem, doch eine Anzahl von Prognosen, die sich erst heute in unheimlicher Weise zu bewahrheiten beginnen und teilweise schon bewahrheitet haben.

voraussetzungsloses, «objektives», wenn möglich «kritisches» Denken, welches alle übrigen seelischen und geistigen Vermögen eliminiert, würde also den Menschen auf seine tierischen Ausgangspositionen zurückwerfen, in welchen aber – und das verschlimmerte die Lage noch um ein Bedeutendes – die tierischen, an die blosse Naturgesetzlichkeit der Materie gebundenen vitalen Elemente geradezu katastrophal potenziert würden: das zerebrale Menschentier würde dem «Herrn der Erde» seine Hand reichen! Man erlasse mir hier den Hinweis auf die Atom-, Wasserstoff- und alle ferneren Superatombomben, auf die bekannten Entwicklungen in der Kunst und Philosophie, welche ja heute schon diese beginnende katastrophale zerebrale Potenzierung in bedrohlicher Weise illustrieren.

Du und ich, lieber Leser, wir haben nicht durch eigene Weisheit, sondern durch aufmerksames Hinhören, Anschauen und Meditieren über unsere heutige Seinslage, durch unsere harmonikale Schulung und durch Versenkung in die grossen schöpferischen Werke der menschlichen Kultur, die Überzeugung gewonnen, dass wieder der ganze Mensch mit allen seinen Sinnesanlagen, seinen seelischen und geistigen Fähigkeiten ins Primat gesetzt werden muss, wenn er seine Mission auf diesem Planeten weiter erfüllen will. Durch dieses Lernen, Beobachten und Forschen haben wir aber auch in Übereinstimmung mit alten und neueren Meistern erfahren, dass nicht nur das Denken und das intellektuelle Bewusstsein, sondern auch alle unsere übrigen Sinne seelische Fähigkeiten sind und vom Geistigen befruchtet werden können, wenn wir sie nur in die spirituelle Sphäre zu erheben vermögen. Wir ordneten aus diesem Grund auch das Denken zunächst in die Region der Sinne ein; denn ebenso wie der Tastsinn in unseren sensitiven (haptischen) Organen, das Hören im Ohr, das Sehen im Auge, hat das Denken im Gehirn sein physiologisches Organ. Es ist eine durch nichts berechtigte, obwohl historisch verständliche Einseitigkeit, allein dem Denken etwas Unsinnliches, Übersinnliches, Geistiges zuzuschreiben und die übrigen Sinnesorgane nur als Lastträger für die Zufuhr geistiger Erkenntnisse anzusehen. Wie soll ich mir die geistige, ja ethische, übersinnliche Wirkung auch nur eines wirklichen Kunstwerkes der Architektur, Malerei und Musik vorstellen können, wenn dieses Geistige nur ein Reservat des Denkens wäre? Wie soll ich mir vor allem die urreligiöse Haltung erklären, die sowohl der Gläubige als auch der «Atheist» haben, dieses ebenso seltsame wie wunderbare Verbundensein mit einer Welt der Normen, der des Wahren, Guten und Schönen, der Gottheit schlechthin, wenn ich nur dem Denken ein Anrecht auf das «Geistige» zugestände? Gewiss ist das Denken, der Verstand, das Bewusstsein eines der kostbarsten Güter der Menschheit, aber nur dann, wenn es von der Welt der Normen, von der «Vernunft» im Kantschen Sinne befruchtet wird. Dasselbe gilt aber auch von unseren übrigen Sinnesqualitäten, und wenn wir eine bedeutende Musik hören, so ist es die «Erzündung» – Jakob Böhme spricht da von einem «Feuerschrack», durch welchen die niederen Welten in die höheren gehoben werden –, die Vergeistigung der Welt der Töne, und

wenn wir ein Werk der bildenden Künste anschauen, so ist es die «Erzündung», die Vergeistigung der Welt des Auges, und wenn wir eine Dichtung vernehmen, in uns aufnehmen, so ist es die «Erzündung», die Vergeistigung der begrifflichen Vergegenständlichung, ihrer Gestaltung und Rhythmisierung in Wort und Sprache, welche unsere Erlebnisfähigkeit von der Materie löst und eben in jene Höhen steigert, wo das Menschliche mit dem Göttlichen in dieselbe Union eintritt wie die religiösen, die ethischen und die Normen der Vernunft.

Die Harmonik ist keine historische, philosophische oder metaphysische Konstruktion, sondern eine Konzeption. Konzeptionen gehen aber von einer Idee aus, die nicht mit Hilfe von konstruierten Gerüsten und einer Masse von zusammengelesener und geschickt gemixter Literatur Horoskope der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausstellt. Eine Konzeption geht kraft ihrer Idee von dem «hic et nunc», also von der Gegebenheit der heutigen Natur und des heutigen Menschen aus und versucht, diese Seinslage mit ihrer Idee zu durchtönen, zu durchleuchten, zu durchdenken. Infolgedessen geht jede aus einer Idee, aus dem Eidos geborene Konzeption die gesamte Natur und den gesamten Menschen, nicht nur dessen Gehirn an und muss von der gesamt menschlichen Totalität des Denkens und Empfindens aus an der Natur und am Ich bewahrt, mithin erlebt und nicht nur mittels einer gläsernen Denkmaschinerie durchdacht werden. Dieses Erlebnis, welches ich in seiner Applikation auf die einzelnen Sinnesdaten oben mit «Erzündung» bezeichnete, welche das Tor zum geistigen Bezirke öffnet, ist aber nichts anderes als der platonische «Eros», und wir haben gerade in der Harmonik von der ersten Vibration (Schwingung) des obersten Seinswertes aus eine ununterbrochene symbolische Sukzession dieses in steter Erregung befindlichen harmonikalen Urphänomens bis zu seiner obersten Verwirklichung: der Liebe. Jede Konzeption gestaltet also kraft ihrer Idee die gesamte Seinslage, und eben dadurch, dass sie diese Gestaltung zu einer Ganzheit überwölbt, strahlt sie auch in die Vergangenheit und Zukunft aus. So ist jede Konzeption, sei es eine religiöse, eine künstlerische oder eine philosophische, immer ein Kunstwerk im höchsten Sinn, d. h. eine Antizipation des Göttlichen im Irdischen und Menschlichen. Kunstwerke aber sind einmalig, und es ist sinnlos, von einem Kunstwerk Übereinstimmung mit allen anderen Konzeptionen zu verlangen und zu erwarten; denn eben durch ihre Einmaligkeit sind sie auch einzigartig und stehen, mit den anderen zusammen, gleichsam als Wächter vor der Pforte der Gottheit.

Ich nannte, lieber Freund, die Konzeption durch ihre Gestaltung – und diese ist die Aufgabe derer, die der Konzeption dienen – zu einer Ganzheit überwölbt. «Ganzheit» ist aber nie ein absoluter Begriff, eine Art von konvergentem Fluchtpunkt, der erst dann berechtigt wäre, wenn die Idee sich zur Vollendung wirkte. In jeder Konzeption, welche zu einem Kunstwerk wird, steckt ein «Erdenrest», und obwohl sie ganz ist, von der Ganzheit umfasst wird und Geschlossenheit zeigt, kann man sich jede Gestaltung immer noch vollkommener vorstellen, und

zwar gerade von der Idee der Konzeption aus. Diese letztere ist das Vollkommene, aber hier auf Erden nie Erreichbare, und es ist unzulässig, den Begriff der Ganzheit mit diesem Vollkommenen zu vermengen. Hinzu kommt noch eines. «Ganzheiten» zeigt alles Natur- und Menschenwerk. Im Grunde ist jeder Seinswert, sei er von welcher quantitativen oder qualitativen Ordnung, eine Ganzheit. Jedes Atomsystem verwirklicht sich an einer Ganzheit seiner Elektronenbahnen und Kernziffern; jeder Kristall hat auf Grund innerer Formgesetze seine «ganz» bestimmte Gestalt, also seine Ganzheit; jedes Protozoon ist nur existent, ganzheitlich, durch die Integration der in ihm enthaltenen einzelnen Zellen; jede Blume erfüllt ihr Dasein nur in der ihr vorgegebenen Form, die freilich, wie alle Formen einer Ordnung, variieren können, aber immer dem Ganzheitstypus gehorchen, der als Idee dahinter steht. Und so fort mit allen Seinswerten, inklusive aller menschlichen Äusserungen. Es gibt also eine Hierarchie der Ganzheiten, die sich immer mehr ins Geistige steigern, bis sie, als die grossen Konzeptionen der Religion, Philosophie und Kunst, auch bestimmter politischer Systeme, an die Wächterschar vor den Toren der Gottheit heranreichen, wie ich es bereits bildlich andeutete.

Du mahnt mich wieder einmal, Freund, dass ich zu weit abschweife und unser Thema: was ist Wahrheit? noch nicht weiter verfolgt habe. Aber Du gabst mir ja selbst die obigen Ausführungen ein, und ich antwortete ja nur der Stimme, die ich aus Deinem Inneren, Deinem Gemüt zu mir sprechen hörte.

Wir können jetzt, auf unsere Weise, eine vergleichsweise einfache Antwort auf diese Frage geben.

«Wahrheit» darf nicht *nur* von logischen Schlüssen unseres Denkens urständen. Diese münden meist in eine Sphäre einer sich selbst verabsolutierenden Kritik, von welcher aus immer und alles fragwürdig, unbestimmt, unsicher und letztlich nihilistisch wird. Wahrheit muss in Übereinstimmung mit möglichst allen unseren menschlichen Fähigkeiten sein, sie muss Gewissheit werden. Dies kann sie aber nur, wenn sie von einer Konzeption eingefasst, umhegt, gepflegt, behütet wird, an welche eine nur nagende, fressende und besserwisserische Kritik gar nicht mehr herankommt, weil jede Konzeption einer Idee von oben gehorcht und in ihrem Innersten immun ist gegen alle Affektionen von aussen. Freilich dürfen wir uns – ganz abgesehen von den Unvollkommenheiten einer Darstellung, welchen jede Konzeption unterworfen ist – nicht vermessen, selbst eine solche, mit unserem gesamten menschlichen Vermögen gewonnene Wahrheit nun auch als eine «Gewissheit» im absoluten Sinne anzusehen. Absolute Gewissheit wäre absolutes Richtigsein; dieses wiederum wäre «Recht» im höchsten Sinne, also das höchste Gut, das Gute schlechthin. Aber schon Christus sagte: «Was nennst du mich gut? Gut ist Gott allein!»

Wir würden also zu schlechten, im wörtlichen Sinne gewissenlosen Verwaltern der Wahrheit, wenn wir unser Wahrheitsbemühen nur auf die logischen Fähig-

keiten unseres Verstandes abstellten. Bemühen wir uns hingegen, trotz aller unserer menschlichen Unzulänglichkeiten, alle unsere Sinne, unser ganzes Empfinden, unsere ganze Erlebnisfähigkeit als für das Erkennen gleichberechtigt neben das Denken zu stellen, so haben wir wenigstens die Gewähr, das getan zu haben, was möglich war, und nicht einer eitlen und anmassenden Zerebralität zuliebe – und wie verführerisch und bequem ist es, dieser zu verfallen! – das zu versäumen, zu vernachlässigen, ja überheblich zu diminuieren, was der Schöpfer als Anlagen, als das Pfund, mit dem wir arbeiten sollen, in uns hineingepflanzt hat.

Anstatt «absolute Gewissheit» dürfen wir aber den Ausdruck «ewige Wahrheiten» gebrauchen. Absolute Gewissheit ist in Gott allein. Ewige Wahrheiten aber sind Strahlen und Töne aus dem göttlichen Ungrund, hineingeboren in die Welt des Seins. An uns Menschen liegt es, diese ewigen Wahrheiten zu erforschen, zu erleben und sie als Geheimnis zu verehren, als Urphänomene, die wir nicht «diaphan» durchschauen, sondern deren Klänge unsere Seele beglücken und jene innere Harmonie und Ruhe vermitteln, die auf eine *ἁρμονία ἀφανής* verweist, auf die Stille der Gottheit [3].

Und nun noch ein Wort über die speziellen «harmonikalen» Wahrheiten!

Wie Du weisst, lieber Freund, gründet sich unsere Forschung auf das Urphänomen der Tonzahl. Die Bedeutung dieses Urphänomens werden wir nachher noch gesondert diskutieren. Hier handelt es sich um die Bedeutung und die Art der Wahrheitsgewinnung mittels dieses Urphänomens.

Die Art und Weise, wie wir auf dem harmonikalen Wege zur Ermittlung von Wahrheiten kommen, ist an sich einfach zu skizzieren. Aus dem Urphänomen der Tonzahl entwickeln wir zunächst die verschiedenen harmonikalen Theoreme (Teiltonreihen, die aus ihnen resultierenden Diagramme und sonstigen Ordnungen, die verschiedenen akustischen Einzeltheoreme, die harmonikalen Polarkoordinaten usw.). Dann suchen wir die Entsprechungen in allen uns zugänglichen Wissens- und Geistesgebieten, und schliesslich stellen wir die besonders wichtigen Formen als ihre Bedeutung und ihren Wert in sich tragende harmonikale Wertformen heraus. Der erste Weg ist die Harmonik als Wissenschaft, der zweite die Harmonik als Entsprechungslehre und der dritte die Harmonik als Symbolik.

Das Fundament der Harmonik bildet also die Tonzahl mit ihren Diagrammen, Zahlen, Tonwerten und Figurationen aller Art. Es ist für uns und alle harmonikal Forschenden ausserordentlich wichtig, einzusehen, dass diese harmonikalen Konfigurationen nicht nur logisch-mathematische Formalismen sind, «ad hoc» der harmonikalen Forschung konstruiert und erfunden wie etwa die Infinitesimalrechnung zur Bewältigung von Kurvenrechnungen usw. oder überhaupt eine Theorie zur Erklärung irgendeines Tatbestandes. Der Tatbestand schafft in der Harmonik ganz von selbst die «Theorie», und in folgedessen sind alle harmonikalen Konfigurationen Wirklichkeiten, Realitäten, Evidenzen, genau so wie die Gegen-

stände der Natur ausserhalb von uns oder seelische Empfindungen, geistige und ethische Werte in uns. Denn wir können ja alle harmonikalen Zahlen *hören* und die Diagramme und ihren Inhalt nach diesen Zahlen aufzeichnen und *sehen*. Und eben diese «audition visuelle», dieses Hörbildhafte ist es, was der heutigen Harmonik Grund und Ausgang für ihre Entsprechungsreihen, ihre akroatischen Bildbegriffe und ihre meditativen geistigen Überlegungen verleiht.

Es fragt sich nun: wie weit können wir in diesen drei Abteilungen von einer Wahrheitsermittlung sprechen, und welcher Art sind innerhalb der drei Abteilungen diese harmonikalen Wahrheiten?

Bei der Harmonik als Wissenschaft ist die Beantwortung dieser Frage kein Problem. Hier gehen wir mit dem üblichen Rüstzeug des Wissenschaftlers, also mittels unseres diskursiven Denkens vor, in welchem allerdings schon ein erheblicher Prozentsatz von geometrisch-anschaulichem Denken und gestalthaftem Hören («audition visuelle» = Hörbilder) enthalten sein muss, auch eine gewisse musische Fähigkeit oder Veranlagung, das Gehörte und Geschaute in eine gewisse Form zu bringen, welche der Konzeption einer «Akroasis» entspricht.

Schwieriger ist die Frage für die zwei anderen Abteilungen, die Harmonik als Entsprechungslehre und als Symbolik, zu beantworten, wenn wir uns an unsere üblichen Denkschemata halten. Aber diese Schwierigkeit lässt sich überwinden, wenn wir uns noch einmal unserem Ausgangspunkt aller harmonikalen Forschung, dem Urphänomen der Tonzahl, zuwenden und uns überlegen, worauf sich dieses Urphänomen gründet.

In diesem Urphänomen treten für uns Menschen zwei Welten zusammen, eine äussere und eine innere. Wenn ein Ton erklingt, dann nur auf Grund eines materiellen Anstosses (Saite, tönender Körper schlechthin) und einer materiellen Übertragung (Luft, elektromagnetische Wellen u. a.). Diese Seite des Phänomens bezeichnen wir mit «Zahl» und legen innerhalb des Urphänomens das Gewicht auf die *Tonzahl*. Dabei sind wir uns, mein Freund, sehr bewusst, dass wir hier den Zahlbegriff in gewissem Sinne auf das «Zählbare» der materiellen Seite des Tonphänomens verengen. Es gibt ja in der Mathematik weite Gebiete, die sich von diesem «Zählbaren» gelöst haben und in rein logische Gebiete hineinreichen, wobei freilich immer noch die Frage zu lösen sein wird oder wäre, ob selbst die «geistigsten» Regionen der höheren Mathematik nicht doch bestimmter Axiome bedürfen, die auf haptische, also greifbare, Mass und Zählbarkeit unterworfen oder diese erst ermöglichende Ausgangspositionen zurückgehen. Selbst die Vorstellungen der projektiven und nicht-euklidischen Geometrie haben ihren Ausgangspunkt in reinen Lagebeziehungen, wo allerdings von Zahlen im üblichen Sinne kaum mehr die Rede ist, wo anstatt dessen eine Kontrapunktik räumlicher Konkreta und Abstrakta ihr Eigenwesen treibt, welche aber letztlich doch wieder auf Apperzeptionsakte des Raumes zurückgehen, also auf eine Grundanschauung der materiellen Welt. Sei dem nun, wie ihm wolle: Innerhalb des Urphänomens

der Tonzahl identifizieren wir die zahlenmässige Seite, also die *Tonzahl*, mit dem, was gezählt, gemessen und handgreiflich (haptisch) untersucht werden kann. Das ist aber die «Materie» schlechthin. Wenn nun mein sehr verehrter Freund Hermann Friedmann in seinem neuesten Werk «Wissenschaft und Symbol»<sup>1</sup> den an sich berechtigten Einwand macht, dass das «Zahlenmässige an sich durchaus nicht haptisch» sei, so wird er die Einengung, die wir dem Begriff der *Tonzahl* in der Harmonik geben, unter Berücksichtigung der obigen Begründung tolerieren können, weil wir uns bewusst auf das an der Zahl beschränken, was gezählt und gemessen werden kann, also eben auf das «Haptische». Wenn man sich in weitere Definitionsklaubereien verliert, könnte man überhaupt die Haptik, also das Vis-à-vis der greifbaren Materie in Frage stellen und alles als ein unerklärliches «Ding an sich» oder als einen «Schleier der Maja» ansehen und darstellen, als eine Täuschung, die sich vor dem Forum zerebralen Denkens oder nihilistischer Mystik in lauter Negationen auflöst. Schliesslich ist ja die Materie ebensolcher Wunder voll und ebenso rätselhaft wie Seele und Geist. Sage mir doch mit Deinen begrifflichen Scharnieren, Hebeln, Druckknöpfen und Rechenmaschinen, was Körper, Seele und Geist *ist!* Du lachst, mein Freund – ja, sicher: wir müssen doch, wenn wir uns verständigen wollen, irgendwie Grund fassen und unsere Position einigermassen sichern! Aber eben dies versuchen wir ja jetzt!

Ein weiterer Einwand, den wir Harmoniker uns selbst machen können, wäre der, dass die Harmonik in ihren Zahlen, Reihenentwicklungen, Diagrammen und geometrischen Formen zu Symbolen und Gebilden vorstösst, die mit einer Haptik nichts mehr zu tun haben. Wir erinnern uns da z. B. an bestimmte enharmonische Reihen, wo ein Tonwert, also etwa der Ton c, die ganze Oktave durchlaufen kann, und zwar nicht etwa als cis, d, dis, e usw., sondern unter Wahrung seiner Individualität, also seines C-Wertes. Aber einmal ist das eben schon nicht mehr die «Harmonik als Wissenschaft», sondern als «Symbolik», und dann kommen wir zu diesen transhaptischen Gebilden und Formen ja nicht durch *nur* zahlenmässige Evolutionen, sondern durch solche der *Tonzahlen*. Neben jeder Zahl steht in der Harmonik ein Ton, also ein seelischer Wert, und die Bewertung aller harmonikalen Zahlformen, geometrischen Diagramme und Zahlsymbole geht immer von den *Tonwerten* und niemals allein von den *Tonzahlen* aus.

Das führt uns zum zweiten Aspekt des Urphänomens der Tonzahl, auf seine «innere Welt», auf den *Tonwert*, oder, wenn wir den Ausdruck «Tonzahl» beibehalten, auf die *Tonzahl* – unter Betonung der ersten Hälfte dieses Wortes. Hier besitzt nun unsere Seele, wie wir aus unseren bisherigen Forschungen wissen, die einzigartige Fähigkeit, vermittels unseres Ohres bestimmte Intervalle, bestimmte Tonverhältnisse als «rein» oder als «unrein» zu hören und somit auch zu erkennen. Denn wenn wir eine Oktave rein singen oder die Quinten unserer Instrumente rein stimmen, so muss zunächst im Unterbewusstsein unserer Seele «etwas» vor-

<sup>1</sup> München 1949.

handen sein, was diese Reinheit fordert und die Unreinheit, das Nichtstimmen, ablehnt. Schon in grauer Vorzeit – Pythagoras brachte seine akustischen Kenntnisse und die Mehrzahl seiner anderen, wie die Quellen berichten, vermutlich aus Ägypten mit – muss es den damaligen Forschern aufgefallen sein, dass diese primitiven Intervalle: Oktave, Quint, Quart, Ganzton, einfachen Zahlenverhältnissen gehorchen. An jeder einfachen gespannten Saite war das demonstrierbar, und die schon auf mehrtausendjährigen altbabylonischen Steinreliefs sichtbaren, völlig modern anmutenden Harfen waren ohne eine genaue Kenntnis dieser harmonikalen Zahlenverhältnisse gar nicht herstellbar. In den Tiefen unserer Seele sind also Ton und Zahl auf eine merkwürdige, geheimnisvolle Weise exakt verbunden, und eben diese rätselhafte Koinzidenz, dieses Zusammentreffen von äusseren materiellen Grössen (Saitenklänge, Frequenz) und inneren seelischen Werten (Töne, Tonverhältnisse) ist ein Urphänomen, welches wir nur staunend verehren und bewundern können: das Urphänomen der Tonzahl! Auch hier, hinsichtlich unserer Definition des *Tonwertes*, des Tones schlechthin als eines Prototyps der seelischen Welt, sind uns, wie Du weisst lieber Freund, eine ganze Reihe von Einwänden gemacht worden, besonders hinsichtlich dessen, was wir dabei unter «Seele» verstehen. Es ist klar, dass von jeder Ausgangsposition aus der Begriff «Seele» anders definiert werden kann und teilweise auch muss. Die Pflanzenseele ist etwas anderes als die Tierseele, diese eine andersartige als die Menschenseele, und wieviele «Psychologien» gibt es, die sich schon in Bezug auf die Definition ihrer Grundbegriffe widerstreiten. Wir glauben aber, dass der einigermaßen Gutwillige unseren «seelischen» Begriff des *Tonwertes* so verstehen wird und kann: den Ton als seelisches Erlebnis!

Auf diesem Urphänomen der Tonzahl baut sich nun vor allem eine Konfiguration auf, welche die wichtigste für die Harmonik ist und die wir uns in ihrer Bedeutung kurz noch vergegenwärtigen wollen: die «Obertonreihe».

Treffen schon im Urphänomen der Tonzahl zwei Welten zusammen, eine äussere materielle und eine innere seelische, so muss sich diese Koinzidenz auch an der Obertonreihe nachweisen lassen.

In der Tat ist die Obertonreihe zunächst ein sogenanntes «Naturgesetz». Jeder erzeugte Ton produziert Obertöne – in welcher Stärke und Anzahl, ist der Tatsache gegenüber sekundär, dass im Grundklang eine Folge von charakteristischen Tönen enthalten ist, die wir eben «Obertöne» und deren Folge wir «Obertonreihe» nennen: Grundton, Oktave, Quint, Quart, grosse Terz usw. Diese Intervallreihe ist also «von Natur aus», ohne unser menschliches Zutun, vorhanden; ihre Verwirklichung, d. h. wie wir sie hören oder nachweisen können, haben wir in unseren Werken beschrieben, und sie kann in jedem Lehrbuch der Akustik nachgelesen werden. Wenn wir nun die Monochordsaite in 1, 2, 3, 4, 5 usw. Teile unterteilen, so zeigt es sich, dass wir genau dieselben Intervalle und Töne hören, welche die Natur von sich aus als Obertonreihe produziert. Wir erhalten damit zwei neue

Erkenntnisse: erstens das Zahlgesetz der Obertonreihe, welches mit der Folge der einfachen ganzen Zahlen identisch ist, und zweitens die Gewissheit, dass diese Intervalle und Töne auch einer inneren Form, einem Gesetz unserer Seele entsprechen. Denn wir hören ja diese Intervalle als rein oder unrein (wenn die Monochordstege an den richtigen oder falschen Teilungspunkten der Saite stehen), und es muss demnach ein seelisches Kriterium in uns existieren, welches die Obertonreihe in uns genau so verwirklicht, welches deren Intervalle in uns genau so abstuft wie die Natur ausserhalb von uns. Die Obertonreihe hat also zwei Wirklichkeitsaspekte, einen naturhaften und einen seelischen, und aus diesem Grunde nennen wir ihr Gesetz auch ein «psychophysisches», da es sowohl psychische (seelische) als auch physische (naturhafte) Bedeutung hat. Wie nun diese Obertonreihe – die wir auch «Teiltonreihe» nennen, da sie den Grundton in seine Teile unterteilt oder dessen Schwingungen (Frequenzen) nach demselben Teilgesetz vermehrt – schon von den Pythagoreern zu ihrem «Lambdoma» weiterentwickelt worden ist und von uns zu den «Teiltonkoordinaten» und ihren verschiedenen Modifikationen ausgebaut wurde, auch dies ist in der «Harmonikalen Symbolik» des Freiherrn Albert von Thimus und in unseren Werken gezeigt worden, und es tut nicht not, es hier zu wiederholen.

Aber was hast Du denn, mein lieber Freund? Wie meinst Du? Wir seien bereits wieder im alten logizistischen Fahrwasser angelangt? Es sei nach den bisherigen harmonikalen Werken ebenso überflüssig wie sinnlos, die Ausgangspositionen der Harmonik erneut zu begründen? Wie? Entweder es habe einer das Tonerlebnis als reale Wirklichkeit und sei vom «Klang der Welt» als einer ihn tief beglückenden Konzeption überzeugt, oder alles Spintisieren, alle Erklärungen und Begründungen hätten keinen Zweck? Sogar ein Hermann Friedmann, welcher sich in seinem neuen Werke «Wissenschaft und Symbol» von der Harmonik, bei «vereinfachender und durchsichtigerer» Darstellung «bedeutende Resultate» verspricht, halte die Tonfigurationen für «Formalismus» und sehe nicht, wie von da aus ein Weg zur «Wissenschaft» führen könne – als ob Töne und Akkorde für uns nicht genau so real, so «wirklich» wären wie das, was wir sehen und betasten? Ich solle – so meinst Du – mich doch endlich von dem Komplex lösen, die Akroasis partout mit den heutigen Denkmethode, die ohnehin am Ende seien, in Einklang bringen zu wollen und mich einfach auf die harmonikalen Tatsachen, ihre Entsprechungen und ihre Symbolik selbst beschränken – ausserdem hätte ich dies am Anfang dieser Blätter ja ausdrücklich versprochen.

Nun – Du hast recht und unrecht! Vorläufig unterhalten wir uns ja zu zweit, und ob diese Blätter jemals in üblicher Buchform noch andere Leser finden werden, ist ungewiss. Vielleicht sollten Manuskripte wie dieses überhaupt von Hand zu Hand gehen: Hier hörte unserem intimen Zwiegespräch nur noch ein dritter zu, entweder ein Freund, dem wir uns gerne anvertrauen, oder ein freundlicher oder feindlicher Meckerer, der uns gleichgültig sein kann, weil wir ihm als einem

Anonymus doch nicht antworten können und brauchen. Aber wir sind ja jetzt unter uns. Lass uns deshalb noch ein wenig plaudern und disputieren!

Wenn unser verehrter Freund Hermann Friedmann in seinem neuen Werke anlässlich der Harmonik sagt: «Das Instrument symbolnaher Wissenschaft ist der Verstand (und nur der Verstand). Unbenommen aber ist es dem Verstande, Wege zu gehen und Raststellen zu suchen, die dem Blick mehr als nur 'Verständiges' eröffnen» –, so können wir das von unserer harmonikalen Sinnentheorie wohl unterschreiben – in einer Hinsicht. Denn auch für uns Harmoniker ist der Verstand das regulative Organ, eine Art «Telephonzentrale» (um es haptisch auszudrücken) für die Zuleitungsströme der Sinnesempfindungen. Aber auch diese haben ihre «a priori», und ebendeswegen ordneten wir den Verstand (mit dem Gehirn als Organ) in die *Sinne* ein, weil seine Tätigkeit, das Denken, durchaus nicht nur «spontan» allein ist: auch Auge, Ohr, Tastsinn usw. mit ihren Organen haben ihre Spontaneität und nicht nur ihre Rezeptivität. Aber ich will hier nicht das alles wiederholen, was bereits im letzten Abschnitt der Einführung zu unserem «Lehrbuch» gedruckt ist. – In anderer Hinsicht jedoch ist das System der harmonikalen Gestalten durchaus nicht, wie H. Friedmann meint, ein blosser «Formalismus» ohne Realitätscharakter von blosser ästhetischer oder «synästhetischer» Bedeutung. Sondern auf Grund des realen Tonerlebnisses der Natur (Obertonreihe) und der Seele (Intervallempfindung der Teiltonreihe) sind die harmonikalen Phänomene und Gestalten Wirklichkeit, Realität in ebensolchem Sinne wie alle anderen «wissenschaftlichen» Realitäten. Wenn man natürlich den Ausspruch: «Das Instrument symbolnaher Wissenschaft ist der Verstand und nur der Verstand», im Sinne der alleinigen Autonomie und Vorherrschaft des Verstandes zur Erreichung geistiger Wahrheiten versteht, so müssen wir diese Einseitigkeit als Harmoniker schon deshalb ablehnen, weil die harmonikalen Gesetze und Normen ohne den «Verstand» im Unbewussten der Natur und der Seele ja schon vorhanden, existent, evident sind und da ihr Eigendasein, ohne Bewusstwerdung, führen. Die Obertonreihe war ein Naturgesetz, längst bevor es Menschen gab, und wenn ich die Quinten meines Saiteninstrumentes rein stimme, so brauche ich dazu weder mein Denken noch meinen Verstand, sondern nur mein Gehör bzw. meine Tonempfindung, also ein seelisches Vermögen, welches nur durch den Sinn des Gehörs aktiviert wird und mit dem Sinn des Verstandes gar nichts zu tun hat. Die Apperzeption der grundlegenden harmonikalen Phänomene kann also des Verstandes völlig entbehren. Im weiteren Verlauf der harmonikalen Forschung benutzen wir dann Denken und Verstand allerdings als Regulativ, als «Instrument», wie H. Friedmann sagt. Aber ein Instrument muss von jemandem gespielt werden, und vor allem muss etwas auf ihm gespielt werden, was beides mit dem Instrument an sich gar nichts zu tun hat. Dieser Spieler ist der Geist. Und wenn er auf dem Verstand «spielt», wird es Vernunft, wenn er auf oder durch das Auge «spielt», werden es die bildenden Künste, beim Ohr Musik und Dichtung, beim

Tastsinn die geistigen Gefilde der Mathematik, Technik, der haptischen Wissenschaften und, in seiner letzten Sublimierung, eine vergeistigte Erotik.

Nun gut – ich gebe Dir, lieber Freund, gerne zu, dass es wahrscheinlich so eine Art Selbstberuhigungsspielle, vielleicht auch eine «unglückliche Liebe» von mir ist, die heutigen Denkmethode mit unseren harmonikalen synchronisieren zu wollen. Aber gib mir noch eine kurze Frist in diesen einleitenden Blättern. Ich will mir da, zum letzten Mal vermutlich in meinem Leben, noch einiges von der Seele wegreden, damit die Bahn dann endgültig frei sei. Und, wie Du sogleich bemerken wirst: unser stummes Zwiegespräch soll sich weiter auflockern – in einer Weise freilich, die dem strengen Wissenschaftler zerebraler Provenienz nicht mehr ganz zusagen wird, deren Metaphern und Gleichnisse aber den Bildbegriffen unserer harmonikalen Anschauungsweise besser entsprechen als die rein logischen Deduktionen und Induktionen.

Wir, Du mein Freund und ich, sitzen an einem runden Tisch von üblicher Grösse. Lege darauf eine Orange und daneben einen Stecknadelknopf, so hast Du die relativen Durchmesser von Sonne (Tisch), Jupiter (Orange) und Erde (Stecknadel) in ihren Grössen zueinander. In Wirklichkeit liegen diese drei Körper unseres Planetensystems natürlich nicht beieinander, sondern auf Kreisbahnen mit bestimmten Abständen voneinander. Wollten wir bei unserem Bilde bleiben, so brauchten wir schon den ganzen Raum einer ausgewachsenen Grosstadt, um die Bahnen aller Planeten unterzubringen. Schau: hier, der Tisch, das ist die Sonne. Um die Erde zu suchen, musst Du aus dem Haus gehen, ca. 160 Meter weit dich entfernen, und dort findest Du einen Stecknadelknopf: die Erde! Und wo zieht der Jupiter, den wir auf die Grösse einer Orange reduziert haben, seine Bahn? Ja, da musst Du schon einen tüchtigen Marsch von 8,5 Kilometern machen, um auf die Sphäre dieses grössten Planeten, welcher in der Grösse einer Orange um unseren Tisch, die Sonne, kreist, zu stossen. Das Übrige kannst Du Dir in Deiner Phantasie selber ausmalen. Schon jetzt wird Dir auffallen: die ungeheure *Leere*, in welcher sich die verhältnismässig wenigen Planeten, diese Orange, diese Erbsen, Samenkörner und winzige Stäubchen um diesen Tisch da, die Sonne, bewegen. Stell Dir doch das nur einmal richtig vor: welche Kraft, welches Gesetz, welcher Wille hält jene «Erbsen», jenen Uranus, der in einer Entfernung von ca. 30(1) Kilometern um unseren Tisch, die Sonne, kreist, noch «im Zaum»? Aber das ist noch nicht alles, ja erst der Anfang. Unsere Sonne, also unser Tisch, ist ein Fixstern. Willst Du nun die uns nächstliegende Sonne erreichen, so müsstest Du eine leere, finstere und  $-273^{\circ}$  kalte Wüstenei von einer Weglänge durchqueren, die dreimal so lang wie der Erdäquator ist – bis Du dann zum nächsten «Tisch», nämlich dem uns am nächsten liegenden Fixstern kommst! Dies können wir uns, eben durch die Grössenreduzierung, noch einigermaßen vorstellen. Nimm nun aber die richtigen, wahren Masse – also weg mit dem Tisch! – und erfahre, dass



unsere Sonne einen Durchmesser von 688 824 Kilometern hat, dann wird Dir und mir schwindlig. Wir sehen die Zahlen wohl, aber eine Vorstellung können wir uns da nicht mehr machen, auch nicht mittels der «Lichtjahre»; denn wenn das Licht in der Sekunde(!) ca. 300 000 Kilometer(!) durch den Raum schiesst, was soll uns da ein Lichtjahr, ja Millionen von Lichtjahren bedeuten, mittels deren die Astronomen den Weltenraum bereits ausmessen?

Aber kehren wir noch einmal kurz zu unserem Reduktionsbild zurück. Nimmt man eine gleichmässige Entfernung der Sterne unseres Milchstrassensystems an und reduziert die Grössen im Durchschnitt auf ein Billionstel, so werden diesmal die Sonnen zu Stecknadelknöpfen, deren durchschnittliche Entfernung 100 Kilometer beträgt! Also hier in Bern so ein winziger, glühender Stecknadelknopf und etwa in Luzern, Lausanne oder Basel der andere, uns am «nächsten» liegende! Dazwischen Nichts, Leere, absolute Finsternis und unermessliche Kälte! Und damit uns die Astronomen nicht auslachen, hier die richtigen Masse:  $\alpha$  Kentauri, der uns nächste Fixstern, ist 4,3 Lichtjahre von uns entfernt. Und das Licht legt pro Sekunde 300 000 Kilometer zurück. –

Warum erlöschen alle Sonnen in diesem unermesslich kalten Raum nicht, so wie die glühenden Stecknadelknöpfe in Bern und Lausanne erlöschen würden, augenblicklich, wenn wir sie mit einer Temperatur von  $-273^{\circ}$  umgäben? O ja: die Entropie! Aber heute sagt man uns ja, dass die Sterne sich immer wieder erneuern. Ewige Selbstverjüngung der Materie? Was ist es, das verjüngt? Wohl sagt uns die heutige Kernphysik, dass infolge von «Kernumsetzungen» der Atome die Sonne noch rund 100 Milliarden Jahre(!) weiterstrahlen könne, aber auch dies schiebt die Entropie nur hinaus. Überhaupt: wo und wie «begann» es? Ferner: wo gibt es ein Laboratorium, welches – komm her, o Tisch! – sagen wir einen Elektromagneten herstellen könnte, der glühende Eisenkugeln oder -kügelchen im Kreis von 30 Kilometern um sich herum bewegen würde? Dazu noch in der schönen Harmonie der Keplerschen Gesetze und Bahnen? Reduziert diesen Elektromagneten (Sonne) so weit, wie ihr wollt, versucht es doch einmal, ein richtiges «Planetarium», ohne mechanische und optische Krücken, en miniature aufzubauen, genau so wie es uns der Himmel vordemonstriert, und ihr werdet sehen, was für armselige Stümper wir sind, trotz aller Atomisterei und hochgezüchteten Technik!

Und nun machen wir einen Sprung bis zur «Thule» des Kosmos, bis zu jenen stellaren Mammutgebilden, die wir «Nebelflecke» nennen, zu welchen auch unser Milchstrassensystem mit seinen Milliarden von Sonnen gehört. Unsere bisherige astronomische Betrachtung soll ja nur zu einer ungefähren Proportionierung der inneren Anschauung führen, damit wir nicht ganz blind jenen riesigen und letzten «Ganzheiten», eben den Sternnebeln und Nebelflecken gegenüberstehen. Genau hier nämlich, an diesen äussersten Enden der von unseren Fernrohren erschlossenen Welt, an diesen letzten Einheiten innerhalb der Welt – wir selbst befinden uns

ja in einem solchen kosmischen Nebel – stossen wir auf eine Grundgestalt, die auch in der Harmonik grösste Bedeutung hat: auf die *Spirale*! Diese Sternnebel tragen das Gesetz der *Spirale* in sich; Spiralen aber erhalten wir in der Harmonik immer dann, wenn wir die Töne in Winkel, d. h. in Vektoren, Richtungen umwandeln. Jeder Schnitt des betreffenden Tonvektors mit seinem Kreis, der ihm zugehört, ist der «Ort» eines Tones! Da man nun Tonspiralen mit verschiedenen Steigungswinkeln und Indizes ansetzen kann, sind bei sehr grosser Indizierung ungeheuer viele Tonpunkte = Sterne innerhalb der harmonikalen Spiralbündel möglich.

Höre, was die Wissenschaft über die Spiralnebel sagt: «Alle werdenden Sternwelten haben die *Spiralform*. Man spricht von 'Spiralnebeln'. Es sind aber Welten von Milliarden Sonnen, die uns wie die fernen Teile unserer eigenen Milchstrassenswelt einen zusammenhängend scheinenden Lichtschimmer senden wie ein Nebelflecken, obgleich, wie bei uns, zwischen den Sonnen Billionen Kilometer leere Räume sind. Die *Spiralform* ist ein grosses Rätsel. Denn wenn Massen unter gegenseitiger Anziehung sich bewegen, so entstehen immer Ellipsenbahnen, Kreisbahnen, Hyperbelbahnen, und nie Spiralen. Man nimmt an, die Spiralarms bewegen sich wie die Feuerstrahlen der Feuerwerksräder von innen nach aussen, und zwar unter der Wirkung von Ebbe-und-Flut-Kräften. Woher soll aber die Kraft kommen, die ganze Welten von Milliarden von Sonnen aus einem Nebelzentrum herausaugt und in unvorstellbar ferne Sternräume hinausjagt? Das ist undenkbar!»<sup>1</sup>

Ja – woher soll die Kraft kommen, dieses «Rätsel» der Spirale in derart gigantischen Gebilden mit Milliarden von Sonnen zu gestalten?

Hier hilft kein haptisches Denken mehr, und alle rein astrophysikalischen Überlegungen lassen uns im Stich; denn irgendeine Ursache provoziert immer wieder hundert andere und landet notwendigerweise in einem «ignorabimus».

Nehmen wir hingegen einen seelischen Urimpuls an, einen «Grundton», der aus der Wucht des Schöpfungswortes «Fiat» = «Es werde!» klingt, und zeichnen wir diesen Ur-Ton im Geiste mit seinen Vektoren und Kreisen, seinen Spiralen und quantenhaften Konzentrationen: Töne = Sterne, mit den wissenschaftlichen Mitteln unserer harmonikalen Tonzahlkonfigurationen auf, so kommen wir dem Geheimnis der Entstehung dieser Spiralnebel schon näher, wenn wir es auch nie ganz zu enthüllen vermögen. Zum mindesten spricht es unsere Seele an; denn da wir ja die Normen der Tonverhältnisse a priori in uns tragen, so stehen wir, wir kleinen armseligen Menschen, in direktem seelischen Rapport zu jenen grössten makrokosmischen Gebilden, welche uns die Astronomie in ihrer bewunderungswürdigen Forschungsarbeit aus den ungeheuren Weiten und Abgründen des Weltenraumes entdeckt und enthüllt hat.

Aber, lieber Freund, was sind denn nun wirklich diese tonalen Spiralnebel, was sind deren Töne, deren klingende und singende Sonnen?

<sup>1</sup> A. Noll: «Naturgeschichte des Weltalls», Stuttgart 1941, S. 71.

Diesmal verleitest du mich zu einem Sprung, und zwar zu einem metaphysischen! Ich überschreite die Grenze der Wirklichkeit um so lieber, als wir aus dem *Circulus vitiosus* unseres rationalen Denkens sonst nicht herauskommen. Lass uns in eine höhere Wirklichkeit hinübertreten, in ein Reich reiner Gestalten, die vielleicht «wirklicher» sind als alles, was uns die Riesenfernrohre zeigen!

### *Die Sterne sind Engel!*

Hiervon war das gesamte Altertum sowie die östliche Weisheitslehre im Innersten überzeugt. Noch Thomas von Aquin glaubte, dass jeder Planet von einem Engel geleitet, bewegt und in seiner Bahn behütet werde. Die Engel sind die gestirnbewegenden Intelligenzen! Die Scholastiker, die gar nicht die trockenen Verstandesmenschen, sondern noch der Ganzheit aller menschlichen Fähigkeiten teilhaftig, also zum guten Teil Mystiker waren, verlegen die Aufenthaltsräume, die «Orte» der Engel, hinaus in die Sternenträume! Und wenn Du mich noch an die wunderbare Stelle des «Sohar» über der Engel Lobgesänge erinnerst, wo ihr Flügelschlagen eine Musik zur Verherrlichung des Allheiligen ertönen lässt – «so singen die Engel alle, und alle Planeten und Gestirne beginnen zu singen» –, so wird es mir schwer, mich zu entscheiden, wem ich die grössere «Realität» zugestehen soll: den Ergebnissen unserer Fernrohre oder den uralten Weisheitslehren und ihren religiösen Schauungen! Aber braucht es hier eine Entscheidung des So oder So? Geht nicht beides in der Entsprechung zusammen, in einer höheren Einheit, die in uns, in unserem Herzen liegt, als ein *Erlebnis*, welches gar nicht in die zwei Hälften von Ratio und Psyche, von Verstand und Gefühl auseinanderzufallen braucht? Jedem das Seine: gewiss! Aber durch das Tonerlebnis, durch das Urphänomen der Tonzahl erhalten die tönenden und singenden Engel wieder das Bürgerrecht auch in unserer Verstandeswelt, und wenn Du, o Leser, durch das Fernrohr schaust, so denke, dass Du da nicht nur Sonnen in so und so vielen Lichtjahren Entfernung, von der und der Grösse, von so und so vielen tausenden von Hitzegraden siehst, nicht nur Planeten als Steinhäufen mit Nickeleisenkernen von den und den Ausmassen und bestimmten Umlaufsformeln. Sondern lass Deine Seele sprechen, setze sie in Resonanz zu der Sternenwelt und sei überzeugt davon, dass die Wesenheiten dieser Sterne in wunderbaren Akkorden und Melodien tönen, die Du in Deinem Herzen als Klänge der Gottheit hörst!

Der natürliche Willensakt des Engels ist die *Liebe* – sagt Thomas von Aquin. Nun beruht aber, von Grund auf gesehen, die ganze Stoffwelt auf *Schwingungen*, und du weisst, lieber Freund, dass wir früher schon<sup>1</sup> eine Entsprechungsreihe bildeten, die von den ersten Undulationsbewegungen des Urphänomens der Tonzahl an bis zur «gefassten» Dynamik der Schwingung, bis zum Willen in der Natur und im Menschen hinaufreicht. Und, diese Entsprechung weiter verfolgend, dür-

<sup>1</sup> «Grundriss» S. 323.

fen wir sagen, dass die letzte Sublimierung der uranfänglichen Schwingung durch die *Liebe*, den Eros in der platonischen Bedeutung dieses Wortes gekrönt wird.

Dies Bild, Freund, prägen wir es in unsere Seele, hören wir es in unserem Gemüt und meditieren wir darüber in unserem Geiste: Gott sehen wir nicht, aber seine Engel können wir schauen, und ihr Singen, ihren Klang können wir hören, wenn wir uns zu jener geistigen Betrachtung erheben, wie sie die Akroasis vermittelt. In der unendlichen finsternen Wüstenei des Weltenraumes und der beängstigenden Ewigkeit der Zeit hat der Schöpfer in Tonwirbeln kosmische Gebilde entstehen lassen, Sternenebel mit Milliarden und aber Milliarden von Sonnen. Diese Nebel und Sonnen, winzige Gebilde wiederum nur angesichts der Unendlichkeit des Raumes, der Ewigkeit der Zeit, sind für uns dennoch in ihren himmlischen Gestalten die obersten und höchsten Vertreter vor Gottes Thron. Jeder Sonne, jedem Planeten und Himmelskörper ordneten die alten Weisen einen Engel als Wächter und Stellvertreter des Höchsten bei, und wenn unsere materiellen heutigen Ohren ihren Gesang, ihre Harmonie nicht mehr vernehmen, so gibt es auf Grund der Akroasis eine geistige Betrachtung, mittels welcher wir die kosmische Partitur wieder aufzuzeichnen und auf unsere Seele wirken zu lassen vermögen.

Und nun kehre von diesem Flug mit mir wieder zurück auf unsere kleine Erde und erinnere Dich an gewisse Betrachtungen, Untersuchungen, welche wir vor Jahren den kleinsten und diffizilsten Gebilden dieser Erde, den Atomen, gewidmet haben! Schon die Atomphysik selbst spricht ja immer wieder von Sonnensystemen im Kleinen, wenn sie den Ganzheitscharakter dieses Mikrokosmos anschaulich zu machen versucht. Auch wir haben auf dem Umweg über die «Ton-spektren»<sup>1</sup> gelernt, dass schon in den atomaren Konfigurationen der optischen Spektren harmonikale Gesetzmässigkeiten am Werke sind, und wir haben uns erlaubt, ein harmonikales Atommodell zu konstruieren. Offenbar reicht also die Engelwelt bis in den Feinbau der Materie hinein! Aber wenn wir nun sehen, was der heutige Mensch mit diesen Atomen macht, wie er sie umwandelt, zertrümmert, ihre natürliche Form zerstört und letztlich ein teuflisches Gebilde herstellt, das der Hölle und nicht mehr dem Himmel angehört, so erfüllt sich auch hiermit ein uraltes Wissen, ein den alten Weisheitslehren und religiösen Überlieferungen wohlvertrautes Mythologem vom «Sturz der Engel», von ungeheuren Katastrophen, die immer wieder dann eintreten müssen, wenn die Hybris alles andere überwuchert. Denn Engel und Teufel geben sich in Dir selbst, o Mensch, ein Stelldichein; ja, Du hast es in Deinem freien Willen, die himmlische Gestalt in eine höllische zu verwandeln und umgekehrt: hier vollzieht sich der luziferische Abfall oder die Wendung zum Guten in Dir selbst!

Sind wir Narren, Phantasten? Lasst uns sehen! Guericke, einer der klarsten und hellsten Köpfe der Physik, Erfinder der Luftpumpe, des Vakuums und der Elektriziermaschine, setzt sich mitten in seinen wissenschaftlichen Untersuchun-

<sup>1</sup> «Abhandlungen» S. 109 ff.

gen mit den Wundern des Josua auseinander und versucht, seine Ideen mit dem Kopernikanischen System in Einklang zu bringen. Seine Forschungen über das Vakuum und das Wesen der Luft regen ihn zu Fragen nach den Orten von Himmel und Hölle an. Der grosse Newton, Abgott aller Physiker, befasst sich Ende seines Lebens mit der Erklärung der Apokalypse des Johannes, und in seinem Nachlass fand man die Werke des theosophischen Schusters Jakob Böhme, dessen drei erste «Naturgestalten» ihn intensiv beschäftigt haben müssen, da darin die metaphysische Erklärung seiner Gravitationstheorie enthalten ist – ob er sich von Böhme oder von dem banalen «fallenden Apfel» zur Konzeption dieser Theorie anregen liess, oder ob ihm Böhme einfach sein metaphysisches Bedürfnis befriedigte, ist angesichts dessen, dass Newton offenbar Böhme eifrig gelesen und studiert hat, völlig gleichgültig. «Der letzte Absatz der Optik enthält Schmähworte gegen die Heiden, ihre Verehrung falscher Götter, ihre Lehre von der Seelenwanderung, von der Anbetung von Sonne und Mond und von toten Helden und endet mit der 'Verehrung unseres wahren Schöpfers und Wohltäters' und bei der Herrschaft des Noah und seiner Söhne.»<sup>1</sup> In den physikalischen Briefen des berühmten Mathematikers Leonhard Euler tauchen Untersuchungen über das Gebet und die Bekehrungen der Sünder auf! Leibniz schreibt 1687 an Bayle: «Gott ist der letzte Urgrund aller Dinge, und die Kenntnis Gottes ist nicht weniger das Prinzip der Wissenschaften als sein Wesen und sein Wille die Prinzipien der Dinge.» Und an anderer Stelle: «Es ist wundervoll einzusehen, wie im Ursprung eine gewisse göttliche Mathematik oder ein metaphysischer Mechanismus ausgeübt wird.» Auf Maupertius führen die Physiker die mechanisch-mathematische Fassung des Prinzips des «minimalen Aufwandes» zurück. Friedrich der Grosse machte jenen 1746 zum Präsidenten der Berliner Akademie. Adolf Menzel hat ihn, Maupertius, auf seinem bekannten Flötenkonzert von Sanssouci links im Hintergrunde, die Augen zum Himmel gerichtet, verewigt. Dieser Maupertius nun behandelt Gott «nicht viel anders als einen Mathematiker, der mit Hilfe der Variationenrechnung, des 'isoperimetrischen Kalküls', wie es damals hiess, eine Minimalaufgabe löst und mit Erfolg in die Wirklichkeit umsetzt. Nach Maupertius ist dieses Prinzip der sicherste Beweis für das Dasein Gottes, das Zeichen seiner vollkommenen Weisheit und Allmacht, und macht alle übrigen Beweise für das Dasein Gottes kraftlos und hinfällig»<sup>2</sup>. – Nimm zu diesen wenigen Beispielen noch die Adoration des Schöpfers in Keplers «Harmonice mundi» und seinen übrigen Werken, denke an den Mathematiker J. Bernoulli, den Entdecker der logarithmischen Spirale, welche letztere er mit Gott-Vater und Gott-Sohn vergleicht, so wirst Du mir zugeben: bei all diesen Forschern – und ich zitierte absichtlich nur solche der exakten Wissenschaften, auf welchen ja unsere ganze

<sup>1</sup> Dies, das Vorhergehende über Guericke und das Nachfolgende über Euler, Leibniz und Maupertius nach Eberhard Buchwald: «Symbolische Physik», Berlin 1949, S. 47ff.

<sup>2</sup> Buchwald a. a. O.

neuere Zivilisation beruht – war die Nabelschnur zum Absoluten, zum Religiösen noch nicht unterbunden, die Hybris einer sogenannten «autonomen» Wissenschaft hatte sie, sagen wir es ohne Umschweife, noch nicht verantwortungslos jenen höheren Mächten und Normen gegenüber gemacht, unter welchen jede Forschung in wissenschaftlicher und ethischer Hinsicht stehen müsste.

Also: Guericke und Josua, Newton und die Apokalypse des Johannes, Euler und die Bekehrung der Sünder, Leibniz und die göttliche Mathematik, Maupertius und sein Gottesbeweis aus dem isoperimetrischen Kalkül, Kepler und seine «Harmonice mundi», Bernoulli und seine Gottvater-Gottsohn-Spirale – nun, das ist eine Liste, mein Freund, die sich sehen lässt! Waren das alles Narren? Die heutigen Physiker hüten sich freilich, den Josua, die Apokalypse und Gott in ihre Formeln mit einzukalkulieren. Die wahre Unbekannte, das geheimnisvolle  $x$  ( $X = \text{Chi}$ ) ist in ihren Formeln nicht mehr zu finden. Die Nabelschnur ist durchschnitten, das Kind ist geboren, aber was für ein Kind! Lies die Berichte über den Untergang von Hiroshima, und Du wirst wissen, was ich meine!

Der grosse Unterschied der heutigen von der früheren Physik besteht – abgesehen vom «Fortschritt» des Wissensbestandes, den ich hier gar nicht diskutieren will – darin, dass Forschertypen der obigen Art noch an Endursachen, an Zwecke und Sinnhaftigkeiten glaubten, kurz an «Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden». Während heute das der reinen Zwecklosigkeit unterworfenen und von den «wirkenden Ursachen» der Logik, der Statistik und den Wahrscheinlichkeitsformeln bedingte System der Naturgesetze triumphiert. Daher wird, heute, der Kunstgriff angewandt, die Dutzende von Axiomen, welche hinter diesen Naturgesetzen stehen, als da sind «Gravitation», «Licht», «Raum», «Zeit», «Kausalität» usw. einfach als gegebene Tatsachen hinzunehmen und die eigentliche, wirkliche, ja ungeheure Tatsache zu verdrängen: dass eben diese Axiome, diese stillschweigenden Voraussetzungen, diese Schwerkraft, dieser Raum, diese Zeit, dieses Licht, dieses grosse metaphysische Rätsel sind, das grosse Geheimnis, hinter dem nur eines verborgen sein kann: die Unerforschlichkeit der Gottheit selbst!

Josua, die Apokalypse, Gebet und Sünde, Harmonie und Disharmonie der Welt, Gottvater, Gottsohn, Engel und Teufel kommen heute wieder durch die Hintertür in unseren stolzen Palast der Wissenschaften herein, mein Freund; es nützt nichts, davor die Augen und die Ohren zu verschliessen oder gar den Kopf in den Sand zu stecken wie der Vogel Strauss. Denn gerade diese kleine, bescheidene Hintertür haben wir nicht nur zu schliessen vergessen, sondern der Architekt unseres Palastes hat überhaupt keinen Türladen an die Öffnung gemacht! Schau – bleiben wir noch ein wenig im Bilde, der Josua wird ja ohnehin bald eintreten und die Apokalypse ist nicht mehr fern! Viele der Palastbesitzer und -verwalter versuchten in den letzten 200 Jahren immer wieder, diese Tür, dieses Loch im Haus zu verstopfen. Aber es gelang keinem. Immer wieder ging das Füllmaterial in die Brüche, und immer wieder standen die Palastbewohner vor

diesem rätselhaften Phänomen. Nur einige wenige schauten hinaus, unbekümmert darum, ob sich die Tür schliessen liesse oder nicht. Und da sahen und hörten sie seltsame Dinge - - -

Wollen wir selbst, Du und ich, mein Freund, das Wagnis unternehmen, durch diese kleine Tür ins Freie hinauszutreten? Im Palast der Wissenschaften mit seinen tausenden von Zimmern und Laboratorien haben wir selbst ja gearbeitet, und wir werden uns hüten, die erstaunlichen Dinge, die wir da gelernt haben, über Bord zu werfen. Aber Du wirst es mir zugeben und eingestehen: mit der Zeit ist es uns in diesem Palast mit seinem Komfort, seinen schönen Fassaden, seinen Kontrolluhren am wohlbehüteten Eingang nicht mehr so ganz wohl geworden. Ein Drang nach Freiheit, Innerlichkeit, Menschlichkeit ist in uns erwacht, Fragen nach dem Sinn und Unsinn dessen, was in den Laboratorien geprübelt, experimentiert und geschaffen wird, sind in unserer Seele aufgetaucht. Eine tiefe Unruhe hat uns erfasst, der Palast scheint plötzlich ein Gefängnis geworden - vorne stehen die Hüter der Gesetze und lassen uns nur hinaus, wenn wir, unsere Kontrollmarken abgebend, wieder hereinkommen. Also bleibt uns gar nichts anderes übrig, als den Weg durch die kleine geheimnisvolle Hintertür ins Freie zu nehmen. Nun wollen wir sehen, was wir bei den Streifzügen durch Gottes Natur erleben, welche Abenteuer wir bestehen, ob alles gut ausgeht und wir irgendwo eine Stätte finden, wo wir uns als *Menschen* fühlen können.

Im alten Indien, vielleicht auch noch im heutigen, war das anders. Da liessen eines Tages die Philosophen alles im Stich, Frau und Kinder, Geld und Haus, gingen in die Wälder und suchten sich einen prachtvollen Baum aus, unter welchem sie sich mit gekreuzten Beinen niedersetzten und über Gott und die Welt zu meditieren begannen. Buddha handelte so und folgte darin nur einem uralten Brauch. Niemand nahm es ihnen übel, im Gegenteil: das Volk brauchte sie, gewissermassen als Zirbel-, Schild- und Thymusdrüsen, woraus der geistige Volkskörper seine Kraft schöpfte und sich immer wieder regenerierte. Bei uns Europäern nun, im «gemässigten» Klima, welches dazu verdammt scheint, die unmässigsten Masslosigkeiten aus der menschlichen Willenskraft und Gehirns substanz hervorzuzaubern, gibt es, zumal im Norden, zweifellos noch genug der herrlichsten Bäume, unter welchen wir Philosophen uns niedersetzen könnten. Aber jedes Jahr kommt der Winter, rechts und links von Frühjahrs- und Herbststürmen begleitet. Was würden ferner Frau und Kinder, die Verwandtschaft, die Leserschaft, ja die gesamte öffentliche Meinung sagen, wenn wir eines Tages auf und davon liefen? Nur den vielen «Illustrierten» machten wir damit eine Freude, aber die Sensation dauerte nur bis zur nächsten Nummer, und dann wären wir vergessen, dem existentialistischen «Nichts» anheimgegeben.

Nein, wir müssen das auf eine andere Weise versuchen. Wir müssen uns entweder eine wetterfeste Hütte bauen oder, wenn uns das Schicksal in eine Stadt verschlagen hat, hier uns wenigstens eine Kammer reservieren, in welcher wir

dem Lärm des Tages entrückt sind, und ab und zu allein sein oder mit wenigen Gleichgesinnten, so wie Du mit mir und ich mit Dir, zusammen sein können. In dieser Hütte oder diesem Raum, der mit dem einfachsten Inventar ausgestattet ist, in welchem das Monochord und die wenigen Bücher, die wir lieben, nicht fehlen dürfen, hier werden wir, hoffentlich noch bevor die Wasserstoffbombe platzt und die Atmosphäre in den Äther jagt, uns mit dem Josua, der Apokalypse, Engeln und Teufeln, Bäumen und Kristallen, Gut und Böse und vor allem dem «Menschen» selbst auseinandersetzen. Wir werden sehr aufmerksam auf die Harmonien und Disharmonien der Welt, ihrer Normen und Gesetze lauschen und das, was wir dabei hören, schauen und bedenken, in Worte zu fassen versuchen und diese Worte niederschreiben. Und geht diese Niederschrift zugrunde, bleibt nichts mehr von dem ganzen Jammer, der ganzen Freude, dem ganzen Kulturwillen der Menschheit und ihren Taten übrig, so waren doch diese Gedanken, diese Wünsche, diese Sehnsüchte, Hoffnungen und Taten einmal geformt, sind geistige Wirklichkeit geworden und werden irgendwo als Sterne einer geistigen Welt im Aon der Ewigkeit leuchten und tönen!

Darum noch einmal, mein Freund: Auf! Ins Freie!

Jeder Mensch hat eine unendliche Ahnenreihe hinter sich, und deren Erbanlagen in seinen Keimzellen als einen kostbaren biologischen Schatz bewahrt. Stammen wir von Adam ab? In der Form, die wir heute haben, sicherlich; denn diese Menschenmutation muss als Mutation einmal auf dem Planeten erschienen sein, und warum sollen wir sie nicht Adam nennen?

Vom Erdenkloss bis zu diesem Adam, d. h. von der Plasmasubstanz der ersten Urzelle, die sich bis zum Menschen entwickelt, entfaltet hat, sind jedoch bestimmt wesentlich grössere Zeiträume verfloßen als von Adam bis zu uns. Und es ist das Vorrecht einer solch grandiosen geistigen Schau, wie sie die Schöpfungsgeschichte der Bibel und diejenige der alten Mythologien gibt, dass sie in den Worten: «und Gott bildete den Menschen aus einem Erdenkloss» ein Ereignis von Millionen von Jahren in die Prägnanz eines Augenblicks bannt, so dass hier gleichsam vor dem für uns Menschen bedeutsamsten Ereignis die Zeit, ja der Raum fast zu nichts wird und in seiner geistigen Konzentration alles überstrahlt, übertönt: das Faktum der Menschwerdung selbst.

Auf unserer kleinen Ebene werden wir dieser Konzentration auf das Wesentliche, soweit es unsere Kräfte gestatten, auch in den folgenden Blättern huldigen. Vom Ahnherrn der Harmonik, Pythagoras, bis herauf zu unseren weitverzweigten philosophischen Systemen, erkenntnistheoretischen Untersuchungen, Geschichtskonstruktionen und naturwissenschaftlichen Ergebnissen werden wir nur weniges berühren und dieses nur insoweit, als wir es zur dankbaren Bestätigung für unsere Theoreme, Wertformen, Entsprechungen und Symbole benötigen. Denn in diesem Werk geht es um das Wesentliche unserer Lehre, um ihre Ableitung aus den

grossen harmonikalen Formen; und was wir zur Begründung benötigen, werden wir noch in diesem Introitus diskutieren und uns im übrigen auf das Notwendigste beschränken – im Gegensatz zu unseren früheren Arbeiten, wo wir, Du mein Freund und ich, gerade dem Anschauen und Hinhören nach allen Seiten breitesten Raum gaben. Aber diese Introversion, dieses Sichzurückziehen auf eigenes, wurzelhaftes Gedankengut hat noch andere Gründe.

Wer in den üblichen Bahnen philosophieren will, wird ohne eine genaue Kenntnis der Philosophiegeschichte und deren Stationen nicht auskommen. Und wer in irgendeiner anderen Wissenschaft etwas erreichen will, wird ohne ein Wissen um das, was voranging, nichts Erspriessliches erreichen. Es ist für einen heutigen Astronomen sinnlos, mit den bisherigen Fernrohren und Kameras Mondaufnahmen zu machen – er sei denn ein begeisterter Amateur –, da solche Aufnahmen bereits hundertfach gemacht worden sind und zur Verfügung stehen. Und selbst wenn ein Unentwegter in irgendeiner Disziplin wieder (ganz von vorne) anfängt, eine Sisyphusarbeit, die man, achselzuckend, besonders gerne den Deutschen zuschreibt –, so pflegt ein solcher Unentwegter sich doch sehr genau nach allen Seiten umzusehen, sich mit seinen Vorgängern und Zeitgenossen auseinanderzusetzen, und dokumentiert schon dadurch seine Einordnung, seine Nichtloslösbarkeit von den Ergebnissen und Problemen der bisherigen Vertreter seines Metiers. Dies ist alles in der Ordnung, und als Harmoniker haben wir immer wieder betont, dass wir vor jeder ernsthaften Forschung nur die grösste Hochachtung haben, und sei sie noch so spezialisiert. Auch haben wir ja in unseren früheren harmonikalen Werken von diesem Usus jeder Forschung, sich auf Vorgänger und Zeitgenossen zu beziehen, ihre Ergebnisse mit Namensnennung – und nicht unter Verschweigung der Urheber, wie es heute mehr und mehr einreißt und wovon wir Harmoniker ein besonderes Lied singen können – zu zitieren und sich mit ihnen auseinanderzusetzen, ausgiebig Gebrauch gemacht. Dennoch steht die Harmonik innerhalb der Philosophie und Wissenschaft in gewissem Sinne als ein Outsider da. Das liegt nicht an einer gewollten Exklusivität, nicht an einem prononcierten Eigenbrötlertum. Das ergibt sich aus der Sache selbst. Einmal haben wir sozusagen keine Vorgänger und zeitgenössischen (Kollegen) – ich meine solche der bekannten Disziplinen, da es ja eine offizielle Disziplin der Harmonik im System unserer Wissenschaften noch gar nicht gibt. Und unsere (greifbaren) Vorgänger haben wohl harmonikal geforscht, gedacht, gearbeitet; aber keiner von diesen wenigen hat die Harmonik als eine eigene, in sich ihre Berechtigung tragende Wissenschaft begründet. Die erhaltenen Fragmente der Pythagoreer sind, als Grundlage für eine neue Konstituierung der Harmonik, zu ephemere, als dass wir damit ein solides Gebäude errichten könnten. Die Harmonik des Ptolemäus und ihr Kommentar von Porphyrius enthalten wohl viel Interessantes zur harmonikalen Technik nebst alten Überlieferungen; aber das reicht nicht aus, um unseren heutigen Bedürfnissen zu genügen. Kepler benützte wohl viele har-

monikale Daten, um die himmlischen Harmonien seiner (Harmonice Mundi) zu unterbauen; aber sie münden ganz in die astronomische Sphäre ein, und von der Harmonik als einer autonomen, alles in sich begreifenden Wissenschaft ist bei ihm noch nicht die Rede. Dasselbe gilt für Albert von Thimus. Seine (Harmonikale Symbolik)<sup>1</sup> hat vorwiegend antiquarischen Charakter. Thimus sammelt mit unendlichem Fleiss und phantastischen philologischen Kenntnissen das ihm erreichbare Material der antiken und östlichen Zahlenharmonik. Obwohl er der heutigen Harmonik mit seiner Wiederentdeckung des pythagoreischen (Lambdoma) die technische Grundlage für ihren Neubau schenkte, dachte auch er nicht daran, sie von ihren eigenen Axiomen aus als eine Lehre, die auch für unsere heutige Zeit, für unser heutiges Denken, Empfinden und Forschen wichtig sein kann, im vorausschauenden Sinne zu begründen und auszubauen. Und der ehemalige Heidelberger Kristallograph Victor Goldschmidt versucht mit, Kepler und Thimus gegenüber, vergleichsweise sehr primitivem harmonikalem Rüstzeug, bestimmte Probleme der Flächenentwicklung der Kristalle, der Farbenlehre und der Planetendistanzen zu durchtönen, spricht aber nirgendwo von der Harmonik als einer eigenen Wissenschaft – obwohl wir gerade Goldschmidt aufs tiefste dankbar sein müssen, dass er in einer so ausgesprochen positivistischen Epoche, wie der Zeit um 1900, sich mutig in ein solches (Grenzgebiet) als exakter Wissenschaftler vorwagte.

Wir sind also auf uns selbst angewiesen, mein Freund. Wir befinden uns gewissermassen auf der Reise von einem Planeten zum andern, von einem Fixstern zu einem andern. Das (Vorher) haben wir verlassen, im (Nachher) sind wir noch nicht angekommen. Verpflegen müssen wir uns selbst, Licht und Wärme müssen wir aus uns selbst schöpfen. Dafür existieren wir aber im freien Äther, losgelöst von jeder Schwerkraft. Einzig die himmlische Welt der Sterne ist unsere äussere und der Klang der Sphären unsere innere Heimat.

Wenn wir uns nun von jenen grössten kosmischen Gebilden, den Spiralnebeln, und den von ihnen umschlossenen Sternsystemen<sup>2</sup> über die Keplerschen Harmonien unseres Planetensystems zu unserer Erde wenden, wenn wir sowohl dort als hier im Mikrokosmos des atomaren Bereichs nach einem letzten Phänomen suchen, welches der äusseren Welt zugrunde zu liegen scheint und welches unserem wissenschaftlichen Erkenntnisbemühen einen Halt, einen Anhalt zum Aufbau einer Forschung gibt, so werden wir uns mit den Ansichten der heutigen Wissenschaft sicher in Übereinstimmung befinden, wenn wir – bereits oben sprachen wir in anderer Weise davon – dieses Phänomen mit Schwingung bezeichnen.

<sup>1</sup> Köln 1868–1876.

<sup>2</sup> (Daran jedoch, dass mit der Geschichte der Spiralnebel die Formenwelt beginnt, vermag ich nicht zu zweifeln), sagt Hermann Friedmann in (Wissenschaft und Symbol), München 1949, S. 62.

Die makroskopischen Spiralen, die Bewegungen der Doppelsterne, die Rhythmen und Perioden unseres Planetensystems, die Rotationen der Himmelskörper, die Periodizitäten des Lebens auf der Erde und der Menschheitsgeschichte, die geologischen Perioden, die Ehe von Licht und Gravitation und vieles andere mehr – alles dies steht auf dem Hintergrund rhythmischer, periodischer Impulse, deren zeugende Form wir eben mit dem Wort «Schwingung» ausdrücken. Das ist der wissenschaftliche Aspekt.

Was ist nun aber «Schwingung»?

Physikalisch beantwortet sich die Frage einfach. Schwingung ist das regelmässige Schwanken eines Zustandes um seine Ruhelage. Praktische Verkörperungen hierfür sind etwa ein Pendel, eine schwingende Saite, eine elektrische Welle. Das theoretische Bild ist die Form der Welle:



Wir überlegen weiter. Worin schwingt dieser Zustand und was ist es, das schwingt? Beim Pendel ist das «was» der Pendel selbst und der Impuls, der ihm gegeben wurde, das «worin» der Luftraum – das gleiche gilt für die Saite. Bei der elektromagnetischen Welle ist das «was» das elektromagnetische Feld, das «worin» irgendein Medium, welches die klassische Physik noch mit dem hypothetischen Namen «Äther» bezeichnete, für welches wir jedoch heute keinen zulänglichen Begriff mehr haben, obwohl unsere Vorstellung ein «etwas» verlangt, worin die elektromagnetische, die Lichtwelle usw. sich realisieren.

Durch diese Überlegung gewinnen wir zwei weitere Gesichtspunkte: 1. Jede Welle schwingt in Zeit und Raum, hat eine Schwingungszeit (Frequenz) und Wellenraum (Wellenlänge). Beide sind einander reziprok, d. h. wenn z. B. eine Saite von 1 Meter Länge  $x$  Schwingungen macht, dann macht eine 2 Meter lange Saite  $x/2$  Schwingungen, eine  $1/2$  Meter lange Saite  $2x$  Schwingungen usw. Jede Schwingung = Welle sagt etwas aus, hat eine Wirkung, Bedeutung. Das Pendel dient vorwiegend Zeitmessungen, die akustische Welle der Hervorbringung von Tönen, die Elektrowelle den verschiedenen Anwendungen der Elektrizität, die Lichtwelle der Verwirklichung von Licht und Farben usw. Diese nach aussen hin sichtbare, hörbare oder sonst irgendwie bemerkbare Ektypik (In-Erscheinung-treten) der Schwingungen verschiedenster Art und Herkunft ist innerhalb der Physik seit alters genau untersucht und mittels mathematischer Formeln, also auf Grund von Zahlen erfasst und registriert worden. Das heisst aber – und diese Einschränkung ist sehr wichtig – die Physik hat das Quantita-

tive, das Nur-Grössenmässige, «Haptische» der Schwingungsphänomene mittels unseres Verstandes in Mass und Zahl ausgedrückt, «formuliert», oder da, wo ihr zunächst qualitative Erscheinungen (Licht, Farbe, Ton) entgegenkamen, diese Qualitäten lediglich quantitativ erfasst. Man sagte wohl: diese Farbe hat so und so viel Angström-Einheiten (optische Wellenlängen), oder: dieser Ton hat so und so viel Schwingungen pro Sekunde. Aber wichtig dabei waren und blieben nicht mehr Farbe und Ton, sondern die in Zahlen und Formeln ausdrückbaren Gesetzmässigkeiten der optischen und akustischen Phänomene. Ganz allgemein ausgedrückt: die «qualitativen» Sinneseindrücke der verschiedenen Wellenphänomene werden physikalisch in «quantitative» umgeschaltet und mittels logischer Operationen in Zahlen und algebraische Formeln transformiert.

Schau mich nicht so unwillig an, lieber Freund – es nützt nichts, wir müssen immer wieder auch im rein wissenschaftlichen Bereich unsere Angelegenheiten bereinigen und, gerade Du und ich, uns klar zu machen versuchen, wie die Dinge hier stehen, sonst hängen wir in der Luft oder im hypothetischen Äther. Selbst auf unserer Reise von Stern zu Stern befinden wir uns in irgendeinem «Medium», und die Sterne selbst, von ihrer atomaren Struktur an bis zu ihren Bewegungen durch die unermesslichen Zeit-Räume, gehorchen den Urphänomenen der Schwingung auf der «wissenschaftlichen» Ebene. Und Josua – doch davon später!

Das war also, sehr summarisch freilich, der physikalische Aspekt der «Schwingung».

Warum beschränken wir uns nun unter den verschiedenen Möglichkeiten und Realisationen des Schwingungsphänomens auf den akustischen Fall? Weil wir Harmoniker sind?

Nein: nicht weil wir Harmoniker sind, wählen wir den akustischen Fall, sondern weil in der Tonschwingung noch etwas Ausserordentliches, Einzigartiges zur blossen Schwingung und ihrer «Zahl» hinzukommt – deshalb sind wir Harmoniker geworden und glauben die Berechtigung unserer Lehre daraus ableiten zu können.

Ich sage jetzt noch nicht «Ton», lieber Freund. Denn um dieses Einzigartige, die Ton-Zahl nämlich, richtig zu verstehen, sie mit unserem inneren Anschauungsvermögen und in unserem Gemüt beurteilen, würdigen zu können, muss man zunächst sehen, was bei den anderen Schwingungsvorgängen noch «dazukommt».

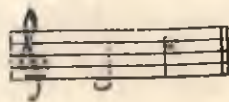
Stell Dir zwei verschiedene Farben vor! Etwa ein Rot und ein Blau. Da es verschiedene Nuancen «Rot» und «Blau» gibt, wirst Du vielleicht sagen: diese beiden Nuancen gefallen mir ganz gut. Ich hingegen werde Dir eventuell zustimmen, wahrscheinlich aber ein anderes Blau und ein anderes Rot herausuchen, deren Intervall mir wieder mehr zusagt. Möglicherweise werden wir aber auch zum Schluss kommen: alle Blau und Rot, je paarweise nebeneinandergestellt, sind irgendwie schön und gut, und wenn uns einer auf den Kopf zu fragen würde:

welches Blau-Rot-Intervall wir nun für allein <richtig> halten, würden wir unsere Köpfe schütteln und antworten, dass wir diese Frage nicht entscheiden können, ja für sinnlos halten. Noch erstaunter aber würden wir sein, wenn uns ein Physiker fragte, welche genaue Schwingungsproportion der Lichtwellen zwischen diesem Blau und diesem Rot, in einem exakten Zahlenverhältnis ausgedrückt, bestehe. Soll er es uns doch selber sagen, er ist ja Physiker! Aber der Physiker wird sich mit einem Lächeln entschuldigen: er könne das natürlich auch nicht ohne weiteres. Erst wenn er die betreffenden Lichtwellen mittels seiner physikalischen Apparaturen gemessen und die Zahlen unter sich verglichen habe, – erst dann könne er uns den Verhältnisfaktor in genauen Zahlen angeben. Also: zwei Farben irgendwelcher Art beeindrucken uns zweifellos seelisch, sie <gefallen> uns oder nicht, sie stimmen uns froh, traurig, erregen uns, langweilen uns usf. Aber wir bleiben damit in der Empfindungssphäre hängen, in Qualitäten, und können nie *sofort* sagen: jetzt! diese zwei Farben haben das exakte Schwingungsverhältnis von  $x:y$ . Der spontane Zugang zum Quantitativen ist uns verschlossen; wir können diesen wohl gewinnen, aber erst auf Umwegen. Andere Schwingungsphänomene wiederum können wir in bezug auf die Rationalität ihrer Zahlenverhältnisse sehr wohl mit dem Auge beurteilen, wie z. B. bestimmte Intervalle in den optisch-elektromagnetischen Frequenzmessern. Oder mit dem Ohr Pendelintervalle usf. Aber das ist dann nur für die Logik unseres Verstandes wichtig und für unsere Seele, für das Qualitativ-Musische, von keiner Bedeutung.

Nun zwei Töne! Ihr beginnt gerade Quartett zu spielen und stimmt eure Instrumente. Wenn ihr damit fertig seid, machst Du ein kleines Experiment. Du bittest den 2. Geiger, seine D-Saite anzustreichen, und den 1. Geiger, auf seiner A-Seite an irgendeiner Stelle seinen Finger aufzusetzen und den Ton ebenfalls anzustreichen. Zufällig hat er ein etwas zu hohes *cis* erwischt, so dass ihr die beiden folgenden Töne hört:



Das klingt natürlich, zusammen angestrichen, <dissonant>, und Du bittest den Bratschisten, dem 1. Geiger zu sagen, was er tun soll, damit er einen möglichst reinen, konsonierenden Ton zu der D-Saite der 2. Geige herausbekommt. Der Bratschist lächelt überlegen, tut, was selten geschieht, den Mund auf und sagt: <Nur ein bisschen höher, bitte!> Der 1. Geiger ist folgsam, greift etwas höher und gewinnt den Ton *d*:



also die Oktave zum *d* der zweiten Geige. Das klingt gut, und alle sind befriedigt, Du auch. Und nun darfst Du Deinem Ruhm als Cellist Ehre machen und Deine drei Partner mit der Frage in Verlegenheit bringen: <Könnt ihr mir sagen, welche exakte Zahlproportion diese zwei Töne der Oktave untereinander haben?> Verlegenes Schweigen; das Konservatorium, auf dem man ein solch unnützes Zeug meist *nicht* gelernt hat, rächt sich. Da Du Dich aber mit den Anfangsgründen der Akustik beschäftigt hast, darfst Du mit einem leichten Anflug von Sarkasmus ruhig sagen: <Genau  $1:1/2$  bei Ausmessung der Saitenlängen und  $1:2$  bei Ausmessung der Schwingungszahlen. Ihr habt ein genaues Zahlenverhältnis gespielt, ohne dass ihr es wusstet, und nur euer Ohr war euer Lehrmeister dabei, nicht das Auge und noch weniger ein Metermaßstab.> <Ist das alles?> fragt sehr enttäuscht der Primas. <Fangen wir doch endlich an zu spielen, das scheint mir wichtiger!> [4] – Natürlich ist das wichtiger, für diesen Abend, wo man doch zum Quartettspiel zusammengekommen ist. Indessen haben Deine drei Partner gar nicht gemerkt, dass Du ihnen mit diesem kleinen Experiment ein Urphänomen von einzigartiger Bedeutung vorgeführt hast. Alle Urphänomene haben diesen singulären Charakter, alle rühren sie an die Einheit, Ganzheit: <Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann>, sagt Goethe am 18. Februar 1829 zu Eckermann, <ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze.> Das Urphänomen nun, welches Du in Deinem Experiment angeregt und zum Hören gebracht hast, war aber nichts anderes als die Verwirklichung der Ton-Zahl, d. h. das exakte, spontane Zusammentreffen von qualitativem Empfinden (Intervall:Oktave) und quantitativem materiellem Sein (Saitenlänge bzw. Frequenz) in einem Erkenntnisakt – wobei wir hier unter Erkenntnisakt nicht das Denken allein, sondern eben die Synthese von Denken und Empfinden verstehen müssen, also das Zusammentreffen einer seelischen (Ton) und materiellen (Saite, Schwingung) Welt. Hierüber hätten von Rechts wegen Deine drei Mitspieler in höchstem Masse <erstaunt> sein müssen, und ich bin überzeugt, dass Du dieses Erstaunen in ihnen hervorgerufen haben würdest, wenn ihr euch die Zeit genommen hättet, darüber ein wenig zu sprechen. Vielleicht aber auch nicht. Zum Noch-erstaunen-können gehört ein naives, einfaches, schöpferisches Gemüt, und wer hat das heute noch in einer Zeit, welche alle diese einfachen, unverdorbenen seelischen Regungen in einer geradezu mörderischen Weise abstumpft und abtötet. Oder, wie wiederum Goethe (21. Dezember 1831) sagt: <Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in seiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen produktiven Geist, der vieles zu übersehen mag, und ist eine seltene Gabe, die sich nur bei ganz vorzüglichen Naturen findet.> – Nun ist es ganz in der Ordnung, dass der Musiker beim Hören von Tönen, Intervallen, Akkorden und Melodien gar nichts von den dahinter stehenden Tonzahlen zu wissen braucht, ebensowenig wie sich der Physiker und

Akustiker um die Tonwerte kümmert, wenn er sich um die Formulierungen der akustischen Gesetzmässigkeiten bemüht, obzwar ein diesbezügliches Sich-bekümmern beiden Teilen eine Vertiefung ihres Metiers in geistiger Hinsicht geben würde. Uns Harmoniker geht aber beides gleicherweise an. Für uns ist der Tonwert ebenso wichtig wie die Ton-Zahl, und eben das urphänomenale Zusammenreffen beider Momente im akustischen Apperzeptionsakt – wir bezeichnen diese Synthese der Einfachheit halber mit Tonzahl schlechthin –, eben dieses Urphänomen der Tonzahl ist für uns der Grundstein, auf welchem wir unser Gebäude der Harmonik errichten. Hier, genau an dieser Stelle ist die Geburt der Harmonik als einer selbständigen, ihren Wert in sich tragenden Lehre. Ohne eine gründliche und genaue Einsicht in diesen Tatbestand, ohne die Überzeugung, dass wir hier eine einzigartige exakte Synthese der seelischen und materiellen Welt erlebt und erkannt haben, würde die ganze harmonikale Forschung entweder in der Luft hängen oder müsste sich sporadisch mit Teilgebieten begnügen, so, wie sie es bisher getan hat. Denn weder Kepler noch Thimus haben diesen Grundstein gelegt, und was wir von der klassischen Harmonik wissen, sagt uns gerade über diesen so ausserordentlich wichtigen Punkt nichts aus. Neben allem Materiellen, welches wir durch die Zahl kennzeichnen, irgendwie erfassen können – wobei wir uns durchaus bewusst sind, dass es einen rein logischen, immateriellen Zahlbegriff gibt, der hier nicht zur Diskussion steht –, haben wir also innerhalb des Urphänomens der Tonzahl immer einen seelischen Wert, den Ton, mit welchem wir das Nichtmaterielle, Seelenhafte, Erlebnismässige symbolisieren. Die Koinzidenz dieser beiden Welten fassen wir auch mit dem Terminus «Seinswert» zusammen, dessen eine Hälfte, das Sein, mit der Tonzahl, und die andere Hälfte, der Wert, mit dem Tonwert korrespondiert. Die Totalität von Zahl und Ton, von Sein und Wert, d. h. die harmonikalen Formen und Gestalten, unterliegen dann der geistigen Betrachtung.

Diesen zentralen Punkt aller harmonikalen Forschung, lieber Freund, galt es hier noch einmal, und wie ich hoffe zum letzten Mal, zu «bereinigen». Denn ich musste die Erfahrung machen, dass, trotz meiner verschiedensten Hinweise auf dieses Urphänomen der Tonzahl, selbst die wohlwollendsten Kritiker unserer Wissenschaft diesem an sich doch ebenso rätselhaften wie tief bedeutsamen Faktum kaum die ihm zukommende Bedeutung geschenkt haben. «Rätselhaft»? Nun – was geht da in unserer Seele vor, wenn sie bestimmte Intervalle beim Hörakt mit exakten Zahlverhältnissen verbindet? Beantwortet mir diese Frage, wenn Ihr es könnt! Es lägen bestimmte prototypische Formen in unserem Unterbewusstsein, welche diese Koinzidenz fordern? Sicherlich! Aber das ist ja eben das Rätsel, das Geheimnis, das – Urphänomen, vor dem wir uns besser beugen, stille sein und es verehren sollen; denn alle Erklärungen sind da, wie bei allen diesen Grundklärungsversuchen, bestenfalls nur Notbehelfe, mit Worten und Begriffen etwas auszudrücken, wofür unser logisches Vermögen letztlich nicht mehr zuständig

ist. «Es ist aber in der Welt kein Bestand als durch das Geheimnis», heisst es im «Sohar»<sup>1</sup>. An Stelle des diskursiven Denkens tritt hier das Erleben, und, im weiteren Verlauf der sich auf die Tonzahl aufbauenden harmonikalen Formen und akroatischen Gestalten, die geistige Meditation über die dabei gewonnenen Phänomene. – Welche andere Intervalle nun diese Koinzidenz von Ton und Zahl zeigen, dass hier sowohl die Natur als auch unsere Seele eine ganz bestimmte diskrete Auswahl (Obertonreihe) in der unendlichen Kontinuität der Töne trifft und dass diese Auswahl eine bestimmte Hierarchie der Intervalle (Oktave, Quint, Quart, Terzen, Ganz- und Halbtöne usw.) zeigt – dies haben wir in unseren früheren Werken entwickelt und ist besonders im «Lehrbuch der Harmonik» ausführlich dargestellt worden. Aber wenn wir auch diese Obertonreihe, die ja der Saitenteilung nach mit den sukzessiven rationalen Zahlen 1, 2, 3 ... identisch ist, weiter zu den Teiltonreihen und schliesslich zu unseren Teiltondiagrammen und deren verschiedenen Modifikationen ausbauen, so stehen doch nicht diese, sondern das Urphänomen der Tonzahl als Alpha und Omega am Anfang und Ende aller harmonikalen Forschung, und wir tun gut, uns das Erlebnis dieses Urphänomens immer wieder von neuem in unserer Seele lebendig werden zu lassen und es in unserer geistigen Meditation zu bewahren als den kostbarsten Edelstein, den wir besitzen.

«Josua aber, der Sohn Nuns, war erfüllt vom Geiste der Weisheit; denn Mose hatte ihm die Hände aufgelegt» (5. Mose, 34, 9). Zu Josua, dem authentischen Nachfolger Moses' spricht der Herr dreimal: «Sei fest und unentwegt!» (Josua 1, 6, 7 und 9). Und er war es. Sechs Tage lang liess er im Auftrage Gottes die Bundeslade um die Mauern Jerichos herumtragen, vornean sieben Priester mit sieben Widderhörnern schreiten und in die Posaunen stossen, «in einem fort»! Am siebenten Tage jedoch liess er sie siebenmal um die feindliche Stadt ziehen, aber erst beim siebenten Mal stiessen die Priester in die Posaunen, gleichzeitig erhob das Volk das «Feldgeschrei», und jetzt erst stürzten die Mauern von Jericho in sich zusammen (Josua 6). «Empor stieg Gott unter Siegesgeschrei, der Herr beim Schall der Posaune», heisst es Psalm 47, 6.

In der uralten mystischen Tradition (Kabbala = Überlieferung) des Judentums ist überliefert, dass die Tora eine dreifache Bedeutung habe. Eine körperliche – so, wie die Worte und Geschichten in ihrer realen Bedeutung genommen werden. Eine seelische – welche die Texte allegorisch, sinnbildlich deutet. Eine geistige – worin die mystischen Symbole erhört, erschaut und erkannt werden.

In der seelischen Sphäre dürfen wir, Du mein Freund und ich, dieses Josua-Gleichnis als eine grossartige Versinnbildlichung der Macht der Töne und Klänge anschauen. Die Ummauerung des Feindlichen, Bösen, der Abgötterei – denn im Namen Jehovas als des Gottes des Rechtes und der Sitte vollzieht Josua den

<sup>1</sup> Übersetzt von Ernst Müller, Wien 1932, S. 20.



«Bann» an den Städten der feindlichen Stämme, ein archaisches «Muss», gleichsam ein Naturgesetz, welches sonst auf Israel selbst zerstörend zurückgefallen wäre –, diese Mauern, die das Prinzip des Bösen umschliessen, fallen durch die Macht der priesterlichen Posaunen, d. h. durch die Gottesstimme, durch die Norm, die letztlich auf das göttliche «Wort» selbst zurückgeht. Wahrlich ein akroatisches Gleichnis von höchster Ausdruckskraft!

Mit diesem Gleichnis als symbolischer Zusammenfassung unserer «Grundlagen» – Schwingung:Tonzahl:akroatische Verwirklichung – schliessen wir die einführenden Betrachtungen und wenden uns dem Hauptteil des Orphikon, der Darstellung der grossen harmonikalen Symbole zu.

## I. TEIL. DIE WELT DER GÖTTER

«Sieh dich um», sagt Platon, «dass kein Uneingeweihter zühöre; dies sind diejenigen, welche meinen, es sei nichts, ausser was sie mit beiden Händen greifen können. Taten aber und Entstehen und alles Unsichtbare lassen sie nicht zu dem, was Wesen hat, gehören.»

KLEMENS VON ALEXANDRIEN, «Die Teppiche» (Stromateis), V, 6, S. 442 (übersetzt von F. Overbeck, Basel 1936)

«Nichts kommt dem Hören des Logos selbst gleich.»  
(a. a. O. V, 6, S. 445)

### 1. Vorbereitung. Das harmonikale Diagramm [5]

«Nun genug der einleitenden Worte. Jetzt heisst es: ans Werk! Doch wollen zuvor auch wir, wie es der Brauch ist, den göttlichen Musenführer anrufen. Von den Dichtern, die sich zwar um diese Fragen aus dem Bereich der Musik gar nicht kümmern..., werden die Musen und Apollon, der Musen Meister, angerufen. Wir aber, die wir nicht aus einem Teilgebiet der Musik alte Mythen vortragen wollen, sondern sie in ihrer Gesamtheit nach Wesen und Beschaffenheit darzulegen versuchen und darauf ausgehen, sowohl ihre ganze Erscheinungsweise, wie sie im Klang gegeben ist, als auch ihr ganzes substantielles Da-Sein in den Körpern zu offenbaren, ferner klarzulegen, ob irgendwelche Beziehungen zur Zahl und Verhältnisse der Gleichartigkeit mit dem, was das Wertvollste in uns ist, mit der Seele, vorhanden sind, und im Zusammenhang damit: was für Ansichten, Erkenntnisse man wohl, von da aufsteigend, noch über dieses Universum in nicht unkünstlerischer Weise äussern könnte – wen sollen wir zu Beginn eines so wichtigen Unternehmens geziemend als Beistand anrufen, wenn nicht den, der all das, was wir sehen, durch unsichtbare Kunstmittel harmonisch zusammengefügt und jede Seele durch Verhältnisse der Harmonie kunstvoll gestaltet hat? Dabei ist es recht, ihn entweder als Weltenbaumeister (Demiurg) zu bezeichnen, wobei man recht gut aus seinem Werk die Benennung entnommen hat – es ist dem frommen Gedanken erlaubt, ihn Form, Idee (Eidos) zu nennen, wobei man den Namen aus den Fähigkeiten wählt, die er nächst sich den Menschen verlieh; oder man kann ihn möglicherweise auch ‘denkende, berechnende Vernunft’, ‘Sinn’ (Logos) oder ‘Eins’ (Henas) nennen, wie gottbegnadete und weise Männer von der ‘zur Zahl Eins gehörigen Vernunft’ (Logos Heniaios) sprechen, wobei es durch die eine Benennung anzudeuten glückt, dass er Alles harmonisch zusammengefügt und schön geordnet, durch die andere (Benennung), dass er den vielen und verschiedenartigen Dingen ein Ziel setzt und sie durch unlösliche Bande in der Ein-

heit zusammengefasst hält. Ihn also (den Demiurgen) wollen wir anrufen und bitten, er möge uns alles sichere Verständnis gewähren und uns zu aller gefälligen Leichtigkeit verhelfen, über die vorliegende Sache so, wie sie es verdient, zu sprechen.)

Mit diesem demiurgischen Anruf des Aristides Quintilianus<sup>1</sup>, eines im 1. bis 2. Jahrhundert n. Chr. lebenden, noch echtes pythagoreisches Erbgut bewahrenden und verkündenden Autors, wollen auch wir, Du mein Freund und ich, die Darlegungen unseres Hauptteils beginnen, wobei wir unsere Adoration freilich dem noch über dem Demiurgen stehenden, diesen (1/1) als Seinswert wohl in sich fassenden, aber ihn wie alle Seinswerte (x/y) geheimnisvoll durchstrahlenden und durchtönenden obersten harmonikalen Symbol der Gottheit (0/0) zuwenden.

So, wie wir in der Harmonik zwischen Gesetz und Norm unterscheiden, müsste man bei Ermittlung und Bewertung einer Erkenntnis unterscheiden zwischen Richtigsein und Wahrheit. Wahrscheinlich ist das anderswo längst geschehen, wie es denn ja, nach Meinung der Kenner, nichts Neues unter der Sonne gibt. Wir haben die letztere Unterscheidung bislang nicht getroffen, auch nicht geübt oder begründet. Und Du mein Freund wirst mit mir gerne gestehen, dass, obwohl wir die Notwendigkeit dieser Disjunktion in unserem Innersten als ebenso berechtigt fühlen wie diejenige zwischen Gesetz und Norm, auch hier – Richtig und Wahr – hinsichtlich einer Begründung dieselben Schwierigkeiten auftauchen wie bei einer Abgrenzung dessen, was gesetzmässig und was normenhaft ist. Verstand und Vernunft im Kantschen Sinne gäben freilich zureichende Vorbilder für die zerebrale Sphäre, das fachphilosophische Denken. Aber in der Harmonik haben wir grössere Einzugsgebiete als nur solche, die dem reinen Denken und seiner Logik entstammen. Untersuchungen solcher Art gehören in die Erkenntnistheorie, und diese wollen und können wir hier nicht üben. Nur ein Wort Friedrich Hebbels, des heute leider unterschätzten grossen Dichters, möchten wir hier anführen, weil es in gewissem Sinne das Thema Norm–Gesetz so andeutet, wie auch wir es unter dem religiösen Aspekt sehen. Hebbel schreibt in einem Brief vom 23. Mai 1857 an Uechtritz: «Es handelt sich in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältnis der Religionen untereinander, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Lauf der Jahrhunderte hervorgegangen sind, um das Verhältnis des Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen.» Zum «gemeinschaftlichen Urgrund» der Religionen gibt der grosse Teil dieses Werkes Nachweise und Beiträge, und die «Abhängigkeit oder Unabhängigkeit» des Menschen von der Natur ist eben sein Verhältnis von Gesetz zur Norm und umgekehrt – eine Unterscheidung und ein Aufeinanderbezogensein, wie wir es zu Anfang dieses Werkes (S. 6f.) anzudeuten versucht haben.

Hier, in dem vorliegenden Werk, handelt es sich um die faktische Erkenntnis

<sup>1</sup> «Von der Musik», übersetzt von Rudolf Schäfke, Berlin 1937, S. 163f.

dessen, was die harmonikalen Diagramme aussagen. Alle harmonikalen Diagramme sind, wie wir immer wieder betont haben, nicht bloss mathematische oder musikalisch-akustische Formulierungen, sondern in höchstem Masse Anzeigen für und von Realitäten. Rein mathematische Diagramme, geometrische Konfigurationen, algebraische Formeln usw. sind, soweit es sich nicht um Ausdrücke von Naturgesetzen oder anderen «formulierten» Gegebenheiten handelt, Identifikationen mit Formen unseres Verstandes, haben also rein logische Währung und entbehren – wie ja von der Mathematik immer wieder selbst versichert wird – irgendwelcher anderer als nur mathematischer Bedeutung. Rein akustische Formen wiederum, wenn es sich nur um Gesetze der Akustik, der Tonbestimmung, der Wellen- oder Frequenzlehre usw. handelt, gehören in das Gebiet der Physik, können wohl auf bestimmte Gegebenheiten der Musiktheorie, der Tonphysiologie und anderes angewandt werden, stehen aber in der üblichen «wissenschaftlichen» Betrachtung unter haptischer Währung und entbehren hier ebenfalls einer weiteren Bedeutung. Sie sind wohl Anzeigen von Realitäten, und es ist durchaus möglich, auch von ihnen aus, wie überhaupt von den Tatsachen der Physik, ja von jeder «Tatsache» aus symbolische Schlüsse zu ziehen und Analogien zu finden – wie es ja die schönen Schriften Eberhard Buchwalds<sup>1</sup> beweisen. Aber im allgemeinen ist die Akustik und im engeren Sinne die Tonbestimmung und Tonbewertung ein Gebiet für sich und wird auch seit alters als ein solches praktiziert und geübt.

Im harmonikalen Diagramm jedoch tritt neben die Logik des Verstandes (mathematischer Gehalt) die seelische Empfindung (tonaler Gehalt), und zwar nicht sukzessiv, sondern simultan. Die Sukzession, die wir sonst in der üblichen symbolischen Betrachtung haben – also etwa die Symbolisierung einer Welle mit dem polaren Auf und Ab seelischer Empfindungen, verschiedenster Periodizitäten usw. – ist in den harmonikalen Urphänomenen bereits spontan, simultan, von vorneherein gleichzeitig und gleichräumlich enthalten. Beide Momente zentrieren sich aber im Naturgesetz der Obertonreihe oder anderer akustischer Gesetze, welche wir zugleich als seelische Formen in uns tragen. Diese doppelte Realisierung und Fundamentierung, diese Verankerung der harmonikalen Diagramme im Naturhaften (formuliert durch die akustischen Gesetze) und im Seelischen (apperzipiert durch unsere Tonempfindung), wobei das «Gesetz» der Naturerscheinung die Empfindung exakt unterbaut, und die Tonempfindung das Gesetz seelisch bewertet, aufwertet – diese doppelte Bewahrheitung der harmonikalen Diagramme erlaubt uns, ihren Aussagen von psychophysischen Wirklichkeiten ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Denn hier geht es nicht mehr um einen blossen «Formalismus», sondern um Realitäten höchsten Grades.

Ja, ich weiss, lieber Freund, ich gerate wieder in den Rationalismus des Begründens! Aber siehst Du: womöglich werden diese Blätter – eigentlich nur für

<sup>1</sup> Besonders dessen «Symbolische Physik», Berlin 1949.

uns und die Unsrigen geschrieben – doch einmal gedruckt, und da ist immer wieder eine Hilfe für diejenigen vonnöten, die wohl gerne verstehen wollen, aber bei manchem einfach den Zugang nicht finden. Vielleicht darf ich zur Verdeutlichung der *«Realität»* unserer harmonikalen Diagramme noch ein physikalisches Beispiel anführen. Die optischen Spektren! Auch hier handelt es sich um Liniendiagramme, in der Form freilich anders als unsere harmonikalen – dass wir diese auch in Liniendiagramme transponieren können, beweisen unsere *«Tonspektren»* (in den *«Abhandlungen»*) –, aber in ihrer Aussage doch irgendwie analog, wenn auch auf der materiellen Ebene. Denn aus diesen optischen Spektren lasen Physik, Chemie und Atomtheorie den inneren Aufbau der Grundbestandteile der Materie heraus. Auch sie waren und sind die Signaturen für eine hinter ihnen liegende Realität: die Konfiguration der chemischen Elemente, der Verbindungen, ja sogar den Aufbau und die Bewegungen der Sterne. Ebenso nun, wie die Liniendiagramme der optischen Spektren sich aus der Realität der leuchtenden oder zum Leuchten gebrachten Körper abzeichnen, ebenso zeichnen sich die harmonikalen Diagramme aus der Realität der klingenden oder zum Klingeln, zum Tönen gebrachten Körper ab. Ebenso wenig wie die Gesetzmässigkeiten der optischen Spektren mit ihren mathematischen Fixierungen blosser Formalismus für unser Auge sind, ebensowenig sind die harmonikalen Diagramme ein blosser Formalismus für unser Ohr und unser Auge, eben weil sie sich auf genau so realen Hintergründen abheben wie die Spektren – wobei freilich bei den Diagrammen der Harmonik noch die psychische Bewertung, also eine seelische Realität hinzukommt.

Es interessiert uns nun hier nicht so sehr der Weg und die Gründe, wie wir zu diesen harmonikalen Diagrammen kamen – das ist alles in den früheren Werken gesagt und entwickelt –, sondern ihre Physiognomie, ihre Sprache, kurz das, was sie uns mitteilen. Wir werden also ganz bewusst mit Symbolen und Analogien arbeiten und die ektypischen Kreise so weit als möglich ziehen. Die alten Einwände des kritisch-wissenschaftlichen Denkens: dass hier *«unerlaubte»* Schlüsse von einem Spezialfall – dem der harmonikalen Tonzahldiagramme – auf näher oder ferner liegende Gebiete unternommen werde, die gar nichts mit Tonzahlen *«zu tun»* hätten, können wir mit der vorläufigen, an hypothetische fremde Leser gerichteten Bitte beantworten: abzuwarten, was bei unseren Untersuchungen herauskommt. Auch wir dürfen dieselbe Gerechtigkeit verlangen wie jeder Wissenschaftler für seine Arbeitshypothese: Hat sie Erfolg und kann sie eine grosse Anzahl von Phänomenen zureichend erklären, deuten und einem inneren Verstehen näher bringen, dann trägt sie ihre Berechtigung in sich selbst und ist menschlichem Ermessen nach richtig. Kann sie es nicht, dann muss sie eben aufgegeben werden.

Unsere Arbeitshypothese geht also von der Annahme aus, dass die harmonikalen Diagramme, die keine leeren Formalismen, sondern psychophysische Wirklichkeiten sind, eine Menge wichtiger Dinge enthalten und auszusagen haben.

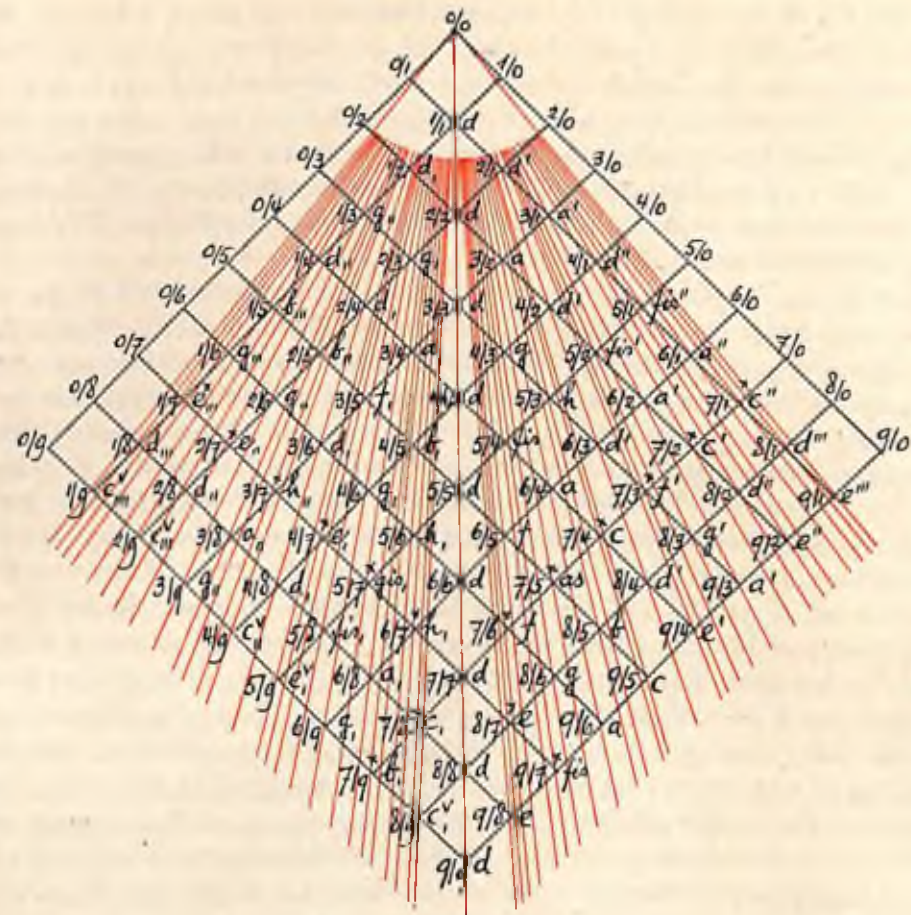


Abb. 1.

Als Methode setzt sie ein Denken in Entsprechungen – in unserer ersten harmonikalen Veröffentlichung, dem *«Orpheus»*, nannten wir das ein Denken in *«Beziehungen»* – voraus und eine Rückwendung dieser Entsprechungen auf bestimmte symbolische Gestalten.

## 2. Das Lambdoma (*Λάμβδωμα*)

Schau Dir das Diagramm unserer Abb. 1 zunächst ohne den Willen, seinen Inhalt aufzulösen, zu begreifen, seine Töne zu hören, rein optisch an! Lass Deine Augen von der Spitze über die Felder der Tonzahlen gleiten, empfinde die schöne Symmetrie, gehalten von der Mittellinie der Wendungszeichen [12] und durchstrahlt von den roten Strahlen, die jeden Tonwert durchleuchten! Lass Dir

wie bei allen harmonikalen Diagrammen, Musse zu dieser Schau, freue dich, dass Du das Blatt selbst noch gezeichnet hast, mit schönen Farben, auf gutem Papier und mit eigener Handschrift – dies, die eigene zeichnerische Mitarbeit, lass Dir bei allen harmonikalen Diagrammen auf keinen Fall entgehen – und gib Dich ruhig grossen Erwartungen hin! Denn gerade dieses Grunddiagramm wird uns eine Fülle von Beziehungen und Entsprechungen aufschliessen, gleich einem «Sesam öffne dich», wonach Du in eine Schatzkammer des Wissens, Erkennens und Erlebens eintreten darfst!

Hast du nun das Diagramm nach der gedruckten Vorlage unseres Buches abgezeichnet, freust Du Dich an dem gelungenen Werk und hast Du Dir die Zeit genommen, seine Form und Gestalt wie eine geheimnisvolle, noch stumme Verheissung auf Dein Auge und Dein Gemüt wirken zu lassen, so versuche jetzt behutsam, mit mir seine Formen zu verstehen, seinen Sinn zu deuten, seine Sprache zu vernehmen. Wir beide, Du mein Freund und ich, werden so vorgehen, dass wir die einzelnen Momente und Inhalte nacheinander herausgreifen und uns darüber aussprechen. Anhand von ektypischen Beispielen werden wir uns darüber unterrichten, was die historischen Befunde und unser derzeitiges Wissensmaterial – soweit wir einen Ein- und Überblick darüber haben – zur betreffenden Wertform beisteuern können. Dabei wollen wir nie vergessen, um es immer wieder erneut zu betonen, dass alle diese Formen in der Natur und in unserer Seele klingen, also in der wahrsten Bedeutung des Wortes uns etwas «aussagen», und dass wir dieses «Aussagen» in einer für uns Harmoniker besonderen Weise «hören». Denn Sagen und Hören sind eines, wie Heidegger in seinen «Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung»<sup>1</sup> schreibt: «Dies (das echte Sagen) ist ursprünglich ein Hören, gleich wie das echte Hörenkönnen ein ursprüngliches Widersagen (nicht ein Nachsagen) des Gehörten ist. Nur weil die leiblichen Werkzeuge, Mund und Ohr, im Aussehen verschieden und an gesonderten Leibstellen verteilt sind, zertrennen wir das Sagen und das Hören in zwei Vermögen und übersehen das ursprünglich Einige beider, das zuvor schon die Möglichkeit ihres Wechselbezugs trägt. Sagen und Hören entspringen gleichwesentlich dem ursprünglichen Gespräch. Deshalb sind auch im guten Gespräch das Gesagte und Gehörte das Selbe.» In der Harmonik stehen wir nun einem universellen Sagen, einem Un-Ansprechen der harmonikalen Theoreme und Wertformen gegenüber, einer «Signatura rerum», welcher wir das akroatische Organ unseres inneren Ohres leihen. Der «Wechselbezug» ist auch hier das «Einige» und als «ursprüngliches Gespräch» steht dahinter der Klang der Welt. «Alles, was der Mensch am Anfang hörte», sagt Johann Georg Hamann<sup>2</sup>, «mit Augen sah, beschaute und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort; denn Gott war das Wort.»

Dieses «Wort», diesen «Klang» können wir in seiner ganzen Tiefe und Intensität

<sup>1</sup> 2. Auflage, Frankfurt 1951, S. 117.

<sup>2</sup> In: «Des Ritters vom Rosenkreutz letzte Willensmeinung», 1772.

aber nur *seelisch* in uns Wirklichkeit werden lassen. Erst, wenn er seelische Wirklichkeit geworden, d. h. in den Tiefen unseres Gemüts zum Erlebnis geworden ist, kann er sich zur Meditation läutern und in jene Bereiche eintreten, die dann den eigentlichen Bereich der harmonikalen Symbolik umgrenzen.

Wir streben also nicht aus einer «apsychischen» Welt in eine gläserne Bewusstseinsdiaphanie hinaus; für uns Harmoniker ist die seelische Welt nicht etwas, was zugunsten einer noch intensiveren zukünftigen zerebralen Bewusstseinssteigerung überwunden werden muss, sondern die Seele ist der kostbarste Besitz des Menschen auf jeder menschlichen Kulturstufe. Schrumpft sie ein und geht ihre Erlebnisfähigkeit verloren, so ist das ein Zeichen des Verfalls und drohenden Unterganges der betreffenden Kulturrepoche, aber nicht ein Zeichen des Überganges zu einer kommenden neuen, «apsychischen» Welt. Denn immer wieder werden noch seelisch intakte, wenn auch barbarische Völker das verschleuderte oder steril gewordene Erbe antreten und eine neue Epoche einleiten, nie aber solche, die erlebnisunfähig geworden und bewusstseinsüberzüchtet sind.

«Nicht ist es gut  
Seellos von sterblichen  
Gedanken zu sein»

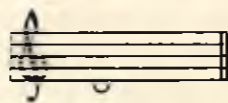
sagt Hölderlin in dem Gedicht «Andenken» (1803/04), und Heidegger<sup>1</sup> merkt hierzu an: «Seele» meint hier anderes als nur überhaupt das Prinzip des Lebens eines beliebigen Lebendigen. «Seele» haben, heisst hier, seelenvoll oder gemütvoll sein. «Seele» bedeutet dasselbe wie «Gemüt». Zwar hat auch dieser Name für uns die ursprüngliche Nennkraft verloren. Allenfalls gilt uns das Gemüt als das Zarte der Empfindsamkeit, wenn nicht gar als das nur «Sentimentale», Schwächliche und Nachgiebige. Allein das Wort Gemüt birgt noch einen anderen Zuspruch, den wir eines Tages wieder hören werden, wenn wir verlernt haben, den Menschen nach den Meinungen der Anthropologien zu denken. Gemüt ist die Quelle und die Stätte, das Gefüge und die Stimme des *muots*, der uns aussetzt in die Innigkeit des Gleichmuts und der Armut, der Sanftmut und des Edelmutts, der Anmut und des Opfermuts, der Grossmut und der Langmut. Das so erfahrene Gemüt nennt Hölderlin die «Seele».

Mit diesen schönen Worten des Philosophen Martin Heidegger – dessen Existentialphilosophie freilich nicht der Weg der Harmonik ist – wird der Begriff der «Seele» wieder in derjenigen Weite gefasst, ja als zukünftig erhofft – «den wir eines Tages wieder hören werden»! – so, wie er für uns Harmoniker immer lebendig war, wie ihn schon Herder in dem von Hölderlin so geschätzten Traktat «Tithon und Aurora» verkündete: «Im Herzen leben wir, nicht in den Gedanken», und wie wir ihn von Anfang an mit dem «seelischen» Teil des Urphänomens der Ton-Zahl, mit dem Ton selbst und mit der aus ihm entspringenden Wertewelt verbunden haben.

<sup>1</sup> a. a. O. S. 115f.

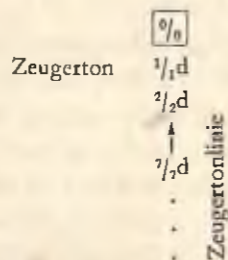
## A. Der Ungrund – Das Symbol $\circ/\circ$ des Eidos

Lass uns nun, lieber Freund und eventueller zukünftiger Leser, die An- und Aussagen der Abb. 1 (S. 43) im Einzelnen anschauen, anhören und darüber meditieren. Als Grundton des Diagramms haben wir ein mittleres d

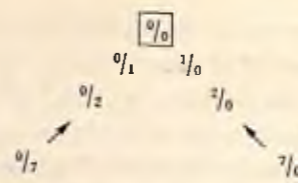


gewählt, und als akustische Verwirklichung setzen wir Frequenzen voraus. Wir stellen das Diagramm mit der Spitze nach oben – so, wie es vermutlich die Pythagoreer nach des Jamblichus Bericht getan haben, welcher davon spricht, dass die «pythagoreische Tafel» in der «Form eines Lambda» (= der griechische Buchstabe für L: Λ) aufgezeichnet wurde.

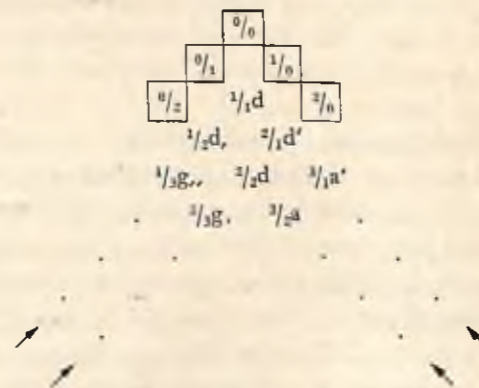
Wir beginnen mit der Spitze, dem obersten harmonikalen Wert, dem Zeichen  $\circ/\circ$ . Wie kamen wir zu diesem Symbol? Wir schrieben von der  $\frac{1}{4}d$  aus nach rechts unten die übliche Obertonreihe an und setzten darunter weitere Obertonreihen mit den Anfangsrationalen  $\frac{1}{2}d$ ,  $\frac{1}{3}g$ ,  $\frac{1}{4}d$ , usw. Dies, und warum wir das tun, ist in den früheren Werken, besonders im «Lehrbuch der Harmonik» genau beschrieben und auseinandergesetzt. Wenn wir nun die identischen Tonwerte des Diagramms aufsuchen, bemerken wir, dass diese jeweils auf einer geraden Linie liegen, und alle diese «Gleichtonlinien» – die roten Strahlen auf Abb. 1 – treffen sich im obersten Punkt des Diagramms, dem  $\circ/\circ$ -Punkt, dem wir den Namen «das Eidos» gegeben haben und welchem ich jetzt das deutsche, von Jakob Böhme geprägte Wort: «Ungrund» beifüge, weil es das  $\circ/\circ$ -Symbol in unserer Sprache philosophisch wohl am treffendsten kennzeichnet. Als mathematisches Symbol ist dieser  $\circ/\circ$ -Punkt noch mehrfach legitimiert. So z. B. durch die Rückwärtsverfolgung der sogenannten «Zeugertonlinie»:



Ferner durch die Rückwärtsverfolgung der äusseren «imaginären» Schenkelreihen:



Diese ergeben sich ebenso gesetzmässig aus der Rückwärtsverfolgung der beiden sich durchdringenden Ober- und Untertonreihen (= Teiltonreihen):



Dieser oberste harmonikale Wert  $\circ/\circ$  ist also sowohl mathematisch als auch tonal streng gesetzmässig aus dem Inhalt des Diagramms – lauter psychophysischen, sowohl draussen in der Natur als innen in unserer Seele *existierenden* Obertonreihen abgeleitet; denn die «Untertonreihen» sind hier ja nichts anderes als ein Interpolationsergebnis der Obertonreihen, da sie aus lauter Tönen bestehen, welche die Obertonreihen in sich bergen. Ober- und Untertonreihen, die wir gemeinsam «Teiltonreihen» nennen, unterscheiden sich im Diagramm nur durch die Richtungsänderung: beide stehen hier rechtwinklig auf- bzw. zueinander, bestehen aber aus demselben Tonzahlmaterial.

Das Symbol  $\circ/\circ$  haben wir also durch «Rückwärtsverfolgung» (religio!) der Diagrammreihen in logisch einwandfreier Weise gefunden. Was heisst das nun?

Das heisst, dass wir auf Grund von psychophysischen, naturhaften und seelischen Realitäten (Obertonreihen als Basis des Diagramms) zu einem metaphysischen Symbol ( $\circ/\circ$ ) vorgestossen, aufgestiegen sind. Dass wir durch Induktion, durch Schlüsse des So-Seins der Besonderheiten des Diagramms auf das Allgemeine ( $\circ/\circ$ ) gekommen sind, und nicht durch Deduktion, indem wir es, ohne die Realität des Diagramms zu kennen, einfach glaubensmässig setzten. Da wir unter dem Abstraktum «Seinswert» mit dem Tonzahlgehalt des Diagramms ein Schema ( $\sigma\chi\eta\mu\alpha$  = Zeichen, Gestalt, Form) für die geistige, seelische und materielle Struk-

tur der Welt unterlegen, stehen wir vor der mathematisch (logisch) und psychisch (seelischer Gehalt der Tonwerte) nachweisbaren Tatsache, dass ein rein metaphysischer Wert ( $\frac{0}{0}$ ) als oberste Instanz das ganze Gefüge der Seinswerte durchtönt, durchpulst und durchwaltet. Obwohl dieser metaphysische, oberste Seinswert  $\frac{0}{0}$  in gewissem Sinne ausserhalb jeder  $\langle$ Realität $\rangle$  des Diagramms steht, unnahbar, geheimnisvoll und mit keinem zureichenden Begriff definierbar, ist er doch der eigentlich seelische und materielle Bezugspunkt, der geistige Schoss der Verwirklichungssphäre des Diagramms. Und um es zu wiederholen: wir haben dieses Symbol  $\frac{0}{0}$  nicht durch willkürliche Setzung, nicht durch eine rein logisch-mathematische Operation allein, sondern durch eine typisch harmonikale Analyse gewonnen, und zwar auf Grund einer logischen und materiellen (Tonzahlen, Frequenzen) und einer seelischen (Tonwerte) Realität, die im Gesetz der Obertonreihe verankert und als Evidenz doppelt in unserem Erkenntnisvermögen legitimiert ist.

Da nun dieser oberste Seinswert  $\frac{0}{0}$  mathematisch sowohl = Nichts als Alles sein kann, da er tonal wohl alle seelischen Verwirklichungen in sich enthält, aber durch keinen  $\langle$ Ton $\rangle$  mehr ausdrückbar ist, so müssen wir ihn logisch mit solchen Worten bezeichnen, die jede Sprache für mathematische Zeichen hat – deutsch also mit Null/Null; philosophisch gaben wir ihm den griechischen Namen, das Eidos ( $\tau\acute{o}$  εἶδος = Urbild, Idee) und den deutschen Namen Ungrund – wobei wir uns der Unzulänglichkeit dieser Termini für unser Zeichen wohl bewusst sind; religiös wählten wir den Begriff der  $\langle$ Gottheit $\rangle$ , welcher als oberste, jedoch sich in geheimnisvoller Unaussprechbarkeit verbergende Instanz, dem innersten Wesen unseres Symbols noch am nächsten kommen dürfte.

Nun, Freund – steigen wir jetzt hinab in die Tiefen unserer Seele und hören dort, was die  $\alpha\rho\mu\omicron\nu\acute{\iota}\alpha$  ἀρμονία, die verborgene Harmonie, uns kundtut! Hier sind die  $\langle$ Mütter $\rangle$ , und sie werden uns, wie vordem unsere Mütter, Märchen und Geschichten aus alter Zeit erzählen. Hier, im Schosse der Urkulturen der Menschheit, liegen bereits jene Bildbegriffe verborgen, welche Mythos und Religion dieser frühen Kulturen unterbauen, und deren Symbole unser harmonikales Grunddiagramm (Abb. 1) – nicht durchsichtig zu machen, wohl aber als Urphänomene aufzuweisen vermag, deren weitere Hintergründe wir nur noch als ein unerforschbares Geheimnis der  $\alpha\rho\mu\omicron\nu\acute{\iota}\alpha$  ἀρμονία verehren können.

$\langle$ Ihr habt nie die Stimme des Vaters gehört, noch sein Angesicht gesehen $\rangle$  – mit diesen Worten Jesu (Joh. 5, 37) ist in christlicher Weise das harmonikale Symbol  $\frac{0}{0}$  berührt, und wir wollen nun forschen, wo und in welcher Form wir dieses Symbol in den alten Kulturkreisen wiederfinden.

Wir beginnen mit einem noch heute  $\langle$ auf der niedrigsten Stufe $\rangle$  lebenden Naturvolk, den Aranda der Zentralaustralier, und zwar deshalb, um zu zeigen, dass im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen selbst dort der Glaube an ein

$\langle$ Höchstes Wesen $\rangle$  neben Animismus und Manismus, ja diesem bewusst übergeordnet, existiert.  $\langle$ Altjira $\rangle$  ist ein guter Gott, er  $\langle$ ist nicht Schöpfer, nicht Wächter und Richter der Sittlichkeit, hat überhaupt keine Beziehungen zu den Menschen ... $\rangle$ <sup>1</sup> – also bereits im  $\langle$ primitivsten $\rangle$  menschlichen Kulturzustand eine Gottesvorstellung, die unserem Symbol  $\frac{0}{0}$  entspricht! Dieser  $\langle$ Altjira $\rangle$  wird natürlich ausserdem anthropomorph vorgestellt, als grosser starker Mann, mit vielen Frauen, schönen Söhnen und Töchtern in einem himmlischen Paradiese wohnend. Aber das Charakteristische an ihm ist das Fernsein von der Welt, ja vom Schöpfungsprozess selbst. – In einer Schöpfungsmythe der kalifornischen Maidu wird vom Welterschöpfer gesagt:  $\langle$ Sein Antlitz war bedeckt und war niemals zu sehen, aber sein Körper leuchtete wie die Sonne. $\rangle$ <sup>2</sup> Eine erstaunlich exakte mythologische Umschreibung der harmonikalen  $\frac{0}{0}$ ! – Diese  $\langle$ Unberührtheit des Höchsten Wesens $\rangle$  von aller Naturmythologie gilt auch für die Urstämme der Feuerländer in Südamerika!<sup>3</sup> Wir begnügen uns hier mit nur diesen wenigen Beispielen und verweisen auf das soeben mehrfach zitierte Standardwerk des Pater W. Schmidt, welcher an Hand einer fast erdrückenden Anzahl von wissenschaftlich fundierten Belegen als ein wahrer  $\langle$ Streiter Gottes $\rangle$  den Urmonotheismus in den primitiven Kulturen nachweist und sich mit einer gegenteiligen Ansicht und Kritik aufs schärfste auseinandersetzt. Natürlich gibt es auch bei den Australiern wie bei allen Urvölkern und frühen geschichtlichen Epochen animistische oder gar atheistische Vorstellungen. Aber *dass* es daneben gleich von Anfang an  $\langle$ monotheistische $\rangle$  Momente gibt: dies endgültig klargestellt zu haben, ist das Verdienst des Riesenwerks Pater Schmidts. Dieser  $\langle$ Urmonotheismus $\rangle$  müsste eigentlich  $\langle$ Urdeismus $\rangle$  heissen; denn wie wir von der Harmonik her wissen – und das soll in diesem und dem nächsten Abschnitt belegt werden – gibt es eine Gottheit, einen Ungrund ( $\frac{0}{0}$ ) und einen Schöpfergott, Urgrund ( $\frac{1}{1}$ ). Diese beiden Symbole des  $\langle$ Höchsten Wesens $\rangle$  einerseits zu unterscheiden, andererseits ihr gegenseitiges Verhältnis zu deuten: dies ist der besondere Beitrag, den die Harmonik zu dem  $\langle$ Ursprung der Gottesidee $\rangle$  glaubt beisteuern zu können. – Wir tragen hier noch eine wunderbare Mythe über das Höchste Wesen nach, welche der Missionar J. Manning (der durch keinen Geringeren als Goethe zu seinen Forschungen veranlasst wurde!) im Jahre 1834 bei den damals noch ganz unberührten Wiradyuri-Kamilaroi-Stämmen im Binnenland Australiens erfuhr. Wir zitieren nach Pater W. Schmidt<sup>4</sup>:  $\langle$ Die Eingeborenen des südlichen Teils von Neu-Holland haben einen Glauben an die Existenz eines Höchsten Wesens ... Der Gott ihres Glaubens wird Boyama genannt, der, wie sie sagen, in einer unermesslichen Entfernung nach Nordosten

<sup>1</sup> P. W. Schmidt, in:  $\langle$ Der Ursprung der Gottesidee $\rangle$ , Bd. I, 2. Auflage 1926, S. 155–157, nach den Forschungen Strehlows.

<sup>2</sup> P. W. Schmidt: a. a. O., Bd. II, 1929, S. 109.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 1009.

<sup>4</sup> a. a. O., Bd. III, Münster 1931, S. 852.

hin lebt, in einem Himmel von schönem und übernatürlichem Aussehen, wo der Allmächtige von ihnen dargestellt wird als sitzend auf einem Throne von durchscheinendem Kristall von gewaltiger Grösse, der seine Basis in dem grossen Wasser hat und in einer staunenswerten Höhe zu den Sternen hin sich erhebt. In ihrem Begriff von Gottes Aussehen ist er gross über alles Denken hinaus, schön anzuschauen und unbeweglich festgeheftet an diesem Kristallfelsen, mit nur der oberen Hälfte eines übernatürlichen, menschlichen Körpers sichtbar. Um Boyama und seinen Thron herum sind zahllose Strahlen von Regenbogenfarben, die als Kuraneran bezeichnet werden. Auf jeder Seite des Thrones sind zu sehen eine grosse Anzahl schöner, prächtig geschnittener Pfeiler von Kristall, die prismatische Farbenstrahlen aussenden. – Auch hier sehen wir das Symbol  $\frac{0}{0}$  als Prototyp hintergründig, trotz der anthropomorphen Einkleidung. Allein das Bild der Kristalle und des Strahlens<sup>1</sup> dürfen uns diese Annahme erlauben.

«Er, der über den Göttern, war der einzige Gott» – diese Zeile des Rigveda wurde schon vor 3000 Jahren in den schweigsamen Hainen Indiens rezitiert<sup>2</sup>:

«In goldener herrlichster Hülle  
Staublos und teillos Brahman thront,  
Glanzvoll, der Lichte Licht ist es  
Und dieses kennt, wer Atman kennt.»

Diese Lichtemanation der  $\frac{0}{0}$  «kennt, wer Atman kennt» – wir werden nachher sehen, dass jeder Seinswert, wenn er sich seines innersten Seins wert fühlt, also «Atman» ist, dann im Glanz des Lichtstrahls Brahman (=  $\frac{0}{0}$ ) webt und lebt. – In den altindischen Geheimlehren der Upanishad steigert Gârgî, die Tochter des Vacaknû, den «ehrwürdigen Brahmanen» Yâjnavalkya durch ihre Fragen in immer höhere spekulative Ebenen hinauf. Auf ihre letzte Frage, was Himmel und Erde, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sei, antwortet der Brahmane: «Es ist das, o Gârgî, was die Weisen das Unvergängliche (aksharam) nennen», und versucht es zu umschreiben: «Dieses Unvergängliche ist sehend nicht gesehen, hörend nicht gehört, verstehend nicht verstanden und erkennend nicht erkannt. Nicht gibt es ausser ihm ein Sehendes, nicht gibt es ausser ihm ein Hörendes, nicht gibt es ausser ihm ein Erkennendes.»<sup>3</sup> Der ontologische höchste Seinswert kann nur durch Privationen fassbar gemacht werden – genau wie bei einem Versuch einer Beschreibung des höchsten harmonikalen Symbols  $\frac{0}{0}$ , wenn wir es isoliert zu beschreiben versuchten. Rückert hat diese Gedanken des Mystikers Yâjnavalkya, der vielleicht den Höhepunkt der Upanishads überhaupt bedeutet, in folgende Verse gefasst<sup>4</sup>:

<sup>1</sup> Vgl. nachher.

<sup>2</sup> F. M. Müller: «Physische Religion», Leipzig 1892, S. 355.

<sup>3</sup> «Die Upanishads des Veda», übersetzt von Paul Deussen, Diederichs Verlag, Jena 1914, Folio 32/34.

<sup>4</sup> Rückert: «Die Weisheit des Brahmanen», 4. Auflage, Leipzig 1857, XII. Buch, Gedicht 47.

«Was uranfänglich ist, das ist auch unanfänglich,  
Und Unanfängliches notwendig unvergänglich.  
Was irgend wo und wann hat selber angefangen,  
Kann nicht der Anfang sein und muss ein End' erlangen.  
Der Anfang nur allein kann nie zu Ende gehn,  
Weil er aus Nichts entstand, Nichts ohn' ihn kann entstehn.  
Worin die Welt entsteht, besteht und untergeht,  
Und neu entsteht, ist das, was in sich selber steht;  
Was in sich selber kreist und Alles kreisen macht,  
Sich selbst bewegend, Allbewegung hat gebracht.  
Und ein Bewegtes, das als Hebel der Bewegung  
In sich den Anfang fühlt, ist selbst Uranfangsregung.  
Drum wenn du fühlst in dir ein Uranfängliches,  
In dem Gefühl hast du dein Unvergängliches.»

Der Upanishad-Philosoph Dadhyana sagt<sup>1</sup>: «Und der glühende unsterbliche Geist im Leibe, in Same, Rede, Atem, Auge, Ohr, Denken, der glühende tönende und der im Raum im Herzen, jeder dieser 10 mikrokosmischen Geister ist das Selbst, ist unsterblich, ist Brahman und ist das All.» – Am Schluss der Upanishad-hymne «Der Funkenkreisschein» heisst es<sup>2</sup>:

«Wie die Sonne durch sich leuchtet,  
So Wissen ohne Dinge auch;  
Alle Dinge sind nur Wissen,  
Unsagbar dem Erweckten selbst.  
Die dunkle, überaus tiefe,  
Ewige, reine Identität,  
Der Einheit Stätte, nach Kräften  
Erkannt habend, verehren wir.»

«Wissen ohne Dinge» ist hier die innere Anschauung, Anhörung und Meditation über ein eigentlich «Unsagbares», welches sich uns durch das harmonikale Symbol  $\frac{0}{0}$  nur als Signatur enthüllt. – Das «Zweite Prapâthaka» der Upanishads gibt einen mehr anthropologischen Aspekt: «Was nun diese Vollberuhigung, die Seele im Tiefschlaf, ist, so erhebt sie sich aus diesem Leibe, gehet ein in das höchste Licht und tritt dadurch hervor in eigener Gestalt, das ist der Atman, so sprach der Meister, das ist das Unsterbliche, das Furchtlose, das ist das Brahman.»<sup>3</sup> Das «Brahman» offenbart sich hier in «eigener Gestalt des Atman» harmonikal durch das Sich-Hineinsenken seines Wertes in alle Seinswerte, wodurch letztere, also alle Verwirklichungen auf dieser Welt, in ihrem Innersten an jenem obersten Prinzip (Brahman =  $\frac{0}{0}$ ) Anteil haben. F. Max Müller (sog. «Oxford-Müller»),

<sup>1</sup> Walter Ruben: «Die Philosophen der Upanishaden», Bern 1947, S. 299.

<sup>2</sup> Deussen, a. a. O., Folio 248.

<sup>3</sup> Deussen, a. a. O., Folio 198.

dessen ungemein lebendig geschriebene und einen grossen Wissensschatz enthaltende Bücher man heute noch mit Interesse und Gewinn liest, schildert im 3. Band seiner *«Gifford-Vorlesungen»*<sup>1</sup> das *«Ringeln nach einer höheren Auffassung der Gottheit»* in der indischen Spekulation, woraus wir das Folgende entnehmen. Das unbekannte, absolute Wesen, das *«Ekam sat»* des Veda versuchte man mit den verschiedensten Namen und Begriffen zu fassen. Im Rigveda zwar heisst es noch: *«Du wirst ihn nicht finden, der diese Dinge geschaffen hat; etwas Anderes steht zwischen dir und ihm. In Nebel gehüllt und mit stammelnder Stimme wandeln die Dichter dahin, sich des Lebens erfreuend.»* Oder in den Upanishaden: *«Er wird nicht mit dem Auge, nicht mit der Sprache, nicht mit den anderen Sinnen, auch nicht durch Bussübung oder gute Werke begriffen.»* Oder ebenda: *«Dein Auge geht nicht dahin, noch deine Sprache, noch dein Geist. Wir wissen nicht, wir verstehen nicht, wie irgend jemand es lehren kann. Es ist verschieden von dem Bekannten, es geht auch über das Unbekannte hinaus, so haben wir von denen aus alter Zeit, die uns dies gelehrt, vernommen.»* Aber damit gab sich die immer mehr in die Tiefe schürfende, aber zugleich konkrete Bildbegriffe fordernde Spekulation der Inder nicht zufrieden, und es verdichtet sich die Suche nach einem Ausdruck für die Höchste Gottheit vor allem in folgenden Namen: Brahman, Purusha, Prâna und Skambha. *«Brahman»*, der bekannteste unter ihnen, wird meist mit *«das Absolute»* übersetzt, hat aber auch die Bedeutung von *«Wort»*, *«Gebet»*, *«treibende Kraft des Weltalls»* usw. – lauter umschreibende Begriffe, die das eigentliche Wesen nur andeutungsweise berühren. Shankara sagt: *«Das Brahman ist seiner Natur nach ewig, rein, mit Intelligenz begabt, emanzipiert (von der Materie), allwissend, mit Allmacht begabt.»* *«Purusha»* heisst ursprünglich *«Mann»* oder *«Person»*; steigert sich aber ebenfalls zum universalen Gottheitsbegriff. In den Upanishaden heisst es: *«Dieser himmlische Purusha ist ohne Körper, er ist sowohl innerhalb als ausserhalb, nicht erzeugt, ohne Atem und ohne Geist, höher als das Hohe, unvergänglich.»* Hier wird also das Moment des Persönlichen ins Absolute transmutiert, der umgekehrte Prozess wie die sonst übliche Emanation des persönlichen Gottes (Demiurg =  $\frac{1}{1}$ ) aus der absoluten Gottheit (=  $\frac{0}{0}$ ) in vielen früheren Religionssystemen. *«Prâna»* ist ursprünglich = Atem, wird aber schon von den vedischen Indern im Sinne von Geist und weiter von der höchsten Gottheit gebraucht. In den Upanishaden steht: *«Er, der Prâna, der Geist, ist der Bewahrer der Welt, er ist der Herr des Weltalls, er ist der König der Welt, er ist mein Selbst, dies wisse man!»* Und wir Harmoniker wissen, dass diese Relation vom *«Prâna»* zum *«Selbst»* durch die aus dem Eidos  $\frac{0}{0}$  jeden Tonwert (Seinswert) in seinem *«Selbst»* durchstrahlenden Richtungen (= *«Gleichtonlinien»*), die roten Strahlen auf Abb. 1) symbolisiert werden, eine Symbolisierung, die sich aber durch ihre harmonikalen Hintergründe als eine psychophysische Tatsache erweist. Auch der Ausdruck *«Skambha»*, wörtlich *«Stütze»*, wird zum

<sup>1</sup> F. M. Müller: *«Theosophie oder psychologische Religion»*, Leipzig 1895, S. 234 ff.

Namen des Höchsten Wesens. *«Prajâpati, der Herr der Schöpfung»* – heisst es im Atharva-Veda – ruhte auf Skambha, als er die Welten fest machte ... die ganze Welt ruht auf ihm, er hat Himmel und Erde befestigt und er durchdringt das Weltall. Finsternis ist gesondert von ihm, er ist von allem Übel entfernt. Auch hier klären sich die Begriffe durch die harmonikale Entsprechung vom *«Herrn der Schöpfung»* Prajâpati mit dem <sup>2</sup>Symbol der Origo  $\frac{1}{1}$  zu *«Skambha»* mit dem <sup>2</sup>Symbol des Eidos  $\frac{0}{0}$ , welches letzteres *«das ganze Weltall durchdringt»*. – Wir haben die übersetzten Stellen dem oben angeführten Werk Max Müllers *«Theosophie»* entnommen, der die 12 wichtigsten Upanishaden erstmalig in eine europäische Sprache übersetzt hat, möchten aber noch ihn selbst dazu zitieren<sup>1</sup>: *«Ich halte es für recht und billig, Sie daran zu erinnern, dass auch die Texte der Upanishaden ... zuweilen sehr dunkel sind, und dass es oft sehr schwer ist, sie genau ins Englische oder in irgendeine andere moderne Sprache zu übersetzen.»* Wobei wir hinzufügen, dass, bei diesen frühen Texten, die für uns oft sehr fern liegende Anschauungen und Bilder enthalten, selbst eine noch so genaue Kenntnis der Sprache nichts nützt, wenn man sich nicht in den Geist versetzen kann, welcher hinter den Texten steht bzw. in die Seele derer, welche die Texte niederschrieben. Nie wurde mir diese Diskrepanz so bewusst wie in der persischen Mythologie. Neben den Urmenschen tritt hier bei Erschaffung der Welt der *«Urstier»*, aus welchem dann die Tiere und Pflanzen entstehen. Liest man nun in den Übersetzungen dauernd vom *«Stier»*, der *«Kuh»* usw. und weiss nicht, dass unter diesem Urstier die göttliche Lebenskraft, das Ur-Lebendige verstanden wird, so erlahmt man bald und verirrt sich in einem vermeintlich materialistischen Götzenhimmel, dem wir dann allzu gerne entgegenhalten, wie herrlich weit wir es doch mit unserer christlichen Religion und nur *«einem»* Gott gebracht haben! Und so fort. Wer also nicht so glücklich ist, Sanskrit oder Chinesisch zu verstehen, hält sich am besten an Vergleiche verschiedener Übersetzungen und versucht vor allem, die innere Bedeutung der Mythologeme zu erfassen. Bei naheliegenden und uns vertrauten Mythologien, wie der griechisch-römischen, ist das nicht schwer, bei fernerliegenden nur durch eigene Einfühlung oder mittels Kommentaren von vertrauten Kennern möglich.

In dem altindischen Epos Bhagavadgita, welches zwischen 500 und 200 v. Chr. entstanden sein dürfte und den Übergang der Philosophie der Upanishaden zu den späteren Systemen bildet, finden sich folgende Verse<sup>2</sup>:

*«Niemals wird er (der ewige Geist) geboren, niemals stirbt er,  
Nicht ist geworden er, noch wird er werden,  
Der Ungeborene, Ewige, Alte – nimmer wird er  
Getötet, wenn den Leib man tötet.*

. . . . .

<sup>1</sup> a. a. O., S. 108.

<sup>2</sup> *«Bhagavadgita»* Des Erhabenen Gesang. Jena, Diederichs 1919, S. 11.



Der eine schauet ihn als wie ein Wunder,  
 Der Andere spricht von ihm als einem Wunder,  
 Der Dritte hört von ihm als einem Wunder,  
 Doch hört er's auch, es kennet ihn doch keiner.  
 Die Seele unverletzbar ist, ewig, in eines jeden Leib,  
 Darum die Wesen allesamt darfst du betrauern nimmermehr.»

Auch hier wird ein in der Natur und in unserer Seele vorhandenes Prinzip, so wie wir es im <sup>h</sup>Symbol  $\frac{0}{0}$  psychophysisch eruiert haben, in umschreibende, eigentlich unzulängliche Worte und Begriffe gekleidet. Aber gerade diese Eindringlichkeit, mit welcher der alte Mythos das Unbewusste ins Bewusstsein heraufzuheben versucht, zeugt für die psychophysische und metaphysische Prägnanz unseres Symbols. – Der Begriff des «Nirvana» (eigentlich «Erlöschen») im Brahmanismus, Jainismus und Buddhismus unterliegt Schwankungen in der Peripherie, aber nicht im Wesen. Im Grunde «erlöscht» hier die Seele nicht, nur die Leidenschaften, Wünsche, alles, was das Leben des Menschen mit sich bringt samt seinen Wiedergeburten. Die Seele findet im Nirvana Ruhe im «Frieden», der «höchsten Seligkeit» – «einer Stätte seliger Ruhe, die höher ist als alle Wonnen des Himmels»<sup>1</sup>. Selbst für die Buddhisten muss das Nirvana den Inbegriff aller Werte besitzen, da es als «Bezeichnung des höchsten Heils, des Endziels alles Strebens»<sup>2</sup> gebraucht wird. Wäre es nur das «Nichts», so verstünde man nicht, warum ein so komplizierter und entsagungsreicher Heilsweg das ganze Leben hindurch überhaupt notwendig wäre. Wenn hinter dem Tode nur das Nichts stünde, dann wäre es, hinsichtlich des zu erwartenden Nichts, gleichgültig, ob ich in Saus und Braus lebe oder mich als ein Heiliger darauf vorbereite. Auch in diesem Nirvana sehen wir letztlich eine Wertform bestimmungsmächtig werden, die wir in unserem <sup>h</sup>Symbol  $\frac{0}{0}$  vorgebildet finden. Wie hier ist auch das Nirvana zugleich Nichts und Alles und steht am Anfang und Ende aller Evolutionen der Seinswerte.

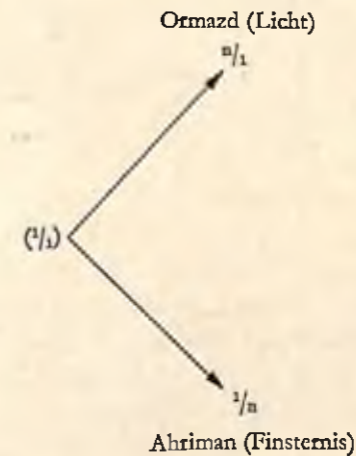
In der altpersischen Religion (Avesta) können wir den Begriff der «Ewigen Zeit» = «Zervan akaranan» als ein schönes Beispiel dafür anführen, wie die Harmonik angebliche «Ungereimtheiten» prototypisch zu deuten und auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen erlaubt. Nach Friedrich Spiegel<sup>3</sup> sei «in einer so wohlgegliederten Mythologie eine oberste abstrakte Gottheit ein arger Misston» – die «Ewige Zeit» nämlich. Nun scheint ja tatsächlich der Begriff des Zervan akaranan erst eine späte Evolutionsform der persischen mythologisch-religiösen Spekulation zu sein. Aber diese rein historische Überlegung interessiert uns hier dem faktischen Bestehen bzw. Herauswachsen dieses merkwürdigen Begriffes gegenüber nicht. Spiegel und seinesgleichen urteilen so: Die Polarität von Or-

<sup>1</sup> «Die Religion in Geschichte und Gegenwart», 2. Auflage, Tübingen 1930, Artikel «Nirvana».

<sup>2</sup> a. a. O.

<sup>3</sup> «Studien über das Zend-Avesta», in: Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 5, 1851, S. 221 ff.

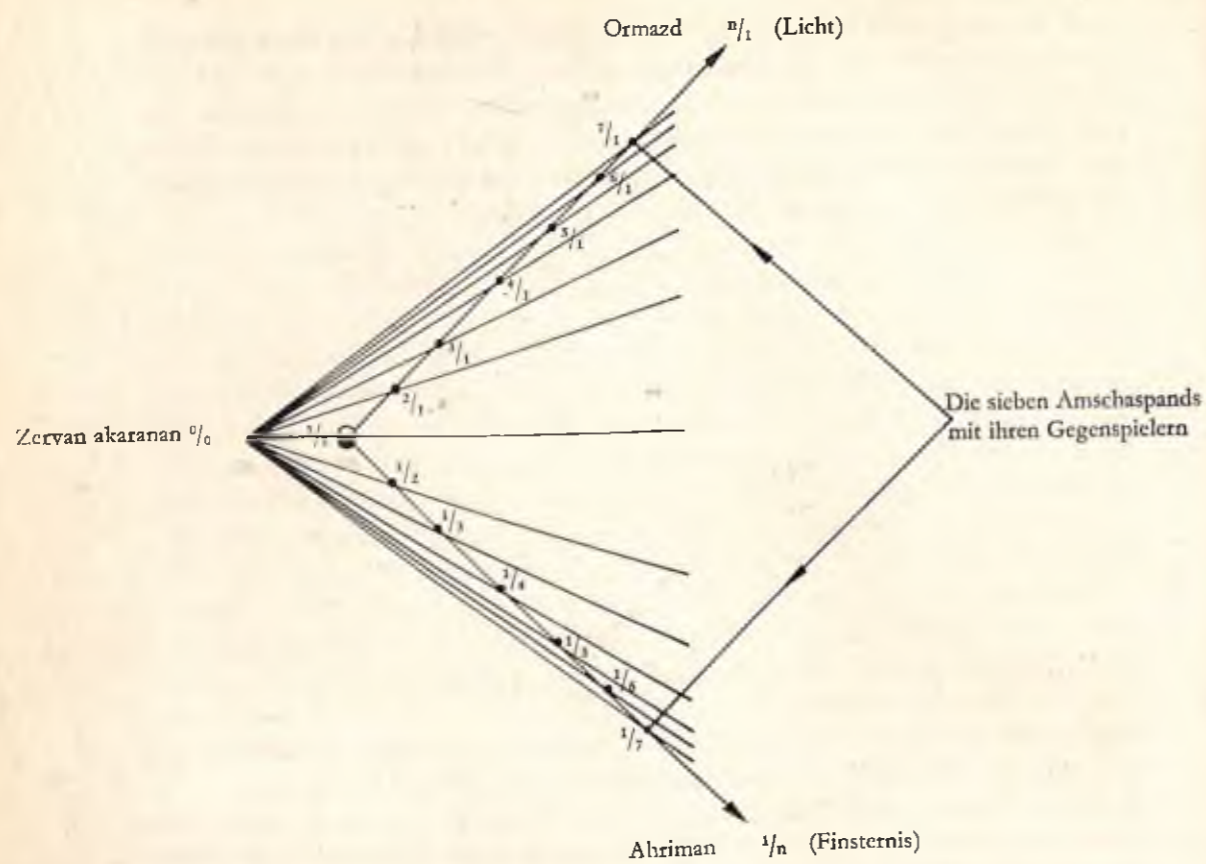
mazd-Ahriman, die wir im Avesta finden, genügt völlig und hat einen obersten abstrakten Begriff über der Einheit gar nicht nötig. Ausserdem verstehen wir nicht, aus welchen Gründen noch später eine solche Abstraktion auftaucht: da muss irgendeine Entlehnung aus anderen mythologischen Kreisen mit im Spiele sein! Demgegenüber urteilen wir als Harmoniker so: In ihrem Frühstadium kam die persische Mythologie auf die beiden Urgegensätze:



Erst später, bei tieferer und vergeistigter Meditation, drängten die Formen des Unbewussten zum Erfassen des obersten Prototyp  $\frac{0}{0}$  (siehe Abb. S. 56).

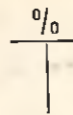
Hiermit, mit der Mythologisierung der  $\frac{0}{0}$ , war auch gleichzeitig die ektypische Motivierung des Avesta als einer «Lichtreligion» gegeben. Denn die  $\frac{0}{0}$  involviert ja ein Strahlenbündel, dessen einzelne Strahlen sich in das Herz eines jeden Seinswertes senken. Ein Vergleich der beiden Abbildungen (oben und S. 56) mit derjenigen unseres ersten Diagramms (S. 43) zeigt sofort, worum es sich bei dem Begriff des «Zervan akaranan» (Ewige Zeit) eigentlich handelt: um eine wohl späte, aber konsequente «Rückführung» des Dualismus auf den Begriff des Eidos, der «unbekannten Gottheit», wie wir heute sagen würden, oder der «Ewigen Zeit» im Avesta – wobei freilich noch genauer zu untersuchen wäre, ob die Übersetzung des «Zervan akaranan» mit «Ewige Zeit» auch dem inneren Sinn des Begriffes entspricht – nach dem massiven, meist kommentarlosen Stehenlassen des «Stieres», der «Kuh» usw. in den üblichen Avesta-Übersetzungen ist wohl auch hier Vorsicht am Platze. Bei Zarathustra, dem Reformator des Mazdaismus (der altpersischen Religion) «findet sich eine Anschauung angedeutet, die später von grösster Bedeutung wird, nämlich die, dass der höchste Gott [harmonikal  $\frac{1}{1}$ ] nicht zugleich Welterschöpfer [harmonikal  $\frac{1}{1}$ ] sein kann. Dieser Punkt gehört in den Gathas [den ältesten Abschnitten des Avesta, der «Bibel» der Perser!] zu den dunkelsten und am schwersten erklärbarsten Anschauungen»<sup>1</sup>. Wenn wir jedoch, wie

<sup>1</sup> O. G. v. Wesendonk: «Das Weltbild der Iranier», München 1933, S. 73.



soeben, unsere harmonikalen Symbole  $0/0$  und  $1/1$  substituieren, wird die Sicht hell, und wir verstehen durchaus, dass sich diese beiden Prototypen gerade aus dem Unbewussten der Seele des damaligen religiös meditierenden Menschen heraus in solche, der üblichen Religionsphilosophie unverständliche, Überlegungen und Bildbegriffe kristallisiert haben mussten. Im späteren Entwicklungszustand des Mazdaismus, dem sogenannten «Jüngeren Avesta», vereinfachen sich dann die abstrakten Gottesbegriffe auf den Urgegensatz des Guten (Ormazd) und Bösen (Ahriman). Wie wir uns dies harmonikal in differenzierterer Weise vorzustellen haben, werden wir später bei unseren Betrachtungen über Polarität und Dualismus sehen.

Denkt man sich die beiden Schenkel der primären Teiltonreihen des Diagramms unserer Abbildung 1 nach oben gebogen, so dass sie rechts und links vom Zeugerton eine Waagrechte bilden – dass auch bei diesem «Variationstyp» der «T» die innere Konfiguration gewahrt bleibt, zeigt Abbildung 471 a, Seite 282 des «Lehrbuchs der Harmonik» –, dann steht das Symbol  $0/0$  über dieser Waagrechten direkt über der Zeugertonlinie (Mittelsenkrechten):



Wir haben hier den exakten harmonikalen Hintergrund für das uralte Lebenszeichen der ägyptischen Hieroglyphe:



Dieses sogenannte «Henkelkreuz», das Zeichen für das Wort «anch» (Leben) wurde in der ordinären Hieroglyphik für den Buchstaben «a» gebraucht. Fest steht aber, und dies ist an hunderten von symbolischen, mit Menschen- und Götterdarstellungen durchwirkten Reliefs zu belegen, dass diesem Zeichen ein hoher Sonderwert, eben der als Sinnbild des göttlichen ewigen Lebens<sup>1</sup> zukam. Die dem Thimusschen Werk beigegebenen Tafeln beweisen dies eindeutig, ebenso die vielen modernen Bilderwerke über Ägypten<sup>2</sup>. Man findet dieses Henkelkreuz zuweilen personifiziert, mit zwei Armen, die einen kultischen Gegenstand halten<sup>3</sup>, oder als Leuchter aus Bronze und Gold auf hölzernen Untersätzen, gefunden im Grab Tut-anch-amons, des Schwiegersohnes Echnatons, wo die «Arme» des Lebensymbols eine Ölschale und eine Kerze halten, also, harmonikal gedeutet, die Strahlen (Gleichtonlinien), die vom  $0/0$ -Symbol aus die Welt der Seinswerte («T») durchleuchten<sup>4</sup>. Aber dieses Symbol beschränkt sich nicht nur auf Ägypten, sondern findet sich, wie Thimus<sup>5</sup> im Anschluss an Letronne anführt, auf anderen früh- und asiatischen Denkmälern hohen Alters, so auf etruskischen, phönizischen, cilicischen, lydischen, babylonischen und chaldäischen, und die neuere Archäologie wird diese Nachweise noch um Vieles vermehrt haben. Thimus<sup>6</sup> bringt dieses Zeichen mit dem Oth-Aleph des von ihm so tiefgründig analysierten kabbalistischen Buches «Jezira» in Verbindung, ferner mit dem Pfeilkreuz über dem «Tau»:

<sup>1</sup> A.v. Thimus: «Die Harmonikale Symbolik des Alterthums», Köln 1868–76, Bd. II, S. 111.

<sup>2</sup> Wir verweisen nur auf die Tafeln 48, 49, 54, 58, 62, 92 u. a. des schönen Bandes von Kurt Lange: «Ägyptische Kunst», Atlantis Verlag, Zurich/Berlin 1939.

<sup>3</sup> Thimus: a. a. O., Bd. II, Tafeln VII–IX.

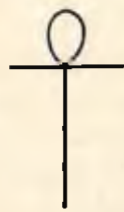
<sup>4</sup> Gute Abbildungen dieser Leuchter bei Hermann Wirth: «Die heilige Urschrift der Menschheit», Leipzig 1931–36, Tafelband S. 240.

<sup>5</sup> a. a. O., Bd. II, S. 111.

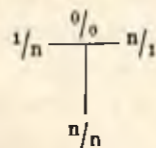
<sup>6</sup> a. a. O., Bd. I, S. 93, 96 ff., 171 ff., 204, 322, 344; Bd. II, S. 109 ff.



welches ja ebenfalls oft genug auf den symbolischen Darstellungen der altägyptischen Bildreliefs zu bemerken ist. Fasst man auch dieses Zeichen prototypisch, dann werden wir in den sich kreuzenden Pfeilen eine Signatur für die im Welt-  
diagramm (T) sich kreuzenden Dur- und Mollreihen erkennen. – Harmonikal  
sehen wir also in dem Lebenszeichen:



das getreue Abbild unseres harmonikalen Grunddiagramms in seiner konzentrier-  
testen «audition visuelle», dem Schema seiner Dichotomie:



mit dem obersten Eidoswert darüber.

Wenn man an die vielen Darstellungen in Bild und Relief von *Harfen* im alten  
Babylonien und Ägypten denkt<sup>1</sup>, wenn man überlegt, dass eine Harfe im Grunde  
nur ein mehrstimmiges «Monochord» ist, und annehmen darf, dass damals wie  
heute ohne eine gewisse Kenntnis der Saitenlängen und ihrer Tonzahlmasse solche  
Instrumente kaum einwandfrei gebaut werden konnten, so kann man auch an-  
nehmen, dass in den damaligen Priesterschulen – bei religiösen Umzügen im alten  
Ägypten ging der Sänger voran, eines von den Symbolen der Musik tragend;  
die Harfe war das priesterliche Instrument<sup>2</sup> – bereits das «pythagoreische Ton-  
system», so wie es unser Diagramm Abbildung 1 zeigt oder in dementsprechenden  
Varianten, bekannt war; die Überlieferung bezeugt zudem ausdrücklich, dass

<sup>1</sup> So z. B. im «Handbuch der Musikwissenschaft»: Curt Sachs: «Die Musik der Antike», Pots-  
dam 1935.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu ausführlich: A. W. Ambros: «Geschichte der Musik», 2. Auflage 1880, Bd. 1,  
S. 135 ff.

Pythagoras die Grundlagen seines Wissens aus Ägypten mitgebracht habe. Aber  
selbst wenn wir eine solche Deszendenz des Henkelkreuzes nicht annehmen oder  
zugeben wollen, so bliebe ein anderer, unseres Erachtens weit wahrscheinlicherer  
Ursprung: der aus den Formen des Vorbewussten in unserer Seele, welche bei  
den damaligen frühen, starker innerer Bildekräfte noch teilhaftigen Menschen  
einmal zur Bewusstseinsfassung mittels religiöser Mythologeme, ein anderes  
Mal zur Fixierung in solchen Symbolen und Zeichen fürs Auge drängte.

Wichtig für uns sind nicht nur die mythologischen Typen vom Gottheits-  
charakter  $\frac{0}{0}$ , sondern gewisse Wandlungen bestimmter Göttertypen, bis sie den  
 $\frac{0}{0}$ -Charakter erreichen. Sehr deutlich kann man dies z. B. beim ägyptischen  
Amon bzw. Amon-Re beobachten. Ursprünglich ein Zeugungsgott mit all seinen  
äusseren dionysischen Attributen (Kopf mit zurückgebogenen Hörnern) und  
Liebesabenteuern, wird er als Amon-Re schliesslich «zum Ausdruck des höchsten  
Wesens, das die ägyptische Theologie zu bringen hatte»<sup>1</sup>, und reicht bis in die  
 $\frac{0}{0}$ -Sphäre hinein: «Auf, wohlan! Min-Amon, Herr der Ewigkeit, der die End-  
losigkeit schuf ... Herr des Rechts, dessen Kapelle verborgen ist ...»<sup>2</sup> «Wir tragen  
aber nichts Neues in die ägyptische Mythologie, wenn wir ihn (Amon) als den  
verborgenen, noch nicht geoffenbarten, dunklen Gott auffassen. Er steht unbe-  
streitbar an der Spitze einer grossen weltzeugenden (kosmogonischen) Entwick-  
lung»<sup>3</sup>. – Die schöne, von Jamblichus berichtete und von Thimus<sup>4</sup> zitierte Erzäh-  
lung eines ägyptischen Priesters von dem Urbeginn alles Seins, von dem «Einen  
Gott [ $\frac{0}{0}$ ], vorhergehend noch dem ersten Gotte und Könige [ $\frac{1}{1}$ ], unbeweglich  
bleibend in der Einsamkeit seines eigentlichen Wesens» ist im «Lehrbuch der  
Harmonik» (S. 279) erwähnt – wie wir überhaupt den Leser und mit uns For-  
schenden bitten, die §§ 25 und 54 des «Lehrbuchs» als Ergänzung unserer jetzigen  
Ausführungen durchzusehen. Thimus<sup>5</sup> führt noch eine weitere Stelle aus Jambli-  
chus («De mysteriis») an, die wir nach der Übersetzung von Theodor Hopfner<sup>6</sup>  
wiedergeben: «Nach einer anderen Anordnung (der Prinzipien) stellt Hermes  
(Thot) den Gott Kneph als Führer der Himmelsgötter voran, von dem er lehrt,  
dass er die Vernunft (*νοῦς*) sei, die sich selbst vernunftgemäss erfasst und die Be-  
tätigung des vernunftgemässen Denkens auf sich selbst konzentrierte. Vor diesem  
Gott Kneph aber stellt er das Unteilbare und Ungeteilte, das er auch 'die Erste  
Geburt' heisst und 'Eikton' zubenennt; darin ist das Zuerstdenkende und zuerst  
durch die Denkkraft Erfassbare enthalten, das nur durch Stillschweigen allein  
verehrt werden kann.» Auch hier bemerken wir wieder das Bestreben, den an

<sup>1</sup> G. Roeder: «Urkunden zur Religion des alten Ägypten», Jena 1915, S. XXV-XXVI.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 5 f.

<sup>3</sup> Bunsen: «Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte», Bd. 1, 1845, S. 438.

<sup>4</sup> a. a. O., Bd. II, S. 354.

<sup>5</sup> a. a. O., Bd. II, S. 355.

<sup>6</sup> «Über die Geheimlehren» von Jamblichus, in: «Quellenschriften zur Griechischen Mystik»,  
Leipzig 1922, S. 170 f.

und für sich schon sehr vergeistigten Gottheitsbegriff des Kneph – übrigens oft synonym gebraucht mit Amon und isomorph mit dem Osiris der Volksmythologie – noch weiter zu transzendieren. Der geheimnisvolle Ausdruck «Eikton» (*εἰκτών*) findet sich nur hier. Ob er grammatikalisch eine Beziehung zum Part. masc. des regelmässig flektierenden Perfekt 2 mit Präsensbedeutung von *εοικέναι* (ähnlich sein, gleichen, geziemen) hat, wie die Wörterbücher ausweisen? Kneph erscheint unter dem Bilde eines Topfes mit der Scheibe, auch als Widderkopf mit doppelten Hörnern<sup>1</sup>, bedeutet nach Plutarch (De Iside, cap. 21) *πνεῦμα* Geist; seine Farbe ist grün, wie diejenige Amons blau. Dies würde harmonikal ein Oszillieren zwischen  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  aussagen, wie denn überhaupt der Charakter der obersten ägyptischen Gottheiten selten bestimmt definiert ist. Anderswo identifiziert sich Kneph mit dem Urlicht<sup>2</sup> und ist, in der Identifikation mit Amon, das Mythologem des guten Lichtgeistes, das, was die Griechen mit *τὸ ἀγαθόν* = das Gute bezeichneten<sup>3</sup>. Osiris, in der ägyptischen Volksmythologie die Offenbarung des Höchsten Wesens, offenbart sich als Amon, insoweit es die unoffenbarten Urbilder der Dinge, die Prototypen, die Ideen ans Licht bringt<sup>4</sup> und eben als Geist, der sich selbst begreift und die Begriffe in sich selbst, in den Kneph, zusammenzieht<sup>5</sup>. Wie dann Kneph das Welt-Ei aushaucht, woraus Phtah, der zweite Bildner, der Ordner, der Kunstreiche<sup>6</sup> hervorgeht, werden wir später noch ausführlicher bei der harmonikalischen Analyse des orphischen Welt-Eies diskutieren. Zusammenfassend hinsichtlich der absoluten Transzendenz des Gottheitsbegriffes im ägyptischen und altgriechischen Kulturkreis kann man, unter Berufung auf den Neuplatoniker Damaskios und seine Schrift *περὶ ἀρχῶν* («Über die Urgründe») sagen, dass alle dem Zeitalter des Jamblichus vorangegangenen Philosophen sich mit Entschiedenheit zur Überzeugung bekannt haben, es gebe nur *einen* über-substantiellen Gott, dass aber das Sein der anderen Götter ein substanzliches und ein Abglanz des Lichtes jenes einen Gottes sei<sup>7</sup>.

Endlich seien noch einige hierhergehörige Stellen aus einem Leydener Papyrus aus der Regierungszeit des berühmten Ramses II. (ca. 1200 v. Chr.) angeführt, welche in ihrer dichterischen Schönheit, für die damalige frühe Zeit, einzig in ihrer Art sind. Wir geben sie nach Thimus Bd. II, S. 362 f.: «Der Anfang der Existenzen im Urbeginn ist Amon, welcher geworden in der Vorzeit / unkund ist sein Auftauchen, nicht war ein anderer Gott vor ihm, der sein Wesen zeugte / nicht gab es eine Mutter vor ihm, die ihn empfangen, nicht gab es einen Vater vor ihm, der ihn gesät auf dem Wege des Beischlafs(?). / Er formte sein Ei selber / die

<sup>1</sup> Bunsen: a. a. O., Bd. I, S. 442 und 444.

<sup>2</sup> Creuzer: «Symbolik und Mythologie», 2. Auflage 1820, Bd. II, S. 155.

<sup>3</sup> Creuzer: a. a. O., Bd. I, S. 527.

<sup>4</sup> Creuzer: a. a. O., Bd. I, S. 290f.

<sup>5</sup> Creuzer: a. a. O., Bd. I, S. 523.

<sup>6</sup> Creuzer: Bd. III, S. 313.

<sup>7</sup> Thimus: Bd. II, S. 355 und 356, Anmerkung.

Majestät geheimnisvoll und zeugend, erschuf seine Herrlichkeit / die Götter und Göttinnen alle entstanden nach ihm / das Werden der Götter all urständig von seinem Anfange. / ... Geheimnisvoller an Gestalt, Glänzender an Formen / wunderbarer Gott, vielfältig an Gestalt / Jeder Gott erfleht seine Hilfe / um sich zu verherrlichen durch seine Herrlichkeit wie durch seine Göttlichkeit / der Sonnengott selber ist vereinigt mit seinem Leibe. / Er ist der Alte der Bewohner von Amu [Heliopolis]. / Man sagt Tot-Unen [Demiurg] zu ihm / König im Abyssus, dessen Ruf über ihn ergeht / welcher ändert sein Bild (wunderbar). / Er liess entströmen den Samen, welcher ... erzeugte den Sonnengott; / er schuf sich als Tum [Schöpfer]; er ist der Einzige seiner Art / er ist der Allherr, der Anfang aller Wesen / (der welcher schuf) das was am Himmel ist / Er ist der, welcher in der Tiefe weilt, zurückgekehrt aus der Unterwelt; seine Seele ist am Himmel, sein Leib in Anu / sein Ebenbild ist in Süd-Anu [Hermonthis] im Emporhalten seiner Krone / der Einzige, Gepriesene; Er versetzt in Wohlfinden / verehrt wird er mehr als die Götter; nicht ist bekannt das Bild seines Geistes / er bewegt sich nach oben, er senkt sich nach unten / Nicht weiss irgendein Gott sein wahres Aussehen / nicht ist sein Bildnis gemalt auf Wänden / nicht ein Zeugnis von ihm in den göttlichen Häusern / Er verleiht Kraft mehr als Not, welche doch ergreift (Alles); Er ist grösser als man ihn denken könnte, mächtiger als man zu wissen vermag / Sofortige Vernichtung mit dem Tode trifft den, welcher ausspricht seinen göttlichen Namen, den geheimnisvollen, unrecht / Kein Gott fällt von ihm ab / es wird erachtet verborgen sein Name wie sein Geheimnisvolles (Wesen).» – Wenn wir hier wie vordem unsere <sup>1</sup>Symbole  $\frac{0}{0}$ ,  $\frac{1}{1}$  und die Gleichtonlinien unserer Meditation über die obigen Stelle zugrunde legen, so bemerken wir auch hier ein anfängliches Schwanken zwischen Eidos ( $\frac{0}{0}$ ) und Origo ( $\frac{1}{1}$  = Demiurg), welches sich aber gegen Schluss durchaus dem  $\frac{0}{0}$ -Symbol zuneigt. Nehmen wir einzelne Stücke aus diesem 3000 Jahre alten Hymnus heraus, etwa dass es nichts vor Amon gab, dann das «Glänzen» und seine Vereinigung mit dem Sonnengott (die aus der  $\frac{0}{0}$  strahlenden Gleichtonlinien); auch das «Entströmen des Samens» fällt unter diesen Bildbegriff, dann das Absteigen in die Tiefe und das Zurückkehren aus der Unterwelt, welches die innere Tendenz der Teiltonkonfigurationen – was auf unserer Abb. 1 leicht nachzuprüfen ist – exakt symbolisiert, ferner das Nichtaussprechendürfen seines Namens, welches an das biblische «du sollst dir kein Gleichnis machen» erinnert («nicht ist sein Bildnis gemalt auf den Wänden»), das Verborgene seines Namens, das Geheimnisvolle seines Wesens, was wir nachher fast mit denselben Worten bei der Analyse des  $\frac{0}{0}$ -Symbols in der Kabbala wiederfinden werden, so werden wir alles dies auf Grund der vorbewussten akroatischen Wertform der  $\frac{0}{0}$  deuten dürfen, welche in solchen Mythologemen an die Oberfläche des Bewusstseins tritt.

Ein alter, bis heute nicht geschlichteter Streit besteht zwischen den Gelehrten hinsichtlich des historischen Ursprungs und des Alters der Kabbala. Ihre erste



keinerlei Ähnliches habt ihr gesehen.' Nachdem Er aber jenes Bild des Wagens erschaffen hatte, darin der obere Mensch herabsteigt, wird Er in dieser Bildform JHWH (Jaweh) geheissen, dass man Ihn erkennen lerne in seinen Eigenschaften.)

Wenn wir bedenken, dass alle «Gleichtonlinien» unseres harmonikalen Grunddiagramms, d. h. die innere Wesenheit der Seinswerte (Tonwerte) des Diagramms, vom obersten Eidoswert (0/0) wie von einem Punkt ausstrahlen, wie ein Licht austönen<sup>1</sup>, dann gewinnt noch eine andere Soharstelle höchstes Interesse<sup>2</sup>: «Er (Elias) sprach zu mir: Rabbi, die Sache ist ein Geheimnis! ... Als der Verborgene der Verborgenen sich offenbaren wollte, machte er zuerst einen Punkt, der zur Idee wurde. In dieser formte er alle Figuren, meisselte alle Figuren und bildete in dem verborgenen heiligen Lichte das Bild einer verborgenen allerheiligsten Gestalt, den Grundstein (Keter), der, aus der Idee heraustretend, 'Anfang zum Schöpfungsbau' genannt wird. Er (der Verborgene = En-Sof) ist vorhanden und nicht vorhanden, tief und verborgen usw.» – Aus dem «Punkt» des Eidos-Urbildes und Ungrundes (0/0) also tritt die Idee aus sich heraus und wird «Anfang zum Schöpfungsbau» genannt, eine Metapher, die wir unzweifelhaft mit der Origo 1/1 harmonikal identifizieren dürfen.

Die ganze En-Sof-Spekulation der Kabbala müssen wir mit dem obersten harmonikalen Symbol des Ungrundes = Eidos (0/0) gleichsetzen. Wir verweisen hier auf die vielen von E. Bischoff übersetzten Stellen im 1. Band seines zitierten Werkes und führen noch einiges aus dem wichtigen, heute kaum bekannten Werk (Molitors): «Philosophie der Geschichte oder über die Tradition»<sup>3</sup> hinzu: Vom Ain-soph (En-Sof) heisst es im Tikun Sohar: «Du bist Eins, aber nicht in der Zahl; der Gedanke fasst durchaus nichts von dir. In dir gibt es nichts Vorstellbares, keine Form und keine Gestalt.» Ferner: «Ehe der Höchstgebenedeite seine Welt erschaffen, war Er, und sein Name war verborgen in Ihm.» Ferner<sup>4</sup>: «Ain-Soph ist abgezogen und getrennt von allem Vorstellbaren. Er ist vor allen Emanationen und Geschöpfen, und in ihm ist keine Zeit.» Ferner in Etz ha Chaiim<sup>5</sup>: «Bloss die Beleuchtung von Ain-Soph, aber nicht sein Wesen. Dies ist, was die Lehren sagen: er ist der Ort der Welt, die Welt ist aber nicht sein Ort. Denn sein Wesen breitet sich nicht aus, sondern sein Licht.»

Die chinesische Spekulation hat für unser harmonikales Symbol 0/0 [6] zwei Ausdrücke: den metaphysischen des «Tao» und den emblematischen oder metalogischen des «Ou-ki». Im 41. Spruch des Laotse heisst es in der Übersetzung von Richard Wilhelm:

<sup>1</sup> «Wie das Licht – das ist die Melodie», vgl. Sohar: a. a. O. S. 83.

<sup>2</sup> Nach Erich Bischoff: «Die Elemente der Kabbala», Bd. I, 1913, S. 136.

<sup>3</sup> 2. Teil, Münster 1834, S. 247.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 256, aus einem Münchner Kabbalist. Manuskript.

<sup>5</sup> a. a. O., S. 257.

«Der grosse Ton hat unhörbaren Laut.  
Das grosse Bild hat keine Form.  
Der Sinn (Tao) in seiner Verborgtheit ist ohne Namen.  
Und doch ist gerade der Sinn (Tao) gut im Spenden und Vollenden.»

Der Anfang des 32. Spruches lautet:

«Solange der Sinn (Tao) in seiner vorweltlichen Ewigkeit verharrt,  
Gibt es keine Namen.»

Der 40. Spruch:

«Rückkehr ist die Bewegung des Sinnes (Tao).  
Schwachheit ist die Äusserungsart des Sinnes (Tao).  
Alle Dinge der Welt entstehen im Sein.  
Das Sein entsteht im Nichtsein.»

Der 42. Spruch, 1. Hälfte:

«Der Sinn (Tao) erzeugt die Einheit.  
Die Einheit erzeugt die Zweiheit.  
Die Zweiheit erzeugt die Dreiheit.  
Die Dreiheit erzeugt alle Geschöpfe.  
Alle Geschöpfe haben im Rücken das Dunkle (Yin)  
und umfassen das Lichte (Yang),  
und der unendliche Lebensatem gibt ihnen Einklang.»

Diese letzten sieben Zeilen sind geradezu eine programmatische Beschreibung unseres harmonikalen Diagramms in dessen wichtigsten prototypischen Stufen, wie jeder sieht, wenn er beides vergleicht und darüber meditiert! – Albert v. Thimus übersetzt die letzte der obigen Verszeilen folgendermassen: «Ein stoffloser Hauch erzeugt, die Dinge verbindend, die Harmonie!» «Bezeichnender noch», sagt v. Thimus ebenda<sup>1</sup>, «sind die gleich in den ersten Sätzen des 1. Kapitels des Taoteking vorkommenden Worte Laotse: 'Das unendliche Nicht-Etwas kann nur geschaut werden in seinem unsichtbaren geistigen Dasein, das endliche Etwas wird geschaut in seiner Begrenzung. Diese zwei Entgegengesetzten sind ihrer Urwesenheit nach Eins, sind nur auf verschiedene Weise bezeichnet. Beide werden Tiefe genannt. Sie sind Tiefe, zwiefache Tiefe. Das ist die Pforte aller übersinnlichen Dinge.' – Der Leser sei an die beiden – in die «Tiefe» des unendlich Grossen und unendlich Kleinen gehenden, vom «Nicht-Etwas» (Tao = 0/0) überkrönten beiden 1/1- und 1/0-Richtungen der Teiltonreihen erinnert und wird auch hier erstaunt sein, wie exakt harmonikal Laotse sein kleines, so inhaltreiches Werk einleitet. Ob und wie weit Laotse noch eine direkte Kenntnis des grundlegenden Monochorddiagramms hatte, wird so wenig auszumitteln sein, wie für die anderen östlichen Kulturkreise. Es sei denn, archäologische oder andere Funde kämen uns zu Hilfe. Die altchinesische Musiktheorie, die ja, wie damals überall, mit kosmologischen Betrachtungen durchwirkt war, und wie sie z. B. in

<sup>1</sup> «Harmonikale Symbolik», Bd. I, 1868, S. 193.

Windischmanns «Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte»<sup>1</sup> dargestellt wurde, lässt eine solche Kenntnis als durchaus wahrscheinlich annehmen. – A. v. Thimus kommentiert den 1. Spruch des Taoteking noch an anderer Stelle seiner «Harmonikalen Symbolik»<sup>2</sup> ausführlich und setzt den Inhalt zu einigen, auch von uns oben mitgeteilten kabbalistischen Stellen in Beziehung, wobei sich erstaunliche Übereinstimmungen ergeben, wie wir sie ja jetzt selbst zu kontrollieren vermögen. Besondere Aufmerksamkeit widmet Thimus<sup>3</sup> dem 14. Kapitel des Taoteking, welches er, unter Zugrundelegung der Übersetzungen von Amiot, Remusat und Julien folgendermassen verdeutscht: «Auf ihn (Tao) schauend, siehst du ihn nicht: sein Name ist I. Auf ihn horchend, hörst du ihn nicht: sein Name ist Hi. Danach greifend, ergreifst du ihn nicht: sein Name ist Wei. Das Was dieser Drei kann durch Worte nicht ergründet werden. Nicht unterscheidbar voneinander bilden sie nur Eins. Das Obere ist nicht erhellt; das Untere desselben ist ohne Dunkel. Es ist ewig und kann nicht genannt werden. Es greift ins Nichts-Sein zurück. Man nennt es Form ohne Form, Bild ohne Bild. Man nennt es der Bestimmung und Grenze bar. Gehst du ihm entgegen, so siehst du nicht sein Antlitz; folgst du ihm nach, so gewahrst du nicht seine Wende. Wer das Tao der Vorzeit betrachtet, vermag der Dinge von Heute Herr zu werden. Wenn es dem Menschen gelingt, den Ursprung der altvorzeitlichen Dinge zu erkennen, so werde von ihm gesagt, dass er in seiner Hand den Anknüpfungsfaden halte der Richtschnur des Tao.» – Auch hier weist Thimus auf eine «bis ins Einzelne gehende, fast wörtliche Übereinstimmung» mit Aussprüchen der Kabbalisten hin. Und als Harmoniker werden wir zugeben müssen, dass, wenn wir unser %o-Symbol isoliert mit Worten beschreiben, umschreiben müssten, es nicht besser geschehen könnte, als es dieser 14. Abschnitt des Taoteking tut. Laotse lebte im 6. Jahrhundert v. Chr., im ungefähr gleichen Zeitraum wie Konfuzius (551–478 v. Chr.), Zarathustra (= Zoroaster, der Reformator des Parsismus, «vielleicht» 6. Jahrhundert v. Chr.), Buddha (um 480 v. Chr.) und Pythagoras (ca. 582–507 v. Chr.), einem Zeitraum, welcher mit neuen schöpferischen religiös-metaphysischen Ideen und Spekulationen geradezu geladen war. Laotse bezeugt jedoch selbst, dass er den Inhalt seiner Lehre aus uralten esoterischen Quellen schöpfte. Auf die Fragen des jungen Konfuzius nach den Begründern dieser Weisheitslehre antwortet Laotse – nach dem berühmten alten Geschichtswerk des Sse-ma-thsien, einem um 100 v. Chr. lebenden Historiographen der Han-Dynastie – folgendes<sup>4</sup>: «Diese Menschen, von denen du redest – seit langem sind sie nicht mehr. Ihre Gebeine sind in Staub zerfallen! Nur eine Anzahl dem Verständnis sich entziehender Lehrsätze ist von denselben übriggeblieben. Der kluge Mann muss mit

<sup>1</sup> Bd. I in 4 Abt., Bonn 1827–34.

<sup>2</sup> Bd. I, S. 322 ff.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 336

<sup>4</sup> Nach Thimus: Bd. I, S. 338.

der Zeit leben und den Umständen sich anbequemen, seinen Vorteil ziehend aus günstigen Fügungen, dem Sturme nachgebend im entgegengesetzten Fall. Man verbirgt sorgfältig den Schatz, den man gefunden, lässt nichts davon nach aussen merken, wie ja auch die wahre Weisheit des Weisen darin besteht, nach aussen hin als ein Tor zu gelten.» Fast spottend fügt der Greis die in das Gegenteil des Gedankens eingekleidete Mahnung hinzu: «Entferne darum dies dem Überschwänglichen nachstrebende Wesen, lass ab von diesen zu weit gehenden Bemühungen, von diesen Versuchen, die ja keinerlei Aussichten dir eröffnen!» Der in seinem Innersten tief ergriffene Konfuzius gab von dem Ergebnis des mit Laotse geführten Zwiegesprächs den ihm folgenden Gefährten mit den Worten Kunde: «Ich gewahre ohne Staunen den Flug der Vögel, das Schwimmen der Fische, den Lauf der vierfüssigen Tiere. Ich weiss, dass die Fische in Netzen, die vierfüssigen Tiere in Schlingen gefangen werden, dass man die Vögel mit Pfeilen herabschiesst. Was aber den Drachen betrifft, so weiss ich nicht, wie er über die Winde und Wolken sich erhebt, zum Himmel selbst sich emporschwingt. Ich habe heute Laotse gesehen: er ist dem Drachen vergleichbar.» – Der Drache ist in China das geheimnisvolle, vom Tao durchwirkte Lebens- und Bewegungsprinzip, die Verbildlichung des «Nichts» im Etwas, das Unerklärliche in der Welt des Seins. Harmonikal dürfen wir dieses, die gesamte chinesische Kunst, Baukunst und das Kunsthandwerk «wie ein roter Faden» durchziehende Drachensymbol mit dem aus dem Tao, der %o ausstrahlenden und jedem Seinswert auf seinen Ursprung zurückweisenden, ihm jedoch den eigentlichen Wert gebenden Vektoren der «Gleichtonlinien» analogisieren. – Als Harmoniker wollen wir, gerade bei Laotse, uns nicht damit begnügen, dass im Taoteking so grosse Übereinstimmungen mit unseren harmonikalen Prototypen bestehen – in der Folge werden wir noch weitere anzuführen haben –, sondern in den heutigen gefahrdrohenden Zeiten uns fragen, welche Antwort sein Begriff des Tao auf aktuelle Probleme gibt. Da heisst es im 31. Spruch (R. Wilhelm):

«Auch die schönsten Waffen sind unheilbringende Geräte,  
und die Geschöpfe hassen sie wohl.

Darum: wer den Sinn (Tao) hat, weilt nicht dabei ...

Die Waffen sind unheilbringende Geräte,  
nicht Geräte für den Edlen.

Nur, wenn er nicht anders kann, gebraucht er sie.

Ruhe und Frieden sind ihm das Höchste.

Er siegt, aber er freut sich nicht daran.

Wer sich daran freuen sollte, würde sich ja des Menschenmordes freuen,  
wer sich des Menschenmordes freuen wollte, kann nicht sein Ziel

erreichen in der Welt ...

Menschen töten in grosser Zahl, soll man beklagen mit Tränen des Mitleids.

Wer im Kampfe gesiegt, der soll wie bei einer Trauerfeier weilen.»

Wir erwähnten oben (S. 64) das metalogische Pendant Ou-ki zum metaphysischen des Tao. Auch dieses Ou-ki wäre in harmonikaler Hinsicht von hohem Interesse, da es mehr von der logisch-zahlenharmonikalen Seite aus die  $\frac{0}{0}$  unseres Diagramms paraphrasiert. Wir stehen aber in bezug auf die Eindeutigkeit dieses Begriffs insofern einer Schwierigkeit gegenüber, als, fast synonym mit ihm, in der chinesischen Spekulation noch zwei weitere Begriffe auftauchen: Tai-ki und Shang-ti. Nach Thimus I, 81 ist Tai-ki das Begrenzende, Ou-ki die Unbegrenztheit und Shang-ti der höchste Herrscher des Himmels = Gott. Regio, einer der gelehrten, um die chinesische Religion und Philosophie so verdienten Jesuitenpatres, berichtet jedoch<sup>1</sup>, dass Tai-ki von philosophischen Sekten atheistischer Richtung ebenfalls mit Shang-ti bezeichnet worden sei. Der Philosoph Tschau-tse bezeichnet wiederum als Tao, Vernunft (Logos) die «grosse Grenze» Tai-ki, und andererseits heisst im I-Ging das Tao des Himmels = der Einklang von den beiden gegensätzlichen Urpolaritäten Yin und Yang, was Tao mit  $\frac{1}{1}$  identifizieren würde. Die Schwierigkeit einer eindeutigen Zuordnung resultiert natürlich nicht nur aus unserer immer noch unvollkommenen Kenntnis der chinesischen Quellen, sondern auch aus dem Schwanken und Schillern der Definitionen dieser Quellen selbst. Halten wir uns weiter an das uns Zugängliche, so finden wir z. B. im Anfang einer merkwürdigen Schrift des Tschou-tse (Tschou-Tön-i oder Tschentsi, ein Philosoph des 11. Jahrhunderts n. Chr.), betitelt «Die Tafel des Urprinzips», die ängstlichen Worte: «Ohne Prinzip (Ou-ki), dabei Urprinzip (Tai-ki)»<sup>2</sup> und dasselbe anders übersetzt: «Das Prinzip des Nichtseins (Ou-ki) ist zugleich das Urprinzip (Tai-ki).»<sup>3</sup> Zenker<sup>4</sup> verdeutscht dieses Ou-ki oder Wu-ki mit dem Jakob Böhmeschen Ausdruck «Ungrund», womit wir unser harmonikales Symbol  $\frac{0}{0}$  erreicht hätten. Tai-ki wäre dann die Origo  $\frac{1}{1}$ , was nicht nur durch den ängstlichen Anfang der «Tafel des Urprinzips» zu rechtfertigen wäre – denn «Ohne Prinzip» (Gabelentz) oder «das Prinzip des Nichtseins»  $\frac{0}{0}$  (Förke) wäre dann «dabei das Urprinzip» oder «zugleich das Urprinzip»  $\frac{1}{1}$  –, sondern vor allem durch die Etymologie des Wortes «Tai-ki» selbst, dessen erster Laut «tai» als Adverb ungefähr unserem «höchst» und dessen zweiter Laut «ki» oder «kih» ursprünglich den Giebelbalken eines Hauses bezeichnet<sup>5</sup>, ein Bild, welches doch wohl einen realen Gipfelpunkt bedeutet und welches die «Ortung» der  $\frac{1}{1}$  in unserem harmonikalen Diagramm exakt fixieren würde:

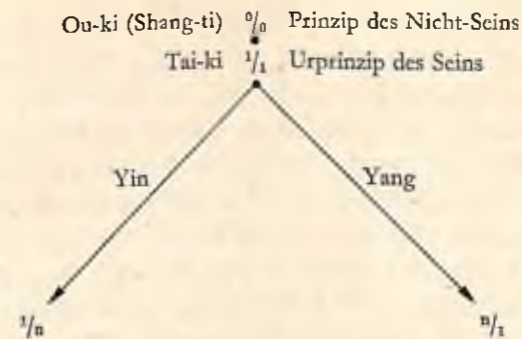
<sup>1</sup> Nach Thimus: Bd. I, S. 82.

<sup>2</sup> In der Übersetzung von G. v. d. Gabelentz: «Thai-Kih-Thu des Tschent-si. Tafel des Urprinzips mit Tschu-Hi's Kommentare», Promotionsschrift, Dresden 1876.

<sup>3</sup> In der Übersetzung von Förke: «Geschichte der mittelalterlichen chinesischen Philosophie», 1934.

<sup>4</sup> «Geschichte der chinesischen Philosophie», Bd. II, S. 216, 1926/27.

<sup>5</sup> Gabelentz: a. a. O., S. 8.



Demgegenüber steht aber wieder die Gleichsetzung von Tai-ki mit Tao – kurz, wir befinden uns hier zweifellos an den «Spitzen» der metalogischen Spekulation der altchinesischen Philosophie, wobei (vgl. oben den 42. Spruch des Taoteking: «Das Tao [ $\frac{0}{0}$ ] erzeugt die Einheit [ $\frac{1}{1}$ ] usw.>) das Bestreben sichtbar wird, die reale erste Ursache [ $\frac{1}{1}$ ] noch durch einen rein metaphysischen Begriff zu überbauen oder jene deduktiv aus diesem abzuleiten. – Weiter heisst es dann in der «Tafel des Urprinzips»: «Das Urprinzip bewegt sich und erzeugt Yang. Es ruht, da erzeugt es Yin (Yn)» usw. Auch hier liegt eine exakte harmonikale Intuition zugrunde, wie wir in der Folge noch sehen werden. Besonders merkwürdig ist, dass sich dieser Prozess der «Suche nach dem unbekanntem Gotte», d. h. nach dem unpersönlichen Gottheitsbegriff, dem Eidos  $\frac{0}{0}$ , auch in China, wie in Persien, in vergleichsweise späten Zeiten der philosophisch-religiösen Entwicklung findet. Ebenso wie im Mazdismus der Begriff der «Zervan akaranan» erst (s. oben S. 54 f.) relativ spät aus dem Dualismus von Ormazd und Ahriman sich entwickelt hat, ebenso findet sich der Begriff Tai-ki mit seinen Beiläufern Ou-ki und Shang-ti erst in der chinesischen Spekulation um 1100 n. Chr. aus den früher allein herrschenden Potenzen Yin und Yang herausentwickelt – wobei freilich angenommen werden kann, dass Tschent-si seine «Tafel des Urprinzips» wesentlich früheren Quellen entnommen haben mag, ebenso wie auch der persische Begriff der «ewigen Zeit» (Zervan akaranan) ein längeres Entwicklungsstadium hinter sich haben mochte, bis er in Wort und Schrift begrifflich gestaltet werden konnte. Im Gegensatz zu Beurteilern wie etwa Spiegel, der das «Zervan akaranan» sozusagen als ein Zufallsprodukt des klassischen Dualismus der persischen Religion hinstellt, ist ein Sinologe wie etwa H. Hackmann gerechter. Er schreibt<sup>1</sup>: «Der Ausgangspunkt für das Denken der Sungphilosophen überhaupt, wie speziell für Tschou-tse = Tschent-tse, ist das alte Buch I-Ging = I-tsching, der Klassiker der Wandlungen. Dort werden zwei beherrschende Potenzen, Yin und Yang, als die Grundlage alles Lebens und Werdens hingestellt. Damit war man letzten Endes bei einem Dualismus stehen geblieben. Dieser Dualismus wird jetzt nicht mehr als befriedigend hingenommen.» Damit versucht Hackmann, die in gewissem Sinne

<sup>1</sup> In seiner «Chinesischen Philosophie», München 1927, S. 315.



überbauende und ausgleichende Position des Symbols Tai-ki (Tai-tchi, wörtlich «das Erhabenste und Letzte») als eine notwendige Errungenschaft der chinesischen abstrakten Spekulation verständlich zu machen.

Als Harmoniker sehen wir in all diesen letzten Grundbegriffen, besonders in dem des Eidos und Ungrundes  $\frac{1}{0}$ , Prototypen der menschlichen Seele, die während des immer weiter fortschreitenden Verinnerlichungsprozesses der religiösen und mythologischen Meditation zu irgendeiner Zeit und an irgendeinem Ort innerhalb des betreffenden Kulturkreises denkerisch (als Begriff) oder anschaulich (als Symbol) an die Oberfläche des Bewusstseins treten mussten. Die «Degeneration» liegt nicht in diesen Begriffen, Bildern und Symbolen selbst, sondern in ihrem späteren Missbrauch von dem Moment ab, wo sich ihr Erlebnis in einen Wust von meist abergläubischen oder sterilen zerebralen Konstruktionen verflachte, d. h. wo die Erlebnisfähigkeit, die nur im Seelischen und nie im Bewusstsein beheimatet ist, verkümmerte und den «diaphanen» Facettenaugen steril gewordener Gehirne zum Opfer fiel.

Wir haben das Symbol des Eidos = Ungrundes  $\frac{1}{0}$  an der Spitze unseres harmonikalen Grunddiagrammes gefunden, welches als «Lambdoma» nichts anderes gewesen sein dürfte als die der Esoterik der pythagoreischen Geheimschulen wohlbekannte «pythagoreische Tafel» (Tabula pythagorica). Wir wollen nun diesem Bildbegriff des Eidos innerhalb und ausserhalb des Pythagorismus weiter nachspüren.

Der Vorsokratiker Xenophanes<sup>1</sup> sagt von Gott: «Er ist ganz und gar Geist und Gedanke und ewig.» Ferner<sup>2</sup>: «Die Gottheit ist ganz Auge, ganz Geist, ganz Ohr» – was doch wohl die höchste Wertbetonung unseres Erkenntnisvermögens (Sinne und Verstand!) bedeutet. – Auch der berühmte Begriff des «Seienden» ( $\tau\acute{o}\ \delta\acute{\nu}$ ) des Parmenides hat  $\frac{1}{0}$ -Charakter: «Denn was für einen Ursprung willst du für das Seiende ausfindig machen?» fragt Parmenides – «Wie und woher sein Wachstum? Weder aus dem Seienden kann es hervorgegangen sein, sonst gäbe es ja ein anderes Sein vorher, noch kann ich dir gestatten, seinen Ursprung aus dem Nichtseienden auszusprechen oder zu denken. Denn unaussprechbar und unausdenkbar ist es, wie es nicht vorhanden sein könnte»<sup>3</sup>. Hier ist die «Alles»-Seite des  $\frac{1}{0}$ -Symbols in höchster Abstraktion angesprochen, aber doch, gegenüber den Mythologemen des Gottheitbegriffes, intellektuell verengt, was durch die parmenideische Gleichsetzung Sein = Denken<sup>4</sup> offenbar wird. – Dass Archytas, der Genosse und Schüler des Pythagoras und Lehrer des Philolaus [7], das Symbol  $\frac{1}{0}$  in seiner Weise anspricht, darf uns nicht verwundern. Das bei Stobäus

<sup>1</sup> Nach Diogenes Laertius IX, 19.

<sup>2</sup> Nach Sextus Empiricus: «Adv. math.», bei Diels: «Fragmente der Vorsokratiker» 1912, Bd. I, S. 62.

<sup>3</sup> Diels: a. a. O., S. 154f.

<sup>4</sup> «Denn das Denken und Sein ist ein und dasselbe», Diels, a. a. O., S. 152.

verwahrte, uns hier interessierende Fragment des Archytas aus dessen verloren gegangener Schrift «Über die Urgründe» ( $\pi\epsilon\rho\iota\ \alpha\rho\chi\acute{\omega}\nu$ ) nennt sogar der skeptische sonst fast alles von Archytas Erhaltene als Fälschung deklarierende O. F. Gruppe<sup>1</sup>: «in vieler Hinsicht das interessanteste, aber freilich auch das verdächtigste.» Für den pythagoreisch Denkenden und Forschenden besteht aber gerade hinsichtlich dieses Fragments nicht der geringste Echtheitszweifel, und wir vertrauen uns daher A. v. Thimus an<sup>2</sup>, welcher gerade dieses Fragment «von hervorragender Schönheit» nennt und es, übersetzend, folgendermassen wiedergibt: «Archytas entwickelt in diesem Bruchstücke zunächst den Satz, dass notwendig zwei Urgründe der Dinge gesetzt werden müssen, deren einer der Inbegriff sei aller nach gegliederter Aneinanderreihung geordneter und durch Grenzen bestimmter Dinge, der andere das noch Ungeordnete und noch Unbegrenzte umfasse. Jener erste wird als «das Aussprechbare und Benennbare und das nach festem Verhältnis Bestimmte» bezeichnet, welches, «dem Gewordenen auf die allezeit gleiche Weise sich verbindend, nach vernünftigen Grund und nach rhythmischer Zahl ( $\epsilon\upsilon\lambda\acute{o}\gamma\omega\varsigma$  και  $\epsilon\upsilon\rho\upsilon\theta\mu\acute{\omega}\varsigma$ ) dasselbe in die Erscheinung führe, dem All der Dinge Wesenheit und Gestaltung verleihend». Das des Verhältnismasses Entbehrende und Nichtaussprechbare wird dagegen als die Ursache der Auflösung der aus der Erzeugung und der Wesenheit gewordenen Dinge bezeichnet und insofern, jenem Guten gegenüber, als das Prinzip des Bösen hingestellt. In den Werken der Kunst wie der Natur zeige sich darum die Teilhabung an jenen beiden Anfängen: der gestaltenden Form nämlich und der Substanz; von welchem die erstere die Ursache darstelle des ein bestimmtes Etwas-Seins der Dinge, die letztere aber, ihrem Wesen nach, als das die Form annehmende Substrat erscheine. Es vermögen aber, so lautet der fernere Inhalt des Bruchstückes, weder die Einzeldinge ihrem Wesen nach aus sich selbst Gestaltung zu gewinnen, noch die Gestaltung den Dingen sich mitzuteilen; sondern es bedarf des Daseins einer anderen, das Wesen der Dinge zur Gestaltung hinführenden Ursache. Diese aber ist die der Macht ( $\tau\acute{\alpha}\ \delta\upsilon\nu\acute{\alpha}\mu\epsilon\upsilon\iota$ ) nach Erste und Höchste vor den Andern. Als Benennung gebührt ihr der Name: Gott ( $\theta\epsilon\acute{o}\varsigma$ ), so dass drei der Urgründe bereits sich zeigen: der (demiurgische) Gott, die Substanz der Dinge und die Gestaltung. Und zwar der Gott als künstlerischer Bildner und als Urheber der Bewegung; die Substanz als das Stoffliche und das Bewegte; die Gestaltung aber als die bildnerische Kunst und als dasjenige, von woher bewegt wird durch den Bewegter das Bewegte. Weil aber das Bewegte einander entgegengesetzte Kräfte der einfachen Körper in sich hat, das Entgegengesetzte aber einer zusammenfügenden Verbindung bedarf und Einigung, so ist es nötig, dass es in sich aufnehme die Potenzen und Proportionen der Zahlen und nach Zahlen und geometrischen Massen Erwiesenes, welche auch das Entgegengesetzte zusammenzufügen und zu einen vermögen in der Gestal-

<sup>1</sup> In seiner Schrift: «Über die Fragmente des Archytas», Berlin 1840.

<sup>2</sup> H. S., Bd. II, S. 200, Anmerkung.

tung der Dinge nach ihrer Wesenheit. Denn die Wesenheit der letzteren ist an sich selbst gestaltlos; hingeführt zur Gestaltung nimmt sie solche an und wird teilhaftig des Verhältnismasses verbindender Zusammenfügung. Und in gleicher Weise bedarf das an sich Nichtbewegte, um bewegt zu werden, eines Bewegenden, so dass *drei* zu setzen sind der Urgründe: der Dinge stoffliche Wesenheit, und die gestaltende Form, und das ausser ihnen seiende übersinnlich Bewegende in seiner Kraft. Das besser als das Geistige Seiende aber nennen wir offenbar Gott.) – Soweit die Wiedergabe des Fragmentes des Archytas durch A. v. Thimus. Als Harmoniker sehen wir, wenn wir das obige Fragment daraufhin analysieren, sehr genau die Hintergründe unseres Diagramms Abbildung 1 (Lambdoma) durch diese archyteische Stelle durchleuchten: die «rhythmische Zahl», die nichts anderes ist als das durch die Tonzahlen mit ihren «Potenzen und Proportionen» nach «geometrischen Massen» (Monochord-Saitenlängen!) «Erwiesene»; das Begrenzende, die Grenze der Dinge, die Form und Gestaltung ( $\frac{1}{n}$ ), das «noch Ungeordnete und Unbegrenzte» ( $\frac{n}{1}$ ) als die zwei «Urgründe» – über deren in diesem Fragment merkwürdige Wertung dieser beiden Grundtendenzen:  $\frac{1}{n} \leftarrow \frac{1}{1} \rightarrow \frac{n}{1}$ , die symbolisch ausserordentlich aufschlussreich ist, können wir uns hier nicht auslassen –; das «Nichtbewegte» als die materielle, das «Bewegte» als die formende Komponente, in deren Hintergrund wieder das Phänomen des Seins-Wertes, also der Zahl-Ton (Tonzahl) steht; und dann vor allem der ausdrücklich mit *θεός* (Gott,  $\frac{0}{0}$ ) und nicht mit *δημιουργός* (Demiurg [8], schaffender Gott,  $\frac{1}{1}$ ) als Synonym zu unserem Symbol  $\frac{0}{0}$  bezeichnete oberste Eidosbegriff. Hierzu muss man wissen, dass Archytas ein eigenes Werk über die «Harmonik» geschrieben hat, dessen wenige noch erhaltene Fragmente ungefähr für die noch einzigen «echten» gehalten werden. So heisst es darin z. B. unter anderem<sup>1</sup>: Es gibt aber drei Proportionen in der Musik: erstens die arithmetische, zweitens die geometrische, drittens die entgegengesetzte, sogenannte harmonische.» Das ist nichts anderes, als was Archytas in dem oben nach Thimus mitgeteilten, sogenannten «unechten» Fragment mit «rhythmischer Zahl» bezeichnet – wir haben ja gelernt, wie im Lambdoma diese drei Proportionen enthalten sind<sup>2</sup>. Wenn Diels<sup>3</sup> mitteilt: «Aus späterer (neupythagoreischer) Überlieferung stehen bedenkliche[!] Mitteilungen über Archytas' Berechnung des rechtwinkligen und stumpfwinkligen Dreiecks, die *Mensa Pythagorica* und dgl.» – so können wir, die wir dank A. v. Thimus den Schlüssel für die pythagoreische Esoterik im «Lambdoma», d. h. eben in jener «mensa Pythagorica» (abacus), der «pythagoreischen Tafel» wiedergefunden haben, gerade durch eine Analyse dieser Teiltonkoordinaten (wie wir sie heute nennen) wieder einmal mehr sehen, wie die philosophische Hyperkritik mit ihren Bezeichnungen des Fragments als «verdächtig», «bedenklich»,

<sup>1</sup> Diels: a. a. O., S. 334.

<sup>2</sup> Vgl. «Lehrbuch der Harmonik», S. 99f.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 330.

«unecht» usw. wieder einmal mehr danebenkritisiert hat. Freilich «schillert» es in diesem Fragment da und dort, und die technisch-harmonikalen Bezüge sind nie «haptisch» genau benannt – ein Umstand, welcher besonders unsere rein haptisch orientierte Philologie des letzten Jahrhunderts immer wieder zu dem Irrtum verleitet hat, die Harmonik sei nur da, und auch da nur als «Anregung» anzuerkennen, wo sie oder ihre Tonzahlphänomene namentlich genannt seien. Aber wer sich nur ein wenig in der alten Überlieferung auskennt, die an hunderten von Stellen ausdrücklich auf die strenge Geheimhaltung gerade der pythagoreischen Apophthegmen hinweist, und wer ausserdem noch durch die moderne Harmonik geschult ist, liest solche und ähnliche Stellen so, wie sie damals gemeint und niedergeschrieben wurden: als eben noch erlaubte Mitteilungen einer vor der grossen Masse der Neugierigen streng behüteten Geheimlehre. Nicht umsonst wird berichtet, dass der Pythagorasschüler im Meer umgekommen sei, als er gegen das Verbot des hingeschiedenen Meisters eines von dessen Theoremen den «Uneingeweihten sogar schriftlich kundzugeben in gottlosem Frevelmut sich erkühnt hatte.» Klemens von Alexandrien (ca. 200 n. Chr.), dessen «Stromata» («Tep-piche»)<sup>1</sup> für uns Harmoniker ein unschätzbares Material pythagoreischen und diesem verwandten Erbguts enthalten, tönt, wie schon Thimus<sup>2</sup> bemerkt, die absichtliche Verheimlichung hoher und höchster religiöser Theoreme der Alten immer wieder an. «Alle Barbaren und Hellenen also, um es kurz zu sagen, welche theologisiert haben, haben die Urgründe der Dinge mit Verborgenheit überdeckt und die Wahrheit durch Rätsel und Sinnbilder, Allegorien und Metaphern und auf anderen Wegen dieser Art überliefert.»<sup>3</sup> Nur dürfen wir diese Geheimhaltung nicht mit Geheimnistuerei verwechseln. F. Max Müller (der sogenannte «Oxford-Müller») sagt, meines Erachtens sehr richtig<sup>4</sup>: «Das profanum vulgus oder die Uneingeweihten, wenn es solche gab, bestanden hauptsächlich aus denen, welche uneingeweiht zu bleiben wünschten oder welche sich durch Unzulänglichkeiten entweder der Erkenntnis oder des Charakters selbst ausschlossen. Auch in Griechenland wurde niemand zu den Schulen der Pythagoreer zugelassen, ohne sich einer Art Vorbereitung zu unterziehen. Das Erfordernis einer zur Aufnahme berechtigenden Prüfung ist aber etwas ganz Anderes als Ausschliesslichkeit oder Verheimlichung. Die Pythagoreer hatten verschiedene Klassen von Jüngern, selbstverständlich, wie wir [in England] Baccalaurei und Magistri artium haben; und wenn von diesen die einen *ἑσωτερικοί* (Esoteriker), die anderen *ἑξωτερικοί* (Exoteriker) genannt wurden, so bedeutete dies anfangs nicht mehr, als dass die letzteren sich noch ausserhalb des Gebietes philosophischer Studien befanden, während die ersteren schon zu den vorgerückten Klassen zugelassen waren ...

<sup>1</sup> Deutsch übersetzt von F. Overbeck, Basel 1936.

<sup>2</sup> Bd. I, S. 20ff.

<sup>3</sup> Klemens: a. a. O., Bd. V, S. 4, § 21.

<sup>4</sup> «Theosophie», übersetzt von Winternitz, Leipzig 1895, S. 323.

Nirgends aber hören wir etwas davon, dass irgendwelche Lehren denen vorenthalten worden wären, die bereit waren, die Bedingungen zu erfüllen, welche Allen, die Zulass zu der Brüdergemeinschaft beehrten, auferlegt wurden.) In einem bestimmten Sinne war also die spätere Tradition von der (Geheimhaltung) der alten esoterischen Lehre richtig, aber nur, wenn man nicht eine Geheimnistuerei damit verquickt. Heute leben wir innerhalb der Spezialwissenschaften geradezu in einem Urwald von Geheimlehren, die nicht nur den meisten Laien, sondern selbst den meisten Gelehrten verschlossen sind – dem Sanskritisten ist die theoretische Physik genau so eine (Geheimlehre) (und vice versa) wie dem Laien, und das Beispiel von der wichtigsten atomtheoretischen Formel, die an den verkehrsreichsten Plätzen unserer Grosstädte offen angeschlagen werden kann, ohne die geringste Befürchtung, dass gerade einer der wenigen Physiker auf diesem Planeten, welche die Formel verstehen, daran vorbeiläuft, ist als Beispiel für das noch heutige Vorhandensein von (Geheimlehren) bereits in den (Abhandlungen zur Ektypik harmonikaler Wertformen)<sup>1</sup> angegeben. – Im 12. Kapitel des V. Buches seiner (Stromata) trägt Klemens eine ganze Reihe wichtiger Stellen zusammen. (Den Vater nämlich und Schöpfer dieses Alls zu finden ist schwer, und wenn man ihn gefunden, ihn allen auszusprechen unmöglich; denn er ist in keiner Weise auszusprechen wie die anderen Wissenschaften) – sagt der (wahrheitsliebende Platon):

«Einer ist's, ganz vollkommen, von einem ist alles entsprossen,  
Keiner der Menschen schaut ihn jemals, doch er vermag zu erblicken  
uns alle»

heisst es beim (Theologen Orpheus). Solon aber habe (auf das Weiseste) über Gott dieses geschrieben:

«Schwer nur ist's, das geheime Mass der Einsicht zu denken,  
Welches die Enden des Alls in sich vereinigt allein.»

Und (der Dichter aus Agrigent), Empedokles: (Das Göttliche nämlich ist nicht heranzuziehen, so dass es den Augen erreichbar würde oder den Händen erfassbar.) Klemens resigniert selbst (V, 12): (Wahrlich, das ist die am allerschwersten zu beherrschende Lehre von Gott. Denn da der Anfang eines jeden gewöhnlichen Dinges schwer zu finden ist, so ist doch in jedem Fall schwer aufzuweisen der erste und älteste Urgrund, welcher allen anderen Ursache des Entstehens und des Seins nach der Entstehung ist.) – Dass Klemens kein (eingeweihter) Pythagoreer mehr war und das ihm zugängliche exoterische Material lediglich getreu registrierte, ergibt sich aus mehreren, besonders aber der folgenden Stelle (V, 13): (Aber auch nicht durch demonstrierende Wissenschaft wird Gott erfasst; denn diese ergibt sich aus vorher vorhandenen und bekannteren Dingen; nichts aber ist früher als das Ungewordene.) Ein Blick auf unser harmonikales Diagramm Abb. 1 beweist, dass (demonstrierende Wissenschaft aus vorher bekannten Din-

<sup>1</sup> Zürich 1938, S. 81.

gen) dennoch zum obersten Gottheitsbegriff (0/0) vorzustossen vermag, und man wird den grossen Kirchenvater auf seine eigenen Worte (V, 1) verweisen dürfen: (Der Glaube soll nicht untätig noch allein bleiben, sondern mit Untersuchung [also doch wohl mittels Forschens und Suchens einer (demonstrierenden Wissenschaft)!] vorwärts gehen. Denn ich meine nicht, dass man gar nicht forschen soll.) – Bei Klemens (V, 14) wird noch eine uns besonders interessierende Stelle aus einem Brief Platos an Erastos und Koriskos zitiert: (... beschwört es bei Gott, dem Urheber aller Dinge und beim Herrn, dem Vater und Führer des Urhebers, welchen ihr, wenn ihr recht philosophiert, kennen werdet.) Wenn diese Stelle einen Sinn haben soll, dann nur den, dass Plato hier als Eingeweihter zweien seiner vertrauten Schüler gegenüber sozusagen aus der Schule spricht und ihren Schwur auf die beiden obersten Instanzen fordert: 1. auf den (Gott, den Urheber aller Dinge) (harmonikales Symbol 1/1) und 2. auf den (Vater und Führer des Urhebers) (harmonikales Symbol 0/0)! Letzteren werdet (ihr, wenn ihr recht philosophiert, kennen), fügt Plato noch bedeutsam hinzu. Dieser, bei Klemens nur auszugsweise zitierte Brief, ist uns – im Gegensatz zu vielen anderen Zitaten des Klemens, von welchen wir nur durch seinen Sammelfleiss etwas wissen – als (Sechster Brief) Platos erhalten. Sein Inhalt bildet eine Mahnung an die beiden Schüler, sich mit dem neuen Freunde Hermias zu vertragen und mit dem obigen Schwur das Bündnis zu bekräftigen. Weiterhin bezeichnend ist noch der Schluss des Briefes, den ich hier<sup>1</sup> mitteile und welcher sich direkt an die Erwähnung des Eidosbegriffes 0/0 anschliesst: (... und wenn wir mit wahrer Liebe dem Wissensdurst nach dem Ewigen leben, so werden wir diesen Herrn und Schöpfer in seiner Klarheit erkennen, soweit es Menschen möglich ist, die den besseren Teil erwählt haben.) Die Zuwendung des alternden Plato zum Pythagorismus ist bekannt, aber von der Philologie und Philosophiegeschichte noch nicht so herausgearbeitet worden, wie es notwendig wäre. Hierzu gehört allerdings ein vorheriges Studium der Harmonik, sodann ein solches des Pythagorasaufsatzes in den (Abhandlungen zur Ektypik harmonikaler Weltformen), ansonst alles in dem üblichen unverbindlichen, durch keine wirkliche Sachkenntnis getriebenen Gerede stecken bleibt, welches die gesamte diesbezügliche Literatur charakterisiert. – Auch in der (Epicomis), diesem Spätwerk Platos<sup>2</sup>, gibt es eine merkwürdige hierhergehörende Stelle, welche sich nicht anders als ebenfalls durch eine Zugrundelegung der beiden urphänomenalen Gottesbegriffe 0/0 und 1/1 erklären lässt. Ich zitiere nach der L. Schneiderschen Ausgabe<sup>3</sup> und sperre die entscheidenden Stellen: (Halten wir also daran fest, dass hiernach die Seele ursprünglicher ist als der Körper, und ist dies richtig, so wird es sicher von demjenigen, was von jenem Urgrunde alles Wer-

<sup>1</sup> Nach der Platonausgabe des Verlages Lambert Schneider, Bd. III, S. 717.

<sup>2</sup> Heute von der Mehrzahl der Forscher wieder als (echt) erklärt; vermutlich die Nachschrift einer Vorlesung Platos.

<sup>3</sup> Bd. III, S. 677.

dens noch selbst wieder den Urgrund bildet, glaublich werden, dass es ursprünglicher als alle Dinge ist, und so dürfen wir denn weiter annehmen, dass dieser Urgrund des Urgrundes vorzüglicher als sie alle ist, und dass wir in voller Wahrheit den Pfad der höchsten Weisheit betreten, wenn wir zu der Lehre vom Ursprunge der Götter fortschreiten.)

Aus diesen wenigen Beispielen des griechischen Kulturkreises wird ersichtlich, dass im Raume der erwachenden abendländischen philosophischen Spekulation aus dem monotheistischen obersten Gottesbegriff des Zeus sich mehr und mehr ein unpersönlicher Gottheitsbegriff herausbildete, ja dass, wohl hauptsächlich unter pythagoreischem Einfluss, die beiden Begriffe ( $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$ ) sich so koordinierten – ob bewusst oder unbewusst, können wir wohl in den seltensten Fällen unterscheiden –, wie wir sie in unserem harmonikalen Grunddiagramm des «Lambdoma» symbolisiert finden. Dabei ist nicht zu übersehen, dass schon frühe die Moira (*μοῖρα*), das unerbittliche Schicksal, über den Göttern, also auch über Zeus ( $\frac{1}{1}$ ) steht und damit bereits die Mythologie das  $\frac{0}{0}$ -Symbol antezipiert hat.

«Welch Haus, von Handwerkern errichtet, fasste je

Die göttliche Gestalt im engen Mauerwerk?»

Dieser von Klemens von Alexandrien<sup>1</sup> überlieferte Vers von Euripides bezeichnet am einfachsten das Seelengefühl des gebildeten Griechen im 5. Jahrhundert v. Chr., also der Zeit des Plato und Perikles. Nicht umsonst haben sich die Kirchenväter so oft auf diese Periode des klassischen Denkens bezogen, welche von Aristoteles nur noch ausgebaut und von den Platonikern und Neupythagoreern nur noch vertieft wurde. Die Tendenz der letzteren, einen unpersönlichen Gottheitsbegriff zu erreichen, ist bekannt. «Schon im mittleren Platonismus und verwandten Richtungen» heisst es bei Überweg<sup>2</sup>, «begegnete uns das Streben nach Steigerung der göttlichen Transzendenz. Plutarch verwahrte die Gottheit vor jeder Berührung mit dem Vergänglichen, Albinos setzte den ersten Gott über den Welt-Nüs und unterschied von dem *ἐπουράνιος θεός* (dem 'auf-himmlichen' Gott) den *ὑπερουράνιος, ὃς οὐκ ἀρετήν ἔχει, ἀμείνων δ' ἐστὶ ταύτης* (dem 'überhimmlichen, welcher nicht nur vollkommen, sondern noch mehr als dies ist'); Numenius sonderte den ersten Gott [ $\frac{0}{0}$ ] von dem Demiurgen [ $\frac{1}{1}$ ] als der zweiten und der Welt [ $\frac{1}{1}$ ] als der dritten Gottheit und Philon von Alexandrien erhob Gott über seine im Logos gipfelnden weltbildenden Kräfte. In der näheren Bestimmung dieser Transzendenz geht Plotin platonisch-neupythagoreische Wege. Das Höchste ist ihm ein Überseiendes (*ἐπέκεινα τῆς οὐσίας*). – Die Einheitsspekulation Plotins, die obenhin besehen dem  $\frac{1}{1}$ -Gottesbegriff zugehört, muss aber durchaus eidetisch gewertet, d. h. unserem  $\frac{0}{0}$ -Symbol zugeordnet werden. Zur Veranschaulichung des Entstehens der Dinge aus der «unberührt in sich selbst verharrenden» obersten Ursache gebraucht Plotin das Bild der Sonne! Dieses «Urgute» und «Urquell des

<sup>1</sup> Stromata, V, 11.

<sup>2</sup> «Geschichte der Philosophie», Bd. I, 1926, S. 601.

Alls», welches «in sich beharrend und unberührt den Umkreis bestrahlt ... leuchtet ohne Minderung seiner selbst hinein in das noch bestimmungslos unter ihm liegende und verleiht ihm damit Bestimmtheit und Existenz als das, was es ist»<sup>1</sup>. – Dass die orthodox-dogmatische christliche Theologie natürlich mehr zum «persönlichen» Gottesbegriff in Form eines rein geistigen Wesens neigte, also zum  $\frac{1}{1}$ -Symbol während die mystischen Richtungen des Christentums, wie aller Religionen, immer wieder dem unpersönlichen Gottheitsbegriff, also das  $\frac{0}{0}$ -Symbol zu gewinnen und irgendwie in Worte und Bildbegriffe zu fassen suchten, werden wir in der Folge noch sehen.

Harmonikal besonders wichtig ist der Begriff des *Logos*, der uns in zwei Versionen entgegentritt, einmal als  $\frac{0}{0}$ , das andere Mal, zumal bei Johannes, als  $\frac{1}{1}$  – obwohl sich auch hier Unsicherheiten zeigen. Im Griechischen bedeutet *Logos* (*λόγος*) ursprünglich einfach «Wort». Aber im griechischen Sinne besteht «Wort» aus zwei Komponenten: «Schall und Bedeutung», was man auch mit «Wort und Gedanke» ausdrücken kann. Beide sind nur zwei Seiten eines und desselben geistigen Aktes<sup>2</sup>. Wir wollen nun sehen, welcher *Logos*-Begriff mehr  $\frac{0}{0}$ -Charakter hat; den *Logos* als *Origobegriff* ( $\frac{1}{1}$ ) werden wir im nächsten Abschnitt (S. 112 f.) untersuchen. – Der *Logos*-Begriff des Heraklit geht in seinem  $\frac{0}{0}$ -Charakter klar aus dem 1. Fragment bei Diels<sup>3</sup> hervor: «Für diesen *Logos* aber, obgleich er ewig ist, gewinnen die Menschen kein Verständnis, weder ehe sie es gehört noch sobald sie es gehört. Alles geschieht nach diesem *Logos* ...» Merkwürdigerweise findet sich bei Plato und Aristoteles der schon von Heraklit konzipierte transzendente *Logos* ( $\frac{0}{0}$ ) nicht mehr; ich habe jedenfalls nichts davon entdecken können. Aber das Äquivalent bei Plato ist die Ideenlehre. «Diese Ideen, welche, zusammengenommen, das bildeten, was Heraklit unter dem ewigen *Logos* verstand, erschien in der Philosophie Platos als ein architektonisch aufgebautes System, als der Plan der Architektur des sichtbaren Weltalls. Platos Ideen, welche unseren natürlichen species und genera entsprechen, werden immer allgemeiner und allgemeiner, bis sie sich zu den Ideen des Guten, des Gerechten und Schönen erheben. Aber anstatt von den vielen Ideen spricht Plato auch von Einem allgemeinen und ewigen Muster der Welt, welches, wie die Idee Gottes, nicht der Schöpfer selbst [!], aber doch auch nicht von ihm trennbar ist. Dieses Muster, obzwar ewig, ist doch eine Schöpfung, allerdings eine ewige Schöpfung, eine der Sinnenwelt vorausgehende Gedankenwelt. Dies kommt dem stoischen *Logos*, wie Philo ihn kannte, sehr nahe»<sup>4</sup>. «Die Idee Gottes, nicht des Schöpfers selbst» – das ist aber in unserer harmonikalen Sprache nichts anderes als die Unterscheidung des *Eidos*  $\frac{0}{0}$  von der *Origo*  $\frac{1}{1}$  (letztere der «Demiurg»!). – Neben vielen anderen Transzendierun-

<sup>1</sup> Überweg: a. a. O., S. 603

<sup>2</sup> Max F. Müller: «Theosophie», Leipzig 1895, S. 375, 378 u. a.

<sup>3</sup> «Vorsokratiker», Bd. I, 3. Auflage, Berlin 1912, S. 77.

<sup>4</sup> Max F. Müller: a. a. O., S. 386f.

gen der platonischen Ideenlehre bis hinauf zum «unbekannten Gotte» gibt es den rätselhaften Begriff des «Epekeina» (*ἐπέκεινα*=) jenseits, darüber hinaus), ein Adjektiv, über dessen Verwendung bei Plato Paul Natorp<sup>1</sup> folgendes schreibt: «Der mit Epekeina bezeichnete letzte Einheitsgrund der Ideenwelt meint nicht die bloss logische Einheit des Systems allein, obgleich diese auch, sondern die Einheit des Urlebendigen, Urkonkreten, ja mehr als nur Konkreten, die, eben als solche, gar nicht mehr eine Einheit, eine Idee, ein Logos, sondern die letzte Einheit der Einheiten, die Idee der Ideen, den 'Logos selbst' aller Logoi bedeuten will.» – Auch das ist eine direkte Aspektierung der  $\frac{0}{0}$  – Natorp gibt noch eine Menge anderer Nachweise aus Plato, wo man oft mit tiefer Bewegung gewahr wird, wie der grosse Philosoph fast ins Stammeln, in «fruchtlos sich selbst übersteigernde Pleonasmen» gerät<sup>2</sup>, wenn er an das Absolute rührt oder es in Worte fassen will. – Aristoteles ist in Bezug auf die Definition der obersten Begriffe eindeutiger. Vom absoluten Prinzip «gilt die Aussage, dass es notwendig ein Wesen geben muss, das ewig und unbeweglich ist»<sup>3</sup>, womit nur die  $\frac{0}{0}$ , nicht die  $\frac{1}{1}$ , gemeint sein kann – in harmonikaler Terminologie; denn  $\frac{1}{1}$  ist Einheit und birgt schon implicite die Teilung (Dichotomie), also den Gegensatz in sich. Allerdings ist das aristotelische Absolute in seiner Transzendenz nicht mehr ganz rein, da es bereits das Moment des Tätigseins und Bewegens in sich birgt. Aristoteles<sup>4</sup> motiviert das so: «(Das Absolute) muss mithin ein Prinzip sein von der Art, dass, wirklich tätig zu sein, sein eigentliches Wesen ausmacht. Wesenheiten solcher Art müssen überdies immateriell sein, weil sie, wenn irgend etwas sonst, ewig sind, und mithin müssen sie reine Aktualität sein schlechthin.» Und: «Es gibt demnach eines, was selber unbewegt anderes bewegt, ein Ewiges, was ganz und gar reines Sein und reine Wirksamkeit ist.» Setzen wir hier das Symbol  $\frac{0}{0}$  ein, so können wir allerdings kosmologisch die «reine Wirksamkeit» akzeptieren, wenn wir später (S. 107 ff.) den schicksalsschweren und entscheidenden Schritt von der  $\frac{0}{0}$  zur  $\frac{1}{1}$  zu schildern oder besser zu deuten versuchen werden. – Der Logosbegriff der Stoiker hat  $\frac{0}{0}$ -Charakter im pantheistischen Sinne einer Alledurchstrahlung, durch Streuung des obersten Logos in die «Logoi spermatikoi». Alle entstehenden und vergehenden Formen «sind die samenartigen Vernunftgedanken, von denen in der Stoa abwechselnd mit der *einen* Weltvernunft die Rede ist. So heisst es vom schöpferischen Feuer, dass es 'methodisch zu Schöpfungen der Welt schreitet, nachdem es alle samenartigen Vernunftgedanken, nach denen jegliches in gesetzmässiger Notwendigkeit wird, in sich aufgenommen hat'.»<sup>5</sup> Das «schöpferische Feuer», harmonikal die  $\frac{0}{0}$ , breitet sich also durch die «Logoi spermatikoi», harmonikal die

<sup>1</sup> «Platos Ideenlehre», 2. Auflage 1922, S. 467 ff.

<sup>2</sup> Natorp: a. a. O., S. 487.

<sup>3</sup> Aristoteles: «Metaphysik», übersetzt von Lasson, Jena 1917, S. 181.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 170 f.

<sup>5</sup> Paul Barth: «Die Stoa», Stuttgart 1908, S. 48.

Gleichtonlinien aus der  $\frac{0}{0}$ , als Welt der Dinge aus, und diese kehren wieder in die  $\frac{0}{0}$  zurück. – Bei den christlichen Kirchenvätern ist der Logosbegriff infolge der johanneischen Ausprägung fast immer  $\frac{1}{1}$ -betont. Eine Ausnahme – wie auch die meisten Mystiker des Mittelalters – machte der sogenannte Pseudo-Dionysius Areopagita, ein anonymen Schriftsteller des 6. Jahrhunderts n. Chr. [11], der einen ungeheuren Einfluss auf das Denken und Seelenleben, auch auf die Kunst der mittelalterlichen Kirche gewann, obwohl seine Ideen im Grunde nicht neu waren und dem Thesaurus des neuplatonischen Denkens (Philo, auch Klemens und Origenes) entsprossen. «Dionysius sucht zu erklären, wie ein glänzendes geistiges Licht [!] von dem Vater des Lichtes hervorstrahlt und sich über die ganze Schöpfung verbreitet ... Alle vernünftigen Geschöpfe, welche eine Fähigkeit für die göttliche Natur besitzen, werden durch das wunderbare Scheinen des himmlischen Lichtes verdünnt, erleuchtet, nahe an dasselbe emporgehoben, ja mit demselben Eins gemacht»<sup>1</sup>.

Ein bestimmtes Mythologem der anthropologischen Religion dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen, da es bildbegrifflich dem Symbol  $\frac{0}{0}$  zugehört: das *Stirnauge*. Es taucht schon sehr früh im Mythenkreis der Völker auf<sup>2</sup>. Im ägyptischen Apophisbuch – einem ebenso unheimlichen wie grossartigen Schriftwerke, ein Pendant zu den monumentalen, ebenso unerbittlich wirkenden Plastiken und Reliefs des archaischen Ägyptens, erst spät (312–311 v. Chr.) aufgeschrieben von einem Schreiber des Pharaos Alexander – gibt es zwei «Monologe des Urgottes» Re, worin die Bekämpfung und Besiegung der Apophisschlange, der Widersacherin der Sonne, die mit Re gleichgesetzt wird, geschildert wird. Im ersten Monolog des Urgottes heisst es: «Als ich entstanden war, entstanden die Entstandenen ... Zahlreich sind die Entstandenen, die aus meinem Munde [!] hervorgingen ... Viele Gestalten der Gestalten entstanden in den Gestalten der Kinder und in den Gestalten ihrer Kinder ... Mein Auge verfolgte sie eine Ewigkeit lang, als sie sich von mir entfernten ... Als ich meine Glieder vereinigt hatte, weinte ich über sie, und die Menschen entstanden aus den Tränen, die aus meinem Auge kamen.» Nach dieser tief pessimistischen Stelle, welche an die ebenso tief pessimistische Antwort Enkidus, des Freundes von Gilgamesch erinnert, als dieser den Freund nach dem «Gesetz der Erde» fragt und Enkidu ihm antwortet: «Ich kann es dir nicht sagen. Künde ich dir das Gesetz der Erde, die ich schaute, so würdest du dich hinsetzen und weinen» – nach diesem also heisst es im «Monolog des Urgottes I» weiter: «Es (das Auge) grollte gegen mich, nachdem es gekommen war und gefunden hatte, dass ich ein anderes an seine Stelle gesetzt hatte [wertformaler Hinweis auf den Dual des  $\frac{0}{0}$ -Symbols?] und dass es durch

<sup>1</sup> Max F. Müller: «Theosophie», Leipzig 1895, S. 468.

<sup>2</sup> Hierzu Kurt Aram: «Magie und Mystik», Berlin 1929, S. 57 ff.

<sup>3</sup> Übersetzt von G. Roeder: «Urkunden zur Religion des alten Ägypten», Jena 1915, S. 108 und 110.

das herrliche Auge ersetzt war (?). Da erhöhte ich seinen Platz an meine Stirn ...» In der zweiten Version des «Monologes des Urgottes» heisst es unter anderm: «Rede des Allherrn ..., als ich existierte, gab es die Urgötter, die ich geschaffen hatte ... mein Name war Urgott der Urgötter ... ich brachte sie aus meinem Munde herbei ... ich schuf dort die Wesen als diese Seele und ich gebot dort im Nun [d. i. im ungeordneten Chaos] als Ruhender [0/0] ... Ich entstand als einziger Gott [0/0]; drei Götter waren bei mir [die drei Oktavtöne  $\frac{1}{2} c$ ,  $-\frac{1}{1} c$  -  $\frac{2}{1} c'$ ] ... mein Auge brachte sie mir nach einer Ewigkeit zurück, als sie fern von mir waren» [d. h. die Emanation der Seinswerte ging weiter, bis sie, via  $\frac{1}{1}$ -Linie, wieder durch das «Auge» in die 0/0 zurückkamen. Wir gaben hier, wie schon mehrfach, in eckigen Klammern die harmonikale Deutung als Beispiele für die harmonikale Analyse solcher und anderer Stellen. Überflüssig, auch hier mit einer solchen Analyse keine Entscheidung darüber aussprechen zu wollen, ob in jenen frühen Zeiten das harmonikale Grunddiagramm (Lambdoma, unsere Abb. 1) bekannt war oder nicht: wir sehen in den Symbolen expressive Prototypen, welche in den Mythologemen und Bildbegriffen der alten Völker in dieser oder jener Weise zum Ausdruck kommen mussten].

In der nordischen Mythologie gibt es ebenfalls die Einäugigkeit. Des nordischen Odins und des deutschen Wodans Einäugigkeit ist bekannt. Odin hatte zwei Raben, die weit im Lande umherflogen und ihm alles berichteten<sup>1</sup>. In der 17. Strophe des «Gesichtes der Scherin», dem grossartigen Schöpfungsgedicht der germanischen Mythologie<sup>2</sup>, heisst es:

«Was fragst du mich,  
Was forschst du bei mir?  
Ich weiss, Odin,  
Wo dein Auge du bargst!»

Die Scherin weiss also vom Geheimnis der Einäugigkeit! Kurt Aram<sup>3</sup> versucht zu deuten: «Wie Odin Ymir (den Riesen) opferte, mit dem er, durch seine Mutter, die Riesin Berta, verwandt war, um aus dem Geopferten die Welt zu schaffen, so opferte er sein eigenes Auge (er hatte immer nur *eines*) und damit auch sein schauendes Bewusstsein (das seitdem Mimir benützte), um den Menschen des erkennenden Bewusstseins gleich zu sein und ihnen zu helfen.» Eine interessante Kommentierung, die wir nicht weiter prüfen können wegen Mangels an genauen Kenntnissen. Jakob Grimm<sup>4</sup> berichtet, dass nach einer Sage Wodan aus seiner himmlischen Wohnung durch ein Fenster zur Erde niederschaue, während Odin auf einem Thron sitzt, von wo er die gesamte Welt überblicken und alles, was unter den Menschen vorgeht, hören kann. Wilhelm Müller, der Widersacher

<sup>1</sup> W. Golther: «Handbuch der germanischen Mythologie», Leipzig 1895, S. 310.

<sup>2</sup> «Edda», Bd. 2 «Götterdichtung», übersetzt von F. Genzmer, Jena 1920, S. 38.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 58.

<sup>4</sup> «Deutsche Mythologie», Artikel «Wodan».

Grimms, schreibt<sup>1</sup>: «Der Mythos berichtet über Odins Einäugigkeit folgendes: Der Gott (Odin) kam zu Mimir (dem Riesen) und verlangte einen Trunk aus dessen Brunnen, dem Urquell der Weisheit, erhielt ihn aber nicht eher, als bis er sein Auge zum Pfande setzte. Mimir ist ein mythisches Naturwesen, welches mit Odin in der engsten Verbindung steht, weshalb er selbst diesen Beinamen führt. Der Name bezeichnet in der älteren Edda beides, Himmel und Meer. Danach wird die mythische Anschauungsweise entweder die am Himmel stehende Sonne für das von Odin zum Pfande gesetzte Auge gehalten haben, oder es wird angenommen sein, dass die in dem Wasser sich spiegelnde Sonne das dem Gotte geraubte Auge sei. «Die letzte Erklärung hat am meisten Verbreitung gefunden und ist auch die wahrscheinlichste.» – Wenn wir harmonikal über diese «Einäugigkeit», d. h. die Verpfändung des einen Auges von Odin an die Naturkraft Mimir (Ymir) [9] meditieren, so scheint uns hier eine wertformale (innerlich vorbereitete, aber einer bestimmten psychophysischen Form folgende) Erinnerung an die Spaltung bzw. Bewusstwerdung, Materialisierung (Mimir!) des 0/0-Symbols vorzuliegen, durch welche es dann erst zur Schöpfung kommt und das Symbol  $\frac{1}{1}$  als der reale Anfang der Welt (Demiurg = Weltschöpfer) entsteht. – Das Stirnauge finden wir wiederum bei dem von Odysseus geblendeten Riesen Polyphem. In einem nordischen Märchen heisst es: «Eine Mutter war aus uraltem Geschlecht der Menschen, die nur *ein* Auge mitten auf der Stirn und eine Brust unter dem Kinn hatten»<sup>2</sup>, ein Märchen aus 1001 Nacht berichtet ebenfalls davon, und Grimms «Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein» ist bekannt. Edgar Dacqué<sup>3</sup> gibt ausser diesem noch Abbildungen von chinesischen Vasenornamenten, worauf das Stirnauge zu sehen ist, weist auf das «urweltschwangere Märchen von der schönen Melusine» hin und führt das Phänomen des StirnAuges bzw. der Einäugigkeit zurück auf ein in früheren Stadien der Menschheitsentwicklung noch vorhandenes Scheitelauge. «Das Scheitel- oder Stirnauge hat wahrscheinlich eine Funktion gehabt, womit es spätere intellektuelle Fähigkeiten auf andere, uns infolge der Rückbildung dieses Organs nicht mehr unmittelbar verständlichen Weise zum Teil oder ganz ersetzte, und hat daher wohl einem uns unbekanntem Sinn oder einem anderen Zusammenhang der Sinne entsprochen.»<sup>4</sup> Dieses «rückgebildete Organ», meint Dacqué, «haben wir heute noch in unserem Kopf als Zirbeldrüse, ein rätselhaftes Organ, von welchem die heutige Physiologie eigentlich nur Negatives weiss: dass sie altert und 'versandet', wenn die Geschlechtsdrüsen reifen u. a. m. Bei Missbildungen kommt sie gelegentlich als epizerebrales Organ noch zum Vorschein (was ich selbst 1950 im verlagerten Aschaffenburger Naturkundemuseum an einer in Spiritus aufbewahrten menschlichen Frühgeburt

<sup>1</sup> In seiner «Geschichte und System der altdeutschen Religion», Göttingen 1844, S. 183.

<sup>2</sup> «Nordische Volksmärchen», 1. Teil, übersetzt von K. Strohe, Jena 1915, S. 137.

<sup>3</sup> «Urwelt, Sage und Menschheit», 4. Auflage 1927, S. 83.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 87.

sah, welche ein solches Stirnauge besass!). Aber auch in der Tierwelt, im Paläozoikum bei niederen und höheren Tieren, im Mesozoikum fast nur bei höheren Tieren, Amphibien und Reptilien war das Stirnauge noch voll entwickelt, und noch heute besitzt die neuseeländische Brückenechse ein voll ausgebildetes Scheitelauge 'mit netzhautartiger innerer Auskleidung eines Hohlraums, der durch eine Linse nach vorne abgeschlossen, jedoch mit einer dünnen Haut überzogen ist'<sup>1</sup>. In der allem Spekulativen und 'Mystischen' abholden populär-naturwissenschaftlichen Zeitschrift 'Orion' (1. April 1949) ist ein Aufsatz 'Ein drittes Auge' enthalten, welcher das Bestehen dieses Organs an heute noch lebenden Tieren (Brückenechse, Neunauge, Blindschleiche) feststellt und dieses 'Parietalauge' (Scheitelauge) als 'Lichtsinnorgan' deutet. Der Verfasser dieses Aufsatzes, Rolf Schneider, sagt: 'Es ist daher nicht ganz ausgeschlossen, dass bei den Säugetieren und beim Menschen ein Teil der Funktionen des Scheitelauges durch die Epiphyse oder Zirbeldrüse übernommen worden ist.'

Fast ohne es zu merken, sind wir von den hohen und höchsten Verwirklichungen unseres Symbols  $\%_0$  in Religion, Mythologie und Dichtung bis in die Ektypik biologischer Formen des 'Scheitelauges' hinabgestiegen. Aber was bedeutet hier hoch und tief, oben und unten? In bezug auf die Bewertung der Ektypik so wenig, als wer 'oben' oder 'unten' sei, wir oder unsere Antipoden auf der Erdkugel. Gerade auf dem Hintergrund des Symbols bekommen die ektypischen Zuordnungen das gleiche Gewicht wie der betreffenden Wertform zugeordnete Seinswerte, wenn auch ihre 'Töne' und ihre hierarchische Stellung verschieden sind. Im akroatischen Sinne ist der Begriff des 'Nirvana' dem Stirnauge der neuseeländischen Brückenechse gegenüber isomorph, d. h. gleichgestaltig, so ungewöhnlich dies klingen mag, und zwar durch das gemeinsame Bezugssymbol  $\%_0$ . Und wenn wir die Expression dieses Symbols sowie seinen inneren Gehalt nur tief genug erleben und über seine harmonikale Entstehung meditieren, so rühren wir mit Entsprechungen dieser, wie jeder anderen harmonikalen Art an das Geheimnis der 'Signatura Rerum', des sich An- und Aussprechens der Dinge, das letztlich einem geistigen Bereich angehört, und welches wir nur staunend verehren und bewundern können.

Nähern wir uns der neueren Zeit, so werden wir auch hier den unpersönlichen Gottheitsbegriff (Ungrund, Eidos =  $\%_0$ ) verwirklicht finden, und zwar religiös bei den Mystikern, philosophisch bei den Theosophen und idealistischen Philosophen.

'Die Gottheit' – sagt Hildegard von Bingen (die grosse Seherin und Mystikerin, 1098–1179)<sup>2</sup> – 'ist in ihrem Vorherwissen und in ihrem Wirken wie ein makelloser Kreis und in keiner Weise geteilt, weil sie weder Anfang noch Ende

<sup>1</sup> a. a. O., S. 84–86.

<sup>2</sup> Vgl. die Ausgabe im 'Dom': 'Schriften der Heiligen Hildegard von Bingen', Leipzig, Insel Verlag 1922, S. 262.

hat und auch von niemandem begriffen werden kann; denn sie ist zeitlos.' – Meister Eckhart<sup>1</sup>: 'Es sprach ein Meister an einer anderen Stelle: Die verborgene Finsternis des unsichtbaren Lichtes der ewigen Gottheit ist unerkant und wird auch nimmermehr erkannt. Das Licht des ewigen Vaters hat von Ewigkeit her in diese Finsternis geschienen, aber die Finsternis begreift das Licht nicht.' Und Johannes Tauler werden die Worte zugeschrieben: 'Gottheit, du bist ein tiefer Abgrund, allen Geistern unbekannt.' – Ein wunderbares Gleichnis zu unserem Thema gibt ein mystisches Lied des 15. Jahrhunderts, welches mit den Versen beginnt<sup>2</sup>:

«Das Wesen in den Adel gaht  
In dem es ewiglich besteht;  
Niemand kann das verderben.  
Das Licht leuchtet ohne Tag  
In das die Seele wird verjagt  
Ohn eine Wiederkehr.  
Wer seinen Ursprung hier begehrt,  
Dem werden alle Freuden gewährt  
Alsbald nach seinem Ende.»

Auch die schönsten Verse in deutscher Sprache, welche den Glanz unseres Eidosymbols auf innerlichste Weise aussprechen, dürfen wir hier nicht übergehen. Sie sind von dem christlichen Sohar-Herausgeber Knorr von Rosenroth (1636 bis 1689) und lauten:

«Morgenglanz der Ewigkeit  
Licht vom unerschöpften Lichte,  
Schick uns diese Morgenzeit  
Deine Strahlen zu Gesichte:  
Und vertreib durch deine Macht  
Unsre Nacht.»

Diese Strophe – nur eine von sieben gleichwertigen – liegt ganz in der Sphäre des Dichters und Theosophen der 'Morgenröte', Jakob Böhmes. Derjenige Terminus Böhmes, welcher dem Symbol  $\%_0$  entspricht, heisst 'Ungrund'. Er findet sich, soviel ich weiss, in der genialen ersten Schrift 'Morgenröte' noch nicht und tritt erst später auf – innerhalb des Böhmeschen Denkens demselben Sublimationsprozess der göttlichen Wesenheit gehorchend wie das Zervan akaranaan der Parsen und das Tai-ki der Chinesen (vgl. oben S. 55, 69). So heisst es in den 'Sechs theosophischen Punkten' 1, 9 bei Böhme: 'Also ist uns erkenntlich, dass der ewige Ungrund ausser der Natur ein Wille sei, gleich einem Auge, da die Natur darinnen verborgen lieget: gleich einem verborgenen Feuer, das nicht brennet, das da ist und auch nicht ist.' Und ebenda 1, 11: 'Also ist uns dies zu erkennen

<sup>1</sup> Im 'Dom', herausgegeben von F. Schulze-Maizier, Leipzig 1927, S. 218.

<sup>2</sup> 'Dom', 'Mystische Dichtung', 1925, S. 205.





Leibniz von Gott als der «Harmonia universalis»<sup>1</sup>. Auf Grund des Prinzips zwischen den Reichen der Natur und der Gnade entwickelt Leibniz eine Theodizee oder Rechtfertigung Gottes wegen des Übels in der Welt<sup>2</sup>. Diese «praestablierte Harmonie» ist aber mutatis mutandis nichts anderes als der harmonikale Grundbegriff der Tonzahl. Man höre Leibniz<sup>3</sup> selbst: «Die Seelen folgen ihren eigenen Gesetzen, die in einer bestimmten Entwicklung ihrer Vorstellungen gemäss dem Guten und Bösen bestehen, während die Körper ihrerseits ebenfalls den ihrigen, nämlich den Regeln der Bewegung, folgen. Trotzdem treffen diese beiden Wesenheiten von gänzlich verschiedener Art zusammen und entsprechen einander wie zwei Uhren, die vollkommen in derselben Weise reguliert worden sind, wenngleich sie vielleicht von verschiedenem Bau sind. Eben dies aber nenne ich die praestablierte Harmonie.» Wir übersetzen in die Harmonik: Auch der Ton (Leibniz: Seele) folgt seinen eigenen Gesetzen (Intervallbeziehungen usw.) wie die Zahl, d. h. die materielle Schwingungsbasis der Saite oder Luftsäule (Leibniz: Körper). Obwohl Ton und Zahl zwei gänzlich verschiedene Wesenheiten sind, treffen sie im Urphänomen der Tonzahl dennoch zusammen wie zwei «gleichregulierte Uhren von verschiedener Bauart». Der Unterschied zwischen prästablierte Harmonie und Tonzahl besteht nur darin, dass erstere eine Idee oder besser ein ideelles Postulat ist, während das Urphänomen der Tonzahl am Monochord sozusagen mit den Händen zu greifen ist und gleichzeitig durch die Tonempfindung der seelischen Welt angehört, und zwar letzteres ebenfalls nicht als ideelles Postulat, sondern als seelische Realität. Hat der Leibnizsche allgemeine Harmoniebegriff Gottes noch harmonikalen  $\frac{0}{0}$ -Charakter, so trifft dies bei seiner Monadenlehre (Monas = Eins) nicht mehr zu. «Hier geht die Stufenordnung von Gott, der primitiven Monade [ $\frac{1}{1}$ ], bis zu den untersten Monaden hinab»<sup>4</sup>. Trotzdem ist gerade die Leibnizsche Monadenlehre, ebenso wie seine «prästablierte Harmonie», für uns von hohem Interesse, und wir werden im nächsten Abschnitt näher darauf eingehen.

Weiter wollen wir in der Geistesgeschichte die Prägnanz des Eidos  $\frac{0}{0}$  nicht verfolgen. Einmal nicht, weil wir uns an den bisherigen Beispielen genügend klar werden konnten, dass es in Mythos, Religion und Philosophie den Gottheitsbegriff absoluter Transzendenz immer gegeben hat, und zum andern, weil – wie wir bereits oben S. 84 f. bemerkten – die neuere philosophische Spekulation mehr und mehr zu pantheistischen, deistischen oder monistischen Systemen hinneigt, wo die reine Transzendenz des  $\frac{0}{0}$ -Symbols entweder verblasst oder ganz verschwindet. Die moderne Ausnivellierung zwischen  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  nennt sich dann «Weltgeist». Übrigens werden wir noch bei der Ektypik der Origo  $\frac{1}{1}$  oft genug

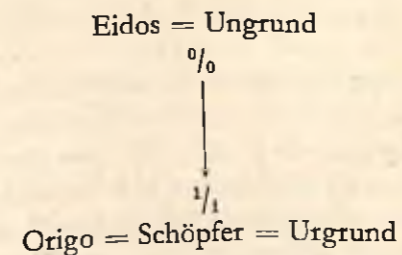
<sup>1</sup> Überweg: «Grundriss», Bd. III, 1924, S. 327.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 333.

<sup>3</sup> «Hauptschriften» II, Leipzig 1906, ed. Cassirer, S. 65.

<sup>4</sup> Überweg, Bd. III, 1924, S. 336.

auf das Eidos  $\frac{0}{0}$  zurückschauen müssen, da beide Symbole ja nicht nur sehr oft nebeneinanderstehen – in den frühesten Mythologien fast immer, und zwar genau unserem Diagramm entsprechend in der Folge:



– sondern auch kosmologisch eine ganz bestimmte Bedeutung haben. Und in welcher Weise dann die christliche Dogmatik in ihrer Trinitätslehre diese beiden Symbole rein erhalten hat, auch dies werden wir noch zu besprechen haben.

Wir wollen nun noch die Bedeutung des eigenartigen Dual, d. h. des doppelten Auftretens der Null im Eidosymbol  $\frac{0}{0}$  untersuchen. Wir werden in der Ektypik eine Reihe teilweise ausserordentlich interessanter Entsprechungen finden, die noch nie unter einem zentralen Aspekt zusammengefasst werden konnten, und zwar aus dem Grunde nicht, weil es in keiner bisherigen Lehre einen solchen gemeinsamen Bezugspunkt gibt. Eigentlich handelt es sich hier um ein Doppelverhältnis oder um einen Verhältniswert mit demselben Zähler und Nenner. Wir dürfen aber harmonikal dieses Phänomen nicht einfach als Quotient  $\frac{n}{n}$ , also nur mathematisch fassen, sondern müssen es seinem Wesen nach als ein Sichinbeziehungsetzen zweier gleicher Zeichen  $n:n$  ansehen, als eine Verdoppelung des Seinswertes im gegenseitigen Sichanschauen – eine Deutung, die wahrscheinlich dem innersten Charakter des Dual näherkommen dürfte als die rein grammatikalische eines auf nur zwei Momente reduzierten Pluralis. – Warum es zu dem Doppelverhältnis  $\frac{0}{0}$  kommt, ist oben S. 46 f. beschrieben und sowohl mathematisch (Zahl) als akustisch (Ton) klar. Dieselben Duale finden wir aus denselben gesetzmässig harmonikalen Gründen noch bei  $\frac{1}{1}$  und der sogenannten «Zeugertonlinie»  $\frac{2}{2} \frac{3}{3} \rightarrow \frac{n}{n}$ . Oben an der Spitze des Diagramms unserer Abb. 1 steht also das Eidosymbol  $\frac{0}{0}$  in der legitimen Dualisierung seines Nullwertes, so dass es mathematisch wie metaphysisch zu einem allgemeinen Ausdruck wird, der (mathematisch) alles sein kann, also auch nichts, den wir aber in der Symbolik als Eidos, als den höchsten Seinswert und damit als die Fülle des Seins bezeichnen und mit der Gottheit identifizieren. Die Konzession, die wir, ebenso wie die Mathematiker, dabei dem «Nichts» machen, liegt nicht auf der ontologischen, sondern der logischen Ebene: Innerhalb der Kausalität lässt sich faktisch «nichts» Zureichendes über  $\frac{0}{0}$  aussagen, während die ganze Physiognomie – um es so auszudrücken – des Diagramms auf das «Alles», den In-Begriff, das Absolute hindrängt, welches sich aber im Geheimnis des Nicht-Aussprechbaren, der ἀγνωσία

ἀφανής, verbirgt. – Da es nur noch einen zweiten Dual, die Origo  $\frac{1}{1}$  (Schöpfergott, Demiurg) gibt – denn die Rationen der Zeugertonlinie  $\frac{1}{1}$   $\frac{2}{2}$   $\frac{3}{3}$  ...  $\frac{n}{n}$  ...  $\frac{\infty}{\infty}$  verkörpern letztlich ja nur die Origo  $\frac{1}{1}$  –, so werden wir im Folgenden die Beispiele auf beide Duale anwenden, falls der Entscheid für  $\frac{0}{0}$  oder  $\frac{1}{1}$  nicht ohnehin eindeutig ist.

Dass nun diese Verdoppelung, dieser «Dual» (von lateinisch duo = zwei) an so bedeutsamer Stelle unseres harmonikalen Grunddiagramms steht, muss uns dazu veranlassen, zunächst die rein grammatikalische Bedeutung des Dual etwas näher anzusehen. Dual oder Dualis nennt man in der Grammatik diejenige Form des Nomens, Pronomens oder Zeitworts, mittels dessen die Zweiheit der Gegenstände, Personen, Namen bezeichnet oder dass von zweien eine Handlung ausgeführt wird. Meist geht die Form des Dual in der ferneren Entwicklung der Sprachen verloren und wird durch den Plural, die übliche Mehrheitsform, ersetzt. Die älteren Formen der indogermanischen Sprachen haben ursprünglich einen voll ausgebildeten Dual; bestimmte Sprachen, so die wendische, besitzen ihn noch heute. Im Lateinischen hat er sich nur in den beiden Worten ambo (beide) und duo (zwei) erhalten; im Griechischen dagegen ist er die gebräuchliche Flexionsform für zwei gleichartige zusammengehörige Personen oder Dinge, wie z. B. ἀδελφῶ (ein Brüderpaar) oder χεῖτε (beide Hände); das Altarabische besitzt den Dual noch vollständig usw. – Schon Wilhelm v. Humboldt hat in einer Abhandlung «Über den Dualis»<sup>1</sup> zuerst das Vorkommen des Dual in den verschiedenen Sprachen, dann die Art, wie die Sprachen den Dual behandeln, aufgezeigt. Von dieser Art gibt es drei: 1. der Gebrauch des Dual bei der redenden oder angeredeten Person, des Ich und des Du, wobei jeweils eine Zweiheit gemeint ist; 2. bei paarweise in der Natur vorkommenden Gegenständen, den Augen, Ohren usw. und 3. eine Durchdringung der ganzen betreffenden Sprache mit Dualformen, wobei er in allen Redeteilen erscheint, wo er Geltung haben kann. Hier ist es der allgemeine Begriff der Zweiheit, von dem er ausgeht. So ist z. B. das Wort «Ägypten» ein Dual (also «die beiden Ägypten», nämlich Ober- und Unterägypten, wie ihn schon das Hebräische aufgefasst hat). Ein solch genialer Sprachphilosoph wie W. v. Humboldt gibt sich nun mit den reinen Daten des Dual natürlich nicht zufrieden und stellt sich die Frage nach den tieferen Gründen dieser eigenartigen grammatikalischen Zweiheit. «Der Begriff der Zweiheit nun gehört dem doppelten Gebiet des Sichtbaren und Unsichtbaren an, und indem er sich lebendig und anregend der sinnlichen Anschauung und der äusseren Beobachtung darstellt, ist er zugleich vorwaltend in den Gesetzen des Denkens, dem Streben der Empfindung und dem in seinen tiefsten Gründen unerforschbaren Organismus des Menschengeschlechts und der Natur»<sup>2</sup>. Treffender und tiefer könnten wir Harmoniker den Dual in unseren Symbolen  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  kaum charak-

<sup>1</sup> In den «Gesammelten Werken», Berlin 1848, Bd. 6, S. 562–596.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 588.

terisieren! Humboldt sieht aber auch die rein grammatische Seite des Zusammentreffens einer Zweiheit im einheitlichen Numerus: «Der Dualis teilt daher als Mehrheitsform und als Bezeichnung eines geschlossenen Ganzen zugleich die Plural- und Singular-Natur»<sup>1</sup> und prägt für den Dual den eigentlich richtigen Namen «Collectiv-Singular». Denn: «Der Ursprung und das Ende alles geteilten Seins (der Dichotomie) ist Einheit. Daher mag es stammen, dass die erste und einfachste Teilung, wo sich das Ganze nur trennt, um sich gleich wieder, als gegliedert, zusammenzuschliessen, in der Natur die vorherrschende, und dem Menschen für den Gedanken die lichtvollste, für die Empfindung die erfreulichste ist»<sup>2</sup>. Wie dann Humboldt auf weitere Hintergründigkeiten, z. B. auf das Sprechen als einer Wechselrede zwischen dem Ich und dem Du hinweist, welche den Dual im geistigen Sinne bereits antezipiere – hierauf, sowie auf noch viele weitere, das Problem in wahrhaft philosophischem Sinne untersuchende Gedanken in dieser schönen Abhandlung sei hier nur verwiesen. – Auf jeden Fall ist der Dual als Sprachphänomen eine merkwürdige Erscheinung, und wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, dass hier noch ein harmonikaler Prototyp  $\frac{n}{n}$  – das Zusammentreffen gleicher Seinshälften in bestimmten Reihenimpulsen – zum sprachlichen Ausdruck kommt. Ebenso nun, wie der Dual zum Plural, zur Mehrheit (allgemein) wird, ebenso werden wir in der nachfolgenden Ektypik unsere Aufmerksamkeit besonders Gottesbegriffen und mythologischen Gestalten zuwenden, in welchen sich entweder noch der Dual als Verdoppelung rein erhalten hat oder ein an sich einheitlicher Begriff pluralistisch manifestiert.

Die Schöpfungsmythe der zentralkalifornischen «Kato» setzt zwei Götter «Nagaitso und den Donnerer» an die Spitze der Schaffung des Himmels: «Da waren zwei, Nagaitso und der Donnerer ...» Pater Wilhelm Schmidt, der diesen Mythos in eigener Übersetzung abdruckt<sup>3</sup>, nennt ihn «ein wirklich grossartiges Stück primitiver Dichtung und ein ehrwürdiges Stück primitiver Religion», meint aber, Nagaitso sei nur ein «Zuschauer und Diener» des Donnerers, ohne eine Erklärung für die doch gewiss seltsame Duplizität der obersten Demiurgen zu geben. Diese zweite Schöpfergestalt scheint aber nicht zufällig zu sein. Allgemein sagt Krocher<sup>4</sup> darüber: «Oft besteht ein Gegensatz zwischen diesem wohl-tätigen und wirklich göttlichen Schöpfer und einer zweiten Gestalt, gewöhnlich dem Coyote, der teilweise mit dem Schöpfer zusammen, teilweise aber ihm entgegenarbeitet.» – Bei den Yuki Kaliforniens redet der Schöpfer Taikomol seine zweite Gestalt an als «Mutterbruder». Dieser sieht die Geburt oder die Selbstschöpfung des Taikomol, d. h. er ist selbst dabei und bildet somit mit diesem einen Dualis. – Eine ebenso merkwürdige wie akroatisch bedeutsame, ja tief-

<sup>1</sup> a. a. O., S. 584.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 589.

<sup>3</sup> In Bd. 2 «Der Ursprung der Gottesidee», Münster 1929, S. 54 ff.

<sup>4</sup> Nach W. Schmidt: a. a. O., S. 32.

sinnige Mythe findet sich in den Schöpfungserzählungen der nordamerikanischen Maidu, ebenfalls eines derjenigen Urstämme, die sich noch ihre Sagen rein bewahrt haben. Da schwimmt der Weltschöpfer mit seiner Dualhälfte, dem Coyoten, auf dem Urwasser herum und sucht Land. Schliesslich fängt er an zu *singen*: «Wo, kleine Welt, bist du?» Als er genug gesungen hatte, fing auch der Coyote an zu singen: «Wo, o Welt, bist du?» Aber er wurde auch müde und fordert den Weltschöpfer auf, weiterzusingen, was dieser mit den Worten tut: «Wo seid ihr, meine grossen Berge, meine Weltberge?»<sup>1</sup>

So geht nun der Gesang (1) im Schosse des obersten Götter-Duals hin und her, bis sozusagen die Hauptthemen desjenigen, was geschaffen werden soll, in der Form von Fragen als «Arbeitshypothesen» gestellt sind. Sehr eigenartig ist das einmal freundschaftliche, dann wieder feindselige Verhältnis des Weltschöpfers zum «Coyoten» und umgekehrt bei den Maidu. Im Prinzip ist es so, dass der Schöpfer eine «paradiesische» Welt haben möchte, seine Dualhälfte dagegen für den jetzigen Weltzustand plädiert. Einmal kommt es zu der grossen Auseinandersetzung, wobei der Weltschöpfer den Coyoten besiegt zu haben glaubt. Aber dieser taucht plötzlich wieder unverseht auf und seine «bessere Hälfte», der Weltschöpfer, bekennt: «Du (Coyote) bist sehr mächtig. Ich werde dich nicht mehr jagen. Obwohl ich lange Zeit versucht habe, dich zu töten, bin ich unfähig gewesen, dich zu töten. Du hast mich überwunden»<sup>2</sup>. Und nun nehmen sie wieder ihr altes Dualverhältnis auf. Wir wollen uns diese Zurückverlegung des «Kampfes zwischen den Göttern» schon in den Schoss der Schöpfung für später merken! Pater W. Schmidt deutet den «Coyoten» letztlich als den Vertreter des Bösen, ja, als eine Figur, die geschaffen wurde, um den Weltschöpfer als Vertreter des Guten zu entlasten. Wir erinnern uns, vorausschauend, an die verschiedensten Mythologeme der Hochkulturen, ja noch weiter an Jakob Böhme, welcher «Gottes Zorn», d. h. die Möglichkeit des Negativen, in den Urgrund selbst zurückverlegt und damit den Dualis  $\frac{1}{1}$  bzw.  $\frac{0}{0}$  (Ungrund) metaphysisch polarisiert. Wie stark muss die duale Prägnanz der Prototypen  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  sein, dass sie schon in diesem Schöpfungsmythen primitiver Urvölker nach einer Gestaltung drängt und ruft! Ein Häuptling der Potawatomi-Indianer erzählt dem Missionar P. de Smet die Schöpfungsmythe seines Volkes und beginnt folgendermassen<sup>3</sup>: «Mehrere von uns glauben, dass das Weltall regiert wird von zwei grossen Geistern, die sich ständig bekriegen!» – Harmonikal sehen wir in dieser Wesensverschiedenheit der beiden Dualmomente die Wesensverschiedenheit der beiden aus der  $\frac{1}{1}$  ausgehenden primären Teiltonreihen – Dur/Moll (tonal); expansiv/kontrahierend (dynamisch); divergent/konvergent (mathematisch) usw. – wirksam, die sich ja, retrograd, eben in den Dualsymbolen  $\frac{1}{1}$  und  $\frac{0}{0}$  zentrieren, so dass die innere Wesens-

<sup>1</sup> W. Schmidt: a. a. O., S. 112 ff.

<sup>2</sup> W. Schmidt: a. a. O., S. 124 f.

<sup>3</sup> Nach Pater W. Schmidt: a. a. O., S. 509.

ungleichheit dieser Duale akroatisch begreiflich, ja hörbar werden. – Das allbekannte Beispiel für den wichtigsten pluralistischen Gottesbegriff ist der biblische Ausdruck «Elohim», welcher gleich zu Beginn der Genesis vorkommt: «Im Anfang schuf Elohim Himmel und Erde.» Elohim ist zwar Plural von Eloah, wird aber hier im Sinne von Gottheit und Gott gebraucht. Er hebt die Einheit des Begriffs nicht auf und wird meist mit singularischem Prädikat und Attribut verbunden. «Die Verwendung des Plurals von 'el für *einen* Gott kommt auch bei den Babyloniern und Assyriern sowie den Kananäern und Phöniziern vor, und wahrscheinlich haben die Israeliten diesen Sprachgebrauch von den Kananäern übernommen. Auch sonst findet sich im Alten Testament die Erscheinung, dass ein zur Bezeichnung eines einzelnen Inhabers von Grösse, Macht und dergleichen dienendes Wort im Plural steht, z. B. Jesaias 19, 4 Adonim «Herren» von *einem* Menschen, Hos. 12, 1 Kedonim «Heilige» von Jahwe. Der Plural dient hier zum Ausdruck der in einem einzelnen beschlossenen Grösse, Macht, Fülle»<sup>1</sup>. Natürlich ist letzteres eine «heuristische» Erklärung, die nur in sekundärem Grade stimmt. Primär steht ein seelischer Prototypus dahinter, eben die <sup>h</sup>Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$ . Viel tiefer sahen da die Kabbalisten. Im Sohar<sup>2</sup> heisst es: «*Mit dem Anfang* – das ist das Urgeheimnis [des ersten Schöpfungsaktes], *schuf er* – das deutet auf jenes verborgenste Geheimnis [des namenlosen Er], aus dem sich alles entfaltet, *Elohim* – das ist das Geheimnis, durch das alles Untere besteht, den *Himmel* usw.» Hiernach wäre harmonikal «das verborgene Geheimnis des namenlosen Er» der Ungrund  $\frac{0}{0}$ , Elohim aber der Urgrund  $\frac{1}{1}$ . Weiter heisst es in diesem Sohar-Kapitel (a. a. O. S. 54): «Bisher hing alles unvollendet in dem [unerfassbaren] Äther, der aus dem Geheimnis des 'Ungrundes' En-Sof entspringt. Sobald aber die Kraft [des Weltensamens] den höchsten Palast durchdringt, der den geheimen Namen Elohim hat, wird dies [Wirken und Sich-Ausbreiten] von der Schrift als Sprechen bezeichnet: *Elohim sprach*, denn vorher [und mit Beziehung auf die frühen Stufen] wird der Ausdruck 'Sprechen' nicht ausdrücklich gebraucht: obwohl [das erste Wort der Tora] Bereschit 'Im Anfang' [nach der alten Deutung] selbst ein Schöpfungswort ist, steht bei ihm noch nicht 'er sprach'. Dieses 'er sprach' [deutet auf die Stufe, von der an] er erfragbar und erkennbar ist. 'Er sprach' – dies Sprechen ist eine Kraft, die im Verborgenen aus dem Geheimnis des 'Ungrundes' En-Sof am Anfang des Schöpfungsgedankens ausgesondert wurde» (die eckigen Klammern enthalten hier erklärende Zusätze des Übersetzers G. Scholem!). Auch aus dieser Stelle wird deutlich: Über das Geheimnis des Ungrundes En-Sof – harmonikal  $\frac{0}{0}$  – kann nichts Zureichendes ausgesagt werden. Sobald dessen Kraft aber Elohim durchdringt, beginnt dieser – als schöpferischer Urgrund  $\frac{1}{1}$  – an zu sprechen. Das Phänomen der Sprache wird also direkt

<sup>1</sup> «Die Religion in Geschichte und Gegenwart», 2. Auflage 1928, Bd. II, S. 117 f.

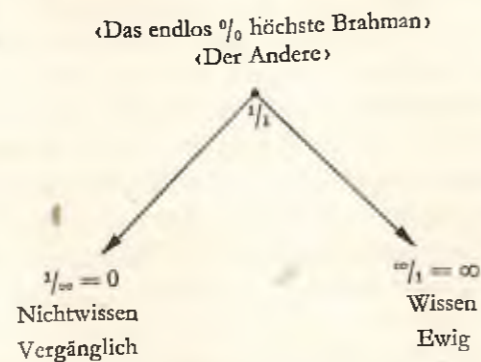
<sup>2</sup> «Die Geheimnisse der Schöpfung». Ein Kapitel aus dem Sohar. Vollständig übersetzt von Gershom Scholem. Schocken-Verlag, Berlin 1935, S. 47 f.

in den Schoß der Origo  $\frac{1}{1}$ , in den Urgrund, in den Schöpfungsakt schlechthin verlegt! Wahrlich eine ebenso kühne wie tiefsinnige Exegese! – Ferner gebraucht die Bibel als Gottesbezeichnung häufig den Plural «Adonai», welches eigentlich «meine Herren» heisst, aber ebenfalls als Kollektivsingular gilt. «Adonai» ist später an Stelle von «Jahwe» getreten und wird noch jetzt im Judentum dafür gebraucht<sup>1</sup>.

Diesen religiös-metaphysischen Mehrheitsbegriff bzw. Kollektivsingular finden wir aber schon im Dualis des «Doppelgott Pauti» der ägyptischen Mythologie personifiziert. Brugsch<sup>2</sup> übersetzt einen Hymnus auf den Sonnengott, welcher folgende Worte enthält: «Schöpfer deiner selbst, Doppelgott Pauti der Schöpfung.» – Eine geradezu frappante Beschreibung oder vielmehr Verlegung des Dual in den obersten indischen Gottheitsbegriff des Brahman haben wir bereits im «Lehrbuch der Harmonik» S. 276 erwähnt. In einer Strophe der späteren Upanishaden heisst es<sup>3</sup>:

«Zwei sind im ewig, endlos höchsten Brahman  
Latent enthalten, Wissen und Nichtwissen.  
Vergänglich ist Nichtwissen, ewig Wissen,  
Doch der als Herr verhängt sie, ist der Andere.»

Die harmonikale Analyse dieser Strophe muss vom letzten Vers aus beginnen, der am dunkelsten scheint, aber gerade auf dem Hintergrund der harmonikalen Symbolik erst verständlich wird. «Der Andere, der als Herr sie [das Wissen und Nichtwissen] verhängt», d. h. welcher Wissen und Nichtwissen, das Ewige und Vergängliche über die Welt verhängt, die Welt damit gestaltet, durchdringt, dieser «Andre» kann nur der Urgrund  $\frac{1}{1}$  sein, welcher das im Ungrund  $\frac{0}{0}$ , dem «höchsten Brahman» latent enthaltene Wissen und Nichtwissen verwirklicht. Diagrammatisch lässt es sich so ausdrücken:



<sup>1</sup> «Die Religion in Geschichte und Gegenwart», 2. Auflage, 1927, Bd. 1, S. 89.

<sup>2</sup> «Übersichtliche Erklärung ägyptischer Denkmäler des Königl. Museums Berlin», 1850, nach Thimus: Bd. II, S. 361, Anm. 2.

<sup>3</sup> Paul Deussen: «Allgemeine Geschichte der Philosophie», Bd. 1, 1894, 2. Abt., S. 120.

Der im höchsten Brahman  $\frac{0}{0}$  latent enthaltene und durch den «Anderen»  $\frac{1}{1}$  verwirklichte, «verhängte» Dual des Wissens und Nichtwissens (die Position und Negation eines Begriffs!) glauben wir deshalb mit unseren beiden Reihentypen symbolisieren zu dürfen, weil alle Reihen  $\frac{1}{n} \leftarrow$  nach einer Konvergenz (geometrisch), also nach einer Grenze streben, wo das «Wissen» aufhört, gleich Null wird, während die Reihen  $\rightarrow \frac{n}{1}$  alle ins Unendliche gehen. Deussen übersetzt hier zwar «ewig», und harmonikal kann hier nur «unendlich» stehen, «ewig» allenfalls dann, wenn wir die unendlich sich anreichernden Saitenlängen in die ins Ewige sich akkumulierenden zeitlichen Schwingungsfolgen transponieren oder einfach den Ausdruck «ewig» für die, keine Grenze in Zeit und Raum mehr habende Reihe  $\rightarrow \frac{n}{1} \rightarrow \frac{\infty}{1}$  setzen. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass «Wissen» in der sehr sinn- und anschauungsträchtigen indischen Spekulation eine viel grössere Amplitude hat als unser europäischer Begriff, dass überall da, wo Grenzen gesetzt sind, also in der Welt der Wirklichkeit, mit dem Wissen auch die Gewissheit aufhört, also Nichtwissen eintritt und dass der indische Wissensbegriff als Höchstes immer das Ewige und Unendliche vor Augen und in der Seele hat. – Bei Klemens von Alexandria<sup>1</sup> ist ein orphisches Gedicht aufbewahrt, dessen 2. Strophe heisst:

«Unvergänglicher, Vater der Mutter, der alles erschüttert,  
der du die Winde bewegst und alles mit Wolken verhüllst,  
und mit dem Blitz den Äther zerspaltest; unter den Sternen  
ist deine Heerschar, welche nach wechsellosen Gesetzen  
läuft; es stehen dir neben dem feurigen Throne geschäft'ge  
Engel, welchen obliegt, was alles bei Menschen sich abspielt ...»

Hierzu merkt Klemens an: «Mit dem Worte 'Vater der Mutter' (*μητροπάτωρ*) hat der Dichter (Orpheus) nicht bloss die Schöpfung aus dem Nichts angedeutet, sondern auch denen, welche die Emanationen einführen, Anlass gegeben, vielleicht auch an eine Ehegenossin Gottes[!] zu denken ...» Diese letztere etwas spöttische, auf die Gnostiker gemünzte Anmerkung darf uns als ein Paradigma dafür gelten, wie schon damals das Hineinverlegen des Vater-Mutter-Prinzips in den Urgrund (hier wohl  $\frac{1}{1}$ ) der Schöpfung selbst von christlich orientierten Kreisen zum mindesten als verdächtig angesehen wurde – wir werden noch in unserem «Eros»-Abschnitt darauf zurückkommen. – In den überlieferten «Orphika»<sup>2</sup> gibt es einen Hymnus «Dem Protogonos» gewidmet. Er beginnt mit den Zeilen:

«Den Protogonos rufe ich an  
Den zweigeborenen Ätherwanderer,  
Der, aus dem Ei entsprossen,  
Mit den goldenen Flügeln prunkt ...»

<sup>1</sup> «Die Teppiche» = Stromateis, übersetzt von F. Overbeck, Basel 1916, V. Buch, cap. 14, S. 487.

<sup>2</sup> Neu übersetzt: «Orpheus. Altgriechische Mysteriengesänge», aus dem Urtext von J. O. Plassmann, Jena 1928.

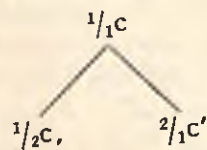
Besonders bezeichnend für uns ist ferner der in demselben Hymnus stehende Vers:

«Träger des glänzenden, heiligen Lichts,  
Phanes, den leuchtenden, nenne ich ihn ...»

«Protogonos», den hier Orpheus anruft, heisst der «Ersterzeugte» und ist der Urgeist, der dem Chaos zuerst die Form gab. «Man dachte ihn als Vogel, der aus dem Ur-Ei stammte; daher auch wohl der 'Zweigegeborene'; im Indischen heissen die Vögel die 'Zweimalgeborenen' (dvija). Als solcher ist er wohl mit dem Phönix und ähnlichen Vorstellungen der personifizierten Zeugungskraft verwandt.»<sup>1</sup> In einer im späteren Verlauf dieses Werkes zu unternehmenden Analyse des orphischen Welt-Eies werden wir diese weiteren Aspekte des Hymnus behandeln. Hier interessiert uns nur der Ausdruck «zweigegeborener» und «Träger des glänzenden heiligen Lichts»; denn offenbar wird damit bereits dem Urgeist ein Dual- und Lichtcharakter zugeschrieben, zwei Momente, die für unser Symbol  $\frac{0}{0}$  charakteristisch sind. Nach textkritisch-metrischen Untersuchungen kann die heute vorliegende Redaktion der «Orphika» erst aus nachchristlichen Jahrhunderten stammen. Inhaltlich gehen sie aber ohne Zweifel auf die orphische Periode Griechenlands zurück, zum mindesten auf die Pythagoraszeit des 6. Jahrhunderts v. Chr. – Auch in der orphischen Hymne an Dionysos<sup>2</sup> kommt die merkwürdige Zusammenstellung des «Zwiegestaltigen» und «Ersterzeugten» vor:

«Dionysos, den Lauttosenden  
Den Herrn der Gestirne rufe ich an,  
Den Zwiegestaltigen, Ersterzeugten,  
Den dreimalgeborenen bacchischen Herrscher ...»

Offenbar steht hier im Hintergrund der harmonikal-trinitarische Prototypus:



wobei  $\frac{1}{1}c$  den «Ersterzeugten», die beginnende Dichotomie

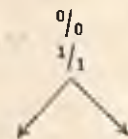
$$\frac{1}{2}c, \leftarrow (\frac{1}{1}c) \rightarrow \frac{2}{1}c'$$

den «Zwiegestaltigen» (was ja schon im Dual  $\frac{1}{1}$  enthalten ist!) und die drei c-Werte (c, c c') zusammen den «dreimal Geborenen» bedeutet. – Auch in der «Selbstbespiegelung» des Dionysos-Zagreus dürfen wir (wie noch weiter vielleicht in der Gleichung Zagreus = Narziss?) einen Ausklang an dem im Gotte wesenhaft enthaltenen Dualis sehen. Der Sohn des Zeus und der Persephone, wird bei Nonnos, eine orphische Sage weiterspinnend, «Zagreus» benannt.

<sup>1</sup> Plassmanns Anmerkung zum obigen Hymnus: a. a. O., S. 117f.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 44.

Diesem Zagreus nahen die schlimmen Titanen und machen ihn durch Geschenke zutraulich. Erst als er in einem Spiegel, den sie ihm geschenkt, den Widerschein seiner eigenen Gestalt betrachtet, überfallen sie ihn. Er, Zagreus, entzieht sich jedoch den Titanen in wechselnden Verwandlungen; zuletzt wird er jedoch in Stücke zerrissen. Nur das Herz rettet Athene; sie bringt es dem Zeus, der es verschlingt<sup>1</sup>. Harmonikal können wir diese Sage so deuten, dass der Sohn des Zeus ( $\frac{1}{1}$ ), Zagreus (die weitere Verkörperung der Einheit), dann «überfallen» wird, wenn er sich selbst «bespiegelt», d. h. des Duals bewusst wird. Denn in diesem Moment beginnt die Dichotomie seiner Teilungen, er «verwandelt» sich in die Seinswerte und differenziert sich so lange, bis er «zerrissen» wird, d. h. am Übermass der Verwandlungen zugrunde geht. Dies stimmt genau mit der immer grösseren «Indizierung» des harmonikalen Tonsystems überein; denn auch hier «zerreißt» schliesslich die erkennbare harmonische Ordnung immer mehr, bis die Disharmonien so überhand nehmen, dass nur eine «Rückkehr» – in der obigen Sage mythologisiert durch die Rückkehr des Herzens (! = Tonwert) des Zagreus zu Zeus – des eigentlichen Tonwertes via Gleichtonstrahlen oder sonstigen inneren Reihenimpulsen zum Ursprung  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  wieder den ursprünglichen Zustand herstellen kann. «Zeus» wäre hier, wie oft in den obersten mythologischen Gestalten, einmal (als Schöpfer) mit  $\frac{1}{1}$  und das andere Mal (als Ursprung) mit  $\frac{0}{0}$  gleichzusetzen. – Du, mein Freund, und ich wissen hier noch feinere Parallelen zu finden und anzusetzen; wir überlassen das Finden aber denjenigen, die schon die Voraussetzung dazu haben, sonst müssten wir hier ganze Seiten des «Lehrbuchs» wiederholen. – Der Kern der Zagreussage scheint, harmonikal betrachtet, in der Selbstbespiegelung zu liegen, die den Dual des Urgrundes nicht als eine Möglichkeit der schöpferischen Evolution bewahrt (in jedem «Gott» oder Gottheitsabkömmling, sei es Zeus, Zagreus, Narziss oder anderen, liegt ja implizite das Moment der  $\frac{1}{1}$ ), sondern in dieser Möglichkeit der «Selbstbespiege-



lung» schon die Hypertrophie der kommenden Zerteilung, «Zerreissung» voraussetzt. – Ein anderes Moment kommt in der Narzissus-Sage zum Ausdruck. Narziss, göttlichem Stamme entsprossen, schön von Gestalt, beugt sich über einen klaren Quell, sieht darin sich selbst, entbrennt in Liebe zu seinem eigenen Bild, bis er, sich vor Sehnsucht verzehrend oder (nach anderer Version) im Wasser untergehend, den Tod findet. Da nun der Dual, allgemein gefasst (siehe den obigen orphischen Hymnus!), als Vater-Mutter-, Mann-Weib-Element in jedem Seinswert harmonikal enthalten ist, wäre die «Selbstbespiegelung» mit der inneren

<sup>1</sup> Nach Erwin Rohde: «Psyche», 5./6. Auflage, Bd. II, 1910, S. 116f.

Aufhebung, Auslöschung des Seinswertes gleichzusetzen, zum mindestens mit seinem Absinken in die Anonymität der Materie, des Chaos. Nichts anderes meinte wohl der Neuplatoniker Proklos, welcher die Narzissus-Sage (in Platos Timäus) mit den schönen Gedanken paraphrasiert<sup>1</sup>: «Wie wenn einer seinen eigenen Schatten im Spiegel des Wassers besieht, und durch diesen Anblick betäubt, verwirrt, niedergeschlagen wird, so wird auch die Seele, wenn sie ihr Bild im Körper, beim Fluss der Geburt, in den verschiedenen Zuständen und Affekten, wovon sie selber frei ist, betrachtet, ergriffen; sie nimmt ihr Bild für sich selber, sie gerät in Verwirrung, sie wankt, sie ist unschlüssig; so sinkt sie in den Körper herab und wird ins materielle, irdische Leben herniedergezogen.» – Eine zum Mythenkreis um Narzissus gehörende Sage dürfen wir noch erwähnen, weil sie ein akroatisches Moment in sich birgt: die holdeste der Nymphen, Echo, verzehrt sich in unfruchtbarer Liebe zu Narzissus so, dass von ihr nichts als nur mehr die Stimme übrig bleibt. – Zu der Zagreus- und Narzissus-Sage bemerken wir noch abschliessend, dass die «Selbstspiegelung», welche mit einer Verwirrung, ja Bewusstseinsauslöschung verbunden ist, etwas grundsätzlich anderes (final) bedeutet als das Bewusstwerden des Dualis im Schosse des Ungrundes  $\frac{0}{0}$ , welches, wie wir noch sehen werden, den entscheidenden kosmogonischen Schritt von der  $\frac{0}{0}$  zur  $\frac{1}{1}$ , das Heraustreten des Ungrundes  $\frac{0}{0}$  in den Urgrund  $\frac{1}{1}$  erst ermöglicht.

In der indischen Mythologie ist «Narayana» der Beiname der höchsten Gottheit. Narayana heisst «die beiden Brüder», ist also, gleich Elohim, ein Doppelwesen, welches über dem Wasser schwebend gedacht wird<sup>2</sup>. Nur ist hier, im Gegensatz zu Elohim, der Dual ausgesprochen. – Wie, besonders in kabbalistischer Auslegung, Elohim (auch «Cherubim» mit dem Flammenschwert ist ein Kollektiv-Singular!) als eine Licht- bzw. Strahlenercheinung [die von der  $\frac{0}{0}$  ausgehenden Strahlen der Seinswerte] gedacht wird, so finden wir in der babylonischen Kosmologie die Parallelercheinung im Doppellichtwesen «Tiamat», der «Glänzenden», der Chaosgöttin, die, gleich zu Beginn der Welterschöpfung, als ein furchtbares Un-Wesen von Marduk, dem «erwählten Weisen» der Götter, bekämpft wird und nach furchtbarem Ringen von ihm schliesslich noch als Leichnam «einer Muschel gleich» in zwei Hälften gespalten wird<sup>3</sup>. Auch hier dürfen wir noch ein Dualmoment im «Kampf der Götter» an der Spitze der babylonischen Kosmogonie erkennen. Keilschriftlich wird «Tiamat» ausserdem mit dem Doppelzeichen ▼▼ bezeichnet<sup>4</sup>. – In der zu hohen Abstraktionen neigenden avestischen (Zarathustra-)Lehre finden wir eine abstrakt-moralische Gottheit «Aramati», welche zugleich «fromme Andacht» und «Erde» bedeutet, welche also

<sup>1</sup> Nach Creuzer: «Symbolik und Mythologie», 2. Auflage, Bd. 3, 1821, S. 553.

<sup>2</sup> A. Stentzel: «Welterschöpfung, Sintflut und Gott», Leipzig 1899, S. 47.

<sup>3</sup> Vgl. das babylonische Welterschöpfungsgedicht bei Ungnad: «Die Religion der Babylonier und Assyrer», Jena 1921, S. 45.

<sup>4</sup> Stentzel: a. a. O., S. 147.

den Begriff des «Oben» der Frömmigkeit mit dem «Unten» der Erde verbindet. Nun erscheint aber diese Gottheit in den Gathas zusammen mit «Asa» als Dual: «Asa-Aramati» = Rechtsordnung und Frömmigkeit<sup>1</sup>. Ferner gibt es im Avesta noch zwei interessante Gottheiten oder Genien «Haurrat» (Ganzheit, Vollkommenheit) und «Amertat» (Unsterblichkeit), die, wie noch viele andere Begriffe im Dual gebraucht werden<sup>2</sup>. Diese Götter-Duale sind besonders im indischen Mythos sehr ausgeprägt: Indra-Varuna, Mitra-Varuna, Indra-Vayu, Indra-Agni, Indra-Pushan, Indra-Vishnu, Agni-Soma usw., natürlich auch in vielen anderen Mythologien, wenn man nur einmal seine Aufmerksamkeit darauf lenkt. F. Max Müller<sup>3</sup> sagt über die «Dual-Gottheiten»: «Dass aber der gemeinsame Charakter gewisser Götter vom Volke im Grossen deutlich empfunden wurde, können wir am besten aus einer Anzahl von Dualnamen sehen, die die anerkannten Bezeichnungen von bestimmten Gottheiten geworden sind. So finden wir Hymnen an Agni und Indra als eine Gottheit, *Indrāgni* genannt; an Agni und Soma, *Agnishoman* genannt – ein Prozess, der wahrscheinlich dem ähnlich ist, der im Griechischen zu solchen kombinierten Namen führte wie *Phöbus-Apollo* und *Pallas-Athene*, wo ebenfalls zwei ursprünglich unterschiedene Namen als für die Praxis identische Namen und die Götter als identische Götter erkannt wurden.» – Von unserem harmonikalen Denken aus sehen wir diese Dual-Gottheiten nicht äusserlich nur als «für die Praxis identisch» an, sondern erkennen in ihnen noch eine treue Bewahrung der im Gottheits- oder Gottesbegriff a priori verborgenen Zwiefachheit. Denn hier handelt es sich um Verdoppelungen, als deren prototypischen Hintergrund wir die Symbole  $\frac{0}{0}$  oder  $\frac{1}{1}$  formträchtig wirksam sehen, also um einen Dualis mit kosmologischem Hintergrund.

Auch die germanische Götterlehre hat, wie Tacitus im 2. Kapitel seiner «Germania» berichtet, im «Tuisto», dem «Zwitter» oder dem «Zwiefachen» ein mythologisches Dualwesen an oberster Stelle: «Aus der Erde ging ein göttliches Wesen hervor, Tuisto, der Zwitter. Der erzeugte Mannus, d. h. den Urmenschen. Also nicht geschaffen, sondern auf natürlichem Wege von den Göttern gezeugt ist die Menschheit.»<sup>4</sup> Mannus, der Urmensch, erzeugt nun drei Söhne – in welchen wir, nach Wilhelm Müller<sup>5</sup>, ebenfalls Namen oder Beinamen von Göttern zu suchen haben – aus welchen sich die drei Hauptstämme der Westgermanen ableiten: die Ingwäonen, Istwäonen und Hermionen. Nach Wackernagel<sup>6</sup> ist jedoch die Sage von Tuisto und Mannus nicht, wie Tacitus meinte, eine Sage vom autochthonen Ursprung des germanischen Volkes, sondern ein Mythos vom Ursprung der

<sup>1</sup> O. G. von Wesendonk: «Das Weltbild der Iranier», München 1933, S. 79f.

<sup>2</sup> Dies und anderes sprachlich wichtige über den Dualis ausführlich bei Franz Bopp: «Vergleichende Grammatik» usw., 3. Auflage 1868, Bd. I, § 206ff.

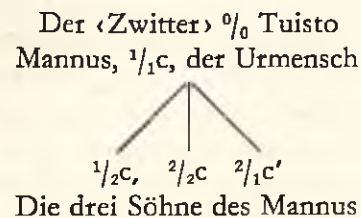
<sup>3</sup> «Psychische Religion», Leipzig 1892, S. 180f.

<sup>4</sup> W. Golther: «Handbuch der germanischen Mythologie», Leipzig 1895, S. 305.

<sup>5</sup> «Geschichte und System der altdeutschen Religion», Göttingen 1844, S. 292.

<sup>6</sup> In Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 6.

Menschheit überhaupt, also ein Stück germanischer Kosmogonie. Wir haben also hier die Dualgottheit Tuisto ( $\frac{0}{0}$ ), sie zeugt den Mannus ( $\frac{1}{1}$ ) und dessen drei Söhne (c, c c'), eine Trinitas, die wir schon an der Spitze unseres harmonikalen Grunddiagramms finden:



Auch hier ist die bewusste Bewahrung des Duals in der obersten kosmogonischen Gottheit Tuisto typisch (unser heutiges «Zwist» und «zwischen» klingt nicht von ungefähr an Tuisto = Tvisto an!). Diese Wertform scheint sich als Prototyp so in das Gemüt unserer Vorfahren eingepägt zu haben, dass sie sich noch<sup>1</sup> in 15 Ortsnamen, zum überwiegenden Teil in Niederdeutschland, erhalten hat, welche mit «Twe» oder «Twif» beginnen. So liegt z. B. bei Arolsen ein Ort Twiste und zwei Flüsschen «zur Diemel» und «zur Oste». – In den altmexikanischen «Anales de Quauhtitlan»<sup>2</sup> wird der Gott Quetzalcoatl als der «Zweifache» erwähnt. Der doppelgesichtige römische Gott Janus ist dem Namen nach allbekannt, weil wir mit dem Ausdruck «Janusgesicht» die menschliche Doppelspurigkeit benennen. Um so «dunkler und verworrener» ist sein Mythos, «welchen völlig aufzuklären noch niemand gelungen ist»<sup>3</sup>. Selbst das bei Creuzer<sup>4</sup> fleissig zusammengetragene Material macht keinen befriedigenden Eindruck. Creuzer weist jedoch darauf hin<sup>5</sup>, dass er im «Vorhergehenden zum öfteren von der Doppelgestalt orientalischer Gottheiten geredet und noch den Satz ausgesprochen habe, dass ich den Ursprung des Janus in den indischen Avatar's finde». Preller<sup>6</sup> sagt von Janus: «Überhaupt wurde er als Gott des Anfangs und Ursprungs der Dinge bei allen Opfern zuerst bedacht, bei allen Gebeten und in allen Gebetsformeln zuerst und noch vor Jupiter genannt.» Eines der vielen Epitheta des Janus sind die Schlüssel, die er als Türwächter führt. Akroatisch sub specie unserer diagrammatischen Vorstellungen ist das Doppelgesicht des Janus eben der «Schlüssel», mittels dessen er die Entwicklung der Seinswerte eröffnet [10]:

<sup>1</sup> Nach Erich Jung: «Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit», München 1939, S. 189.

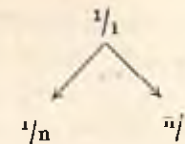
<sup>2</sup> Eduard Seler: «Codex Varicanus No. 3773, Berlin 1902, nach Hermann Wirth: «Die Heilige Urschrift der Menschheit», Leipzig 1931/36, Textband S. 110).

<sup>3</sup> W. Vollmer: «Wörterbuch der Mythologie», Stuttgart 1836. Weiteres über Janus unten S. 131.

<sup>4</sup> Symbolik und Mythologie», 2. Auflage, 2. Teil, 1820, S. 879 ff.

<sup>5</sup> a. a. O., S. 888, Anm.

<sup>6</sup> «Römische Mythologie», 3. Auflage, S. 166 f.



also der Dual, welcher die zwei Weltpolaritäten aus dem göttlichen Urgrund herauszutreten gestattet. Welch schöneres Bildsymbol könnte man an die Stelle der  $\frac{1}{1}$  in unserem harmonikalen Grunddiagramm, dem Lambdoma, setzen, wenn nicht eben das Doppelgesicht des Janus! Hermann Wirth hat in seinem erwähnten Werk<sup>1</sup> in einem besonderen Kapitel «Der Zwiefache» viel Material nebst zugehörigen Bildbelegen gesammelt, welches er freilich auf Jahres- bzw. Kalendermotive zurückführt, dessen «dualen» Hintergrund wir aber harmonikal tiefer zu sehen und zu deuten vermögen: als eine in den Formen der Natur und der Seele a priori latent vorhandene Doppelgestalt, welche in jenen frühen Zeiten der Menschheit in der verschiedensten Weise, als Mythologeme oder Bildsymbole – Wirth zeigt in seinem Tafelband (Tafeln 290/291) besonders solche von menschlichen Stenogrammen mit zwei Armpaaren –, zum Ausdruck kommt<sup>2</sup>.

Ja, mein Freund, es ist genug des «Materials», welches wir zur Bekräftigung eines Vorhandenseins unseres Eidos-Symbols  $\frac{0}{0}$  in der Mythologie und Weisheitslehre besonders der alten Völker auf den vorhergehenden Seiten ausgebreitet haben. Warum wir uns in unserer Ektypik der Neuzeit nur vorsichtig näherten, ist oben gesagt und hängt vorwiegend mit der Nivellierung der  $\frac{0}{0}$  in rein pantheistische, deistische oder monistische Systeme zusammen. Nur die Anrufung der  $\frac{0}{0}$  eines Philosophen, der nach aussen alles getan hat, um den Begriff und die Anschauung einer Gottheit radikal auszurotten, nach innen aber ihm «Altäre feierlich geweiht», Friedrich Nietzsches, dürfen wir nicht unterlassen, hier noch zu zitieren. Das Gedicht ist betitelt: «Dem unbekanntem Gotte» und lautet:

«Noch einmal, eh ich weiterziehe  
und meine Blicke vorwärts sende,  
heb ich vereinsamt meine Hände  
zu Dir empor, zu dem ich fliehe,  
dem ich in tiefster Herzentiefe  
Altäre feierlich geweiht,  
dass allezeit  
mich Deine Stimme wieder riefte.

<sup>1</sup> a. a. O., Textband S. 618 ff.

<sup>2</sup> Dass wir uns von der Wirthschen Annahme einer Präponderanz der «nordischen Urrasse» distanzieren, bedarf wohl keiner besonderen Bekräftigung. Dies darf uns aber nicht dazu verleiten, das viele Positive, welches die Riesenleistung der Wirthschen Werke enthält, in Bausch und Bogen abzulehnen!

Darauf erglöh tief eingeschrieben  
das Wort: dem unbekanntem Gotte.  
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte  
auch bis zur Stunde bin geblieben:  
Sein bin ich – und ich fühl die Schlingen,  
die mich im Kampf darniederziehen  
und, mag ich fliehen,  
mich doch zu seinem Dienste zwingen.  
Ich will Dich kennen, Unbekannter,  
Du tief in meine Seele Greifender,  
mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,  
Du Unfassbarer, mir Verwandter!  
Ich will Dich kennen, selbst Dir dienen!

Hier ist in einer tief ergreifenden Weise die Sehnsucht des modernen, am Nihilismus des dynamisch-logischen Denkens zu zerbrechen drohenden Menschen nach jenem «unbekanntem Gotte», dem Ungrund alles Seins und Werdens ausgesprochen, welchen wir in der harmonikal-symbolischen mit dem Zeichen  $\frac{0}{0}$  ausgedrückt finden. Dieses Eidoszeichen  $\frac{0}{0}$  ist aber keine «Willkür», keine bloße Meinung, Behauptung oder eine Sache des Nur-Glaubens, sondern auch eine Tatsache des Wissens von entscheidender Evidenz. Denn wir haben es ja durch Beobachtung und Weiterentwicklung (Rückführung der Teiltonreihen: Re-ligio!) der psychophysischen Daten unseres Grunddiagramms erhalten. Wenn nun auf Grund einwandfreier, in der Natur (das «Gesetz» der Obertonreihe) und in unserer Seele (Intervallempfindung) vorhandener und ihren eigenen Normen nach konsequent weiter interpolierter Formen an der Spitze des harmonikal-symbolischen Grunddiagramms dieser merkwürdige und eigenartige  $\frac{0}{0}$ -Wert erscheint – dass seine mathematische Induktion «selbstverständlich» ist, unterbaut ja nur seine Evidenz –, dessen innerer Gehalt und Situs (Ort im Diagramm) in so auffällender Weise mit den obersten Mythologemen und Gottheitsbegriffen der wichtigsten Mythologien, Religionen und Weisheitslehren des Altertums und den Philosophien bis zur Neuzeit herauf übereinstimmt, so ist dieses Ergebnis in zweierlei Hinsicht von höchster Bedeutung. Einmal haben wir nicht nur den bloss logischen, sondern den *psychophysischen* Beweis dafür, dass sowohl in der Natur als auch in unserer Seele prototypische Formen, «Ideen» vorhanden sein müssen, die jenen obersten Gottheitsbegriff  $\frac{0}{0}$  geradezu fordern, d. h. dieses Symbol aus der legitimen Aufzeichnung dieser Formen, wie sie unser Diagramm Abb. 1 zeigt, «gebären», aus sich herausstellen, gestalten. Dieses Symbol  $\frac{0}{0}$ , durch die vielen obigen ektypischen Belege, denen eine noch wesentlich grössere Anzahl hinzugefügt werden könnte, als Glaubenstatsachen oder solche der religiösen Spekulation aller Zeiten und Völker nachgewiesen, hat also durch die Harmonik eine Evidenz erhalten, die den Glauben mit dem Wissen unterbaut, und damit ist die Realität des Sym-

bols  $\frac{0}{0}$  doppelt, eigentlich dreifach (Glauben, seelische Formen der Intervallempfindung und Naturgesetz!) legitimiert. Zum andern aber, und dies scheint uns das Wichtigste, ist das Symbol  $\frac{0}{0}$  mit seinen religiösen Folgen als Wirklichkeit und Wahrheit erwiesen, soweit wir mit den Funktionen unserer menschlichen Erkenntnis überhaupt von Wahrheit und Realität sprechen können. Die  $\frac{0}{0}$ , das Eidos, die «unbekannte Gottheit», der Ungrund Jakob Böhmes, das Brahman der Inder, das En-Sof der Hebräer, das Zervan akaranan der Perser, das Tao der Chinesen – alle diese metaphysischen Wesenheiten sind Wirklichkeiten in höherem Sinne. Wir wissen nun, dass sie existieren – in welcher tatsächlichen Form, darüber verweigert uns das Symbol  $\frac{0}{0}$  die Aussage selbst, ebenso wie die Alten und wir nur unzulängliche Begriffe und Metaphern von ihren obersten Gottheitsmythologemen hatten und haben: hier stehen wir vor dem letzten und höchsten Geheimnis. Aber die Gewissheit, dass das Symbol  $\frac{0}{0}$  als Wirklichkeit, ja als die höchste Realität schlechthin existiert, dieses Ergebnis dürfen wir, ohne uns dem Vorwurf einer Überheblichkeit auszusetzen, als ein Novum in der Geschichte der Erkenntnis und der Religionsphilosophie buchen. Wie es existiert, was es ist, das wissen wir nicht, das ist ein Geheimnis. Wir können zwar durch Negationen (Nirvana) oder Positionen (Brahman) es bildbegrifflich tangieren, und auch der in ihm enthaltene Dual bietet Möglichkeiten der metaphorischen Deutung. Aber das innerste Wesen des Gottheitsymbols  $\frac{0}{0}$  wird uns immer verschlossen und höchstens der Meditation als Fülle der geistigen Werte (Brahma = Wonne; die Herrlichkeit Gottes u. a. m.) als meditatives Erlebnis zugänglich bleiben. Und nicht ohne Grund getrauten sich die jüdischen Mystiker nicht, den Namen Gottes überhaupt auszusprechen, und die Kabbalisten benannten die unergründliche Tiefe der Gottheit mit En-Sof, das Bestimmungslose, das Absolute, die Uridee – ein Begriff, den dann Hegel in seinem «bestimmungslosen Sein» wieder aufnimmt und dessen weitere «Namen» wir ja in einer fast endlosen Folge kennengelernt haben. Es ist ein Stammeln des menschlichen Geistes vor der Erkenntnishaube der Gottheit. «Der Alte der Alten, der Verborgene der Verborgenen, hat eine Gestalt und hat auch keine. Er hat eine Gestalt, durch welche das Welt- all besteht; er hat aber auch keine Gestalt, da er nicht erfasst werden kann.» Mit diesen lapidaren Worten drückt der Sohar<sup>1</sup> genau die innere Physiognomie des harmonikal-symbolischen  $\frac{0}{0}$ -Zeichens aus.

#### Exkurs über «Gnosis»

Du wünschst, lieber Freund, dass wir uns an diesem Ort über den Begriff «Gnosis» aussprechen, Deinen Wunsch damit begründend, dass solchen Untersuchungen wie den vorhergehenden leicht der Vorwurf gnostischen Denkens

<sup>1</sup> E. Bischoff: «Elemente d. Kabbalah», Bd. II, 1913, S. 93.



und Schliessens gemacht werde. Da dieser Vorwurf bereits mündlich von verschiedenen Seiten ausgesprochen wurde, wollen wir überlegen, ob er zu Recht besteht.

«Gnosis» leitet sich vom gleichnamigen griechischen Wort γνῶσις ab und heisst wörtlich übersetzt «Erkenntnis, Einsicht, Gesinnung». Das Wort kommt bei Homer noch nicht vor, tritt später auf und gewinnt erst im Neuplatonismus und der – Gnosis grosse Bedeutung. «Gnosis» ist schliesslich eine ganze philosophische Bewegung des vor- und nachchristlichen Ostens, ein Synkretismus von orientalischer Mythologie, Zahlenmystik, Erlösungsglauben und messianischen Hoffnungen. Tertullian bezeichnet die Frage, woher das Übel kam, als Hauptproblem der Gnosis. Man muss sich diese Lehren in einer politisch, wirtschaftlich und weltanschaulich zusammenbrechenden Welt vorstellen, als ein Versuch gequälter Seelen, sich innerhalb der auf sie eindringenden asiatischen Lehren auf Grund einer noch unausgereiften christlichen Haltung zurechtzufinden. In fast allen gnostischen Systemen, so verschieden sie unter sich sein mögen, spielt die theologische Spekulation nach dem obersten Gottes- oder Gottheitsbegriff, die kosmologische Begründung der Entstehung der Welt und des Menschen sowie die Ableitung des Übels die Hauptrolle. Der Grund, warum der Gnosis heute noch ein übler Geruch anhaftet, ist nicht nur in ihrer Unkenntnis (von uns aus) zu suchen, sondern in den tatsächlich in ihr enthaltenen Wüstheiten, ihrem tollen Aberglauben und ihren aberwitzigen Zahlennarrheiten – aber hier muss man sofort einhalten und zwei Einschränkungen machen: 1. dass dies nur die eine, negative Seite der Gnosis ist, und 2. dass vieles Abstruse und Monströse uns so erscheint, weil wir die Hintergründe nicht mehr verstehen oder diese durch Ungereimtheiten absichtlich verdeckt werden, welche aber die Eingeweihten sehr wohl verstanden. Immerhin muss man in der Gnosis die Spreu vom Weizen sondern; dies gelingt aber nur, wenn man von Fall zu Fall genau weiss, was Spreu und Weizen ist. Von der Harmonik her haben wir zu manchen gnostischen Theoremen einen Zugang oder vielmehr einen Schlüssel, wie wir oben sahen und noch weiter sehen werden. Ein Durchforschen der Gnosis unter akroatischen «Hörpunkten» wäre nicht weniger ergiebig und aufschlussreich als ein solches des Pythagorismus. Sowohl aus Gründen der soeben gemachten Einschränkungen als auch aus unseren Erfahrungen mit harmonikalen Analysen gnostischer Theoreme können wir – und hier befinden wir uns im Einverständnis mit allen wirklichen Kennern der Gnosis – sagen: Es gibt auch eine positive Seite dieser Gnosis, die in vieler Hinsicht wichtig und aufschlussreich ist, ja, die sogar viele Momente von tiefer religiöser und philosophischer Spekulation und höchster dichterischer Ausdruckskraft enthält. «Man spürt in der Gnosis» – sagt Hans Eibl<sup>1</sup> – «ergriffene Seelen, Menschen, die nach einem starken Eindruck von der Zeitwende sich gewissermassen an den Morgen der Schöpfung

<sup>1</sup> In: «Augustin und die Patristik», München 1923, S. 82.

zurückversetzen, da noch nichts entschieden war, und nun zusehen wollen, woher das Übel kam, was der Weltverlauf bis zur Zeitwende bedeute, wonach die unter einem Druck seufzende Schöpfung verlange, worin das Werk des historischen Erlösers bestehe, wie diese tragische Weltzeit enden müsse. Auch ein so heftiger Gegner wie Tertullian hat dem Valentin [einem der wichtigsten Gnostiker] Geisteskraft und Sprachgewalt zugestanden. Der ungeheuren Erschütterung vollends, die den Markion [ebenfalls das Haupt einer gnostischen Schule] angesichts der Erlösung ergriff, kann man nicht widerstehen. Wer Verständnis hat für umfassende Synthesen, die naturgemäss nicht anders als mythisch ausfallen können – wie ja auch die deutschen idealistischen Systeme beweisen, hinter deren abstrakten Begriffen eine sehr lebhaft Phantasie, bei Schelling sogar gnostischer Herkunft, träumt – der wird auch den höchsten Systemen der alten Gnosis die Anerkennung nicht versagen.» – Dieses Urteil eines guten Kenners dürfte wohl, lieber Freund, das gefühlsmässige Ärgernis derjenigen, die unsere Arbeit mit dem Worte «Gnosis» wo nicht diminuieren, so doch ad acta legen wollen, etwas herabsetzen und sie einer so grossen Bewegung gegenüber, wie es die historische Gnosis nun einmal war, gerechter stimmen.

Aber sollen wir uns überhaupt verteidigen, wenn wir die Apostrophierung unserer harmonikalen Symbolik mit «Gnosis» genau für das nehmen, was das Wort ursprünglich bedeutet: «Erkenntnis, Einsicht, Gesinnung»? Dazu liegt doch wohl nicht der mindeste Grund vor! Erkenntnis, Einsicht und Gesinnung waren von jeher die Fundamente, auf welchen sich eine neue Weltansicht aufbaute, und auch unsere Akroasis war von Anfang an bemüht, den Grundsätzen dieses Ternar zu folgen. Doch darum handelt es sich ja letztlich nicht, wenn heute eine For- schung als «Gnosis» erklärt wird – ich weiss, lieber Freund, was du sagen willst! Es wird uns damit der Vorwurf gemacht, dass wir hohe und höchste Dinge, die üblicherweise dem Glauben vorbehalten seien, auch mit dem Wissen erforschen wollen.

Hier hört natürlich mit solchen, die einen Zugang zu den religiösen Urphänomenen, zu Gott schlechthin, nur mittels des Glaubens oder allenfalls des Gefühls allein für statthaft und möglich halten, jede Diskussion auf. Wir könnten uns freilich auf viele Stimmen von den Kirchenvätern an bis herauf auf unsere Zeit berufen, die auch dem Wissen eine Gotteserkenntnis zutrauen, die zur Gewissheit werden kann. So zitieren wir nur aus den Stromata des Klemens von Alexandrien als einem wohl unverdächtigen Zeugen folgende Stellen<sup>1</sup>: «Der Glaube soll nicht untätig sein noch allein bleiben, sondern mit Untersuchung vorwärts gehen. Denn ich meine nicht, dass man gar nicht forschen soll.»<sup>2</sup> Und: «Über Gott zu forschen ist heilbringend, wenn es nicht auf Streit sondern auf Finden ausgeht.»<sup>3</sup> Und ferner die schönen Worte: «Wer forscht, wird nicht ruhen, bis er findet; hat er gefunden, so wird er staunen; staunend aber wird er König sein und als König

<sup>1</sup> «Teppiche», übersetzt von Franz Overbeck, Basel 1936. <sup>2</sup> a. a. O., S. 430. <sup>3</sup> a. a. O., S. 431.

zur Ruhe gelangen<sup>1</sup>. Und endlich: «Wenn wir also darin übereinstimmen, dass die Gnosis die Speise des Logos ist, so sind in der Tat selig nach der Schrift die nach Wahrheit 'Hungernden und Dürstenden'; denn sie werden mit ewiger Nahrung gesättigt werden.»<sup>2</sup> Vor allem aber berufen wir uns auf die Paulus-Stelle I. Kor. 2, 10: «Denn der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.» Da diese Stelle von den Nur-Gläubigen, mit und ohne Bart, meist bagatellisiert, wenn nicht gar absichtlich missachtet, missdeutet wird, so lohnt es sich, sie sich näher anzusehen. Sie heisst griechisch: «Τὸ γὰρ πνεῦμα πάντα ἐραυνᾷ, καὶ τὰ βάθη τοῦ θεοῦ.» Πνεῦμα heisst ursprünglich Hauch, Atem, im Neuen Testament «Geist», wobei wir aber in diesem Ausdruck «Geist» nicht nur ein nebuloses geistiges Etwas (wie sollte ein solches «forschen»?), aber auch nicht nur das logische, sondern das vernünftige, von Gott stammende Denken verstehen müssen. Dieser «Geist» nun, der im Menschen lebt, webt und ist, also nicht der kritische, selbstbewusste, solipsistische, sondern der von Gott durchdrungene Geist des denkenden Menschen ἐραυνᾷ = «erforscht» alle Dinge (ἐραυνᾷ oder ἐρευνᾷ = ausspüren, untersuchen, erforschen), d. h. er wittert und spürt den Dingen nach, was, wie und woher sie sind, und was sie bedeuten, «auch die Tiefen der Gottheit»! Wir glauben, dass diese Legitimation genügt – selbst für diejenigen, die nur «glauben»!

«Theologie» heisst «Gotteswissenschaft». Wenn man nun z. B. in den repräsentativen, ca. 10000 Spalten umfassenden Lexikon «Die Religion in Geschichte und Gegenwart»<sup>3</sup> das Stichwort «Gott» sucht, wird man sehr erstaunt sein, dieses nicht zu finden, wohl aber «Gottesebenbildlichkeit», «Gottesbeweise», «Gottesdienst» (besonders ausführlich!), «Gottesfreude», «Gottesfriede», «Gottesfurcht», «Gottesglaube» (auch dies sehr eingehend!) usw. – Kurz, die Hauptsache der ganzen «Theologie», das Hauptthema «Gott» fehlt! Natürlich hat das seine Gründe. Nicht etwa, dass die sonst so redselige protestantische Theologie über Gott nichts auszusagen wüsste (in jeder Predigt wird das Wort «Gott» ja dutzende Male gebraucht!), sondern dass sie – wir wollen uns vorsichtig ausdrücken – vor die Stichwortentscheidung eines Lexikons gestellt, über das Summa summarum ihrer Existenz nichts auszusagen wagt! Was das katholische «Kirchliche Handlexikon» Buchbergers unter «Gott» berichtet, werden wir später am Schluss unseres 1/1-Abschnittes zitieren.

Es ist merkwürdig, wie selbst bei intelligenten Theologen der ständige Gebrauch des Wortes «Gott» (nicht Gottes!) diesen Ausdruck gewissermassen tabu macht. Du entsinnst dich wohl noch, lieber Freund, dass wir vor Zeiten einmal einem solchen Gottesmann unser harmonikales  $\frac{0}{0}$ -Symbol zu erklären versuchten, wie und auf welcher Basis es in unserem Diagramm entsteht und welche Bedeutung wir damit verbinden. Das erstere verstand er durchaus; aber als wir ihm sagten, dass dieses Symbol für uns ein Beweis für die Existenz eines übersinnlichen

<sup>1</sup> a. a. O., S. 473, wohl nach Plato?    <sup>2</sup> a. a. O., S. 460.    <sup>3</sup> 2. Auflage, Tübingen 1928.

höchsten Wesens sei, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief empört: «Sie können doch unmöglich diese zwei Nullen mit Gott identifizieren!» Worauf wir ihm antworteten: «Sie können doch unmöglich die vier Buchstaben G-o-t-t mit dem höchsten Wesen, mit dem Herrn des Himmels und der Erde identifizieren!» Er besann sich, aber nur einen Moment. Dann schüttelte er den Kopf, offenbar der Überzeugung, dass eine weitere Unterhaltung über dieses Thema zwecklos wäre<sup>1</sup>.

Man würde uns nun von religiöser Seite völlig falsch verstehen, wenn man annehmen wollte, dass wir für den «Glauben» nichts übrig haben oder ihn sogar, unseres harmonikalen Erkenntnisweges zuliebe, ablehnten. Würden wir dies, so lehnten wir nicht nur eine der stärksten Kräfte ab, die von jeher Leben und Kultur der Völker gestalteten und sie unter die Norm des Absoluten stellten. Wir wären nicht nur blind für historische Tatsachen, sondern negierten gerade jenes Glaubensmoment, jene Kraft des Glaubens an alles Höhere, an die Welt der Werte, an Gott in uns selbst, das uns immer wieder dazu anspornte, der Idee dieser Wertewelt zu dienen und unser Werk unter diese Idee zu stellen. Aber wir sind der festen Überzeugung und Zuversicht, dass eine richtige Erkenntnis, verbunden mit einer Forschungsmethode, die die Ganzheit unserer menschlichen Fähigkeiten umfasst, sich auf die Ganzheit der Welt des Seins und der Welt der Werte richtet und die sub specie aeternitatis steht, mit ihren Mitteln sich ebensolche Gewissheiten zu schaffen vermag wie der Glaube allein. Und, richtig verstanden, d. h. so, wie wir wünschten, dass unsere Forschung verstanden würde, kann es jeder wirklich aufgeschlossene Theologe ja nur begrüssen, wenn ihm von seiten der Wissenschaft eine Methode zu Hilfe kommt, welche mit ihm zusammen demselben hohen Ziele zustrebt: dem heutigen «gebildeten» Menschen auch von dessen Mentalität aus einen Weg zu zeigen, wie er mit seinem Wissensmaterial zu Gott gelangt. Warum sind heute die Kirchen leer und entbehren gerade derjenigen Besucher, für die es früher noch ein inneres Bedürfnis war, die geweihte Stätte zu betreten und Gott zu verehren? Nicht nur, weil die Religion in ihrer heutigen Form einen Kontakt zu unserer Mentalität nur noch mit Mühe herstellen und aufrechterhalten kann, sondern weil die allermeisten in ihrem Leben und ihrem Beruf von einer höchsten geistigen Instanz nichts mehr wissen wollen, weil das, worin sie täglich leben und arbeiten, gar keine Beziehung mehr zum Absoluten («alles ist relativ»!) zu haben scheint. Der Alltag ist in der heutigen Menschheit buchstäblich gott-los geworden. Nicht, weil der moderne Mensch besser oder

<sup>1</sup> Dass es doch nicht auf die äussere Bezeichnung ankommt, die Namen, sondern auf die innere Gestalt und den inneren Gehalt, also auf die Sache, welche nach aussen die verschiedensten Namen, sowohl «Weltgeist», «Gottheit»,  $\frac{0}{0}$  (harmonikal) oder sonst irgendwelche annehmen kann, zeigt uns ja schon die Geschichte, wie wir aus den obigen Beispielen erfuhren. Aber diese einfache Überlegung schien unserem Disputanden nicht gegeben, oder er wollte einfach nichts von ihr wissen.

schlechter wäre als der frühere, sondern weil sich die Zivilisation seit der Renaissance von allen absoluten Normen gelöst und emanzipiert hat. – Wenn nun eine Lehre wie die Harmonik auftritt und – mit freilich sehr begrenzten und sich womöglich immer nur auf einen sehr kleinen Kreis von Menschen beschränkenden Mitteln – dem Einzelnen wieder zuruft: in allem, was Dich umgibt, im Stein, in der Pflanze, im Tier, in den Atomen und Sternen, in den grossen Werken der Kunst, der Musik, der Architektur, der Dichtung, ja in Deinem eigenen Denken und Fühlen gibt es Harmonien, die vom Himmel stammen – nun, wir sind der Ansicht, dass diese *«Theologia naturalis»* ihrer Schwester, der *«Theologia spiritualis»* nur in höchstem Masse dienlich, auf keinen Fall aber eine Konkurrenz sein kann und dass sich letztlich beide Arten der Gotteserkenntnis gegenseitig ergänzen.

«Wenn du sinnest und denkst, was da sei in dieser Welt und ausser dieser Welt, oder das Wesen aller Wesen, so spekulierest du oder sinnest du in dem ganzen Leibe Gottes, welcher ist das Wesen aller Wesen, und der ist ein uranfängliches Wesen» – sagt Jakob Böhme<sup>1</sup>.

Die höchsten Dinge, um die sich Religion, Philosophie, Wissenschaft und Kunst bemühen, gehören nicht verschiedenen Ordnungen, sondern nur *einer* an. Und diese Ordnung ist, in christlicher Sprache *«von Gott»*. Wenn der Schöpfer in den Geist, die Seele und die Schaffenskraft des Menschen verschiedene Fähigkeiten gelegt hat, um das Göttliche mit menschlichen Mitteln zu gestalten, sei es in Religion, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Politik oder Wirtschaft, so hat jede dieser menschlichen Fähigkeiten und Berufe die Be-Rufung, das Geheimnis ihrer Mission zu bewahren als ein Amt von oben, in welchem niemand ein Vorrecht hat und keine Bevorzugung stattfindet. Und dieses Amt von oben hat auch der einfachste Mensch, wenn er das himmlische Licht in seiner Seele schaut und die himmlischen Harmonien hört. Jedem das Seine, jedem Menschenleben seine Erfüllung, nach Massgabe des Tonwertes, der in seinem Herzen klingt und nach Möglichkeit seiner Resonanzen, welche ihm Schicksal, eigene Stärken und Schwächen in seiner Umwelt zu finden, zu verwirklichen erlauben! Diese Welt ist kein Jammertal, sondern erfüllt von furchtbaren Gefahren und herrlichen Schönheiten zugleich. Jeder von uns steuert sein Lebensschifflein zwischen Scylla und Charybdis in- und ausserhalb von uns. Aber wenn wir Kurs halten, unser Amt von oben nach besten Kräften verwalten, blaut über uns dennoch der Himmel und winkt das heimatliche Ziel. Und sollte Unglück über uns kommen, so wissen wir, dass es in einem anderen Dasein einen Ausgleich gibt. Und sollten wir den Weg gehen, das Tor durchschreiten, das jeder von uns einmal durchschreiten muss, so treten wir ins Ewige ein, in die grosse Ruhe des Ungrundes, wo wir Schutz und Frieden finden vor allen Endlichkeiten und uns dem grossen Geheimnis anvertrauen, der unendlichen Güte, dem Licht und der Harmonie der Ewigkeit.

<sup>1</sup> Aurora 26, 53.

## B. Der Urgrund. Das Symbol $\frac{1}{1}$ der Origo

Was ist *«Gott»*?

Ein ungeheurer Begriff – für den numinosen Menschen, der Gott fürchtet. Eine innere Zuflucht für den, der Gott liebt, der in ihm den Vater sieht, welchen er in seiner Not und seinem Glück anrufen kann. Ein Ausdruck der Schöpferkraft, des schaffenden Urwillens, des Geburtsaktes der Welt: *Fiat!* Es werde – für den Monotheisten. Eine Fragwürdigkeit für den Materialisten, der das Universum auf das Atom und die Urzelle zurückführt und bestenfalls an eine Veränderung auf Grund der Naturgesetze, aber nicht an eine Entstehung aus dem Nichts glaubt.

Allen diesen Richtungen auf Gott hin oder von Gott weg ist gemeinsam, dass sie diesen Begriff auf irgendeine Weise setzen, ihn als ein Faktum nehmen, sei es in positivem oder negativem, in gutem oder bösem Sinne, als Sinn oder Unsinn.

Aber was ist für uns Harmoniker *«Gott»*?

Für uns ist *«Gott»* nicht nur ein Glaubensartikel oder eine wissenschaftliche Tatsache. Im harmonikalen Symbol  $\frac{1}{1}$  trifft beides, Inneres und Äusseres, Ton und Zahl, zusammen auf Grund einer tönenden Wirklichkeit. *«Gott»* ist für den Harmoniker die oberste seelisch-materielle, also psychophysische Realität. Symbolisiert wird dieser harmonikale Gottesbegriff durch die faktische Spitze unseres Grunddiagramms 1 (S. 43 f.)  $\frac{1}{1}$ , welche wir – in Unterscheidung zum Gottheits-symbol  $\frac{0}{0}$  (= Eidos) – Origo = Ursprung nennen. Wenn wir uns intellektuell einen Begriff von diesem Origo-Symbol  $\frac{1}{1}$ , diesem Ursprung, Urgrund, diesem *«Anfang»* von allem Sein und Werden machen wollen, werden wir uns genau das vorstellen müssen, was das Symbol aussagt: dass diese Welt irgendwann und irgendwo einmal einen Ursprung, Anfang gehabt haben muss. Ob nach der Kant-irgendwo einmal einen Ursprung, Anfang gehabt haben muss. Ob nach der Kant-Laplaceschen oder irgendeiner anderen wissenschaftlichen Theorie aus schon vorhandenem Urnebel, ob nach den Gesetzen des Planckschen Wirkungsquantums und den modernen astrophysikalischen Theorien, ob aus dem Nichts gemäss und den modernen astrophysikalischen Theorien, ob überhaupt als Täuschung (Schleier der Maya) – das steht hier vorläufig nicht zur Diskussion und ist hinsichtlich unseres Symbols  $\frac{1}{1}$  unwesentlich. Später werden wir uns eine Vorstellung vom Schöpfungsakt nach harmonikalen Prinzipien zu machen versuchen. Denn es hat doch wohl von der unerforschlichen, im geheimnisvollen Ungrund ruhenden Gottheit ( $\frac{0}{0}$ ) irgendein Prozess, irgendeine Emanationsform zum Schöpfungsakt ( $\frac{1}{1}$ ) hin stattfinden müssen. Die gesamte Symbolik des Diagramms zwingt zu dieser Annahme und gibt uns auch den Hinweis, wie wir uns diesen Übergang von der  $\frac{0}{0}$  zur  $\frac{1}{1}$ , also den eigentlichen Schöpfungsakt selbst, vorstellen können.

Wie kamen wir nun zu diesem harmonikalen Symbol  $\frac{1}{1}$ , zur *«Origo»* oder

dem Urgrund? Wir kamen dazu, indem wir die *Einheit* der Saite oder der Schwingung als die eines Urtones setzten, aus welchem dann gemäss den harmonikalen Normen die weitere Entwicklung sich gesetzmässig vollzieht. Dieser Urton ist eine Funktionsgrösse, die jeder Ton verwirklichen kann. Insofern ist es gleichgültig, welchen Namen wir ihm geben, ob c, d, e, f oder andere effektive Töne. Alle anderen von ihm abgeleiteten, aus ihm entstehenden Tonwerte – die wir mit den *Seinswerten* schlechthin symbolisieren – gehorchen derselben Ordnung, ganz gleich, welche wirkliche Höhe innerhalb der hörbaren Skalen dieser Ausgangston  $\frac{1}{1}$  hat. Die Ton-*«Höhe»* müssen wir uns als infinit variabel und unseren Ausschnitt des sinnlichen Hörvermögens ebenso vorstellen, wie etwa der Physiker aus dem an sich unendlich grossen, d. h. unendlich *«hohen»* und *«tiefen»* Schwingungsbereich die optischen, akustischen und atomaren Schwingungen nur als von uns eben noch erkennbare, fassbare Teilsektoren ansieht. Im Kleinen machen wir hier im Prinzip nichts anderes als der Schöpfer im Grossen, wenn er das Wort *«Fiat!»* = *«Es werde!»* ausspricht. Wir können noch weitergehen und sagen, dass in jeder Setzung, in jedem Akt – sei es des Willens, des Denkens, der Empfindung – der schöpferische Impuls des  $\frac{1}{1}$ -Symbols vorgegeben ist. Überall da, wo etwas auf Grund einer freien Entscheidung geschieht, ist der Schöpfungsklang des *«Fiat»* enthalten, und infolgedessen lässt uns Gott bis in unsere kleinsten Entscheidungen hinein teilhaben an seinem Schöpferwillen und seiner Schöpfungstat.

Das ist eine wichtige Tatsache von höchster Verantwortung. Sie eliminiert die Bedeutungslosigkeit des Alltäglichen und stellt alles, was wir tun, denken und fühlen, vor die höchste Instanz.

Diese Instanz ist aber die erste, der alles seine faktische Entstehung verdankt. Das Eidossymbol der Gottheit  $\frac{0}{0}$  konnten wir nur gewinnen, indem zuvor die  $\frac{1}{1}$  gesetzt und die Welt der Seinswerte aus der  $\frac{1}{1}$ , entwickelt wurde. Erst durch das Werden der *«Zeugertonlinie»*  $\frac{1}{1} \frac{2}{2} \frac{3}{3} \dots$ , um welche sich die Konfiguration der Tonwerte schart, bekommt ferner die harmonikale Ordnung, unseres Grunddiagramms jenen Halt, den wir zur *«ὁδὸς ἀνω»*, zum *«Weg nach oben»*, zum Symbol  $\frac{0}{0}$  brauchen. Genau wie in der christlichen Trinitas haben wir also auch in der Harmonik die Folge:

Gott Vater:  $\frac{1}{1}$  = Origo = Urgrund = Schöpfungsakt  
 Gott Sohn: Zeugerton = Erlöserlinie = Mittlerprinzip  
 Gott Hl. Geist:  $\frac{0}{0}$  = Eidos = Ungrund = Gottheit.

Aber hierüber werden wir uns später (S. 112 f. und E) noch gründlicher orientieren und aussprechen müssen. Gebe man dem Begriff *«Gott»* einen Gehalt, welchen man ihm wolle, so steht für uns Harmoniker die Tatsache fest, dass er das *«erste»* Symbol unseres Diagrammes ist. Und da alle harmonikalen Diagramme, besonders dieses Grunddiagramm des *«Lambda»*, psychophysischen Ursprungs

und infolgedessen für unser Erkenntnisvermögen Indikatoren (Anzeiger, Anzeiger) für Realitäten ersten Ranges sind, so ist für uns der Begriff *«Gott»* ( $\frac{1}{1}$ ) ebensolche Wirklichkeit wie der Begriff der *«Gottheit»* ( $\frac{0}{0}$ ). Alle Hörbilder der Audition visuelle geben unserer Seele (Ton) und unserem Denken (Zahl, Form) einen untrüglichen Hinweis, dass es sich hier um Tatbestände, Wirklichkeiten handelt, die nicht *«rein formal»* wie die Mathematik oder die logischen Überlegungen sind, sondern welche die Evidenz einer sicheren Forschungsbasis, aus der Natur und unserer Seele abgezogen, hinter sich haben.

In diesem Werk haben wir uns, mehr als in unseren früheren, vorgenommen, die *historischen* Daten und Belege sprechen zu lassen. Diese historischen Belege sollen unserer harmonikalen Symbole von den verschiedensten Seiten und Epochen her beleuchten. Eine historische Ektypik ist nicht nur ein literarischer Zettelkasten, sondern viel mehr: sie wird beweisen, dass die typischen Gestalten der harmonikalen Prototypen seit Urzeiten im Empfinden und Denken der Menschen formbestimmend waren. In diesem dem  $\frac{1}{1}$ -Symbol gewidmeten Abschnitt werden wir uns also vorzüglich nach dem Begriff des persönlichen und Schöpfergottes umzusehen haben.

Das Wessobrunner Gebet (800 n. Chr.) lautet: *«Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder grösstes, dass Erde nicht war noch Aufhimmel, noch irgend ein Baum noch Berg nicht war, noch Sonne schien, noch Mond leuchtete, noch das gewaltige Meer. Da dort nirgends nichts war an Enden und Wenden, und da war doch der eine allmächtige Gott.»*<sup>1</sup> Gegenüber dieser Stelle: *«und da war doch der eine, allmächtige Gott»* der germanischen frühchristlichen Religiosität, ihrer Diktion ebenso einfach wie lapidar, haben es die anderen Niederschriften, Bezeichnungen, Umschreibungen des  $\frac{1}{1}$ -Gottesbegriffes schwer, von ähnlicher Prägnanz zu sein. Die Bibel beginnt mit den Worten: *«Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde war aber wüst und öde, und Finsternis lag auf der Erde.»* Hier wird das reine Sein des Schöpfergottes bereits ins Willensmässige gewandelt: die Tat des *«Fiat!»* Sein des Schöpfergottes, der Anfang selbst, ist Pluralis Majestatis (harsteht hier am Anfang, und Gott, der Anfang selbst, ist Pluralis Majestatis (harmonikal Dual) Elohim. Auch dieser biblische Gottesbegriff ist in seinem Handeln grossartig und einheitlich, persönlich gedacht, aber nicht mehr einfach. Die ontologische Geschlossenheit ist bereits aufgegeben und mitten in ein Werden hineingestellt. Dass die Plural- bzw. Dualform *«Elohim»* ein tiefes Wissen um die innere Wesensgestalt dieses biblischen Gottesbegriffes verrät, welches sich erst später in *«Jehova»* wieder verlor, haben wir oben (S. 91) gesehen. Die ontologische Form des Gottesbegriffes findet sich erst später in der Bibel, so 2. Buch Mose 3, 14. Als Moses den Gott seiner Väter fragt, wie sein wahrer Name sei, hört er die Worte: *«Ich bin, der ich bin.»*

<sup>1</sup> *«Das Buch deutscher Dichtung»*, Insel-Verlag 1939, Bd. 1, S. 53.

«Ich weiss ein Feste gross und klein,  
Die darf niemand ausschliessen,  
Ihr Nam ist ein einziges Ein,  
Darin ist kein Verdriessen.

Schwingen in das einzig Ein  
Nach dem die Feste ist genannt:  
An der Feste hat niemand gemein,  
Denn dem das Ein ist wohlbekannt.»

Das sind zwei Strophen aus einem anonymen mystischen Gedicht des 15. Jahrhunderts, in dem unser Symbol  $\frac{1}{1}$  auf christlich-ritterliche Weise abgewandelt wird<sup>1</sup>. Diese Identifikation Gottes mit der Einheit ist in der theologischen Spekulation des Christentums traditionell und findet seine knappste Formulierung in der Vatikanischen Definition: «Gott ist *eine* singuläre, ganz und gar einfache und unveränderliche geistige Substanz»<sup>2</sup>. Nikolaus von Kues spricht sogar von Gott als der «unbedingten mensura» und dem «absolut Einzig-Einen»<sup>3</sup>. Thomas von Aquin erweist die Einzahl Gottes aus drei Gründen: aus seiner Einfachheit, aus der Unendlichkeit seiner Vollkommenheit und aus der Welteinheit<sup>4</sup>. – Im alt-ägyptischen Apophisbuch heisst es in einem dortigen «Monolog des Urgottes»: «Ich schuf alle Wesen, als ich allein war, als noch kein anderer existierte, der mit mir hätte sein können an diesem Orte ... Ich entstand als einziger Gott; drei Götter waren bei mir ... Mein Auge brachte sie mir nach einer Ewigkeit zurück, als sie fern waren ...»<sup>5</sup> Das «Auge» dürfen wir harmonikal mit der  $\frac{0}{0}$  identifizieren. Es ist «mein Auge», d. h. der übergeordnete Gottheitsbegriff des als «einziger» ( $\frac{1}{1}$ ) gefassten Urgottes. Ebendeswegen nimmt die fernere Emanation der Götter nicht er selbst, der Urgott ( $\frac{1}{1}$ ), nach einer Ewigkeit zurück, sondern sein «Auge» ( $\frac{0}{0}$ ) brachte sie ihm zurück, was harmonikal nichts anderes bedeutet, als dass alle Seinswerte (nach einer Ewigkeit, d. h. beim Index  $\infty$ ) nicht in die  $\frac{1}{1}$ , sondern via  $\frac{1}{1}$  oder direkt via Gleichtonlinien wieder in die  $\frac{0}{0}$ , das «Auge», den obersten Gottheitsbegriff zurückgenommen werden. All dies können wir aus dem harmonikalen Grunddiagramm, dem Lambdoma (unsere Abb. 1), ablesen. «Ein einziger Gott, unter Göttern und Menschen der grösste, weder an Gestalt den Sterblichen ähnlich noch an Gedanken», heisst ein Fragment des Vorsokratikers Xenophanes<sup>6</sup>. Solche prononciert  $\frac{1}{1}$ -betonten Stellen kann man zu hunderten in der philosophischen und religiösen Literatur aller Zeiten finden. «Das

<sup>1</sup> Vgl. «Mystische Dichtung», herausgegeben von Schulze-Maizier, Dorn-Band des Insel-Verlages, Leipzig 1925, S. 199 und 202.

<sup>2</sup> Buchbergers «Kirchliches Handlexikon», 1907, Bd. I, S. 1744.

<sup>3</sup> Hoffmann, in: «Deutsche Biographie», Bd. I, S. 247.

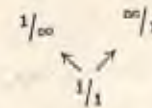
<sup>4</sup> Th. v. Aquin: «Summe der Theologie», ed. Jos. Bernhard, Kröner Verlag, Bd. I, S. 88f.

<sup>5</sup> Günther Roeder: «Urkunden zur Religion des alten Ägypten», Jena 1915, S. 110f.

<sup>6</sup> Diels: Fr. d. V., Bd. I, 1912, S. 62.

einige Ein ist die Ursache des Willens», sagt Jakob Böhme in seinem «Extrakt des Mysterii Magni» (Vers 2). Hier wird, wie in der Bibel («Fiat!») der Willensimpuls in die erste Fasslichkeit der  $\frac{1}{1}$  hineingetragen. Wir symbolisieren den willensbegriff in der Harmonik mit dem Urphänomen der Schwingung; denn jeder «Ton», den wir gerade hier unbedenklich mit jedem Seinswert analogisieren dürfen, wird ja a priori durch irgendeine Schwingung realisiert. Von diesem Urphänomen der Schwingung führt dann harmonikal, im Werden der Seinsverwirklichungen, eine ununterbrochene, langsam sich gegen das «Widerspiel» des Negativen läuternde Stufenreihe bis zur letzten Blüte aller Willensimpulse, dahin, wo sich Schwingung und Willen zur reinen Form und Schönheit läutern: zur Liebe.

Im reinen Glaubensbereich wandelt sich der streng monasbetonte Gottesbegriff um in den des «persönlichen» Gottes. Schon bei den «niedrigsten» Naturvölkern, den Südostaustralern z. B., gibt es einen Glauben an ein höchstes, persönlich-anthropomorph gedachtes Wesen, über dem sichtbaren Himmel und in einer anderen Welt lebend, gütig und wohlwollend. Es hat keine besonderen Priester oder Verehrungsstätten, auch keine Idole, und sein Name wird nur mit der grössten Verehrung genannt. P. Wilhelm Schmidt, welcher dies<sup>1</sup> erwähnt, weist<sup>2</sup> auf eine sehr merkwürdige Beschreibung dieses Höchsten Wesens bei den Wiradjuri-Kamilaroi- und Euahlayi-Stämmen Australiens hin: «Ein Wiradjuri-Zauberer, der im Trancezustand in den Himmel gekommen sein und dort Baiame, das Höchste Wesen, gesehen haben will, schildert ihn als einen sehr grossen alten Mann mit einem langen Bart. Er sass da mit untergeschlagenen Beinen, und von seinen Schultern hingen zwei grosse Quarzkristalle (von australischen Zauberern viel gebraucht, um ferne Dinge darin zu sehen) zu dem Himmel über ihm.» Harmonikal sind bei dieser Vision die zwei Quarzkristalle besonders interessant; sie bedeuten einen unbewussten ektypischen Ausdruck der zwei «Aspekte»



des Schöpfergottes zum «Himmel», d. h. der Unendlichkeit des Unendlich Grossen und Kleinen «über ihm». Man wird sich an die mehrfachen Beispiele erinnern, die wir aus P. W. Schmidts Werk zum Vorhandensein eines Gottheits- $\frac{0}{0}$ -Begriffs bei den Urvölkern angeführt haben. Auch für den Begriff des persönlichen Schöpfergottes ( $\frac{1}{1}$ ) finden sich dort hunderte von Belegen. Oft sind auch die beiden Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  in jenen frühen Stadien der Menschheitsentwicklung kaum unterscheidbar, eine Verwischung, die wir noch bis weit herauf in den religiösen Hochkulturen finden. Aber eben, dass es diese, in ihrem Wesen doch ganz verschiedenen Begriffe der Gottheit ( $\frac{0}{0}$ ) und des Schöpfergottes ( $\frac{1}{1}$ ) gibt und

<sup>1</sup> In Bd. I seines Monumentalwerkes: «Der Ursprung der Gottesidee» (2. Auflage 1926) S. 147

<sup>2</sup> a. a. O., S. 150.

dass sich ganze Religionssysteme entweder für den einen oder anderen entscheiden, zuweilen auch beide Begriffe in strenger Absonderung zusammen gebrauchen, wie z. B. die jüdische Mystik ihren En-Sof-Begriff ( $0/0$ ) neben dem des Jehova ( $1/1$ ) bestehen lässt, – eben dies kann nur durch die harmonikale Symbolik in seinem innersten Wesen erklärt, gedeutet werden. Ja, von der Akroasis aus darf man sagen: überall da, wo beide Gottesbegriffe in einer inneren, sinnvollen Relation zueinander stehen und im Kultus und der religiösen Übung ihre Gleichberechtigung haben, überall dort ist die Form, das Gefäß, in welchem die religiösen Empfindungen gefasst werden, maximal vollendet.

Hinsichtlich des «Logos»-Begriffs, dessen  $0/0$ -Aspekte wir bereits oben (S. 77 f.) diskutierten, interessiert uns hier besonders die christliche Fassung, welche vorwiegend  $1/1$ -betont ist. Während der Logos der antiken Philosophie (Heraklit) noch durchaus transzendenten Charakter hat, wird er in der christlichen Spekulation mit dem Christos selbst identifiziert. «Das johanneische Wort vom Logos, der Fleisch wurde und unter uns wohnte<sup>1</sup>, steht unsichtbar auch über den synoptischen Evangelien. Keine Erzählungen von einem persönlichen Gründer und Stifter des Christentums werden dargeboten, sondern in einer Fülle von Einzelspiegelungen wird das Thema der *Menschwerdung des Logos* behandelt.»<sup>2</sup> Harmonikal ist mit der Gleichung Logos = Christos das christliche Trinitätsprinzip vollendet:

Gott	$0/0$	Hl. Geist
Gott	$1/1$	Vater
	$2/2$	Erlöserlinie
Gott-Sohn	$3/3$	
	↓	
	$n/n$	

Über die hierarchische Stellung dieser drei Trinitätssymbole: dass sich zuerst Gott-Vater ( $1/1$ ) setzt, dann Gott-Sohn:

$1/1$   
 $2/2$   
 $3/3$   
↓

und implizite mit ihm die Gesamtverwirklichung der Seinswerte (Lambdoma), und dass erst dann die akroatische Erkenntnis zum  $0/0$ -Symbol (christlich: Gott Hl. Geist) gelangen kann, darüber haben wir oben (S. 108) gesprochen und werden im Abschnitt über die Trinität abschliessend darüber handeln.

<sup>1</sup> Joh. 1.

<sup>2</sup> «Die Religion in Geschichte und Gegenwart», 2. Auflage 1929, Bd. III, S. 114f.

Doch wir wollen noch von dem  $1/1$ -betonten Logosbegriff weitere Ausschau halten, um seine Prägnanz für die christliche Lehre besser würdigen und verstehen zu lernen. Das Evangelium Johannis beginnt mit den Worten: «Im Anfang war das Wort (*λόγος*) und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort ... in ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen ... Und das Wort ward Fleisch, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Ein-geborenen (*μονογενοῦς*) Sohnes vom Vater.»

Schauen wir von diesen Stellen im Anfang des Johannesevangeliums auf unser Diagramm (Abb. 1) und meditieren vom Bild auf den Text und vom Text auf das Bild, so klären sich die merkwürdigen Pleonasmen dieser Stellen harmonikal auf prototypische Weise. Hinter ihnen liegen zweifellos als seelische Bildbegriffe die trinitarischen obersten Symbole des Lambdomas:  $0/0 \rightarrow 1/1 \rightarrow$  Zeugertonlinie. «Im Anfang war das Wort», d. h. die Setzung der Monas  $1/1$  als geistig-seelisch-materielle Einheit (oberster Tonwert = Seinswert). «Das Wort ( $1/1$ ) war bei Gott ( $0/0$ ), und Gott war das Wort» – das heisst, dass beide verschieden und doch wieder identisch sind; denn die Symbole stehen beieinander – «das Wort war bei Gott» – und dennoch «war Gott das Wort», d. h. das Symbol  $1/1$  ist im Symbol  $0/0$  enthalten. In ihm war das «Leben» und das «Licht» – das «Leben» in der Faktizität des obersten Seinswertes  $1/1$ , und das «Licht» ausstrahlend vom Eidos-Symbol  $0/0$ , wie wir es ja aus dem Lambdoma ablesen, erschauen und erfühlen können. Die «Herrlichkeit des Ein-Geborenen Sohnes vom Vater» müssen wir mit dem unendlich aus der  $1/1$  sich wieder manifestierenden «Sohn», d. h. der Monaslinie  $1/1 \ 2/2 \ 3/3 \rightarrow \infty/\infty$ , identifizieren, jener «Zeugertonachse», welche, als «Ein-geborener Sohn vom Vater», sich als die eigentliche Erlöserpotenz durch das ganze System der Seinswerte, diesem den inneren Halt gebend, hindurchzieht «bis ans Ende der Zeiten» ( $\infty/\infty$ ).

Dieser Ausdruck: *μονογενής* = der «Ein-Geborene», die dritte «Person» im Geheimnis der christlichen Trinitätslehre, ist, wie schon F. Max Müller<sup>1</sup> ausführt, ebenso wie der Logosbegriff bis auf Anaxagoras und Heraklit zurückzufolgen – oben (S. 77) ist das Heraklitische Fragment zitiert, welches freilich ausgesprochenen  $0/0$ -Charakter hat und wo «dieser Logos» ewig genannt wird. Die  $1/1$ -Betonung des Schöpferprinzips liegt bei Plato nicht mehr im Logosbegriff, sondern ist kosmologisch in den «Uranos», d. h. das Weltall, den Kosmos zurückverlegt. Im «Timaios»<sup>2</sup> wird dieses Weltall, der Kosmos oder Uranos, als Abkömmling (1) Gottes bezeichnet und der «Eingeborene», Monogenes genannt: «*Εἰς ὅδε μονογενῆς οὐρανὸς γεγονώς ἔστι τε καὶ ἐτ' ἔσται*».

Kehren wir nun zu unserem harmonikalen Symbol  $1/1$  = Origo zurück, so sehen wir schon an den kurzen obigen Untersuchungen und Beispielen, dass dieses Symbol sich religiös als das des Schöpfergottes, einer entweder als Persönlichkeit oder

<sup>1</sup> «Theosophie», Leipzig 1895, S. 403 ff.

<sup>2</sup> Tim. 31 B.

als demiurgische Einheit gedachten, gefühlten, geglaubten obersten realen Instanz präsentiert. In der philosophischen Spekulation wird unser  $\frac{1}{1}$ -Symbol immer mit irgendwelchen unitären Betrachtungen verbunden, also mit dem Gedanken an eine letzte faktische *Einheit*, woraus das ganze Weltgefüge entsteht. Was den monotheistischen Gottesgedanken betrifft, so darf man nur den jüdischen Jehovah, den christlichen Gott-Vater, den islamischen Allah und äquivalente Begriffe vieler anderer mythologischer (den «Zeus» der Griechen!) und religiösen Systeme erinnern, um das harmonikale  $\frac{1}{1}$ -Symbol überall dort hintergründig zu sehen, wo es sich um die Stellung des Menschen zu einem «persönlichen» Gott, um das Verhältnis der Menschenseele zu einem höchsten Wesen handelt, dem er sich innerlich in Freud und Leid verbunden fühlt, welches er mit unbegrenzter Hingabe verehrt und bei welchem er in Zeiten der Not und Verzweiflung Hilfe und Trost sucht. Alle rein philosophisch-monistischen Spekulationen einer obersten abstrakten «Einheit», seien sie noch so richtig und logisch unanfechtbar, sind jenem seelenvollen persönlichen Gottesbegriff gegenüber dünn und blutleer; dies sei ohne Diminuirung der grossen gedanklichen Leistungen hier festgestellt und zugegeben. Ebenso festgestellt sei aber, dass für den heutigen vorwiegend intellektuell-logisch erzogenen und gebildeten, wo nicht verbildeten modernen Menschen die unabwendbare Notwendigkeit besteht, von seinem Wissen, seiner Denkungsweise aus wieder zu einem persönlichen Verhalten, zu einem inneren Erlebnis, zu den obersten Gottesbegriffen zu kommen – ein Drang und ein Vorhaben, welches ja eine echte Philosophie seit Urzeiten sich immer wieder als höchstes Ziel setzte und wozu die Methodik der harmonikalen Forschung wieder neue Voraussetzungen und Möglichkeiten schafft. Hierüber werden wir uns im Exkurs zu diesem Abschnitt noch genauer auszusprechen versuchen.

Da nun Dir, lieber Freund, sowie jedem Leser dieser Seiten weitere «ektypische» Beispiele zum monotheistischen, unitarischen und monistischen Gottesbegriff und zur Einheitssubstanz entweder bekannt oder leicht zugänglich sind – jedes Lehrbuch der Religions- oder Philosophiegeschichte bietet unzähliges Material – wenden wir uns jetzt noch zwei Themen zu, die typisch harmonikal sind und dem  $\frac{1}{1}$ -Symbol angehören. Zunächst ist der Dualis auch dieses  $\frac{1}{1}$ -Symbols, eine «Verdoppelung», deren eigenartige ektypische Auswirkungen wir schon oben (S. 90 ff.) ausführlich diskutiert haben. Beim Eidossymbol  $\frac{0}{0}$  konnten wir noch schlechthin von einer «Verdoppelung», einem «Pluralis majestatis» sprechen, da ja harmonikal wie mathematisch der Quotient  $\frac{0}{0}$  *Alles* bedeutet und die Zähler-Nenner-Funktion sich wohl logisch einwandfrei ableiten lässt, aber keine Realitätsbedeutung im Sinne eines realen Ober-Untertonbezuges hat. Ebendeshalb fällt das Symbol  $\frac{0}{0}$  aus der «Welt der Erscheinungen» heraus, ist aber nichtsdestoweniger das «Summum bonum», die Summe aller Wirklichkeiten, aller harmonikalen Bewertungen und Betrachtungen. Und dass sich dieser oberste harmonikale Terminus nicht als 0, Punkt oder irgendeine rein abstrakte Konvergenz, sondern eben als

$\frac{0}{0}$ , also als eine transzendente Dualform erweist – diesen sehr merkwürdigen Umstand konnten wir zu analogischen Beispielen in Religion, Mythologie und mystischer Spekulation benützen, eine Auswertung, die religionsgeschichtlich in dieser Form nie gemacht wurde, auch gar nicht angestellt werden konnte, da das «tertium comparationis», eben der harmonikale Prototyp  $\frac{0}{0}$ , bisher als «Schlüssel» nicht bekannt war.

Im gleichen Falle befinden wir uns nun hier beim Prototyp der  $\frac{1}{1}$ . Nur kommt hier noch etwas ausserordentlich Wichtiges hinzu, nämlich die reale, konkrete Bedeutung des Quotienten  $\frac{1}{1}$  als Teilhabe an zwei dual entgegengesetzten Richtungen:

Moll-Vektor (Zeit)  $\frac{1}{\infty} \dots \frac{1}{n} \cdot \leftarrow \frac{1}{1} \rightarrow \cdot \frac{n}{1} \dots \frac{\infty}{1}$  Dur-Vektor (Zeit)  
 Dur-Vektor (Raum) Moll-Vektor (Raum)

Dieser dem obersten konkreten Schöpfungsbegriff der Origo  $\frac{1}{1}$  schon a priori inhärente konkrete Dualismus einer Dur-Moll-Welt, einer lichten und finsternen Welt, einer unendlichen «Höhe» und einer unendlichen «Tiefe», der Ambivalenz von Raum und Zeit, Mann und Frau und vielem anderen mehr<sup>1</sup> gibt uns hierorts die Veranlassung, die religionsgeschichtliche Bedeutung dieses Dualismus zu untersuchen.

Im ältesten Abschnitt der heiligen Schriften der alten Perser, den Gathas des Avesta, heisst es: «Und im Anfang waren die beiden Geister, welche als Zwillinge, und jeder für sich da waren ... Und als die beiden Geister sich begegneten, da schufen sie als erstes: Leben und Tod, und dass zuletzt die Hölle für die Bösen, der Himmel für die Gerechten sein solle.»<sup>2</sup> Die beiden «Geister» sind Ormazd, der Gute, und Ahriman, der Böse, und es ist ein zentraler Gedanke des Parsismus, dass die gesamte Welt ein dauernder Kampf zwischen diesen beiden Mächten sei, wobei endlich, am Ende der Zeiten, das Gute, nach dem Licht strebende, dennoch siege. Wir erinnern uns, dass wir oben bereits den merkwürdig abstrakten Begriff der «ewigen Zeit» der Avestaspekulation mit unserem  $\frac{0}{0}$ -Symbol identifiziert haben; dieser Ewigkeitsbegriff steht *über* dem «Anfang»  $\frac{1}{1}$ , der, zwillingshaft, die beiden Geister des Lichtes ( $\frac{1}{1} \rightarrow \frac{\infty}{1}$ ) und der Finsternis ( $\frac{1}{\infty} \leftarrow \frac{1}{1}$ ) in sich birgt. Genau wie in unserem harmonikalen Grunddiagramm, dem Lambdoma, «begegnen» sich also diese beiden «Geister», d. h. die Richtung des von der «Hölle» und vom «Himmel» Kommenden, im «Anfang», d. h. in der Fiatspitze  $\frac{1}{1}$  und zwar als «Zwillinge» – ein haptisches Denken könnte fast zur Vermutung kommen, dass die Geheimschulen des Parsismus unser Lambdoma oder ein ähnliches Diagramm kannten –, so exakt ist die Übereinstimmung! Unsere heutige wissenschaftliche Denkungsweise würde die  $\frac{1}{1}$  in die Mitte zwischen unendlich «hohen» und unendlich «tiefen» Schwingungsbereichen setzen; eine meditative Anschauung sieht in der  $\frac{1}{1}$  mehr die Zeugungskraft für eine grosse, die ganze Welt der Erscheinungen, des Fühlens und Denkens durchwaltende Polari-

<sup>1</sup>Vgl. hierzu den «Grundriss»!

<sup>2</sup>Chantepie de la Saussaye: «Lehrbuch der Religionsgeschichte», 4. Auflage 1925, Bd. II, S. 230.

tät. Auch «Gut» und «Böse» wird, wie im Avesta, für gewöhnlich in diese zeugende Urkraft mit hineinverlegt. Aber für uns Harmoniker braucht diese Polarität noch keineswegs «dämonisch» infiziert zu sein – der Bereich reiner Dur-Moll-Akkordik innerhalb des Senarius [11] des Lambdoma, der wohl das Lichte und Dunkle, das Männliche und Weibliche, das Harte und Weiche und wie wir die tausend Polaritäten nennen wollen in sich trägt, hat mit Gut und Böse nichts zu tun und ist allein schon ein harmonikaler Gegenbeweis für die Hineintragung des Weltübels in das Wesen der Polarität. Nach unserem akroatischen Denken ist das Böse, Teuflische als Zerrüttung in die Welt, also auch in die Polarität als etwas Fremdes, Bedrohendes, Zerstörendes hereingebrochen. Auf das Warum, Wie, Woher wissen wir keine Antwort, allenfalls eine Möglichkeit der symbolischen Deutung, wie es schon Jakob Böhme versucht hat und wie wir sie in unserem «Quintendiagramm»<sup>1</sup> gegeben haben.

Gerade die neueren Forschungen über die Avesta-Religion haben in oft überraschender Weise die Nachrichten der «Klassiker» bestätigt. Damascius<sup>2</sup>, ein Vertreter des athenischen Neuplatonismus, zitiert aus einem Buch des Aristotelikers Eudemos eine Stelle aus dessen wohl verlorengegangener Schrift über die Lehre der Magier: «Die Magier und der ganze arische Stamm nennen, wie auch dieser Eudemos meldet, teils den Raum, teils die Zeit als das intelligible All und das Ur-Eine. Aus ihm habe sich sowohl der gute Gott als der böse Dämon ausgeschieden oder, wie Andere sagen, noch vor diesen beiden das Licht und die Finsternis.» Also wusste schon das klassische Altertum, dass die «Magier» oder Perser die Prinzipien Gut-Böse in das Ur-Eine ( $\frac{1}{1}$ ) zurückverlegten, dass also die Monas bereits die Dyas in sich berge. Die Rückverlegung von «teils Raum, teils Zeit» in die  $\frac{1}{1}$  interessiert uns Harmoniker hier besonders, da wir ja jedem Ton = Seinswert nicht nur eine zeiträumliche Basis (Frequenz, Wellenlänge) substituieren, sondern die Reziprozität von Zeit und Raum gerade in der ersten Ober-Unterton-Reihenbildung intervallmässig, daher auch seelisch vorgebildet finden. Harmonikal haben wir also den wissenschaftlichen Beweis für die Richtigkeit des persischen Mythologems, wobei wir freilich – wir bemerkten es bereits vorhin – die Antithese bzw. Antinomie Gut-Böse nicht mit der Polarität Licht-Dunkel usw. auf eine Ebene stellen.

Aus der ägyptischen Mythologie, welche nach Version eines Neueren, den Dualismus bis zur «Virtuosität» ausgebildet habe, erwähne ich hier nur einige wenige Belege, die das in den Gott ( $\frac{1}{1}$ ) verlegte Doppelprinzip bildlich auf verschiedene Weise ausdrücken.

In einem Lied an Amon-Re, den Schöpfer und Lenker der Welt, heisst es: «... Herr der Krone, mit hohen Doppelfedern ... die Götter schauen gern nach dir, wenn die Doppelkrone auf deinem Scheitel ruht»<sup>3</sup>. Im «Totenbuch» spricht

<sup>1</sup> «Lehrbuch», § 39, 2 e und § 39, 3 b.    <sup>2</sup> De primis principiis, ed. Kopp, S. 384.

<sup>3</sup> G. Roeder: «Urkunden zur Religion des alten Ägypten», Jena 1915, S. 6.

der Gott Min von Koptos: «Ich bin Min bei seinem Heraustreten, ich habe meine Doppelfeder auf meinen Kopf gesetzt.» Der Kommentator bemerkt hierzu: «Was ist das? 'Min' ist Horus, der seinen Vater rächte. 'Sein Heraustreten' ist seine Geburt. 'Seine Doppelfeder auf seinem Kopf' ist das Gehen von Isis und Nephthys; sie setzten sich auf seinen Kopf, als sie zwei Geier waren ...»<sup>1</sup> Man sieht, wie schon dem alten Erklärer der stenogrammartigen Totenbuchttexte der urtümliche prototypische Gehalt des Mythologems in eine «haptische» Deutungsweise auswucherte. – Im 17. Kapitel desselben Totenbuches steht der Ausruf: «Wie ist dein Haus gebaut, o Atum! Wie ist dein Schloss gegründet, du Doppellöwe ...» Und im 125. Kapitel an Osiris: «Heil dir, grosser Gott, Herr der doppelten Gerechtigkeit!» Die «Doppelfeder», der «Doppellöwe», die «doppelte Gerechtigkeit» – all diese Dualismen werden entweder auf den «Kopf» des Gottes ( $\frac{1}{1}$ ) gesetzt, in sein «Haus» verlegt oder mit seinem Wesen in Beziehung gebracht.

In den altmexikanischen «Annalen von Quauhtitlan»<sup>2</sup> wird von einem Himmels-gott «Ome-tecutli» (Zwei-Herr) im obersten Himmel «Ome-yocan» (Ort der Zweierheit) berichtet, zu dem Quetzalcoatl, der Gottessohn und Heilbringer, betet.

Wir haben oben (S. 109) bereits den «Dual» Elohim diskutiert. Ich glaube, es unterliegt keinem Zweifel, dass wir Elohim dem harmonikalen Symbol der  $\frac{1}{1}$  und nicht der  $\frac{0}{0}$  (En-Sof) zuordnen müssen. Anstelle vieler Belege soll hier eine Stelle aus dem Beginn des Sohar auszugsweise<sup>3</sup> wiedergegeben werden: «Jedoch der Verborgene im Verborgenen, das vom Geheimnis des Endelosen ist, «spaltete und spaltete nicht in Seinem Sphärenraum, doch nichts war davon erkennbar, als bis vom Anprall jenes Stosses aufblitzte ein Punkt, ein verborgen himmlischer. Doch wird auch dieser Punkt nicht fernerhin erkannt, darum ist er «Reschit» (Anfang) genannt und bildet das erste aller Worte ... Der «Verborgene der Verborgenen» ist es, der in Seinem Sphärenraum schlug in jenem Punkte, und dadurch entfaltete sich «Reschit» und wirkte sich einen Palast zu Schönheit und Widerglanz, drein säte Er den heiligen zeugenden Samen, zum Heile der Welt ... Diese Palasteshülle aber wird «Elohim» genannt, und dies ist der geheime Sinn des Satzes: «Mit Reschit schuf es Elohim.» Hiernach, nach den Verfassern des Sohar, die sicher auf uralten Traditionen der jüdischen Mystik und Geheimlehren fuss-ten, ist es klar, dass, genau wie es unser Lambdoma aussagt und anzeigt, der «Verborgene der Verborgenen» ( $\frac{0}{0}$ ) «spaltete und spaltete nicht» (prototypischer Hinweis auf den schon im obersten Eidossymbol  $\frac{0}{0}$  vorhandenen Dual, zugleich aber ein Emanationswille zum Sich-Besinnen, zur Wirklichkeitswerdung in der Origo  $\frac{1}{1}$ ) ... bis «aufblitzte ein Punkt», d. h. die Origo  $\frac{1}{1}$ , der «Reschit» = Anfang, eine «Palasthülle», die dann «Elohim» genannt wird. Elohim ist also die Origo  $\frac{1}{1}$ , d. h. die schöpferische Urkraft, der Gott, der «schuf». In ihm selbst,

<sup>1</sup> a. a. O., S. 240.

<sup>2</sup> Eduard Selzer, «Codex Vaticanus Nr. 3773», Berlin 1902.

<sup>3</sup> Nach der Übersetzung von Ernst Müller, Wien 1932, S. 83 f.

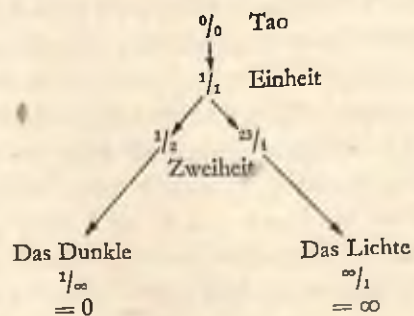


wie ja schon seine Pluralform ausdrückt, ist bereits der Keim zur späteren dualistischen Weltentwicklung enthalten. Dies vermögen wir aber nur durch die harmonikale Analyse zu erschliessen. Denn alle bisherigen philologischen Deutungen von Elohim als eines Pluralis majestatis oder sonstige rein historische Hinweise auf «Götterpaare» und Ähnliches sagen gerade über das «wie» der Existenz dieses dualistischen Keimes innerhalb des demiurgisch schaffenden Gottes nichts aus. Dieses «wie» erschliesst uns aber ein einziger Blick auf das Lambdoma. Umgekehrt interessierten uns Harmoniker aber aufs höchste die ektypischen Auswirkungen und Anwendungen dieses pythagoreischen Grunddiagramms, wie wir es im Lambdoma vor uns liegen haben. Schon die bisherigen Analysen und Beispiele haben es gezeigt, und viele weitere werden es zeigen, dass in diesem Diagramm eine universelle Konzeption von kosmischer Bedeutung in wenigen Linien und Tönen konzentriert ist, eine Konzeption, die uns für eine grosse Anzahl von geisteswichtigen Theoremen und Problemen Auskunft zu geben verspricht. Und zwar nicht eine Auskunft, die wir dann selbstzufrieden «schwarz auf weiss nach Hause tragen», sondern eine Signatur, ein Anruf, der, solange wir ihn vernehmen und uns seiner entsinnen, immer wieder staunende Bewunderung und Ehrfurcht vor der geheimnisvollen Schöpfermacht in unserer Seele erwecken und wachhalten wird.

Die erste Hälfte des 42. Spruches des Taoteking von Laotse lautet<sup>1</sup>:

«Das Tao erzeugt die Einheit.  
Die Einheit erzeugt die Zweiheit.  
Die Zweiheit erzeugt die Dreiheit.  
Die Dreiheit erzeugt alle Geschöpfe.  
Alle Geschöpfe haben im Rücken das Dunkle  
und umfassen das Lichte,  
und der unendliche Lebensatem gibt ihnen Einklang.»

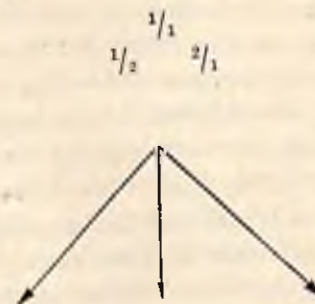
Dies ist eine der genauesten vorklassischen Beschreibungen und Umschreibungen unseres harmonikalen Grunddiagramms, des Lambdoma in seinen Anfängen:



<sup>1</sup> In der R. Wilhelmischen Übersetzung, Jena 1915, S. 47, wobei ich «Sinn» unübersetzt mit «Tao» wiedergebe.

Die «Dreiheit», die aus der «Zweiheit», d. h. aus der ersten polaren Spaltung in Yang und Yin (Yang, das Lichte, Männliche entspricht der ins Unendlich, nach oben sich vermehrenden Frequenzen oder Wellenlängen; Yin, das Dunkle, Weibliche entspricht den nach unten einem Grenzwert zustrebenden Frequenzen oder Wellenlängen) folgenden Trias kann man ganzheitlich als

oder als Richtungen



fassen oder das darauffolgende Auftreten der Dreierationen (Quinten) als erste konkrete Intervalle im Sinne der erst mit diesem Intervall beginnenden eigentlichen Ton- und Wertedifferenzierung ansehen. Wichtig ist für uns an diesem Ort die schon in der  $\frac{1}{1}$  als Möglichkeit liegende Zweiheit. Die altchinesische Emblemik hat denn auch anstelle der  $\frac{1}{1}$ , der Einheit, des Tai-ki («obersten Firstbalkens», was genau unserer harmonikal-diagrammatischen Darstellung entspricht!) das Bildsymbol:



gewählt, welches wir seiner inneren Folgerichtigkeit wegen in unser Lambdoma-diagramm eingesetzt haben [12]. In diesem Emblem ist in geradezu bewundernswürdiger Weise nicht nur bildlich ausgesagt, dass schon in der obersten Einheit das Lichte und Dunkle mit allen weiteren Polaritäten eingeschlossen ist, sondern - wieder exakt harmonikal - dass hier zwischen den kommenden Gegensätzen eine Wendung stattfindet. Die harmonikalen Rationen sagen dies eindeutig:



Die Zähler der linken Reihe in den Brüchen treten vom Ort der  $\frac{1}{1}$  ab rechts in die Nenner über und vice-versa. Auch hier wird man zur Vermutung gedrängt, dass die altchinesische Musikspekulation, die ja durchaus kosmisch orientiert war, unabhängig und vielleicht längst vor den Pythagoreern eine Art von «Lambdoma» kannte bzw. irgendeine Aufzeichnung, Notierung der aus dem Messen der Saitenlängen und Hören der betreffenden Töne gewonnenen Einsichten und Gesetzmässigkeiten.

Der grossartigste Versuch, den Dualismus der Welt, der sich letztlich für uns Menschen in der Antithese Gut-Böse verschärft, in den Anfang der Welt zurückzuverlegen und ihn aus diesem «Ungrund» zu erklären, zu deuten, zu entfalten, wird im Kreise europäischen Denkens und Spekulierens immer die Lehre des «philosophus teutonicus» Jakob Böhme (1575–1624) bleiben. Ich habe in meinen Schriften auf diesen wahrhaften Theo-Sophen, der dem Anthropos, den Menschen, stets ins Zentrum seiner Forschungen stellt – auf diesen genialen Sprachschöpfer von einer dichterischen Kraft ohnegleichen immer wieder hinweisen müssen. Noch die Romantiker, diese Seismographen vergangener und zukünftiger Werte, wussten über Böhme Bescheid, und die meisten von ihnen – Novalis, Ph. O. Runge, Fr. Schlegel, Brentano, Schelling, Bettina von Arnim u. a. – sind in ihren Grundgedanken, in wichtigen Schaffensperioden und in gewissen geistigen Verhaltensweisen ohne Böhme gar nicht denkbar. Aber schon bei ihnen sind immer nur Teilgebiete oder insbesondere die «Aurora» aus dem Thesaurus des Böhmeschen Werkes prädominant, und zu einer Gesamterfassung des Systems der Böhmeschen Theosophie fehlte ihnen wohl die Kraft, die einen Jakob Böhme noch durchpulste: Die Fragwürdigkeit des Menschendaseins von den Urgründen der Weltentstehung her im christlichen Sinne spekulativ, nicht nur religiös, rein philosophisch oder meditativ zu begreifen und aus den düsteren Perspektiven ins Lichte zu heben. Hierbei verstehe ich unter «spekulativ» die Speculatio = Anschauung im höchsten und tiefsten Sinne. Und das für Böhme und die ganze Geschichte der Philosophie, selbst Plato nicht ausgenommen, Einzigartige seiner Theosophie ist die Verbindung seiner Spekulation mit einer unerhörten sprachlichen und dichterischen Gestaltungskraft. Es gibt bei Böhme ganz neue Wortbildungen, Sätze und begriffliche Definitionen von einer derartigen Schönheit und Prägnanz in der Gestaltung der inneren visionären Schau, dass man schon zu den grössten Vorbildern wie Dante greifen muss, um ähnliches zu finden. Und das alles im deutschen Sprachbereich mitten im Dreissigjährigen Krieg und längst vor Leibniz und unseren Klassikern! Jakob Böhme schrieb sein gewaltiges Werk von fast 4000 doppelspaltigen Quartseiten (Ausgabe von 1715) in der unwahrscheinlich kurzen Zeit von 6 Jahren – die Pause zwischen der «Aurora» und den übrigen Schriften abgerechnet. Es war wie eine ungeheure geistige Eruption, die aus diesem einfachen Menschen, einem Schuster seines Zeichens ohne jede Vorbildung, herausgebrochen sein musste. Und wie jede geologische Eruption viel Schutt und Gries mit sich führt, so auch hier: das Werk Böhmes ist voll von Üblichkeiten, Skurrilitäten, alchemistischen Termini und Floskeln seiner barocken Zeit, durch die wir uns gutwillig hindurchwinden müssen, wenn wir es verstehen wollen. Aber welchem Werk eines Grossen widerfährt das nicht? Man lese heute etwa die Kunstphilosophie Schellings und wird seitenlang den Kopf schütteln, aber plötzlich vor einem leuchtenden Gedankenstern innehalten und im Lichte dieses Sterns vieles verstehen, was einem Leerlauf dünkte. So ist es mit

allen Lebenswerken von Schaffenden, ebenso mit dem Lebenswerk eines jeden Menschen. Das Leben von uns allen ist Stückwerk; aber das Mosaik der Unvollkommenheiten fügt sich letztlich doch immer wieder zu einem «Bild» zusammen, zu einem Melos, welches den Klang Gottes in sich trägt.

Der eigentliche Verkünder Jakob Böhmes in der Neuzeit war der katholische Philosoph der Romantik, Franz von Baader (1765–1841). Seine zahlreichen Kommentare und seine Vorlesungen über Jakob Böhme versuchen wohl dessen Genie gerecht zu werden und zeugen auch von einer ausserordentlich umfangreichen Kenntnis der paracelsischen Naturphilosophie, der Rosenkreuzer, des Magnetismus und verwandter Richtungen und bemühen sich von hier aus, das Denken Böhmes in die philosophischen und religiösen Probleme des deutschen Idealismus einzuordnen. Bei aller Hochachtung und Ehrerbietung vor dem geistsprühenden Werk Baaders<sup>1</sup> muss gesagt werden: Ich habe beim Studium seiner «Böhmania» immer das Gefühl, als ob etwas sehr Wesentliches von Böhme gar nicht berührt, ja im tiefsten nicht verstanden würde, vielleicht, weil ein so typisch intellektueller Denker wie Baader an das Eigentliche Böhmes gar nicht heranreicht. Dieses Eigentliche sehe ich in dem Kern der ganzen Böhmeschen Spekulationsart: nie vom Denken oder dessen Formen und Problemen auszugehen, sondern von einer inneren Situation der menschlichen Existenz, die im Kosmos zwischen Himmel und Hölle gestellt ist. Das «Grimmen- und Freudenreich» ist der Rahmen, in welchen die ganze Theosophie Böhmes eingespannt ist. Er benützt wohl das Denken als Regulativ. Die Formen, auf welche sich sein Denken stützt, sind aber nie Formen der Logik, sondern ähnlich wie bei Paracelsus Bildbegriffe, weit hintergründiger als alle logischen Formen und Schlüsse. Und da es aus der Not der menschlichen Existenz herausgeborene, durchaus dem Erleben des Menschen an sich und der Natur analogisierte Metaphern sind, mit welchen Böhme ringt wie Jakob mit dem Engel, so wird auch zweierlei verständlich. Erstens der ungeheure Durchbruch, den ein solches In-Gestalten- und In-Bildern-Denken bis zu klaren seelischen Formen beanspruchte, und zweitens das Ringen um neue sprachliche Formen und Ausdrücke, deren nur ein dichterisches Genie fähig war. Man kann meines Erachtens Jakob Böhme nur dann wirklich «verstehen», wenn man die übliche logizistische Erkenntnistheorie vergisst, ausschaltet und sich ganz der Prägnanz der Böhmeschen Bildbegriffe und der hieraus geborenen Gestaltenlehre hingibt. So ist z. B. die «Natursprache» Böhmes oder seine Lehre von den «sieben Naturgestalten» vom Aspekt einer Fachphilosophie aus reines Phantasieprodukt oder gar «wirres Zeug», wenn man hier nicht eine innere Wendung vollzieht und, anstatt in Kausalitäten, in Entsprechungen denken lernt. Erst dann leuchtet eine ganz andere Logik, nämlich eine Analogik tiefster geistiger Bezüge auf, welche letztere genau so zu Wahrheiten vorstösst wie die erstere, das rein kausale Denken und Schliessen. Und, wie schon gesagt, dieses Entsprechungs-

<sup>1</sup> Gesamtausgabe von 1851–1860 in 16 Bänden.

denken wird verwirklicht in einer Sprache von schöpferischer Urkraft, die, zum mindesten im deutschen Sprachbereich einzigartig dasteht und neben ähnlich starken Sprachphänomenen wie Luther und Paracelsus noch etwas Neues hinzu-bringt: eine dichterische Gestaltungskraft von einmaliger Intensität. Die Trias: Wort, Anschauung und Denken ist hier zu einer seltenen Ganzheit verschweisst, und dies in einer Zeit der tiefsten Erniedrigung des geistigen und grössten politi-schen Verwirrung des politischen Deutschlands.

«Die Natur aber hat zwei Qualitäten in sich bis in das Gerichte Gottes / eine liebliche / himmlische und heilige; und eine grimmige / höllische und durstige.»<sup>1</sup>

«Ich stamme daran wie ein Kind / das da lernet reden / und kanns nirgend recht nennen / wie es der Geist zu erkennen gibt.»<sup>2</sup>

«Und wann er nun siehet und höret den göttlichen Ton und Schall aufsteigen / der ausser ihm ist / so wird sein Geist infiziert und mit Freuden angezündet; und er erbebet sich in seinem fürstlichen Stuhl / und singet und klinget gar freudreiche Worte von Gottes Heiligkeit / und von der Frucht und Gewächs des ewigen Lebens.»<sup>3</sup>

«Der Geist siehet bis in die Tiefe der Gottheit»<sup>4</sup>.

«Es ist fürwahr ein enger Steg / der da will durch der Höllen Pforten zu Gott dringen / er muss manchen Druck und Quetsch des Teufels leiden. Denn das menschliche Fleisch ist gar jung und zart / und der Teufel rauh und harte / darzu finster / hitzig / bitter / herb und kalt; die zwei fügen sich übel zusammen.»<sup>5</sup>

«So nun nicht die Göttliche Liebe noch in der ganzen Natur dieser Welt wäre / und wir armen Menschen und Kreaturen nicht den Held im Streit bei uns hätten / so müssten wir in einem Augenblicke alle in dem höllischen Greuel verderben.»<sup>6</sup>

«Denn das ist der Begreiflichkeit Gesetze / dass sie sich nicht in die Unbegreif-lichkeit erhebe.»<sup>7</sup>

«Nun aber hat die innerliche Geburt die Wurfschaufel in der Hand / und wird einmal ihre Tennen fegen / und die Spreue dem Reiche Lucifers zu einer ewigen Speise geben.»<sup>8</sup>

«Die Welt meint / sie stehe itzt im Flor / weil sie hat das helle Licht über sich schweben; aber der Geist zeigt nur / dass sie mitten in der Hölle stehe. Denn sie verlässet die Liebe / und hänget am Geize / Wucher und Schinderei / es ist keine Barmherzigkeit bei ihr.»<sup>9</sup>

«Das heilige Licht ist itzo nur eine Historia und Wissenschaft: der Geist will darinnen nicht arbeiten.»<sup>10</sup>

«... Schau zu / dass deine animalische (seelische) Geburt mit dem Lichte ganz inqualiere. So du in solcher Form stehst / so bist du gleichwie Himmel und Er-

<sup>1</sup> Aurora, Vorrede, 9.

<sup>2</sup> Aurora, 4, 13.

<sup>3</sup> Aurora, 5, 13.

<sup>4</sup> Aurora, 7, 11.

<sup>5</sup> Aurora, 13, 25.

<sup>6</sup> Aurora, 14, 104.

<sup>7</sup> Aurora, 16, 39.

<sup>8</sup> Aurora, 16, 71.

<sup>9</sup> Aurora, 20, 11.

<sup>10</sup> Aurora, 20, 14.

den / oder wie die ganze Gottheit mit ihren Geburten in dieser Welt. Wo du nun nicht also bist / so bist du allhie blind; und wenn du gleich der klügste Doktor bist / der in der Welt mag gefunden werden ... Sollen dir die Augen des Geistes offen stehen / so musst du also gebären / sonst ist deine Begreiflichkeit eine Närrin und geschieht dir eben als wenn dir ein Maler die Gottheit auf ein Epi-taphium malet / und sagte / er habe es recht gemacht / sie sei also. So geschieht dem Glauber und dem Maler einen wie dem andern / und sehen doch beide nichts als Holz und Farben; und führet ein Blinder den andern: wahrlich du musst allhie nicht mit Tieren / sondern mit Göttern kämpfen.»<sup>1</sup>

«So war nun die ganze Natur dieser Welt quallend und beweglich / in der Erden sowohl als über der Erden ging auf Gras / Kraut und Bäume; und in der Leben zu gebären. Aus der Erden ging allerlei Erz / und in der Tiefe über der Erden ging auf Silber / Gold und allerlei Erz / und in der Tiefe über der Erden ging auf die wunderbarliche Formung der Kräfte.»<sup>2</sup>

«Wie tief oder wie weit der Locus dieser Welt sei / weiss kein Mensch: und ob sich gleich etliche Physici oder Astrologi haben unterstanden / die Tiefe mit ihrem Zirkul zu messen / so ist ihr Messen doch nur Fabelei oder eine Messung der Begreiflichkeit / gleich als wollte einer den Wind haschen.»<sup>3</sup>

«Das sollst du aber wissen / dass er (der Mensch) in steter ängstlicher Gebärung steckt / und wollte des Zorns und Bosheit gerne los sein / und kann doch nicht. Denn er ist wie das ganze Haus dieser Welt / da immer Liebe und Zorn mitein-ander ringet; und gebäret sich immer der neue Leib mitten in der Angst. Denn also muss es sein / willst du anders von neuem geboren werden; anders erreicht kein Mensch die Wiedergeburt.»<sup>4</sup>

Längst vor Kierkegaard hat also Jakob Böhme als erster «Existentialist» die Angst als treibenden Faktor zur Erlangung einer inneren «Wiedergeburt» festge-stellt. Aber das Grosse und in die Zukunft Weisende an ihm war, dass er bei der Angst nicht stehen blieb und sie in der Lehre seiner «Naturgestalten» durch das Grimmenreich» ins «Freudenreich» überführte und damit überwand. Diesem The-ma gilt im Grunde sein ganzes Werk. Die obigen Zitate aus der Böhmeschen Erst-lingsschrift, der «Aurora», sollen nicht mehr sein als eben nur bezeichnende Proben seiner geistigen spekulativen Haltung, seines Stils und des Timbres seiner Sprache. Zum wirklichen Verständnis gehört ein intensives Studium des Gesamtwerkes. Längst wäre im deutschen Verlagswesen eine Neuauflage der Sämtlichen Werke Böhmes oder zum mindesten einiger der wichtigsten fällig. Der Grund der Zurück-haltung der Verleger liegt darin, dass erst in den letzten Jahrzehnten Böhme-Hand-schriften entdeckt worden sind<sup>5</sup>. Durch den Zweiten Weltkrieg verschwanden zwar

<sup>1</sup> Aurora, 21, 118-121.

<sup>2</sup> Aurora, 22, 6f.

<sup>3</sup> Aurora, 25, 19.

<sup>4</sup> Aurora, 25, 52f.

<sup>5</sup> Werner Buddecke: «Verzeichnis von Jakob Böhme-Handschriften», in den «Hainbergschrif-ten», Göttingen 1934.

die meisten im «Ostraum», aber die noch zugänglichen warten immer noch auf die Herausgabe – so z. B. die anscheinend in Privatbesitz befindliche «Aurora» und die in Wolfenbüttel existierende «Gnadenwahl» u. a. Es ist verständlich, dass sich kein Verlag an eine Neuauflage wagt, wenn eine «kritische» Ausgabe der Urschriften bevorsteht bzw. noch nicht vorliegt. Dennoch wäre es zu wünschen, dass der Frommann-Verlag in Stuttgart dem 1942 begonnenen Manuldruck der bisher besten Böhmeausgabe von 1730 (bisher 2 Bände von 10 geplanten) fortsetzen würde, damit von Böhmes Werken, die heute im Buchhandel fast verschwunden sind, überhaupt etwas greifbar wäre. Vor allem aber ist es an der Zeit, dass sich endlich irgendeine deutsche Akademie der Herausgabe der noch vorhandenen Urschriften annähme. Es bildet sich allmählich zu einem Skandal heraus, dass einer der grössten deutschen Denker und Sprachschöpfer in einer derart unverantwortlichen Weise vernachlässigt wird, in einer Zeit, wo dem kleinsten Federfuchser, wenn er nur 100 Jahre alt ist, die liebevollste Aufmerksamkeit gewidmet wird, sei es durch Editionen oder Dissertationen, vor allem aber in einer Zeit, welcher Böhme not täte wie das tägliche Brot. Wenn selbst ein Hegel bekannt hat, dass Böhme einer der tiefsten Denker sei, wenn der geistreiche Chr. Lichtenberg Böhme in seinem Tagebuch den «grössten deutschen Schriftsteller» nennt, dann sollte dies auch der heutigen Zunft genügen und sie dazu veranlassen, hier in Bälde alte Unterlassungssünden wieder gut zu machen! Es kommt doch wahrhaftig nicht darauf an, *wie* ein Philosoph sich ausdrückt, ob in Sanskrit, Chinesisch, Griechisch, Lateinisch, idealistischem Philosophendeutsch oder dem noch verschrobeneren des modernen Existentialismus, sondern auf das *Was*, was er sagt. Und da ist es für den Unvoreingenommenen noch sehr die Frage, ob Jakob Böhme trotz aller Urwaldwildnis und gerade wegen des Fehlens eines diskursiven, abstrakten Denkens nicht für uns Heutige viel ursprünglicher, ans Wesentliche reichender, den Kern unseres Menschentums tiefer ausschöpfender ist als die sterile Scholastik der heutigen philosophischen Erkenntniskritik und Erkenntnistheorie, überhaupt der heutigen «Philosophie als Wissenschaft», die eben in dem Moment, in welchem sie «Wissenschaft» wird, also sich wie alle anderen Wissenschaften spezialisiert, den Ast absägt, worauf sie sitzt. Denn wie schon Albert Peip<sup>1</sup> sagt: «Was die Abstraktion betrifft, so ist es denn doch so ausgemacht keineswegs, dass *sie* das Organ der wissenschaftlichen Erkenntnis sei und nicht vielmehr nur *eine* Funktion des Organs, und zwar nicht die herrschende, sondern die dienende.» Böhmes Spekulation umfasst die ganze Welt; Himmel und Hölle. Die Probleme, um die Böhme ringt, gelten der Ganzheit des Kosmos und sind für uns Heutige so aktuell wie am Tage, da er, der einfache, demütige und bescheidene Schuster, sie mit mühsamem Stammeln, aber gewaltiger spekulativer Kraft und sprachlichem Pathos niederschrieb.

Entschuldige, mein Freund, und auch Du, lieber Leser, dass mir bei Jakob

<sup>1</sup> In seinem Buch: «Jakob Böhme, der deutsche Philosoph», Leipzig 1860, S. 222f.

Böhme immer das Herz überläuft. Aber schlage seine Schriften auf, wo Du willst: immer wirst Du gefesselt werden, sei es durch die dichterische Kraft seines Sprachausdrucks, sei es durch die Plastik seiner Bilder und die erstaunliche Treffsicherheit seiner Bildbegriffe, sei es durch den Höhenflug seiner Spekulation. Und da, wo Dich zunächst unverständliche Wörter der alchemistischen und astrologischen Terminologie oder die vielen eigenen barocken Wortbildungen sowie anscheinende Ungereimtheiten, Widersprüche und endlose Wiederholungen – die schwierige und zentrale Lehre von den 7 Naturgestalten (Qualitäten, Spezies, Gestalt) hat Böhme fast in jedem seiner Werke in neuer, veränderter Weise entwickelt, in einer Schrift oft mehrmals, so wichtig schien ihm dieser Versuch einer kosmischen Architektonik – abstossen und verwirren sollten: fasse Dich in Geduld, mache zunächst einen Umweg und Du wirst bald wieder auf einen gebahnten Pfad kommen, der Dich an weiteren Wundern und Überraschungen vorbeiführt und schliesslich ein Ziel erreichen lässt, von welchem aus Deine Seele über die durchwanderte Geisteslandschaft als ein Ganzes zurückschaut.

Wir kehren oben zu S. 90, 120 zurück und wollen sehen, in welcher Weise Jakob Böhme den Dualismus schon in Gott zurückverlegt.

Wie wir bereits früher sahen, setzt Böhme zuerst den «Ungrund», welchen wir harmonikal mit der  $\infty$  identifizierten. In der «Gnadenwahl» (1, 3) heisst es: «Denn man kann von Gott nicht sagen / dass Er dies oder das sei / böse oder gut / dass er in sich selber Unterscheide habe: denn er ist in sich selber Natur-los / so wohl Affekt- und Kreatur-los. Er hat keine Neiglichkeit zu etwas / denn es ist nichts vor Ihm dazu Er sich könnte neigen / weder Böses noch Gutes: Er ist in sich selber der Ungrund / ohne einigen Willen gegen die Natur und Kreatur / als ein ewig Nichts ... Er ist das Nichts und das Alles / und ist ein einiger Wille / in dem die Welt und die ganze Kreatur lieget / in Ihm ist alles gleich ewig ohne Anfang / in gleichem Gewichte / Mass und Zahl. Er ist weder Licht noch Finsternis / weder Liebe noch Zorn / sondern das ewige Eine.»

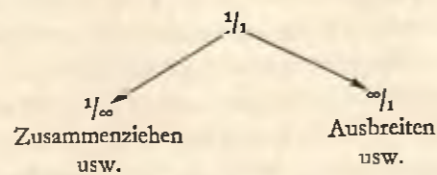
Eine genauere Umschreibung unseres harmonikalen  $\infty$ -Symbols könnte wohl kaum gegeben werden. Selbst die Bezeichnung als «einiger Wille» versteht sich in Böhmes Denken noch nicht als Wille de facto, sondern in potentia, als erste «fassliche» Möglichkeit. Denn eben der Wille in Selbstanschauung, wie in einem «Spiegel», ist der erste kosmogonische Schritt (harmonikal  $0 \leftrightarrow 0$ ), wodurch die fassliche Einheit ( $1 \leftrightarrow 1 = 1/1$ ) entsteht und die Weltentwicklung ihren Anfang nimmt. Mittels dieses «Spiegels» reflektiert der sich offenbaren wollende Gott in sich selber in imaginativer Weise [13]. – Hierbei muss immer bedacht werden, dass Böhme wiederholt beteuert, nur sukzessive einen simultanen Prozess beschreiben zu können.

Der Bildbegriff des «Spiegels» bei Böhme ist nun gerade hinsichtlich des Dualgehaltes unserer obersten harmonikalen Symbole ausserordentlich interessant. Dieser «Wille» in potentia ( $\infty$ ) innerhalb des göttlichen Ungrundes «sehnt» sich

nun, sich im «Fiat» ( $\frac{1}{1}$ ) zu verwirklichen. «Der Wille imaginiert im Spiegel des Gefundenen ( $1 \leftarrow 1$ ) / zeucht in sich / und schwängert sich; ist Herz.» (Clavis) «Sein [des 'Ungrundes' oder des 'göttlichen Verstandes'] Finden» – so heisst es im «Mysterium Magnum» 29, 2 – «ist sein selber aus sich Ausgehen / denn das Ausgegangene ist seine ewige Lust / Empfindlichkeit und Findlichkeit / und wird die göttliche Weisheit genannt: welche Weisheit der ungründliche Wille in sich zu seinem Zentro der Lust fasset / als zu einem ewigen Gemüte des Verstandes / welchen Verstand der freie Wille in sich selber formet zu seinem Ebenbilde / als zu einem ewigsprechenden / redenden / lebendigen Worte / welches der freie Wille aus der geformten Weisheit der Lust aushaucht / oder spricht.»

Dieses «ewige Gemüte des Verstandes», die «Weisheit», welche der aktiv gewordene «ungründliche Wille» zu einem «ewigsprechenden Worte in Lust fasset», wird von Böhme auch «ewige Jungfrau» genannt – einer seiner zentralen Bildbegriffe, der wie ein Edelstein durch fast alle seine Werke leuchtet. Harmonikal haben wir im «Willen» die dynamische, schwingungsmässige, durch Mass und Zahl erfassbare Seite des Urphänomens der *Tonzahl* zu sehen; in dem «ewigen Gemüte des Verstandes», der «Weisheit», der «ewigen Jungfrau», dem «lebendigen Worte» hingegen den wertbetonten Aspekt desselben Urphänomens, den *Tonwert*.

In diesem durch das Wort «Fiat» = «Es werde!» sich selbstverwirklichenden und im «Glast des Spiegels» auf metaphysische Weise sich selbstanschauenden, selbstbewusst werdenden Gott ( $1 \leftrightarrow 1$ ) sind nun a priori zwei Prinzipien enthalten. In seiner Lehre von den 7 Naturgestalten sind es die ersten beiden; Jakob Böhme gibt ihnen die verschiedensten Namen wie (1.): das Zusammenziehen, die Herbigkeit, Strenge, Finsternis, Kälte u. a. (2.) das Sichausbreiten, Anfang des Bewegens, Licht, Wärme u. a. Harmonikal haben wir hier die genaue Entsprechung:



Böhme verlegt nun die *Möglichkeit* des Bösen in die erste Naturgestalt, in den Abgrund des Herben, Kalten, Finsteren, also in den Urgrund und die erste Entfaltung der Gottheit, wobei man sich freilich sehr hüten muss, diese Möglichkeit schon als Wirklichkeit zu nehmen. Denn dieser Abgrund der 1. Naturgestalt wird wohl der «Zorn Gottes» genannt, aber in der Entfaltung des Reigens und der Aktualisierung der 7 Naturgestalten bedeutet diese finstere Herbigkeit der ersten Gestalt nur die notwendige Zusammenballung, Konzentration der Kräfte und des Willens, auf Grund deren die Hierarchie der weiteren Gestalten der «ewigen Natur», also der paradiesischen Natur vor dem Falle Luzifers (harmonikal: Zerrüttungsfaktor) erst aufgebaut und in gegenseitiger ganzheitlicher Ver-

flechtung «himmlische» Wirklichkeit werden kann. Erst diese ungeheure kosmische und moralische Katastrophe: der Abfall von Gottes herrlichstem Engel, verhärtet dann die ersten 3 Naturgestalten zum Abyssos, zum Reich der Hölle. Erst dann, im «3. Prinzipium», im Reiche dieser und unserer Welt, werden Gut und Böse Realitäten von höchster Wirklichkeit.

So gibt es in der Böhmeschen Lehre der 7 Naturgestalten einen «ewigen», paradiesischen und einen zeitlichen, irdischen Aspekt. Die charakteristischen Bildbegriffe laufen aber bei beiden Aspekten im Wesen, wenn auch nicht in ihren Auswirkungen, parallel. Und es wurde oben schon bemerkt, dass die sich widerstrebenden Tendenzen der beiden ersten Gestalten als dritte die «Angst» gebären, eine metaphysische Angst, die nicht weiss, wo aus und ein sie soll, sich endlich entzündet (Feuer, die 4. Naturgestalt) und, da das Feuer die ersten drei Gestalten erschreckt, im «Feuerschrack», im «Blitz» der 5. Naturgestalt endlich die Wendung zum «sanften Licht» der Freude vollzieht. «Denn das ist Freude / dass der Wille zur Natur von der finsternen Angst erlediget und frei ist / sonst wäre kein Wissen / was Freude wäre / so nicht eine peinliche Qual wäre»<sup>1</sup>. Wie dann in der 6. Naturgestalt (harmonikal: Senarius!) der «Hall», «Schall» entsteht und durch das Sprechen die Namengebung und «Formierung» aller Dinge; wie in der 7. Naturgestalt der kosmische Prozess, sei er paradiesisch oder irdisch, vollendet wird, muss man selbst bei Böhme nachlesen, immer aber wiederholt sich vor Augen und Gemüt halten, dass der ganze Prozess nicht numeriert vor sich geht, sondern als ein ewiges Ineinanderleben und -fliessen, wobei wohl hier und dort die entsprechenden Gestalten vorherrschend, aber nie allein herrschend werden und vor allem jede einzelne immer alle anderen in sich trägt und mit und von ihnen lebt.

Wir haben schon des öfteren über dieses Problem der Simultaneität (Gleichzeitigkeit) und der Evolution und Emanation (Entwicklungsfolgen) der Schöpfung gesprochen. Wir kamen zum Ziel, dass wir harmonikal zu einer Simultaneität wenigstens der Idee nach neigen und dass wir die üblichen «Entwicklungstheorien», selbst in ihren bestechendsten Sukzessionsfolgen wohl da und dort als immanente Schöpfungsmelodien, nie aber als allein herrschende zeiträumliche Evolution – oder Entfaltung, was letztlich auf dasselbe hinausläuft – anerkennen können. Wissenschaftlich entbehrt diese Alternative: Entwicklung oder spontaner ganzheitlicher Schöpfungsakt heute wohl der früheren Aktualität. Denn selbst wenn ich annehmen oder glauben will, dass aus dem Uratom oder der Urzelle im Laufe von Jahrmillionen das sich «entwickelt» habe, was heute der Kosmos, die Erde und das Leben ist: was müssen das für ungeheure Potenzen gewesen sein, die schon in diesem Uratom, dieser Urzelle vorhanden waren, um einen solchen Reichtum von Formen zu ermöglichen? Ohne Annahme von geistigen Ideen (Entelechien) geht es selbst bei «materialistischer» Betrachtung nicht, man nähme

<sup>1</sup> «De signatura rerum», 14, 31.



also zwischen einer lichten und finsternen, einer Dur und Moll, einer männlichen und weiblichen (usw.) Welt. Und insofern wird es uns erlaubt sein, einen der interessantesten und merkwürdigsten Dualismen, eben den der Androgynität, mit dem Dual der  $\frac{1}{1}$  in Verbindung zu setzen. Hierbei bemerken wir noch den Definitionsfanatikern gegenüber, dass wir dem Begriff der Dualität mehr einen ausschliessenden, trennenden Charakter beilegen (etwa Gut-Böse), dem der Polarität mehr einen einschliessenden, verbindenden (etwa Hell-Dunkel), wobei es freilich oft schwer sein dürfte, den Ausdruck polar *nur* hier und den Ausdruck dual *nur* dort zu verwenden. Mann und Frau sind im obigen Sinne sowohl der Polarität als der Dualität unterworfen, und dasselbe gilt für alle Doppelheiten, die wohl getrennt sind, aber nur in Bezug aufeinander einen Sinn haben.

Androgyn heisst mannweiblich. Da wir das Origo-(Ursprung-, Urgrund-)Symbol  $\frac{1}{1}$  mit dem Schöpfergott, dem Demiurgen, dem Fiat, kurz dem ersten Schöpfungsakt gleichsetzen, ebenso mit der Position des Menschen auf dieser Welt (‹Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde!›), werden wir Umschau darüber halten, wo und wie die Androgynität bereits in die  $\frac{1}{1}$  hineinverlegt wurde.

Stellen wir uns auf den Standpunkt einer positivistischen Entwicklungstheorie und sehen in der  $\frac{1}{1}$  die irgendwo und irgendwann einmal entstandene biologische Urzelle, so finden wir, dass in den Anfangsstadien der Wirbeltiere die Anlagen der Hoden und Ovarien, also die Ursamenzellen und Ureizellen nicht zu unterscheiden sind<sup>1</sup>. In diesen ‹Urgeschlechtszellen› liegt, wie in der  $\frac{1}{1}$ , eine Androgynität, die sich während der Embryonalentwicklung langsam differenziert und erst im reifen Individuum als männlich oder weiblich endgültig in Erscheinung tritt. Interessant für uns ist hierbei die Beobachtung der Wissenschaft, dass die biogenetische ‹Geschichte› dieser Ureizellen weit in die ersten Zustände des Organismus zurückreicht. ‹Die Reihe von Zellgenerationen, die den Geschlechtszellen – die durch ihre grossen, mässig chromatinreichen Kerne auffallen – vorausgehen, hat man bei einzelnen niederen Tieren (vor allem bei Ascaris) bis zu den allerfrühesten Stadien der Entwicklung zurückführen können.›<sup>2</sup> In dieser den übrigen Zellen gegenüber seltsam unabhängigen, ihre Charakteristik streng bewahrenden ‹Keimbahn›, welche für die Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas von grosser Bedeutung wurde, dürfen wir – den positivistischen Standpunkt der Biologie einmal beibehaltend – eine Entsprechung zu der von der  $\frac{1}{1}$  aus das System der Tonentwicklung als Achse durchziehenden Zeugertonlinie  $\frac{1}{1} \rightarrow \frac{2}{2} \frac{3}{3} \frac{4}{4} \dots$  sehen, die, ihre androgyne Potenz beibehaltend, die übrigen Tonzellen befruchtend und bewahrend als Gesamtorganismus zusammenhält.

Dies ist natürlich ein materialistischer Aspekt, der aber durch die Symbolik des Lambdoma seinen akroatischen Hintergrund bekommt. In späteren Abschnitten werden wir dann die sexuelle Bipolarität harmonikal eingehender diskutieren.

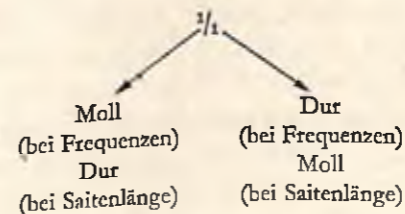
<sup>1</sup> ‹Handwörterbuch der Naturwissenschaften›, 1. Auflage, Bd. IV, S. 1005.

<sup>2</sup> H. Triepel: ‹Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte›, 1917, S. 16f.

Hier war es uns nur um die Rückverlegung des androgynen Moments in die  $\frac{1}{1}$  hinsichtlich einer biologischen Tatsache zu tun. Ebenso, wie wir annehmen dürfen, dass, gemäss dem psychophysischen Gehalt der Audition visuelle des Lambdoma und der übrigen Tonzahlformen, die Prägnanz dieser Formen sich in der ‹Natur›, der Materie im weitesten Sinne zeigen muss – was wir soeben an einem Beispiel des biologischen Raumes angedeutet haben – ebenso wird sie sich im geistigen Bereich zeigen müssen.

Hier steht uns nun, was die Androgynität innerhalb des  $\frac{1}{1}$ -Symbols betrifft, eine grosse Anzahl von ektypischen Beispielen zur Verfügung, aus welchen wir nur eine kleine Anzahl auswählen können.

Jeder kennt die Sage vom Ursprung des Eros in Platons Symposion, wo Diotima die Sehnsucht der Geschlechter zueinander durch eine ursprüngliche Einheit, den Androgyn, erklärt. Julius Schwabe<sup>1</sup> meint nun, dass die ‹Spiegelsymbolik› der Alten (Narziss), der Janus-Mythos, das Problem des Hermaphroditen, überhaupt die Doppelgottheiten der alten Mythologien ihren Prototyp in der harmonikalen Dur-Moll-Polarität hätten:



und zwar selbst da, wo der Gott, wie Janus, zunächst nur eingeschlechtlich zu sein scheint. Bezüglich des Janus gibt J. Schwabe überzeugende Beweise von dem mannweiblichen Charakter der beiden Janusköpfe, ja, er weist sogar nach, dass die androgyne Polarität in vielen anderen Göttertypen (Poseidon z. B.) nachweisbar ist, wenn man nur einmal genau darauf achtet. Da nun jede Gottheit der Mythologie in gewissem Sinne Stellvertreter des höchsten schaffenden Gottes, des Demiurgen ( $\frac{1}{1}$ ) ist, ist es nicht verwunderlich, den androgynen Doppelaspekt da und dort in mehr oder weniger deutlicher Prägung zu finden und zu erkennen.

Hermann Usener<sup>2</sup> gibt eine grosse Anzahl von Götterpaaren aus dem indischen und antiken Mythenkreis, deutet sie freilich rein etymologisch, sogar witzig: ‹Die weibliche Gottheit wird tatsächlich, wie in der Genesis Eva aus der Rippe des Adam, aus der männlichen heraus geschaffen.› Da gibt es z. B. den altindischen Flussgott Sarasvat, neben ihm die Göttin der fliessenden Gewässer Sarasvati. ‹Mehr ein Spiel der Sprache als der religiösen Vorstellung› nennt Usener die Götterpaare Indra Indrani, Agni Anani, Varuna Varunani, Yama Yami usw. Das lateinische Paar Dius Fidius und die Dea Dia der Arvalen geht offenbar auf den

<sup>1</sup> ‹Archetyp und Tierkreis›, Basel 1951, S. 76ff.

<sup>2</sup> ‹Götternamen›, 1948, S. 29-47.

altgriechischen Ehebund von Zeus und Dia zurück; hier sind sogar Heroenpaare besonders häufig: Elektor Elektra, Perses Perse, Phoibos Phoibe u. a. Bei Friedrich Creuzer<sup>1</sup> lese ich, dass in den vorderasiatischen Kulturen der Geschlechtsdualismus nicht selten in eine Person gelegt wurde, die man dann allgemein *ἀρσσηρό-θηλυς* = Mannweib nannte. In der orphischen Hymne an Adonis wird letzterer mit «Jungfrau und Jüngling, Adonis!» apostrophiert. In einer von Stobaeus aufbewahrten orphischen Hymne an Zeus heisst es<sup>2</sup>: «Zeus war der Erste und Letzte, Zeus das Haupt und die Glieder, aus ihm entsprang Alles, Zeus wurde Mann und reine Jungfrau ...» Die Beispiele dieser androgynen Götter- und Heroennamen kann man vervielfachen. Bereits Gessner, Heyne und Winckelmann waren davon überzeugt, dass die Alten sich «alle Gottheiten» mannweiblich vorstellten, und wenn freilich damals schon Joh. Heinrich Voss in seinen «Mythologischen Briefen»<sup>3</sup> gegen eine solche Verallgemeinerung bissig anläuft, muss selbst er den Tatbestand an sich zugeben. Als letzter hat, wie oben bemerkt, das Problem der androgynen Gottheiten Julius Schwabe erneut aufgegriffen und dabei auf den harmonikalen Dur-Moll-Prototyp hingewiesen, welcher offenbar als psychophysischer Hintergrund die eigentliche Basis dieses Problems bildet. Gehen wir vom Besonderen ins Allgemeine, von den verschiedenen Götter- und Heroennamen zum Begriff eines verehrungswürdigen Wesens an sich, an eine Einheit ( $\frac{1}{1}$ ), welche in charakteristischer Weise am schaffenden Weltprozess teilhaftig ist, ja diesen unter Umständen vertritt, so begreifen wir gemäss dem harmonikalen Schema des Origosymbols der  $\frac{1}{1}$ , dass jede dieser Götter- und Heroeneinheiten die zwei mannweiblichen Impulse in sich tragen und in sich androgyn verschweissen muss. Dass bei der ungeheuren Vielfalt der mythologischen Gestalten und bei der rudimentären Überlieferung der Quellen dieses androgyne Moment wohl häufig genug, aber nicht überall ausdrücklich bekannt und genannt wird, darf uns dabei nicht irritieren. Wir sammeln in der Harmonik ja im Grunde nicht Belege, um den harmonikalen Prototypus zu beweisen, sondern der Prototyp ist eine psychophysische Tatsache, der durch seine innere Prägung in der menschlichen Seele zu Bildbegriffen – hier Götter- und Heroengestalten – nach aussen drängt: der Prototyp «beweist» dann die Belege, d. h. er weist auf eine androgyne Form hin, welche diese Gestalten in ihrem eigentlichen Wesen haben müssen.

Ohne mich je auf dem etymologischen Trapez geübt zu haben, kommt mir doch immer wieder in den Sinn, ob nicht schon im Wort «deus», indisch «dewa», der Dual «duo» (*δύο*) enthalten sei. Ich bitte den freundlichen hypothetischen Leser, sich unter dem soeben diskutierten Aspekt der Androgynität noch einmal an das zu erinnern, was wir oben über den Dualis innerhalb der obersten harmonikalen Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  mitgeteilt haben.

<sup>1</sup> «Symbolik und Mythologie», 2. Auflage 1820, Bd. II, S. 4.

<sup>2</sup> Creuzer: a. a. O., S. 487.

<sup>3</sup> 1794, Bd. 2, S. 278.

Bei Eduard Röth<sup>1</sup> steht, dass die Pythagoreer sagten, das Eins sei mannweiblich: *τὸ ἐν ἀρσσηρόθηλυ*. Leider gibt der sonst so quellenfreudige Röth keinen Beleg dafür, wo diese Stelle steht. Aber sie atmet zweifellos echten pythagoreischen Geist, was ja schon die Androgynität der  $\frac{1}{1}$  unseres pythagoreischen «Lambdoma» beweist sowie die beiden mannweiblichen Dur-Moll-Reihen, die aus der  $\frac{1}{1}$  entstehen. Eine hierhergehörige interessante Stelle aus Sextus Empirikus<sup>2</sup> berichtet: «Die Monas [der Pythagoreer] ist nämlich im Grunde die Dyas selbst, und diese nicht neben ihr, sondern aus ihr und durch sie[!].» Diels<sup>3</sup> führt eine Stelle bei Aristoxenos an über eine Kosmologie des «Zaratas», die Pythagoras übernommen haben soll: *δύο εἶναι ἀπ' ἀρχῆς τοῖς οὐσι αἰτία ... πατέρα μὲν φῶς, μητέρα δὲ σκοτός*. Hier werden die zwei Urgründe «von Anfang» als väterliches Licht und mütterliche Finsternis bezeichnet; ganz im Sinne unseres Symbols  $\frac{1}{1}$ , dem die beiden «Schenkelreihen» des Lambdoma, die mütterliche Mollreihe und väterliche Durreihe, entspringen. – Interessant ist eine hierhergehörige Stelle aus dem Sohar, wo es heisst: «Rabbi Abba sagt: Der erste Mensch bestand aus Männlichem und Weiblichem, wie es heisst: 'Und es sprach Gott: Lasset uns einen Menschen machen in unserem Abbild, nach unserem Gleichnis.' Hiernach wurden also Männlich und Weiblich in Einem geschaffen und trennten sich erst später.»<sup>4</sup>

Zur allgemeinen philosophischen Formung des  $\frac{1}{1}$ -Prinzips, der Einheit im Sinne einer letzterreichbaren konkreten Spitze der Spekulation, tragen wir hier noch folgendes nach.

Die Geschichte dieser «Einheits»forschung ist bekannt und lässt sich in jedem Lehrbuch der Philosophie nachkontrollieren. In unserem europäischen Kulturkreis geben wir nur die Daten: Platos «Parmenides», worin, zusammen mit des Proklos Kommentar hierzu, das Einheitsprinzip seinen ersten spekulativen Höhepunkt erhält; die Wiederaufnahme desselben in der Renaissance besonders bei Nikolaus von Kues in dessen Traktat «De principio»<sup>5</sup> und bei Giordano Bruno<sup>6</sup>, dann die Monadenlehre (griech. *μονάς* = Einheit) von Leibniz und schliesslich die in neuerer Zeit zu einer ungeheuren Literatur angeschwollene Lehre des «Monismus». Phänomenologisch sehen wir hier überall das harmonikale Symbol der Origo  $\frac{1}{1}$  im Hintergrund. Aber in der Harmonik wissen wir noch von dem Eidossymbol  $\frac{0}{0}$ , welches der Einheit  $\frac{1}{1}$  überbaut ist, diese in sich enthält und von dieser in gewissen Fällen substituiert wird – wenn man nur einmal seine Aufmerksamkeit darauf richtet. Und eben diese merkwürdige Substitution auch in der

<sup>1</sup> «Geschichte der abendländischen Philosophie» Bd. I, 1846, Anm. 100.

<sup>2</sup> «Adv. math.» X, 281, nach M. Deutinger: «Geschichte der Philosophie», Bd. 1, 1852 S. 196.

<sup>3</sup> Dox. 557, Z. 10 f.

<sup>4</sup> «Der Sohar», übersetzt von E. Müller, 1932, S. 107 f.

<sup>5</sup> «Über den Ursprung», übersetzt von Maria Feigl, 1949.

<sup>6</sup> «Von der Ursache, dem Anfangsgrund und dem Einen», übersetzt von Kuhlenbeck, 1906.



Philosophie – auf das «Schillern» zwischen den beiden Gottesbegriffen  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  konnten wir ja bereits hinweisen –, möchten wir hier wenigstens an einem Beispiel illustrieren.

Schon in Platos «Parmenides», noch mehr aber in dem oben erwähnten Traktat des Nikolaus von Kues (De principio) hat man den Eindruck, als ob das geheimnisvolle Eidosymbol  $\frac{0}{0}$  dauernd im Hintergrund der de facto diskutierten Origo  $\frac{1}{1}$ , der «Einheit» stünde. Ich bin der festen Überzeugung, dass der eigentliche Sinn des «Parmenides», des traditionell schwierigsten Dialoges Platos, sich nur dann einigermassen aufhellen lässt, wenn man die  $\frac{0}{0}$ , das Eidos als der  $\frac{1}{1}$ , der Monas hintergründig annimmt, und zwar ganz im Sinne der pythagoreischen Geheimlehre, der ja Plato nach seinen Selbstzeugnissen weitgehend verpflichtet war. Noch auffallender ist der Wille, das vulgäre «Eine» ( $\frac{1}{1}$ ) durch eine mystische Einheit ( $\frac{0}{0}$ ) zu überbauen, ja eigentlich jenes durch diese zu legitimieren, bei Nikolaus von Kues. In seiner erwähnten Schrift «De principio»<sup>1</sup> spricht der Cusaner ausdrücklich von einem «beigeordneten Einen» gegenüber einem «erhabenen Einen» sowie von einem «mitteilbaren Einen» gegenüber einem «unmittelbaren Einen» – eine Disjunktion, die nur auf dem Hintergrund der beiden Symbole  $\frac{1}{1}$  und  $\frac{0}{0}$  in ihrer universellen Bedeutung verständlich wird. Offenbar rührt da der Cusaner an pythagoreisches Erbgut. Denn sein Traktat fusst ja auf dem Parmenides-Kommentar des Proklos, welchen, wie die Herausgeberin Maria Feigl anmerkt, eben jene Disjunktion weitläufig beschäftigt. Damit steht also Plato selbst am Anfang dieser Spekulation, und es besteht für mich kein Zweifel, dass er gerade hier aus pythagoreischen Quellen schöpfte.

Der im übrigen Platos «Parmenides» an Schwierigkeit des Verständnisses nicht viel nachstehende Traktat «De principio» des Nikolaus von Kues zeigt aufs eklatanteste, wie ungeheuer mühsam der rein logische Weg ist, um mit nur denkrischen Mitteln das Verhältnis zweier in der Spitze der Spekulation vorhandenen «Einheiten»  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  nachzuweisen. Demgegenüber genügt dem Harmoniker ein Blick auf das Lambdoma, und seine Anschauung und Anhörung sagt ihm sofort, ohne alle logischen Spitzfindigkeiten und Anstrengungen, warum das so sein muss, in welcher Beziehung diese beiden obersten Werte zueinander und zu den übrigen Seinswerten stehen.

### Exkurs: Der «persönliche» Gott

#### Die Persönlichkeit Gottes!

Ist der Mensch in einer furchtbaren äusseren oder inneren Lage, weiss er keine Hilfe mehr von seinen Mitmenschen zu erwarten, quält ihn sein Gewissen, ein

<sup>1</sup> «Über den Ursprung», a. a. O., S. 57ff.

verschuldetes oder nichtverschuldetes Schicksal, weiss er nicht mehr aus noch ein, so fleht er Gott um Hilfe an, betet zu ihm als zu einer letzten, allgütigen, persönlichen Macht, von welcher er Rettung erhofft – dies ist das Verhalten des religiösen Menschen. Die Unvollkommenheit seines individuellen Ich steigert er zur Vollkommenheit einer göttlichen Persönlichkeit, zu einer transzendenten göttlichen Instanz, welcher er unbedingt vertraut. Der Nichtgläubige, der entweder resigniert oder nach dem Motto handelt: hilf dir selbst, so hilft dir Gott! – bedenkt dabei wohl nur selten, dass er unbewusst die Transzendenz einer unbedingten Persönlichkeit in sein Ich hereinholt und im Grunde nichts anderes tut als der Gläubige – mit einem Unterschied allerdings: er gibt sich die Autorität selbst, während sie der religiöse Mensch ausser sich setzt.

Aber auch der glückliche Mensch, sei er religiös oder nicht, hat, wenn irgend er noch nicht ganz solipsistisch eingemauert ist, das Bedürfnis, seinem persönlichen Gott oder dem «Schicksal» dankbar zu sein, dass es ihn mit Gütern materieller, seelischer oder geistiger Art beschenkte.

Ohne Zweifel liegt in beiden Fällen, dem des Unglücks oder Glücks, ein tiefinnerstes Bedürfnis des Menschen vor, sich mit seiner Hilfsuche, mit seinem Dank an eine Instanz zu wenden, die entweder ausserhalb seiner selbst steht oder sich potenziert, überpersönlich, um dadurch zu dokumentieren, dass das normale persönliche Ich noch zusätzlicher Kräfte, übergeordneter Bindungen bedarf, um Leid und Freude in solchem Masse gewachsen zu sein. Wobei Leid und Freude ja nur Grenzfälle sind, die das ganze Leben der menschlichen Persönlichkeit umrahmen und durchdringen.

Was ist nun aber «Persönlichkeit»? Man sagt etwa, dass sich schon in der unbelebten Natur der Drang zeige, eine Mannigfaltigkeit durch ein Einheitsprinzip zu überbauen: Atom. Hier spielt schon der in der neueren Zeit so wichtig gewordene Ganzheits- und Gestaltbegriff hinein, welcher die ganze Hierarchie der Naturerscheinungen durchzieht. Im «Leben» nun lösen sich diese geschlossenen Gestalten selbständig aus der Umwelt heraus, aber erst der Mensch wird sich dieses Individuationsprozesses bewusst, er erlebt das Einheitsprinzip bewusst in seinem Ich, seiner «Persönlichkeit». Alle diese Dinge und Vorgänge sind freilich, wenn wir sie nur kausal-logisch verfolgen, geheimnisvoll und rätselhaft. Und wenn wir glaube, dass diese hintergründige, von unserem Unterbewusstsein stets realisierte Unerklärbarkeit einer der Hauptgründe dafür ist, dass wir, von der Unvollkommenheit und dem Geheimnis unseres Ich durchdrungen, eine vollkommene «persona» ausser uns und der Welt setzen, der wir das «Fiat» des ungeheuren, alles menschliche Mass überschreitenden Schöpfungsprozesses mit seinen ethischen und geistigen Normen anheimgeben. Dabei ist es unwichtig, ob wir uns pantheistisch oder theistisch verhalten: Die Entstehung der Welt aus dem Uratom, dem Planckschen Wirkungsquantum  $h$  oder der Urzelle ist nicht weniger rätselhaft und geheimnisvoll als die biblische Vorstellung: Gott «schuf» und Gott «sprach».

Es wird gesagt, das religiöse Verhältnis sei das persönliche Verhältnis zwischen dem menschlichen Ich und dem grossen göttlichen Du, ohne dass die Grenze, «die nun einmal, wo Gott Gott ist, besteht», überschritten werde. Demgegenüber sei mit der mystischen Frömmigkeit eine «ausdrückliche oder stillschweigende Ablehnung der Persönlichkeit Gottes verbunden»<sup>1</sup>, «weil das Höchste hier nicht das persönliche Verhältnis zu Gott, sondern das Aufgehen in der Gottheit, die Verschmelzung mit dem göttlichen Wesen ist». Wo der philosophische Begriff des «Absoluten» Einfluss gewinne und die Reflexion über den Gottesbegriff einsetze, werde die Persönlichkeit Gottes zweifelhaft. So gehöre selbst für Schleiermacher die Persönlichkeit Gottes nicht zu den unerlässlichen Merkmalen des Gottesbegriffs. Im allgemeinen jedoch «kann der Glaube Gott nie anders als unbedingtes Subjekt verstehen, und darin ist schon die Persönlichkeit Gottes eingeschlossen», wenn auch zugegeben wird, dass dem Begriff der Persönlichkeit immer etwas Unzulängliches, Anthropomorphisches anhafte und seine Lösung nie gelingen könne, weil «Gott immer grösser ist als alle menschlichen Begriffe».

Was hat nun die Harmonik hierzu zu sagen?

Zuerst eine sachliche Feststellung, die aber, wenn wir ihre Bedeutung verstehen und innerlich in unserem Herzen nur richtig erleben, vielleicht den tiefsten Aufschluss über den in unserem europäischen Kulturkreis so entscheidenden und wichtigen Begriff der Persönlichkeit gibt: «*personare*» kommt vom Lateinischen und heisst wörtlich übersetzt «*durchtönen*» [14]. Sollte es ein Zufall sein, dass die Etymologie eines für uns Europäer so wesentlichen Begriffs harmonikaler Abkunft ist?

«Durchtönen» bedingt aber zweierlei: erstens dass etwas selbst tönt und dass dieses selbst von etwas anderem, ausserhalb von ihm Seienden durchtönt wird. Den ersteren Aspekt können wir den Seinsaspekt, den zweiten den Wertaspekt nennen.

Blicken wir auf unser Lambdoma, so erhalten wir genaue Auskunft. Der *Seinsaspekt* ist von der *Tonzahl* abhängig und hat seinen Ursprung im Origosymbol  $\frac{1}{1}$ . Denn die  $\frac{1}{1}$ , die Einheit der Saite, gebiert alle weiteren Rationen, gemäss einer festbestimmten harmonikalen Ordnung. Jeder Seinswert  $\frac{x}{y}$  ist seiner *Zahl* nach, also «materiell» – um diesen vereinfachenden Ausdruck zu gebrauchen – verursacht, gezeugt von einem konkreten Anfang, sei es dem Schöpferwort «Fiat!» = «Es werde!» oder dem Uratom, der Urzelle, dem Wirkungsquantum  $h$  und all den alle 50 Jahre «erschütternd» wechselnden Vorstellungen der Naturwissenschaft. Der *Wertaspekt* ist jedoch vom *Tonwert* abhängig und geht via Gleichtonstrahlen auf das Eidossymbol  $\frac{0}{0}$  zurück. Hier wird der Seinswert direkt durchtönt vom geheimnisvollen göttlichen Ungrund  $\frac{0}{0}$ , für dessen Inbegriff bzw. Unbegriff wir, wie ja schon das mathematische Zeichen  $\frac{0}{0}$  aussagt, keinen logisch adäquaten Ausdruck mehr finden können – das Wort *Eidos* = *Idee* wählten wir

<sup>1</sup> «Die Religion in Geschichte und Gegenwart», 2. Auflage, 1930, Bd. IV, S. 1092.

nur, um dem Symbol  $\frac{0}{0}$  eine begrifflich wenigstens sich annähernde Bezeichnung zu geben.

In welchem der beiden obersten harmonikalen Symbole steckt nun der Ursprung der «Persönlichkeit», in der  $\frac{0}{0}$  oder in der  $\frac{1}{1}$ ? Isolieren wir beide, d. h. stellen wir unser Ich nur auf das eine oder andere ein, so scheint es zweifellos, dass unsere Verhaltensweise im Hören und Schauen der  $\frac{0}{0}$  derjenigen des Mystikers gleicht, welcher den direkten Bezug zur Gottheit fühlt und sucht, ohne alle Umwege. Seine «originale» Abstammung vom Origosymbol der  $\frac{1}{1}$ , des faktischen Schöpferwillens, ist für ihn, den Mystiker, unwesentlich; er wird immer dazu neigen, im «Alleins» aufzugehen und die Gottheit ganz in sich zu fühlen und zu wissen, ohne jede Vermittlung. Konzentrieren wir unser Ich hingegen auf die  $\frac{1}{1}$ , den Schöpfergott, so haben wir da einen ganz anderen Bezug. Unser Verhalten wird hier dazu neigen, an einen konkreten Beginn der Welt und ihres geistigen Daseins zu glauben, kurz an einen «persönlichen» Gott, der die Welt kraft seines «Wortes» geschaffen hat, sei es nun durch einen einzigen Willensakt oder indem er mit seinem himmlischen Taktstock das Uratom berührte und mittels des Rhythmus des Planckschen Wirkungsquantums  $h$ , den Schrödingerschen Wellenpaketen usw. die Weltmusik eröffnete – die Heisenbergsche «Unsicherheitsrelation» kalkulierte er dabei a priori ein, um sich vor den heutigen Skeptikern, Ungläubigen und Gottesleugnern ein kleines Alibi zu verschaffen. Solche kleine «menschliche» Interjektionen seien uns erlaubt, selbst bei hohen Dingen. Sie mögen nur immer wieder unsere Ansicht bekunden, dass philosophische Auswertungen eines alle 50 Jahre sich und andere erschütternden, «umwälzenden» materiellen Weltbildes sich leicht ins Spasshafte verlieren, während die alte grandiose Formel des Mythos «und Gott schuf, Gott sprach» fern von allen Erschütterungen und Umwälzungen ins Ewige reicht.

Wie stehen nun wir Harmoniker zum Begriff, zum Erlebnis des «persönlichen Gottes»? Da wir in unserem harmonikalen Grunddiagramm, dem Lambdoma, einen in den Gesetzen der Natur und unserer Seele festgegründeten Indikator vor uns haben, so müssen wir auch hier seiner Ansage und Aussage vertrauen: die Formen des Diagramms können wohl einzeln geschaut, gehört und durchdacht werden, bilden aber eine untrennbare Ganzheit. Infolgedessen werden auch *beide* Gottesbegriffe des  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$ -Symbols in unserer Seele lebendig sein, und zwar in steter sich befruchtender Wechselwirkung. Jeder Mensch hat Momente einer geistigen Schau, einer meditativen Durchleuchtung von einer obersten geistigen Instanz her, nenne er diese nun die Gottheit, die Welt der Werte oder sonst wie immer. Diese Instanz ist, als Inbegriff alles Seins und Werdens, in keine Worte und Begriffe mehr zu fassen. Trotzdem ist unsere Seele, unser geistiges Erleben erfüllt von der Unermesslichkeit und Erhabenheit dieser geheimnisvollen Absoluten. Würden wir in solchen Momenten quietistisch, willenlos verharren, so verhielten wir uns in den Zuständen der Mystiker aller Zeiten, denen eben diese

transzendente Schau, dieser direkte Bezug von Seele zur Gottheit, dieses Aufgehen, Verschmelzen mit ihr, als das Höchste erschien. Aber wir sind nun einmal Menschen aus Fleisch und Blut mit einer ganz bestimmten Individualität, einem Persönlichkeitsbewusstsein. Werde ich mir dessen bewusst, so weiss und fühle ich, dass Alles, so wie ich selbst, einen bestimmten Anfang hat und habe und dass es eine konkrete einheitliche Instanz geben muss, der die Welt und alle auf ihr bestehenden Individualitäten ihren Ursprung verdankt. Meine Persönlichkeit, durchflutet von dem Geheimnis des Eidossymbols  $0/0$ , fordert einen Bezug zu einem obersten, konkreten, vollkommenen Einheitssymbol, der Origo  $1/1$ , dem ich absolut vertrauen, dem ich mich in Liebe und Leid hingeben kann, weil ich weiss, dass er mich «nach seinem Bilde» schuf.

Beide Empfindungen, beides Wissen um den unpersönlichen Gottheitsbegriff der  $0/0$  und den des persönlichen Schöpfergottes der  $1/1$  ist also in der harmonikalen Verhaltensweise nicht getrennt, sondern geht durchaus in unserem religiösen Wesen zusammen. Je nach unseren seelischen Zuständen werden wir uns freilich oft nur von dem einen oder dem anderen göttlichen Symbol durchdrungen fühlen. Aber die Harmonik gibt uns die Gewissheit, dass beide Gottesbegriffe gemeinsam dem Weltenplan zugrunde liegen, den Kosmos gestalteten, dass wir und die Natur sie gemeinsam in uns tragen und beider Emanationen ( $0/0$ ) und Evolutionen ( $1/1$ ) teilhaftig sind.

Ja, die Stellung und der innere Gehalt der Symbole  $0/0$  und  $1/1$  im Diagramm sagen es ja schon ihrem mathematischen Gehalt nach aus, dass zum mindesten die  $1/1$  in der  $0/0$  enthalten ist – wie wir in der Sukzession, d. h. in unserem zeitlich-geschichtlichen Denken das Verhältnis der  $0/0$  zur  $1/1$  beurteilen, werden wir noch im Nachfolgenden sehen, ebenso, wie dann die «Zeugertonlinie»  $0/0 \rightarrow 1/1 \rightarrow 2/2 \rightarrow 3/3 \dots$  als dritte im Bunde der obersten harmonikalen Symbole, nämlich als Mittler- bzw. Erlöserlinie, eben jene Trinitas ausmacht, die wir in irgendeiner Form fast in allen alten Mythologien und Religionen nachweisen können und die noch heute als das Geheimnis der Trinität im christlichen Dogma eine entscheidende Rolle spielt.

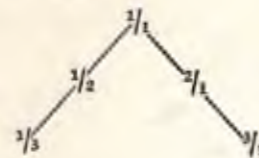
### C. Der Mittler. Die Zeugertonlinie – Das Erlöserprinzip

Innerhalb einer ontologischen, besser metahistorischen Beschreibung und Analyse unseres harmonikalen Grunddiagramms, des Lambdoma, ist an sich die Sukzession der einzelnen Formen unwesentlich, da wir das Gefüge der Welt, *seiner Idee* nach, in einem einzigen Schöpfungsakt urbildlich uns vorzustellen haben werden. Ein theogonischer Prozess im Sinne eines Gott-Werdens im Laufe der Geschichte des Kosmos ist entwicklungsgeschichtlich orientiert und löst das Problem der Ideen und Urbilder nicht, die doch vor aller «Geschichte» existent sein müssen, wenn man nicht an Wunder am laufenden Band glauben soll. Ein Wunder ist etwas anderes als ein Geheimnis, ein Mysterium. Vor allen drei Begriffen versagt der Verstand, aber das Wunder erregt in unserer Seele allenfalls Erstaunen oder setzt unser kausales Denken in Verwirrung, ja Angst; während das Geheimnis und das Mysterium unsere Ehrfurcht vor etwas Unerklärbarem, aber dennoch Bestehenden, einer höheren Wirklichkeit Angehörigen wachruft.

Wir Menschen sind unserer Organisation nach a priori Historiker. Wir stehen nicht nur inmitten unserer eigenen, der Menschheitsgeschichte, sondern innerhalb einer Geschichte der Erde, des Kosmos. Unsere kausalen Denkformen, ja unser Entsprechungsdenken sind dem Jetzt, dem Vorher und Nachher in Zeit und Raum ausgeliefert, und erst dann, wenn wir an die Welt der Normen rühren, tritt unser Geist in das Ewige, Zeit- und Raumlose und der Kausalität nicht mehr Unterworfenen ein; ins Geheimnis, ins Mysterium.

Wir werden also die Formen unseres Diagramms nacheinander besprechen, da gar keine andere Möglichkeit besteht, und uns in der Sukzession weiter, wie bisher, nach der Gestalt des Diagramms richten, indem wir von der Spitze  $0/0$  aus, diese und die  $1/1$  in den vorhergehenden Abschnitten hinter uns lassend, uns zur nächstwichtigen Wertform wenden.

Hier haben wir zu wählen zwischen den beiden Teilton-(Schenkel-)Reihen:



und der Zeugertonlinie:

$$\begin{array}{c} 0/0 \\ \downarrow \\ 1/1 \\ \downarrow \\ 2/2 \\ \downarrow \\ 3/3 \\ \downarrow \\ \infty/\infty \end{array}$$

da ja beide sich gegenseitig involvieren und letztlich das Pleroma (*πλήρωμα*, Fülle) des Lambdoma bestimmen. Wir wählen jedoch zunächst die «Zeugertonlinie», da diese, zusammen mit den Symbolen  $0/0$  und  $1/1$ , die eine Triade des Diagramms bildet – die andere sehen wir in den Werten

$$\begin{array}{c} 1/1 d \\ 1/2 d' \quad 2/1 d, \end{array}$$

die wir später zusammenfassend unter der harmonikalen Wertform der Trinitas behandeln werden.

Wie es im Lambdoma zu dieser Zeugertonlinie, d. h. zur Mittelachse, kommt, die, von der  $0/0$  senkrecht nach unten über die  $1/1$  hinweg diesen «Zeugerton»  $1/1$  durch das ganze Diagramm hindurch ad infinitum, d. h. bis zum Symbol  $\infty/\infty$ , wiederholt, brauchen wir hier nicht zu diskutieren, da die Technik und Logik ihrer Entstehung für jeden evident ist, der sich das Diagramm, aus dem Hören und Messen der Monochordteilungen eruiert, selbst aufgezeichnet hat.

Uns interessiert hier in der Hauptsache die Eigenschaft dieser Zeugertonlinie als einer «Mittlerlinie», die dem Gefüge des Diagramms seinen inneren Halt gibt und es, kraft seiner immerwährenden Betonung und Neu-Entstehung der Einheit  $1/1$  von der höchsten faktischen Spitze, dem Schöpfungsimpuls, aus immer wieder von neuem befruchtet.

In der religiösen harmonikalen Symbolik sehen wir in dieser Mittlerlinie das Erlöserprinzip ausgedrückt, also die in das Gefüge der Welt herabgestiegene zweite Person der göttlichen Trinitas: Gott-Sohn. Der christliche Erlösergedanke, Christus selbst, der Erlöser, der Mittler zwischen Gott und der Welt, seine ewige Wiederkehr, sein Richteramt am jüngsten Tage auf der Grenzscheide zwischen dem Reiche des Lichts und dem der Finsternis, ist uns so nahe und vertraut, dass wir keiner weiteren Belege bedürfen, um Entsprechungen zu den harmonikalen Symbolen und Bildbegriffen nachzuweisen. Allein die obigen Prädikate: Christus als Mittler, seine immer wieder sich erneuernde Existenz durch die «Äonen der Äonen», der Richter «zur Rechten und zur Linken» sehen wir im Lambdoma sinnbildlich verwirklicht, und eine aufmerksame Durchforschung und meditative Betrachtung der frühchristlichen und späteren Berichte sowie der kunstgeschichtlichen Ikonographie würden noch viele weitere harmonikale Beziehungen nachweisen können.

Aber der Erlösergedanke ist nicht nur dem Christentum eigentümlich, sondern innerhalb der verschiedenen Religionsformen und Mythologien universell – eine Tatsache, wie wir Harmoniker nicht nur geschichtlich als Faktum hinnehmen, sondern als Beweis einer universellen Expression unserer harmonikalen Wertformen nun innerlich begreifen werden.

In den nachfolgenden Beispielen stützen wir uns hauptsächlich auf das ausgezeichnete Buch «Die ausserbiblische Erlöser-Erwartung» von Alfred Jeremias<sup>1</sup>.

In dem uns bis heute vorliegenden ältesten Kulturkreis der Sumerer (ca. 4. Jahrtausend v. Chr.) finden wir den Urgrund der Dinge durch eine zweigeschlechtlich(!) gedachte, jungfräuliche Urmutter vertreten. Nach der Deutung einiger Forscher wird diese Allmutter als bärtig dargestellt. «In den in sumerischer Sprache erhaltenen, aus dem 3. Jahrtausend, also bereits aus der sumerisch-akkadischen Zeit überlieferten religiösen Literatur heisst das geheimnisvolle Kind der Muttergöttin, das stirbt und auferstehen soll, Tamuz<sup>2</sup>. «Als erlöster Erlöser ist Tamuz Gärtner oder Fischer oder Hirte oder König, wie alle Erlösungsgestalten seiner Art, bis zum Stil der Evangelien.»<sup>3</sup>

Im babylonischen Mythos, welcher sicher noch viel sumerisches Erbgut enthält, ist Ea, der Gute, als Gott-Mensch der Vater Marduks, welcher ganz menschlich vorgestellt wird und ein analoges Verhältnis zu Ea hat wie Christus zu seinem «Vater». In einem Zauberritual heisst es:

«Mein Vater, ich weiss nicht, wodurch dieser Mensch Genesung finden kann.  
Mein Sohn, was ich weiss, weisst auch du,  
gehe aber hin, mein Sohn Marduk ...»<sup>4</sup>

Marduk, der Reichsgott des geeinten babylonischen Reichs, wird dann zum Weltbildner und Welterlöser. Auch er ist das geheimnisvolle Kind der Urmutter, das göttliche Wunderkind, das berufen ist, später für die Götter als Erlöser einzutreten und über Tiamat, die Welt des Bösen, zu siegen.

In dem ägyptischen Göttergewimmel ragt die von Plutarch<sup>5</sup> wohl am ausführlichsten überlieferte Osirissage hervor als ein in sich geschlossener und uns Heutigen noch einigermaßen verständlicher Mythos. Harmonikal sind da verschiedene Einzelheiten interessant. So begatten sich Isis und Osiris bereits im Mutterschosse(!); als Heiland beglückt und herrscht Osiris über die Völker nicht mit Gewalt, sondern durch Rede und Musik(!); Horus, des Osiris und der Isis Sohn, besteigt dann des Vaters Thron und herrscht als letzter der Götter und erster der langen Reihe der nachfolgenden Könige – Heiland und Gotteskönig-

<sup>1</sup> Berlin 1927.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 27.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 34.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 46.

<sup>5</sup> «De Iside et Osiride».

tum mit deutlichem Einschlag von Mittler- bzw. Erlösertendenzen sind weder diesem Mythos noch überhaupt allen frühen Vermischungen von dynastischen mit religiösen Tendenzen fremd. Innerhalb der schon im Altertum nach allen Seiten auswuchernden Isis- und Osiris-Sage ist für uns noch der Kampf des Osiris mit dem Prinzip des Bösen, Typhon, wichtig, also auch hier ein uranfänglicher Kampf der Götter, ein Herabsteigen des Gottes in irdische Leiden, ferner das merkwürdige Mythologem von des Osiris, nach dessen gewaltsamem Tode, verlorenem Phallus, welchem dann, gewissermassen als Symbol der ewigen Fruchtbarkeit und Wiederkehr, als eine Art Weltachse, in den ägyptischen Tempeln und religiösen Riten göttliche Ehren zukommen. In einem späteren Hauptteil werden wir dies alles harmonikal-diagrammatisch zu verstehen versuchen.

Was die Iranier betrifft, so ist «der Erlösungsgedanke dieser Arier an vorweltliche Wesen gebunden, die durch Tod zum Leben kamen und vom Götterberg oder Paradies aus über die irdische Welt wachen, und aus deren Mitte das Kommen eines Retters erwartet wird»<sup>1</sup>. Dieser Retter und Erlöser ist Zarathustra. Auch Zarathustra ist der Himmelsgesandte, der Gottessohn, welcher durch die Weltzeitalter hindurch bis zum Weltenbrand und der Weltverklärung (harmonikal  $\rightarrow \infty/\infty$ ) dauern wird. Ein Jahrtausend später übernimmt Mitra (Mithras) die persische Heilandsgestalt, dessen Votivsteine die Römer weit nach Norden mitbrachten. Wie in Zarathustra, so sah auch die Mysterienauffassung in Mithra den Mittler zwischen Mensch, Welt und Ewigkeit. Fast alle ausserbiblischen Erlösergestalten stellen sich selbst an das Ende einer ganzen Reihe von Vorgängern, «Propheten», auf diese Weise ihre Kontinuität der direkten göttlichen Deszendenz betonend. So gelten z. B. für Mani, den um 200 n. Chr. geborenen Begründer des Manichäismus, als Vorgänger einige der biblischen Urväter, Abraham, Zarathustra, Buddha, Jesus und Paulus<sup>2</sup>.

In diesen Zusammenhang gehört auch die ganze religiöse Spekulation des Altertums durchziehende Lehre vom «Urmenschen», dem Adam Kadmon. Das Lexikon «Die Religion in Geschichte und Gegenwart»<sup>3</sup> nennt diese *ἀνδρωπος* Lehre eine «ungemein komplizierte mystische Lichtgottvorstellung», deren «Formgewirr» im Manichäismus ihre geschlossenste Ausgestaltung gefunden habe. Wir können hier nur auf wenig eingehen und bemerken, dass schon die ursprünglich mannweibliche Vorstellung des Urmenschen als eines obersten Lichtgottes, seine Stellung zwischen Licht und Finsternis, seine durch die Weltalter sich immer wieder verwirklichende Sukzession als eines Erlöserprinzips ihn dem Bildbegriff der harmonikalen Zeugertonlinie zuordnet. Im Corpus Hermeticum nimmt der Urmensch bei seinem Hinabsteigen die Naturen der sieben Planetenherrscher an (7 = die Zahl der Töne der Tonleiter!) [15] und zeugt mit der Materie sieben mann-

<sup>1</sup> A. Jeremias, a. a. O., S. 119.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 152.

<sup>3</sup> 2. Auflage 1931, S. 1416ff.

weibliche Wesen (der Dual aller Töne der Zeugertonachse!)<sup>1</sup>. In der gnostischen Sekte der Ophiten wird der Urmensch schlechthin mit der  $\%_0$  gleichgesetzt: «In der Kraft des Bythos gibt es ein Urlicht, selig, unvergänglich und unendlich, das ist der Vater von allen und heisst Urmensch.»<sup>2</sup> Eine Variante hierzu bietet der Sohar: «So sitzt der Urmensch an der Pforte des Paradieses und freut sich mit den Frommen, welche den Weg zum Paradiese kommen.»<sup>3</sup> Hier, in der Kabbala, spielt der Urmensch, der himmlische Mensch, der Adam Kadmon, eine besonders wichtige Rolle. Harmonikal gesprochen, substituiert er die Position des Demiurgen ( $\frac{1}{1}$ ) und vertritt den Vektor der Zeugerton- bzw. Mittlerlinie – wie weit hier schon Messias-, also Erlösermomente hineinreichen, kann ich nicht beurteilen. Dieser Adam Kadmon hat mit dem biblischen Adam nichts zu tun, er ist das Urbild des Menschen überhaupt und sozusagen der Sefirot-Mensch, ja der Komplex aller Sefirot<sup>4</sup>. Es gibt da in der Kabbala grossartige und tief beeindruckende Stellen über diesen Urmenschen. «Es hat (vor unserem Weltall) schon frühere Welten gegeben, die zerstört wurden. Warum wurden die früheren Welten zerstört? Weil der Mensch noch nicht geformt war. Denn die Form des Menschen schliesst alle Dinge in sich, und alles, was besteht, hat nur durch sie Bestand»<sup>5</sup> – also durch die *Form* des Menschen! Wahrhaft eine zur tiefsten Meditation auffordernde Behauptung! Weiter heisst es da: «Die Gestalt des Menschen schliesst alles in sich, was im Himmel und auf Erden ist, die oberen und unteren Wesen. Daher hat der Alte der Alten [En-Sof =  $\%_0$ ] sie zu den seinen gemacht.»<sup>6</sup> Dieser Menschenprototyp wird in alten Manuskripten und Drucken als ein Holzschnitt bzw. Bild dargestellt, welches ihn als Weltall mit Haupt, Augen, Ohren, Mund usw. zeigt, als «König», wobei die Sefirot in den einzelnen Körperteilen eingezeichnet sind<sup>7</sup> und die Mittelachse dieses Adam Kadmon eine Symmetrie der rechts und links stehenden Sefirot bildet. Ebenfalls ganz im Sinne der harmonikalen Symbolik des Lambdoma sagt A. Jeremias<sup>8</sup>: «die historischen Religionsstifter der ausserchristlichen Welt sehen sich irgendwie als erlösende 'Urmenschen' an oder werden von ihren Verehrern nachher so angesehen, wie Mani und Muhammed, als 'Siegel' einer Kette zyklischer Erlöser oder Erlöserpropheten, was in der Erlösungslehre grundsätzlich dasselbe ist.» Und allgemein<sup>9</sup>: «Der kosmische göttliche Anthropos-Mensch der Gnosis wird übrigens nicht von der höchsten Gottheit [harmonikal  $\%_0$ ] preisgegeben, wie der vedische und altiranische, um die

<sup>1</sup> Josef Kröll: «Die Lehren des Hermes Trismegistos», 1914, S. 238.

<sup>2</sup> H. Leisegang: «Die Gnosis», 1924, S. 174.

<sup>3</sup> «Der Sohar», übersetzt von E. Müller, 1932, S. 102.

<sup>4</sup> Erich Bischoff: «Die Elemente der Kabbalah», Bd. I, 1913, S. 40.

<sup>5</sup> a. a. O., S. 40.

<sup>6</sup> a. a. O., S. 41.

<sup>7</sup> a. a. O., S. 39.

<sup>8</sup> a. a. O., S. 129.

<sup>9</sup> a. a. O., S. 128.

Weltenentwicklung vorwärts zu bringen, sondern er vollzieht selbst das Versinken in die Materie [das Hinabsteigen der Zeugertonlinie als Achse durch das Lambdoma], das ihn zum erlösungsbedürftigen Erlöser macht. Er steigt durch die Sphären [Oktavregionen], indem er in absteigender Reihe das jeder Sphäre Wesentliche an sich zieht, und wird so [aufsteigend] auf der materiellen Ebene der erlösungsbedürftige Erlöser, der dann erlöst auf dem gleichen Wege durch die höheren Sphären in immer lichter Gestalt emporsteigt – bis er, wie wir hinzufügen, sich wieder mit dem göttlichen Urgrund  $\frac{1}{1}$  und Ungrund  $\frac{0}{0}$  vereinigt.

Dass Buddha, wie überhaupt die Heiligen und Gotteskinder der östlichen Völker, Haus und Familie verlässt und sich zur Meditation unter einen *Baum* setzt – über dieses sehr wichtige Symbol der harmonikalen Dichotomie werden wir noch zu sprechen haben. Aber der Halt des Baumes ist sein *Stamm*, dieser entspricht der Zeugertonlinie und diese Entsprechung geht in der altgermanischen Mythologie sogar so weit, dass Yggdrasil, die mythische Weltesche mjotvidr = «der Baum mit dem rechten Masse»<sup>(1)</sup> heisst<sup>1</sup>. Besonders interessant ist für uns das Zusammenkommen von Raum und Zeit im Mythologem der Weltesche. Aus deren drei Wurzeln nämlich entspringen drei Brunnen, die auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, kurz die Geschichtlichkeit der Welt hinweisen – die erste Quelle wird ja ausdrücklich Urds Brunnen genannt, nach Urd, der ältesten Norne, welche die Vergangenheit kündigt. Die Deutung der Weltesche Yggdrasil als eines Kreuzes-, ja Galgensymbols, wie es viele Germanisten wollen, halte ich mit Jakob Grimm<sup>2</sup> für abwegig. Wir werden noch sehen, dass der «Weltenbaum» ein uraltes, allen Mythologien vertrautes Symbol ist, welches von der Gestalt des Lambdoma in einzigartiger, vordem nie gekannter Weise psychophysisch, also prototypisch abgeleitet werden kann. In der frühgermanischen Archäologie gibt es noch einen kultischen Gegenstand, welcher die Weltesche gewissermassen bis auf ihren Stamm allein konzentriert: die Irminsäule. In dieser, dann den sogenannten Menhiren, hohen, mehr oder weniger schmalen Monolithen, die wir in verwandten Formen aus dem ganzen Orient kennen, ist die harmonikale Zeugertonachse buchstäblich «lapidar» symbolisiert – wobei später noch zu überlegen sein wird, wieweit bei diesen Menhiren und Stein- oder Holzsäulen (die Kultsäulen der Afrikaner, Nordamerikaner u. a.) schon phallische Vorstellungen mithineinspielen.

Die fortwährende Sukzession der Zeugertonlinie  $\frac{1}{1}d \rightarrow \frac{2}{2}d \frac{3}{3}d \frac{4}{4}d \frac{5}{5}d \dots$  bei gleichbleibendem inneren Wert (Ton d) und sich immer veränderter äusserer Position (Ortung) findet ihre genaue Entsprechung in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Wiederverkörperungen des Buddha bzw. Bodhisattva. Gotama Buddha selbst soll sich an sechs Vorgänger erinnern haben. Im Mahayana, einer

<sup>1</sup> W. Golther: «Handbuch der germanischen Mythologie», 1895, S. 529.

<sup>2</sup> «Deutsche Mythologie», 1943, S. 433.

Weiterentwicklung der ursprünglichen Lehre Buddhas, findet sich die schöne Stelle, dass «aller Kult, der in tausend Millionen von Welten zahllosen Buddhas gewidmet wird, dem von Liebe (maitri) erfüllten Denken gleichkommt»<sup>1</sup>. Dies wird uns dann auch in bestimmten Tempeln nahegebracht, wo oft hunderte, ja tausende von Buddhasstatuen die immerwährende Betonung ein und derselben Wesenheit in unendlichen Wiederverkörperungen zum symbolischen Ausdruck bringen. Auch in dem Begriffe des «Pfades», des «rechten Weges», welcher in den östlichen Religionen weitverbreitet ist, scheint mir eine innere Einlenkung der menschlichen Seele auf die göttliche Mittellinie bildbegrifflich vorzuliegen. Sehen wir unser Lambdoma an: die eine äusserste Schenkelreihe geht in ihren Schwingungen von der  $\frac{1}{1}$  aus bis zum Feuer, zum Licht, die andere verlangsamt sich bis zum langsamen Rhythmus der Wasserwellen. Fühlt sich nun der Mensch in der Mitte zwischen diesen beiden Reihen schreitend, also der Zeugertonlinie entlang, so haben wir ein genaues Analogon hierzu in einem Gleichnis der Amithabaschulen des japanischen Buddhismus:

«Nimm an, da ist ein Mensch, der, nach Westen zu schreitet, den Blick gerade vor sich gerichtet hält. Zu seiner Linken loht ein Strom von Feuer. / Zu seiner Rechten fliesst ein Strom von Wasser. / Zwischeninne, schmal und sich hinziehend, ist eine weisse Pfadspur. / So mächtig gross sind die beiden Ströme, dass ihre Tiefe nicht zu ergründen und ihre Ausdehnung nicht zu ermessen ist. / Die ganze Breite des weissen Pfades beläuft sich auf nicht mehr als 4–5 Zoll.»<sup>2</sup>

Im «Grundriss eines Systems der harmonikalen Wertformen» (1938) habe ich die Zeugertonachse, sie zur Wertform erhebend, «Richtungsachse» genannt. S. 197 dieses Buches schrieb ich:

«Haben wir nun aber auf Grund der Anzeigen der harmonikalen Theoreme die Überzeugung gewonnen, dass die «Richtungsachse» einer psychischen Norm entspricht, so wird es uns erlaubt sein, das Problem tiefer zu betrachten. Wir beginnen beim Nächstliegenden. Wir sagen, der oder jener Mensch habe Charakter. Verstehen wir das Wort Charakter in seiner ursprünglichen griechischen Bedeutung = das Eingeprägte, Kennzeichen, Merkmal, so ranken sich alle diese Synonyma um die Achse (Charaks = Pfahl) eines festbestimmten inneren Geprägtseins, womit zugleich ein Orientiertsein, eine Steuerung, eine «Richtung» unzertrennbar verbunden ist. Jeder Mensch besitzt diese «Richtungsachse» als seinem Charakter vorgegebene Wertform. Der Origowert  $\frac{1}{1}$ , aus welchem sie gebildet ist, gehört nur ihm an und ist absolut individuell: sein Eigenklang, sein persönlicher Ton. – In der Morphologie sämtlicher Formen, der anorganischen sowohl wie der organischen, sind die Richtungsachsen die entscheidenden Stellen, um die sich, im buchstäblichen und übertragenen Sinne, «alles dreht». Von den Achsen der Kristallformen an bis zu denen der Planeten, Sonnen- und Weltsysteme, von den Sym-

<sup>1</sup> «Die Religion in Geschichte und Gegenwart», 2. Auflage, Bd. I, 1927, S. 1327.

<sup>2</sup> A. Jeremias: a. a. O., S. 274.

metrieachsen der Protozoen an bis zu den Stengeln der Pflanzen, Stämmen der Bäume, den Gleichgewichts- und Körperachsen der tierischen und menschlichen Gestalt – von der grundsätzlichen Bedeutung der technischen Achse (Rad, Kurbel) noch gar nicht zu reden: hinter all diesem steht im Grunde als übergeordnete Form die Wertform der Richtungsachse, d. h. ein urtümliches Gestaltphänomen, deren psychischer Hintergrund – die wiederholte Betonung der Origo  $\frac{1}{2}$  in der Zeugertonlinie wir eben auf harmonikalem Wege aufzudecken in der Lage sind. – Man kann ein Auto nicht steuern, d. h. ihm eine Richtung geben, ohne die Achsen, auf denen es läuft. Beides gehört zusammen. Dies die Ektypik unserer Wertform auf ihrer untersten haptischen Stufe. Man kann zu keiner künstlerischen, keiner geistigen Verwirklichung kommen, ohne ein charakteristisches Steuern in einer Richtung mit festem Ziel: die transzendente Methode Kants, die Hegelsche Dialektik, Schopenhauers Wille und Vorstellung, das Urphänomen der Tonzahl in der Harmonik usw. sind solche 'Achsen', um nur wenige zu nennen. Dies die Ektypik unserer Wertform auf ihrer höchsten geistigen Stufe.)

Damals im 'Grundriss' schien es mir wichtig, zunächst einmal auf die Entsprechungen unserer Origo-Achse (Zeugertonlinie, Richtungsachse) zur 'Musica mundana et instrumentalis' hinzuweisen. In diesem vorliegenden Werk bewegen wir uns in diesem ersten Teil vorwiegend innerhalb der 'Musica coelestis', d. h. es sind uns die ektypischen Entsprechungen zur Mythologie, Religion und den alten und neueren Weisheitslehren wichtig.

So besinnen wir uns auch jetzt wieder einmal und fragen uns, welchen Sinn unsere Wertform für unser heutiges Denken und Empfinden hat.

Hier, wie überall in der harmonikalen Symbolik und Entsprechungslehre, wäre es eine leichtsinnige Veräusserlichung, wenn wir die Aussagen der harmonikalen Theoreme und Diagramme, insbesondere des Lambdoma für mehr oder weniger interessante 'Analogien' hielten. Denn das, was die Theoreme und Diagramme enthalten, ist ja nicht aus der Luft gegriffen oder gedanklich-mathematisch konstruiert, sondern auf psychophysischen Erfahrungstatsachen gegründet. Wenn Max Planck sagt, dass all unsere Erkenntnis auf unsere Sinneserfahrung zurückgeht, so gilt dies in vollem Masse für die Harmonik. Nur tritt hier zum Messen und Zählen (Haptik), zum Sehen (Anschauung der Diagramme), zum Denken (Logik der harmonikalen Gesetzmässigkeiten) noch das Hören hinzu, und zwar das Hören als Erkenntnisquelle. Letzteres ist ein Novum innerhalb der Wissenschaft und Philosophie der Neuzeit und bereitet denjenigen die Hauptschwierigkeit, für die das Hören, das Ohr als Sinn nur als Organ für den täglichen Bedarf oder für die Sprache und Musik vorhanden zu sein scheint. Aus diesem Grunde 'hören' wir auch so oft den Einwand, man müsse die harmonikalen Voraussetzungen einfach 'glauben', wenn man unsere Lehre annehmen und ihr folgen wolle. Aber die Harmonik kommt nicht vom Glauben zum Wissen, sondern vom

Wissen zum Glauben und zur Gewissheit. Nur ist noch eines dabei: die Überwölbung des harmonikalen Gebäudes durch eine zentrale Idee, nämlich die Idee der Akroasis, des Zusammenklanges der Welt. Eine Idee ist aber, wenn sie aus dem Geheimnis der Welt und des Menschen stammt, nie blosser Glaube, sondern eben in jenen geheimnisvollen Urgründen verborgen, aus welchen sie dann die Idee in unser anschauendes, anhörendes und geistiges Bewusstsein heraufholt und damit zu einer Weltanschauung – in unserem Falle Weltanhörung – gestaltet.

Durchforschen wir die Mythen, Symbole und Religionen aller Zeiten, so werden wir, entweder als mythenbildende Heroen, als Religionsstifter oder Reformatoren immer bevorzugte Menschen finden, die entweder – wie Buddha, Zarathustra, Mohammed, Christus als Gottessöhne in Menschengestalt, ja als Gott selbst in menschlicher Verkörperung auf der Erde erschienen, oder – wie Konfutse, Laotse, Pythagoras, Mani, Apollonius von Tyana u. a. als Abgesandte und Vertreter der reinen, göttlichen Lehre und Ethik auftraten, oder – wie Luther und alle Reformatoren die reine Lehre wiederherzustellen versuchten. Dabei darf man nicht vergessen, dass es hunderte von Religionsstiftern gab, deren Lehre sich im Laufe der Zeiten wieder verlor oder die nur als Sekten bestehen blieben, dass es tausende Ethiker und Weisheitslehrer sowie Reformatoren gab, von denen wir heute nichts oder nur wenig mehr wissen. All diese bevorzugten Menschen hatten und haben einen Anhang von Millionen, ja Milliarden von Gläubigen und Wissenden, und es muss doch aufs höchste erstaunen, dass die Menschheit zum Erfassen des Göttlichen, Geistigen immer wieder *Menschen* bedarf, weil sie offenbar unfähig zu sein scheint, der Gnade einer direkten Schau des Göttlichen teilhaftig zu sein! Was liegt da in der Menschenseele, dass Gott vom Gläubigen nicht direkt erreicht werden kann, sondern dass er ausgerechnet zum Glauben an ein rein geistiges Prinzip – sei es persönlich oder unpersönlich – eines menschlichen Vermittlers bedarf? Wer an Gott glaubt, sollte man meinen, bedarf keines Mittlers, eben weil er ja glaubt.

Ich weiss, was mir ein Theologe darauf entgegnen würde: die Schwäche und Hilflosigkeit des Menschen und dergleichen. Natürlich sind das und vieles andere die Gründe. Trotzdem aber scheint es mir einer Frage würdig, warum seit Menschengedenken dieses Dilemma besteht: dass im allgemeinen der gottesgläubige, der an ein rein geistiges Prinzip, an eine Welt der Normen glaubende Mensch sich immer wieder hilfebedürftig an Menschen aus Fleisch und Blut klammert, in welche er seinen Gottesglauben, seine Normenwelt projiziert und erst durch sie als Mittler, Vermittler das Göttliche wahrhaft erleben, ja an Gott glauben zu können vermeint. Wo in ihm, im gläubigen Menschen doch schon a priori der Glaube an Gott oder die Gottheit, an einen Sinn der Welt vorhanden sein muss; denn sonst würde er sich auch nie an einen Mittler wenden.

Wenn wir Harmoniker im Schauen und Hinhören über unser Lambdoma und

seine zentrale Konfiguration, die Zeugertonlinie nur genügend tief meditieren und alles Äusserliche bei dieser Meditation abstreifen, so werden wir uns allerdings nicht darüber wundern, dass dem so ist, und wir werden das Dilemma, das harmonikal gar keines ist, richtig verstehen.

Die immerwährenden Verwirklichungen des Einheitsprinzips  $1/1, 2/2, 3/3 \rightarrow \infty/\infty$  durch die ganze Welt der Seinswerte hindurch, die Stellung dieser Achse als einer ausgesprochenen Mittlerinie, eines Mittlerimpulses, deutet ja darauf hin, dass die Ordnung des Kosmos – dass das Lambdoma eine solche symbolisiert, wird sich im Verlauf unserer Untersuchungen immer deutlicher zeigen – immer wieder auftretender Mittler-, «Erlöser»gestalten bedarf, damit das Gefüge der Welt überhaupt bestehen bleibe. Sogar für die messianische Hoffnung, die ja nicht nur dem Judentum eigentümlich ist, gibt unser Diagramm ein exaktes Symbol: es ist das Schlusszeichen der Zeugertonlinie  $\infty/\infty$ . Das heisst genau: am Ende der Zeiten vollenden sich alle Mittler- und Erlösergestalten in einer einzigen, letzten, im «Messias». Für den Christen ist dieser Christus selbst, für andere Religionen sind es wieder andere Gestalten, und für den Mystiker bedeutet es ein Aufgehen des gesamten Kosmos in der Gottheit. Denn im Zeichen  $\infty/\infty$  ist, geschichtlich gesehen, auch harmonikal, die Welt «vollendet» oder, was metaphysisch dasselbe ist, ins Nichts des Weltunterganges aufgelöst und damit wieder in den Ungrund, den Uranfang ( $0/0$ ) zurückgekehrt. Als Harmoniker sind wir freilich Ontologen, d. h. wir sehen die grossen Symbole als immer gleichzeitig ineinander wirkend an, obwohl wir eine zeiträumliche Evolution der Welt nicht ablehnen wollen und können. Aber angesichts der Normen, die wir harmonikal aus der Stille der Harmonia aphanes dennoch vernehmen, ist alles menschlich-historische Betrachten und Geschehen nur ein Ein- und Ausatmen der unerforschlichen Gottheit, ein sehr kurzes Geschehen nur innerhalb einer geheimnisvollen Ruhe des Ewigen.

Fassen wir also, wie wir es uns in diesem Werk vorgenommen haben, die harmonikalen Wertformen als eigenständige Symbole, die ihren ideellen Wert und ihre Entsprechungsträchtigkeit als ursprüngliche Gestalten in sich selbst tragen, so werden wir, wie bei den Symbolen  $0/0$  und  $1/1$ , auch hier bei der Zeugertonlinie des weiteren davon überzeugt sein dürfen, dass diese harmonikalen Symbole dem Urplan der Schöpfung vorgegeben sein mussten. Dabei stehen wir erst am Beginn der Lambdomasymbolik. Aber die Diskussion der ersten drei Symbole hat uns noch, ausser ihren Eigenwerten, bereits ein neues Moment in den Kreis unserer Betrachtung gerückt, welches wir dann erst am Schluss der Analysen des Lambdoma und der noch folgenden Diagramme voll werden würdigen können: die untrennbare Bezogenheit der einzelnen Symbole aufeinander und untereinander. Kein Symbol steht hier isoliert, sondern alle gehorchen einer strengen materiellen, logischen, seelischen und geistigen Logik, die der Ganzheit des Gesamtplanes unterworfen ist.

Die Trennung von Wissen und Glauben ist, was zumeist vergessen wird, noch sehr neuen Datums und reicht kaum 400 Jahre zurück. Vordem, im Mittelalter und teilweise noch in der Renaissance, stützte das Wissen den Glauben, und der Glaube durchleuchtete das Wissen. Und trotz bestimmter philosophischer Lehren des klassischen Altertums waren auch dort die mythenbildenden Kräfte, der Glaube an einen Kosmos und an ewige Ideen noch so lebendig, dass man kaum von einem Auseinanderfallen von Glauben und Wissen sprechen kann. Erst seit der Renaissance, dem beginnenden Aufschwung der Naturwissenschaften und der damit parallel laufenden Emanzipation des Denkens und Forschens, seit der sich immer mehr verschärfenden Disproportion der wissenschaftlichen und religiösen Welt tritt das Problem als immer schärfere Fragestellung auf: In welcher Verbindung stehen beide Welten zueinander, ja, lassen sie sich überhaupt jemals wieder vereinigen? Seit 400 Jahren ist die Wissenschaft, ob bewusst oder unbewusst, betont «atheistisch», ist der Glaube betont «antiwissenschaftlich», obwohl natürlich immer wieder Brücken zu schlagen versucht wurde und es immer wieder Einzelne von beiden Seiten gab, die grosse Ausnahmen bildeten – als einziges Beispiel nenne ich im deutschen Sprachbereich nur den Philosophen Franz Baader. Und die Philosophie? Gewiss hat jedes neuere philosophische System Wissenschaft und Religion in seinen Bau irgendwie einzuordnen versucht, aber nur mit rein logischen, denkerischen Mitteln, ohne der Ganzheit des Menschen, seinen gesamten, nicht nur denkerischen Fähigkeiten ihren Tribut zu zollen. Und seinen gesamten, nicht nur denkerischen Fähigkeiten ihren Tribut zu zollen. Und hat es nicht seine Folgerichtigkeit, wenn der grösste Philosoph der Neuzeit, Kant, mit seinen drei Kritiken der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urteilskraft die Bereiche des Wahren, Guten und Schönen voneinander streng isolierte und mit seiner Ablehnung aller «Gottesbeweise» dem wissenschaftlichen Denken einen Rechtsanspruch des Denkens auf den Glauben verbot?

Natürlich vereinfache ich hier sehr, aber wir wollen ja keine Philosophiegeschichte treiben, und die Kenntnisreichen unserer Leser wissen genau, worum es uns hier geht: um die heutige nun einmal nicht wegzuleugnende Diskrepanz zwischen Glaube und Wissenschaftler, welche mit diesen schismatischen Zuständen genug Forscher und Wissenschaftler, welche mit diesen schismatischen Zuständen der sogenannten «Universitas» völlig zufrieden, ja im Innersten davon überzeugt sind, dass die Isolierung nicht nur der einzelnen Disziplinen, sondern eben das verbindungslose Nebeneinanderbestehen von Wissen und Glauben ganz in der Ordnung sei. Am Sonntag, wenn überhaupt, die Kirche; ab Montag wieder die Wissenschaft: warum sollen denn partout beide etwas miteinander zu tun haben?

Seit den düsteren und apokalyptischen Erfahrungen der zwei Weltkriege hat sich da wohl manches geändert, und gerade in manchen führenden Köpfen der Wissenschaft scheint, buchstäblich, eine Götterdämmerung anzuheben. Ja, man



kann sogar etwas noch Seltsameres beobachten, sozusagen eine neue kopernikanische Wendung: Während eine gewisse existentialistische Theologie alles Wissen – im Sinne der üblichen wissenschaftlichen Forschungsmethoden – am liebsten eliminieren und sich wieder *nur* auf den Glauben und die damit verbundenen radikalen ethischen Forderungen beschränken möchte, hört man von Koryphäen der exaktesten aller empirischen Wissenschaften, der theoretischen Physik, aus plötzlich religiöse Töne anklingen. Die Verhaltensweise der beiden Partner scheint sich in unserem 20. Jahrhundert gegenüber dem 19. diametral zu ändern. Man denke nur an die antireligiöse Einstellung der führenden Naturwissenschaftler der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Häckel u. a.) und die daneben fast verzweifelten Versuche der damaligen Theologen, den Gottesglauben mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft in Einklang zu bringen; und man denke in der heutigen Zeit etwa an Karl Barth, den Theologen, und an Physiker wie Einstein, K. F. v. Weizsäcker u. a., um diese Wendung deutlich zu machen.

Aber dies alles darf uns darüber nicht wegtäuschen, dass es ein wirkliches echtes, Glauben und Wissen in ihren gemeinsamen Nervenzentren verbindendes Band noch nicht gibt. Denn die sogenannte «Freiheit» innerhalb des atomaren Geschehens, die ja sofort wieder durch Wahrscheinlichkeitsgesetze eingefangen wird, hat mit wirklicher Freiheit, die immer eine freie ethische Willensentscheidung im Sinne einer *re-ligio* zum Guten ist<sup>1</sup>, gar nichts zu tun, sie ist reine Willkür. Und wenn die Physiker die Materie letztlich in ein System von mathematischen Formeln, zusätzlich einiger geheimnisvoller Axiome, auflösen, so sind das logische Verstandesakte unseres Denkens, welche nicht das Mindeste von «Geistigem» an sich (wo bliebe denn da Kants strenge Unterscheidung von Verstand und Vernunft?!), noch weniger mit einem daraus folgenden Postulat an Religiosität zu tun haben. Es müsste denn das «Ignorabimus» vor den letzten Geheimnissen der Materie, das ehrliche Eingeständnis, dass die heutige Art der auf Mass und Zahl (Haptik) beruhenden physikalischen Forschung zu eigentlich unbegreiflichen Dingen, ja zum Nihilismus verschiedenster Schattierungen führt<sup>2</sup>, den alten kosmologischen Gottesbeweis wieder zur Hintertüre einführen, den Kant vorne zum Hauptportal vor 150 Jahren schon hinausgeworfen hat.

Auf diese Weise kommen wir also nicht weiter. Wenn das Wissen wieder einen echten Zugang zum Glauben haben soll – und unter «Glaube» verstehe ich nicht nur den Glauben an einen Gott oder eine Gottheit, sondern auch die Einkleidung dieses Glaubens in bestimmte Dogmen wie Trinitas, die paradiesische Welt, das Erlöserprinzip, Gut-Böse, u. a. m., die allen Religionen und Mythologien in irgendeiner Vorstellungsform gemeinsam sind –, so muss aus diesem Wissen, dieser Wissenschaft heraus ein Weg gefunden werden, der auch mit empirischen Mitteln, also auf der Basis der Daten unserer Sinnesapperzeptionen jene religiösen

<sup>1</sup> S. Kayser, «Akroasis», S. 126 ff.

<sup>2</sup> Hierzu C. F. v. Weizsäcker: «Die Geschichte der Natur», 1948, S. 54.

Prinzipien nachzuweisen vermag. Das man in den Augen eines Theologen strenger Observanz fast wie eine Blasphemie klingen; es ist aber demungeachtet die Forderung *sine qua non*, welche das heutige wissenschaftliche Denken stellen muss.

Diesen Weg nun kann, so wie die Dinge heute liegen, nur die Harmonik zeigen. Wir sahen an den bisher behandelten ersten drei Symbolen, dass wir hier auf Grund einfacher empirischer Feststellungen psychophysischer Natur (Intervallempfindung, Teiltonreihen), die wir im Diagramm des Lambdoma in ähnlicher Weise konzentrierten wie der Wissenschaftler irgendeinen Befund in einer mathematischen Formel, Gottesbeweise erhalten haben, welche keine andere «Wissenschaft» bisher geben konnte. Und wodurch erreichte die Harmonik dieses Ergebnis? Nur durch die Hinzuziehung eines neuen Sinnes als Erkenntnismittels zu den bisher in der Wissenschaft allein verwendeten Sinnen des Tastens, Sehens und Denkens<sup>1</sup>: nämlich den des Ohres, des Hörens und seiner Gesetze. Und zwar des Hörens nicht im rezeptiven Sinne etwa des Hörens von Geräuschen, von Musik oder des Anhörens von Gesprächen, sondern im aktiven Sinne der Gesetzmässigkeiten, die im Sinn des Gehörs liegen. Also desjenigen, was man physikalisch bisher «Akustik» nannte, was aber durch die Harmonik eine weit grössere Amplitude erhält.

Wir werden die Ergiebigkeit des Lambdoma für eine ganze Reihe weiterer religiöser Formen und Probleme noch weiter unter Beweis stellen. Dabei sind wir uns aber auch über die Grenzen klar. Es gibt bestimmte Begriffe, Erlebnisformen, Tatsachen, die jeder Disziplin, auch der Religion, eigengehörig sind und zu denen die Harmonik in ihrem derzeitigen Zustand keinen oder noch keinen Zutritt hat. Für das Gebiet der christlichen Religion nenne ich hier etwa den Begriff der Gnade. Aber bei unserem Vorhaben geht es nicht um Einzelheiten, seien sie auch noch so wesentlich, sondern um das Ganze. Kann die Harmonik nachweisen – sie hat es teilweise früher<sup>2</sup> getan und wird es in dem vorliegenden Buch so ausführlich als möglich tun –, dass in der Natur (Obertonreihe) und in unserer Seele (Intervallempfindung) Gesetze existieren, aus deren «Formulierung» in den harmonikalen Diagrammen sich hohe und höchste religiöse Theoreme herauslesen lassen, wie der Physiker aus der Formulierung empirischer Tatsachen sein physikalisches Weltbild und dessen Gesetze herausliest, dann ist die Evidenz, d. h. die Wahrheitsermittlung hier wie dort dieselbe. Der Gegenstand – dort der religiöse, hier der physikalische – ist damit bewiesen, und zwar beide Male auf einwandfreiem wissenschaftlichem Wege.

Wir versteifen uns keineswegs darauf, dass wir diesen wissenschaftlichen Beweis religiöser Theoreme *innerhalb der Harmonik* als das Wichtigste unserer Forschung selbst ansehen. Innerhalb des Ganzen der Akroasis ist das ein Ergebnis

<sup>1</sup> Über das Denken mit der Basis des Gehirns als «Sinn» vgl. «Akroasis» S. 105, 128 ff. und «Lehrbuch» S. XLVII.

<sup>2</sup> z. B. «Lehrbuch», § 274 ff.: Harmonikale Kosmogonie.

unter vielen Ergebnissen und Entdeckungen. Auch, dass wir uns so betont auf einen «wissenschaftlichen» Beweis religiöser Tatsachen durch die Harmonik berufen, dürfen wir nicht überbewerten, da es nicht nur eine Harmonik als Wissenschaft, sondern auch eine Harmonik als Entsprechungslehre und Symbolik gibt<sup>1</sup>, welch letzterer wir uns ja in diesem Werk vorzüglich widmen. Da wir uns aber in diesem Exkurs auf das Thema «Wissenschaft und Theologie» beschränken (jede Theologie ist Gotteslehre und setzt einen Glauben und eine Religion voraus; die Disjunktion dieser drei Begriffe, ihr Verhältnis zueinander usw. ist hier an diesem Ort irrelevant), sollte der harmonikale Standpunkt vom Denken der Wissenschaft aus skizziert werden – ein Versuch, den später einmal andere mit einem viel besseren Rüstzeug weiterführen, ausbauen und verfolgen werden, als wir es heute vermögen.

Wenn K. Th. Preuss die *Urdummheit* (das Aufhören des Instinkts beim frühen Menschen, daher Irrtümer und Notwendigkeit eines Denkens und Schaffens) für den Ursprung von Religion und Kunst hält<sup>2</sup>, so stellen wir dieser vertrackten Formulierung lieber die Worte A. Jeremias'<sup>3</sup> gegenüber: «Alle wahre Religion ist Gnosis, schauendes Wissen, und Mystik zugleich.»

Zu unserer mit harmonikalen Forschungsmitteln wieder neu gewonnenen und aufgenommenen *Gotteserkenntnis* sagt Pater Schmidt in seinem soeben erwähnten und oben bereits mehrfach zitierten Werk<sup>4</sup>: «Es ist ja auch ausdrücklich katholische Lehre, früher schon gegenüber dem Traditionalismus und jetzt kürzlich gegenüber dem agnostizistischen Modernismus ausgesprochen, dass die Vernunft auch aus sich allein zur Bildung des Gottesbegriffes gelangen konnte und dass dem Glauben an Gott die natürliche Erkenntnis Gottes durch die Vernunft vorausgehen müsse.» Wir bemerkten schon oben, dass, im Gegensatz zur protestantischen Rechtfertigung durch den Glauben allein, die natürliche Vernunftkenntnis Gottes ein altes Postulat der grossen Theologen des Katholizismus, insbesondere der Kirchenväter und Scholastiker war und ist. Die Harmonik fügt nun zu dieser natürlichen Vernunftkenntnis noch ein weiteres Moment hinzu, welches bisher nicht bekannt war: eben das harmonikale, und begründet ihre Diagramme dazu in einer dem heutigen wissenschaftlichen Denken angemessenen Weise. Dadurch erhält die heutige Wissenschaft wieder einen direkten Anschluss an die Religion, den Glauben, die Theologie, und zwar einen Anschluss nicht nur von der Vernunftkenntnis aus, sondern von psychophysischen Tatsachen aus, also aus der Beobachtung und Erkenntnis von Naturgesetzen und seelischen Gesetzen.

Wir versuchen, uns in die Verhaltensweise der beiden uns hier interessierenden Typen, des Wissenschaftlers und des Theologen von heute, noch einmal gründ-

<sup>1</sup> Vgl. «Lehrbuch», Einleitung S. XLII ff., XLVI ff.

<sup>2</sup> Nach Pater Schmidt: «Ursprung der Gottesidee», Bd. I, S. 523.

<sup>3</sup> «Ausserbiblische Erlösererwartung», 1927, S. 6.

<sup>4</sup> Bd. I, 2. Auflage, Münster 1926, S. 185, mit Berufung auf Bischof Dr. Schneider.

licher hineinzusetzen, um den Wert und die Bedeutung des harmonikalen Brückenbaus deutlicher zu begreifen.

Der heutige *Wissenschaftler* sieht sich von drei Seiten schwer bedrängt. Erstens von der Überfülle des Stoffes, die ihn, wenn er Neues leisten will, immer mehr in die Spezialisierung abdrängt. Er sehnt sich wohl im Grunde seines Herzens nach Überblicken, Zusammenfassungen, grossen Synthesen, der «Universitas». Aber es bleibt ihm, selbst wenn er noch diese Sehnsucht und die resignierte Einsicht hat, dass da etwas ungemein Wertvolles verloren ging, gar «keine Zeit» mehr dazu, solche Synthesen zu versuchen, allenfalls in Versuchen, seine eigene Position mit kurzen Ausblicken nach verschiedenen ihm noch einigermaßen naheliegenden Interessengebieten zu präzisieren. Zweitens stösst die wissenschaftliche Forschung, trotz vieler noch ungelöster, aber im Bereich der Lösbarkeit liegender Probleme überall an prinzipiell unüberschreitbare Grenzen, ja an Geheimnisse und Rätsel, von deren Unlösbarkeit mittels ihrer Methoden sie sich überzeugen muss. Und drittens, als Folge hiervon und weil sie, die Wissenschaft, ja betont «objektiv» sein will und im Verlauf der Forschung (der Forschung! nicht als Menschen!) jede seelische, ästhetische oder gar ethische Bindung ablehnt, droht das Gespenst des Nihilismus, der Sinn- und Zwecklosigkeit das, trotz aller ungeheurer materieller und technischer Fortschritte, vor ihrem inneren Auge aufsteigt. Was bleibt da schliesslich übrig als das «credo quia absurdum»? Auch das ist natürlich ein Weg und ein Grund zur Religion, aber ein verzweifelter. Er devaluiert gleicherweise Wissenschaft wie Religion und hat nur eine einzige Berechtigung: die einer Zuflucht.

Der *Theologe* und nur dem *Glauben* Anheimgegebene steht dagegen in einer «splendid isolation», welche nicht weniger gefährlich ist. Er sucht der erdrückenden zivilisatorischen, aber «entgötterten» Macht der Wissenschaft die religiöse, nur im Glauben verankerte Macht entgegenzusetzen, die von der Liebe und all den ethischen Prinzipien gekrönt ist, die seine Religion zu vermitteln vermag. Aber wo, in welchen Gebieten, an welchen Orten, Methoden, Ergebnissen der Wissenschaft kann er, der Theologe, mit seinem Finger darauf hinweisen und dem Wissenschaftler sagen: hier und dort hast Du ja bereits bestimmte Formen des Religiösen gefunden, da liegen ja die Wunder, da ist das Geheimnis Gottes und du schaust es nur nicht!? Das kann der Theologe von heute nicht, weil weder die Wissenschaft ihm solche Formen zu bieten vermag, noch er dem Wissenschaftler seine religiösen Wahrheiten so «beweisen» kann, dass dieser sie glaubt und davon überzeugt ist. Beiden, dem Wissenschaftler sowie dem Theologen, fehlt eine – um es «wissenschaftlich» auszudrücken – Methodenlehre, die beide davon überzeugt, dass es in Religion und Wissenschaft *gemeinsame Prinzipien* gibt, «Urgründe»<sup>1</sup>, die in beiden Bereichen am Werke und an der Wurzel sind. Diese Methodenlehre vermittelt aber die Harmonik.

<sup>1</sup> Nicolaus Cusanus: «De principio» = Über den Urgrund!

Der Physiker C. F. v. Weizsäcker kommt in seinem von hoher Selbstbesinnung und tiefer Verantwortungsbewusstheit getragenen, bereits erwähnten Buche «Die Geschichte der Natur» zum Postulat der Religion, zum Glauben an einen Gott der Liebe, und zwar als einzig möglichen Ausweg aus der Verzweiflung des Nihilismus, und gerade dann, wenn dieser Nihilismus ehrlich ist. Für Weizsäcker sind «Götter nicht Begriffe, sondern Mächte»<sup>1</sup> – als Harmoniker würden wir besser sagen «oberste Werte». Macht ist – hier widerstreiten wir J. Burckhardt – nicht «an sich böse», auf jeden Fall aber gefährlich, verführerisch zum mindesten, und darf unseres Erachtens nicht schlechthin mit dem Göttlichen identifiziert werden. Aber Weizsäcker macht denselben Hiatus wie alle religiösen Existentialisten, von Pascal angefangen bis Kierkegaard und den heutigen: da ihm die «Wissenschaft» keine Möglichkeit bietet, neben dem Sinn auch den Unsinn, neben der Ordnung auch die Unordnung, die Zerrüttung dieser Welt zu finden, zu deuten, so macht er vom Nichts den Sprung ins Alles, in den Inbegriff, in Gott. Denn seine Wissenschaft ist ja gegründet auf Mass, Zahl und Verstand, sie hat keinen «Klang» und entbehrt der seelischen Werte. «Die wissenschaftliche und technische Welt der Neuzeit ist das Ergebnis des Wagnisses des Menschen, das Erkenntnis ohne Liebe heisst», sagt v. Weizsäcker<sup>2</sup>. Liebe aber gründet in der Seele, und die Seele hört Klänge, Akkorde und Melodien, sowohl in ihren Harmonien als auch Disharmonien. Hier ist der harmonikale Ort, wo Christi Wort einzuordnen ist: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.» Das ist nicht ein Krieg mit Kanonen, Kampfflugzeugen und Atombomben, sondern ein Kampf des Christ gegen den Antichrist, des Guten gegen das Böse. In der Harmonik wendet sich nun dieses entscheidende Problem, für welches es im christlichen Dogma nur die «Gnade» gibt, von der Religion wieder zur Wissenschaft zurück. Die Harmonik weist in ihren psychophysischen Diagrammen, also in der Natur draussen und in unserer Seele innen Formen nach, die einen Fingerzeig für die «wissenschaftliche» Behandlung auch dieses grössten und folgenschwersten Problems aller Probleme geben: eben des Rätsels vom Hereinbruch des Übels in diese Welt, von der luziferischen Durchtränkung, Infizierung der gesamten Natur inklusive des Menschen. Für die Praxis des religiösen Lebens bleibt, trotz dieser harmonikalen Entdeckung, das Prinzip der Gnade, der *gratia actualis* und der *gratia sanctificans*, nicht nur bestehen, sondern es wird in einer Weise unterbaut, wie es weder der religiösen Dogmatik noch der Wissenschaft – diese hatte ja überhaupt keinen «empirischen» Zugang zu den göttlichen Dingen – bisher möglich war. – Irgendwo anders sagt C. F. v. Weizsäcker: «Die Wissenschaft wird den Menschen nicht verstehen, wenn sie durch ihre Methoden dasjenige Wissen vom Menschen ausschliesst, das die Religion seit langer Zeit besitzt. Sie wird sich vielmehr schliesslich als einen Teil eines Vorganges verstehen lernen müssen, dessen Ursprung, Wesen und Ziel im religiösen Bereich liegen.»

<sup>1</sup> a. a. O., S. 126.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 132.

Genau das: das «Verstehen lernen müssen», das versucht die Harmonik, und wir werden in diesem Werk lernen, wieweit es ihr gelingt.

In einer Festrede zur 119. Stiftungsfeier der Universität Zürich spricht Rektor Prof. Dr. W. Gut über «Wissenschaft als Theologie; Theologie als Wissenschaft»<sup>1</sup>. Wir zitieren aus dieser Festrede einige für uns wichtige Stellen, die wir nachher harmonikal zu beantworten versuchen.

«Wissenschaft», sagt W. Gut, «nennen wir das Bemühen, die Gesamtheit aller Gebiete, sofern sie für uns Menschen zur Kenntnis kommen, in einem geordneten Denkbereich zu erfassen» (a); eine eigentliche voraussetzungslose Wissenschaft gibt es im Grunde nicht, da es ja immer der Mensch ist, «der an entscheidender Stelle als wissenschaftlich verpflichtete Persönlichkeit Stellung nimmt» (b); die Frage entsteht, woher die «Macht» stamme, die den Forscher dazu treibt, für seine Wissenschaft «mit Leib und Leben einzutreten» und unter Umständen zum Märtyrer zu werden, und wird beantwortet: «Erkenntnis der Wahrheit um der Wahrheit willen» (c); «Wissenschaft ist nicht, sondern Wissenschaft geschieht» (d); «Von keinem Wissenschaftsgebiet kann die ihm eigene Forschungsweise vorteilhaft oder gewalttätig den anderen Gebieten als Einheitsverfahren aufgedrängt werden. Wohl dürfen wir eine einheitlich waltende Vernunft voraussetzen, die in den verschiedenen Verfahren als dieselbe wirkt» (e); Objekt, Methode und Wahrheitsbegriff in der Ethik werden z. B. andere sein als eine denkende Erfassung der Phänomene der Physiologie, Pathologie, Bautechnik usw. Hier handelt es sich um raumzeitliche Wirklichkeiten, die kausal zu erforschen sind; dort, in der Ethik, um ein sittlich Aufgegebenes (f); die «Verschiedenheit der einzelnen Wissenschaftsgebiete, die nicht auf ein einziges zurückführbar sind, haben die grossen Wissenschaftler zu allen Zeiten erkannt und anerkannt» – unter Bezug auf Kant und die *Trois Ordres Pascals* (g); der Forscher mag überzeugt sein, «dass alle relative Regel, Ordnung und Sinnhaftigkeit ... erst sinnvoll werden unter Voraussetzung einer absoluten Ordnung, ja dass sie geradezu auf eine solche hindeuten. Es darf aber niemals die Meinung aufkommen, solche Überzeugung sei aus der Wissenschaft selbst zu gewinnen und beweisend zu erkennen, sondern umgekehrt ist und bleibt eine solche Überzeugung ein Glaube, den ein Forscher als Ursprung und Ziel seines Schaffens mitbringt ...» (h); «Ist das nun 'Wissenschaft als Theologie'? Das wäre sie erst dann, wenn dieser Glaube zum Gottesbeweis gemacht würde.» (i); «Wir wissen wohl, welche Bedeutung für kulturelles und politisches Leben jene grossartigen idealistischen Systeme (Fichte, Schelling, Hegel) gehabt haben ... Welchen wissenschaftlichen Forscher überkäme nicht etwa ein stilles Heimweh nach jenem Traumland ...» (k); «Eine Überschätzung der Leistungsfähigkeit der Vernunft liegt auch in der *Constitutio dogmatica de fide catholica* des Vaticanum, dass 'Gott als aller Dinge Ursprung und Ziel mit

<sup>1</sup> Vgl. Neue Zürcher Zeitung vom 30. April 1952, Nr. 939.

dem natürlichen Licht der menschlichen Vernunft aus den geschaffenen Dingen mit Sicherheit erkannt werden könne' (l).

Summa summarum: W. Gut lehnt also 'Wissenschaft als Theologie' ab; da, wo der Forscher 'glaubt', ist dies eben nicht mehr Wissenschaft, sondern bereits die Antezipation der Theologie.

«Nun aber: Theologie als Wissenschaft!» Theologie ist gebunden an die Offenbarung, welche weder von der Wissenschaft noch von der Theologie selbst begründbar ist (m). Der Versuch, «einen allgemeingültigen Begriff von 'Religion' zu finden, der allen Religionen zugrunde liegt», wie es Schleiermacher, Troeltsch, R. Otto u. a. zu finden glaubten, wird von W. Gut abgelehnt (n). Das Einheitsgefühl des Mystikers mit dem Göttlichen könne nicht mit dem prophetischen Präsenzgefühl Gottes in der Bibel und dessen «tiefster persönlicher Distanz» zu Gott auf einen Nenner gebracht werden (o). Auch das Problem der Erlösung bleibe völlig ungeklärt und widerspruchsvoll. «Wovon geschieht Erlösung», und «Wodurch geschieht Erlösung?» (p). «Es gibt keine absolut neutrale, über den Religionen schwebende Religionswissenschaft, die nicht selber letztlich in einer bestimmten Religion verwurzelt wäre» (q). «Biblische Offenbarung gründet sich nicht auf einen allgemeinen Religionsbegriff und ist nicht dessen Ausprägung, sondern sie ist mit ihrem Wahrheitsanspruch eine individuelle, das heisst einzigartige Erscheinung, die nicht einem Oberbegriff subsumiert werden kann» (r). Offenbarung ist, negativ ausgedrückt, etwas, was wir nicht aus unserem menschlichen Wesen haben können; positiv ausgedrückt ist es «Gabe von Gott, von Gottes heiligem Geist: Berufung, Gericht, Gnade, vollendet in Jesus Christus» (s).

So weit der Auszug aus W. Guts Rektoratsrede, die, wie wir glauben, symptomatisch ist für einen grossen Teil der heutigen Theologie und zu welcher wir nun vom harmonikalen Standpunkt aus Stellung zu nehmen haben, weil dieser Weg auch für unsere eigene Positionsangabe der einfachste zu sein scheint. Wir beziehen uns also sukzessive auf die mittels des kleinen Alphabets notierten Stellen.

Zu a): Wenn Wissenschaft das Bemühen ist, die Gesamtheit menschlicher Kenntnisse «in einem geordneten Denkszusammenhang zu erfassen», so entsteht sofort die Frage, was hier «geordnet» heisst und woher diese Ordnung kommt. Die bisherige Wissenschaft benützt hierzu die Formen des Denkens selbst, also die Logik und die mit dieser verbundene Mathematik. Die Harmonik benützt hierzu die harmonikalen Theoreme und die aus diesen sich ergebenden harmonikalen Wertformen. Hier gelten nicht mehr nur die Gesetze des Denkens allein, sondern als gleichwertig die Gesetze des Tastens (Haptik), Sehens (Optik) und Hörens (Akustik). Und durch den Einsatz der Tonwerte wird die Brücke vom Kopf zum Herzen geschlagen, vom Verstand zur Seele, zum Gefühl. Über allem steht in der Harmonik jedoch die geistige Bewertung, d. h. die harmonikale Symbolik. Voraussetzung zur harmonikalen Erkenntnistheorie ist die Einsicht, dass das Denken nichts Abstraktes, «Geistiges» sei, sondern ein *Sinn* wie das Tasten, Sehen und

Hören. Alle Sinne haben ihre Eigengesetze, ihre «a priori's», ihre Charakteristik. Das Charakteristische des Denksinns (mit der physiologischen Basis des Gehirns) ist seine regulative Fähigkeit, als «Schaltwerk der Gedanken» die übrigen Sinnesindrücke zu rubrizieren. Das Charakteristische des Gehörs ist, infolge seiner apriorischen Apperzeption von Ton und Zahl, eine exakte Brücke vom Kopf (Denken) zum Ton (Hören) schlagen und die Welt der Töne sowohl als geistiges Erlebnis wie als geistige Erkenntnis aufnehmen und vermitteln zu können. Die Charakteristik des Tastsinns ist in der Einführung zum «Hörenden Menschen» gegeben; diejenige des Auges, der «Optik» gab Hermann Friedmann in seinen verschiedenen Werken. Ein weiterer Ausbau der harmonikalen Sinnestheorie, wie sie in der «Akroasis»<sup>1</sup> und im «Lehrbuch»<sup>2</sup> skizziert wurde, steht noch aus. Alle Sinne: Tasten, Denken, Sehen und Hören reichen nur dann ans Geistige, wenn sie von ihrem innersten Zentrum aufgewertet oder, wie ich es im Anschluss an Jakob Böhme nannte, erzündet werden. Dann kulminiert der Tastsinn im Eros, der Denksinn in der Mathematik, den grossen logisch-philosophischen Systemen und der Dichtung, das Auge (Optik) in der bildenden Kunst und das Ohr (Akustik) in der Musik und der Harmonik (Akroasis)<sup>3</sup>.

Zu b): Auch wir Harmoniker glauben, dass es eine voraussetzungslose, vom Menschen sich distanzierende Wissenschaft nicht gibt. Letztlich ist alles, was wir an Wahrem, Gutem und Schönerem wissen, tun und erleben, «anthropomorph». Wir können wohl bis zu einem bestimmten Grad objektivieren. Diese «Objektivität» ist aber immer vom Menschen, und nicht von irgendeinem Abstraktum aus angepeilt. Richtig verstandene Objektivität ist die Bemühung, innerhalb der *Menschheit*, ihres Wissens und Wollens, zu allgemeingültigen Gesetzen und Normen zu gelangen. Das eben ist ja das Wunderbare am Menschen, dem Anthropos, dass er als Bild Gottes und als Adam Kadmon die göttlichen und irdischen Gesetze geistig, seelisch und materiell in sich trägt und infolgedessen zu einer universellen Objektivität vorzustossen vermag, der gegenüber das so vielfach missverstandene Wort «Anthropomorphismus» gegenstandslos wird.

Zu c): «Erkenntnis der Wahrheit um der Wahrheit willen» ist eine Tautologie. Nicht eine «Macht» ist es, die den Forscher antreibt und unter Umständen zum Märtyrer werden lässt, sondern das Geheimnis eines inneren Auftrags, eines Amtes «von oben», welche das innere Ohr des Forschenden vernimmt, hört und

<sup>1</sup> S. 108 f., 128.

<sup>2</sup> S. 21 f

<sup>3</sup> Dabei überschneiden sich freilich manche Gebiete. So benützt z. B. auf der «materiellen» Ebene die Physik den Tastsinn (Messen, Wägen), das Sehen (Optik der Spektren) und das Denken (Logik der Zahl), um zu ihren Ergebnissen zu kommen. Auf der «geistigen» Ebene benützt die Dichtung das Denken, das Wort (Hören, Sprechen) sowie die übrigen Sinnesdaten, um ihre Werke zu schaffen usw. Aber um den Aufbau unserer menschlichen Äusserungen und Innerungen zu verstehen, muss man zunächst vereinfachen und auf die ursprünglichen Apperzeptionsdaten zurückgehen. Erst dann werden wir klar sehen.

dem er gerne gehorcht. Hinzu kommt noch der Eros der Begeisterung, ohne welche eine Forschung reine Kärnerarbeit bleibt. Der Begriff der «Macht» ist hier viel zu hart und zu eng. Wir Harmoniker glauben an «ewige Wahrheiten», sind aber von der Relativität der meisten der im üblichen Wissenschaftsbereich gefundenen «Wahrheiten» überzeugt – was ja die dauernden Revisionen innerhalb der verschiedenen Wissenschaftsgebiete beweisen. Gerade hier versucht die Harmonik kraft ihres Ansatzes der Tonzahl tiefer zu schürfen und in der harmonikalen Symbolik Formen zu erreichen, die nicht mehr der Relativität unterliegen und dem Bereiche ewiger Normen oder «ewiger Wahrheiten» angehören – wenn wir den Begriff der Wahrheit in seinem vollen Klang, also mit Verstand und Herz erfassen und ihn nicht nur aufs rein Logische, Verstandesmäßige, diminuieren.

Zu d): Den Satz: «Wissenschaft *ist* nicht, sondern Wissenschaft *geschieht*», kann man umdrehen: «Wissenschaft *geschieht* nicht, sondern *ist*» – nämlich als immerwährende Aufgabe vom Ziel der Wahrheit her. Ein typisches Beispiel für die Ambivalenz derartiger etwas billiger Definitionen.

Zu e): Dass von keinem Wissenschaftsgebiet die ihm eigene Forschungsweise den andern Gebieten als «Einheitsverfahren» aufgedrängt werden kann, ist entweder eine Banalität oder falsch. Dass man in der Ethik andere Forschungsmethoden anwendet und kein Mikroskop braucht wie in der Zellforschung, ist selbstverständlich. Aber war die «kritische Methode» Kants nicht lange Zeit hindurch ein «Einheitsverfahren» für alle Wissenschaften und ist es grossenteils heute noch? Und wo stünde die Philosophie, wenn sie nicht bestimmte Einheitsverfahren auf alle Gebiete anwenden würde (z. B. Hegels Dialektik)? Zu allen Zeiten hat es einheitliche Forschungsweisen gegeben, welche die betreffenden geistesgeschichtlichen Epochen geradezu charakterisieren, wie die Leitfossilien die betreffenden geologischen Epochen. Gäbe es keine Einheitsverfahren, dann müssten wir auf alle Synthesen verzichten. Das Einheitsverfahren der Harmonik gründet sich auf das Urphänomen der Tonzahl mit den sich daran anschliessenden Theoremen, Entsprechungen und Symbolen.

Zu f): Hier gilt dasselbe wie bei e.

Zu g): Die «grossen Wissenschaftler» waren sich durchaus bewusst, dass die verschiedenen Disziplinen getrennte Forschungsgebiete sind; aber dass sie *nicht* auf eine Methode zurückzuführen wären, davon waren sie durchaus nicht alle überzeugt, am allerwenigsten die Philosophen und Theosophen. Was Kant betrifft, so vergisst man immer, dass seine drei Kritiken nur die Vorbereitung zu einer Metaphysik waren, die er freilich nie geschrieben hat. Dass aber die Analysen seines kritischen Werkes erst ihren Sinn in einem kommenden grossen Opus metaphysicum erhalten sollten, geht eindeutig aus seinen nachgelassenen Schriften hervor. Wenn seine Zeitgenossen und die Wissenschaft bis heute die Kartothekisierung der reinen und praktischen Vernunft und der Urteilskraft in Kants drei Kritiken als Selbstzweck nahmen bzw. nimmt und unstatthafte Verbote gegen

«Grenzüberschreitungen» daraus ableitet, so tut man Kant damit bitter Unrecht. Und selbst Pascal mit seinen «Trois Ordres», die für diesen tragischen Denker in der Tat unvereinbar waren, kann man entgegenhalten, dass diese drei Ordnungen doch in Pascals Kopf und Seele, also in der Einheit seiner Persönlichkeit, entstanden sind und dass es nur an ihm selbst lag, wenn er die Brücken nicht oder nicht mehr fand –, wobei wir freilich von unserem harmonikalen Standpunkt aus sagen müssen, dass er sie mit seinen logischen Mitteln nicht finden *konnte*, ebenso wenig, wie man von einem *verabsolutierten* «kritischen» Ansatz, wie sie die Kritiken Kants vermitteln, zur Synthese einer neuen Metaphysik kommen kann. Aus diesem Grunde hat wohl Kant resigniert.

Zu h): W. Gut spricht selbst davon, dass wir «eine einheitliche Vernunft» voraussetzen müssen (siehe e), ja eine «absolute Ordnung». Aber er verneint kategorisch, dass diese oberste Einheit mit wissenschaftlichen Mitteln zu gewinnen wäre – womit er zweifellos recht hat, wenn man das bisherige Verfahren der Wissenschaft voraussetzt.

Zu i): Die Voraussetzung einer «absoluten Ordnung», die der Wissenschaftler habe und an die er mit seinen Forschungsmitteln nie herankommen könne, diese Überzeugung von einer obersten Norm sei nun aber, so meint W. Gut, ein *Glaube*, und er stellt die Frage: «Ist das nun Wissenschaft als Theologie? Das wäre sie erst dann, wenn dieser Glaube zum Gottesbeweis gemacht würde.» – Nun, die Harmonik hat auf ihrer wissenschaftlichen Ebene im Diagramm des *Lambda* und dessen obersten Symbolen  $\frac{0}{10}$  und  $\frac{1}{12}$  den verlangten Gottesbeweis in einwandfreier wissenschaftlicher Weise gefunden. Wir wissen als Harmoniker sehr gut, dass es noch Jahrzehnte, ja Jahrhunderte dauern wird, bis diese Entdeckung, die ja nur eine Wiederentdeckung und altpythagoreisches Erbgut ist, ihrer wahren Bedeutung nach gewürdigt werden wird. Aber wir halten sie für einen entscheidenden Schritt vom Wissen zum Glauben, von der Wissenschaft zur Theologie, die von dieser Entdeckung an nicht mehr zwei absolut getrennte Gebiete, keine zwei unvereinbaren «Ordnungen» mehr sind, sondern solche, wo das Wissen zum Glauben führt und der Glaube sich am Wissen sichern kann. Damit wird die Grundthese W. Guts und aller Theologen und Wissenschaftler seines Typs, welche Wissenschaft als Theologie für unmöglich erklären, abgelehnt und als überholt angesehen werden müssen.

Zu k): Anstatt den grossen idealistischen Systemen (Fichte, Schelling, Hegel) mit einem sentimentalen Heimweh nachzutauern, täte der heutige Theologe und Wissenschaftler gut daran, diese Systeme als einmalige Kunstwerke zu studieren – etwas, was der vielverschrjene und von der Zunft bestgehasste Schopenhauer noch konnte. Diese Systeme büssen ihren bleibenden Wert nicht im mindesten dadurch ein, dass etwa ein Fichte nichts von der «Angst» gewusst, etwa bei Schelling «vieles Unklare enthalten»<sup>1</sup> sei und etwa ein Hegel in seiner Naturphilosophie böse da-

<sup>1</sup> Überweg: Bd. 4, 1923, S. 41.

nebenspekuliert hatte und was dergleichen Mängel sind. Denn diese gewaltigen Gedankengebäude können, wie diejenigen aller früheren grossen Denker, im Grunde nie «überwunden» werden und veralten nie, weil sie, als Ganzheiten genommen, immer ein gültiger Ausdruck einer menschlichen Schau des Kosmos sein werden. Echte Philosophie unterscheidet sich von «Wissenschaft» eben dadurch, dass sie von einer *Konzeption* ausgeht, die immer ans Ewige rührt, und nicht von einem Wissensmaterial, welches immer zeitlich bedingt und Revisionen unterworfen ist. Eine Konzeption ist keine Theorie oder Hypothese, welche immer «ad hoc» konstruiert werden, sondern ein Strahl, ein Klang aus dem geheimnisvollen Ungrund der Gottheit. Natürlich muss der Philosoph sich mit dem Wissensstand seiner Zeit auseinandersetzen, um diesen in seine Konzeption einzuordnen. Aber nicht das Material, sondern die Idee ist für ihn das Wesentliche, Schöpferische, Aufbauende, und hier kann man sogar oft sagen: Stimmt eine Tatsache nicht mit der Idee, der Konzeption überein, um so schlimmer für die «Tatsache». Unnötig zu bemerken, dass hier unter «Idee» und «Konzeption» keine verschrobene Theorien, sondern die grossen Richtlinien, Prinzipien verstanden werden, die so alt sind wie die Menschheit, ja der Kosmos selbst. Dies auszusprechen, wäre noch um 1900 eine wissenschaftliche Blasphemie gewesen. Aber man sehe sich doch die Entwicklung der neuesten Erkenntnistheorie an! Entweder sie landet beim Nichts und verzettelt sich in einem Leerlauf abstrakter Gedankenkombinationen, oder es tauchen plötzlich wieder, insbesondere von der Naturphilosophie her, uralte Normenbezüge auf, die als längst überwunden galten – die pythagoreischen Tendenzen der Grundlagenforschung der neuen Physik und Mathematik geben hier genügend zu denken. So werden auch die Grundkonzeptionen der grossen Gedankenarchitekturen aller Zeiten immer wieder verjüngt sich am Wissensmaterial der Zeit neu entzünden und diesem eine neue Deutung vom Ewigen her geben. Aber sobald eine Grundkonzeption, also eine Philosophie, «Wissenschaft» werden will, gibt sie sich selbst auf, verliert sich im Zeitlichen und tut genau das, was sie seit den letzten grossen Systemen getan hat: sie wird zur wissenschaftlichen Erkenntnistheorie und bringt es sogar, wie Nikolai Hartmann, fertig, die philosophischen Systeme grundsätzlich zu negieren, also den Ast abzusägen, auf dem jede wirkliche Philosophie, früher, jetzt und in aller Zukunft, sitzen, wachsen und blühen wird. W. Gut trauert wehmütig den idealistischen Systemen nach, weil ihm offenbar die Konzeption dieser Systeme als Eigenwert nichts mehr sagt und er ausserdem von der unüberbrückbaren Kluft zwischen Wissen und Glauben überzeugt ist. Bei N. Hartmann hat das Anrennen gegen die philosophischen Systeme einfachere, primitivere Gründe: es ist der Neid des armen Mannes auf den reichen oder des geistreichen, viel redenden und viel schreibenden, in jeder Hinsicht ausserordentlich versierten ordentlichen Buchhalters auf seine Chefs, deren Konzeptionen er bestenfalls als Richtlinien versteht und ausführt, für deren Gesamtpläne er aber kein inneres Aufnahmeorgan mehr hat.

Zu l): Diese Stelle des Vaticanum: «mit dem natürlichen Licht der menschlichen Vernunft an den geschaffenen Dingen mit Sicherheit Gott als aller Dinge Ursprung und Ziel zu erkennen», rechtfertigt allein schon den harmonikalen Gottesbeweis. Sie ist ferner ein Zeugnis dafür, dass eine christliche Kirche von bald 2000jähriger Tradition und Erfahrung die Tür vom Glauben zum Wissen nie zuschlug, wie es mit der «Rechtfertigung durch den Glauben allein» von protestantischer Seite so oft geschah und sich so verhängnisvoll auswirkte.

Zu m): Mit dem Wort «Offenbarung» sind wir im engeren christlichen Bereich der Theologie, der sich aber, wie wir erfuhren, durch das Erlöserprinzip wieder sofort universell erweitert. Warum soll «Offenbarung» nicht begründbar sein? Offenbaren muss sich doch etwas durch jemanden; in den meisten Religionen ist dies der Erlöser, welcher die Gottheit und deren ethische Imperative offenbart. Und warum das so ist und im Weltplan liegt, das begründet das «Lambdoma» und dessen Zeugertonlinie. Es mag Theologen von der Art W. Guts wider die Natur gehen, ihren ins Transzendente gesteigerten Offenbarungsbegriff mittels des Erlöserprinzips harmonikal abgeleitet zu sehen. Aber für uns Harmoniker ist letztlich alles ein Geheimnis, ebenweil wir die innere Stimme der Dinge selbst in unserem Tonzahlendiagramm vernehmen und beim Symbol stehen bleiben wie Goethe vor dem Urphänomen: hier ist die Grenze! Die Frage ist nur, wieweit wir mittels unserer Erkenntnisfunktionen an die Urphänomene herankommen, um die Grenze noch erkennen zu können. Und wir Harmoniker sind der Überzeugung, dass der harmonikale Weg bessere Möglichkeiten dazu bietet als jeder andere bisherige des Denkens und Forschens.

Zu n): Die Untersuchungen unseres Werkes sind ein einziger Nachweis dafür, dass es einen «allgemeingültigen Begriff von Religion» gibt. Allerdings muss man hier zum reinen Begriff auch dessen *Formen* hinzunehmen, innerhalb welcher sich die Religionen manifestieren. Allein im harmonikalen Lambdoma sind die wichtigsten Symbole enthalten, unter welchen die Gottheit in den verschiedensten Religionen und Mythologien verehrt und bildbegrifflich geformt wurde. Infolgedessen muss es auch einen allgemeingültigen Begriff von Religion geben – in dessen Weise die Forschung diesen Begriff in Worten auszudrücken versucht, ist von sekundärer Wichtigkeit.

Zu o): Die von W. Gut behauptete Unvereinbarkeit des Einheitsgefühls des Mystikers mit dem prophetischen Präsenzgefühl Gottes in der Bibel und dessen «tiefster persönlicher Distanz» wird durch die Aussage des Lambdomas aufgehoben. In den Gleichtonlinien, die vom Gottheitssymbol  $\%$  aus jeden Seinwert  $\frac{x}{2}$  durchdringen, ist das Einheitsgefühl des Mystikers symbolisiert. Andererseits steht das Symbol  $\%$  völlig ausserhalb des Systems der Seinwerte, die von der Einheit  $\frac{1}{1}$ , dem Symbol des Schöpfergottes, gezeugt sind. Hier, als Kreatur schlechthin, stehen wir in «tiefster persönlicher Distanz» zum Eidos  $\%$ . Beide Momente gehen also in der akroatischen Betrachtungsweise zusammen und

werden durch die Ganzheit des Diagramms im tieferen Sinne erst verständlich.

Zu p): «Wovon geschieht Erlösung?» Nach Auffassung aller Religionen: vom Bösen, von der Sünde, von der Zerrüttung der Welt. «Wodurch geschieht Erlösung?» Nach Auffassung aller Religionen: durch einen Erlöser, den Gott-Menschen, der als Mittler auf diese Welt gekommen ist, immer wieder kommen und am «Ende der Tage» das Gute vom Bösen scheiden und die Welt in den göttlichen Ungrund wieder zurückführen wird. Die harmonikale Deutung des Zerrüttungsproblems, die ebenso merkwürdig ist, wie sie in der Geschichte der Wissenschaften einzigartig dasteht, werden wir in der Folge dieses Werkes ausführlich besprechen; diejenige des Erlöserprinzips haben wir bereits diskutiert. Auch hier gibt die Harmonik keine allerletzten Antwort auf die Frage des «Warum?». Aber sie führt ihre Antworten näher an das Geheimnis, das Urphänomen heran als die bisherigen Erkenntnismethoden und stützt sich dabei auf die Aussagen eines kosmischen Diagrammes des «Lambdoma», welches in der Natur und in unserem gesamten menschlichen Wesen und Wissen fundamentiert ist.

Zu q, r und s): Teilweise schon in den obigen Punkten beantwortet. Natürlich geht jeder Forscher von einem Nunc-et-hic-Standpunkt aus, in welchem er verwurzelt ist. Aber gerade die Ergebnisse der harmonikalen Symbolik, denen wir das vorliegende Werk widmen, zeigen mit unumstößlicher Gewissheit, dass es eine «absolut neutrale, über den Religionen schwebende Religionswissenschaft» gibt. Dass daneben die konkreten Religionen wie Christentum, Buddhismus usw. ihre speziellen Sonderformen und ihre eigene Problematik haben, schliesst das erstere, den allgemeinen Religionsbegriff und dessen universelle symbolischen Formen keineswegs aus, im Gegenteil: Für jeden tiefer denkenden und fühlenden Gläubigen wird ein solches Wissen um eine universelle Symbolik der religiösen Formen nur eine Stütze für seinen eigenen Glauben sein; vor allem aber wird er Toleranz üben, seine spezielle Religionsform nicht als die vor Gott allein genehme ansehen und jeden Fanatismus gegen Andersgläubige verabscheuen. Vor Gott sind nicht nur alle Menschen und Rassen, trotz ihrer verschiedenen *Wichtigkeit* für den Auf- oder Abstieg der Menschheit, *gleich*, sondern gerade denjenigen, die einer hochstehenden Religionsform angehören, ziemt Bescheidenheit – denkt nur an das wenige bisher von Euch mittels Eurer Religion in der Menschheit Erreichte, Verwirklichte und an das Unendliche, was noch zu verwirklichen ist! Und wenn Euch dann die Schamröte noch nicht ins Gesicht steigt, dann erhebt in einer klaren Nacht Euren Blick zum Sternhimmel und denkt darüber nach, dass dort oben im unermesslichen Dunkel des Weltraums um die unzählbaren Milliarden von Sonnen mit höchster Wahrscheinlichkeit noch weit unzählbarere Milliarden von «Erden» kreisen, die ihr nicht einmal mehr seht! Und dann wagt es noch, euch einzubilden, dass hier, auf diesem kleinen, winzigen Planeten ausgerechnet Euer Glaubensbekenntnis vor Gott, dem Schöpfer des Universums, das einzig wohlgefällige sei!

So weit die Anmerkungen zu einigen Stellen der Rektoratsrede des Theologen W. Gut von der Zürcher Universität, die wir in diesem Exkurs der Präzisierung unserer harmonikalen Position wegen einigermaßen ausführlich bringen zu müssen glaubten. Es hat immer W. Gut's gegeben und wird sie immer geben, und unsere Leser wissen, dass es hier nicht um einen Namen geht, sondern um die Sache, um das Prinzip.

Zum Schluss dieses Exkurses «Wissenschaft und Theologie» können wir noch einmal, uns auf den Standpunkt des üblichen Wissenschaftlers und der meisten Theologen stellend, sagen: Wenn Theologie Wissenschaft wird, ist sie keine Theologie mehr, und wenn Wissenschaft Theologie wird, ist sie keine Wissenschaft mehr. Demgegenüber bezieht die Harmonik eine neue und zugleich uralte Position. Diese Position ist didaktisch bereits in einem Fragment des Pythagoreers Philolaos<sup>1</sup> ausgesprochen, wo es heisst: «Theologie in Gestalt von mathematischen Figuren lehrt Plato und das pythagoreische 'Heilige Wort' (*ἱερός λόγος*) und Philolaos in den Bakchen.» Dieser zweieinhalbtausend Jahre alte Satz gilt uneingeschränkt und in vollem Masse für die heutige Harmonik, und der Leser wird mit uns im weiteren Verlaufe dieses Werkes die Probe auf seine Gültigkeit machen können.

<sup>1</sup> Diels: «Fragmente der Vorsokratiker», 3. Auflage 1912, Bd. 1, S. 317.

#### D. Die Engelsleiter – Die Gleichtonlinien

Blickt nicht in jedes Herz ein Strahl von oben? Richtet sich nicht in jedem Gemüt ein Wünschen und Sehnen zum Unnennbaren, Unfassbaren? Fühlt sich nicht jeder Mensch verbunden mit einem Geheimnis, dessen Rätsel zu lösen ihm den Wert seines Lebens nähme?

«Zu wissen wenig, aber der Freude viel  
Ist Sterblichen gegeben.»

singt der späte Hölderlin. Heute wissen wir zu viel, und die Freude ist den Sterblichen genommen. Und doch würde uns die Freude wieder gegeben, wenn wir auf die Zeichen, die Signatur der Dinge achteten. Etwas von diesem Freundvollen, dieser inneren Zuversicht kann uns das geheimnisvolle Strahlenbündel geben, welches das pythagoreische Diagramm unseres Lambdoma (Abb. 1) gleich einem das Sein durchdringenden Licht von oben zeigt. Wir nennen diese Strahlen «Gleichtonlinien», weil alle Töne von gleicher Höhe und gleichem Charakter durch sie verbunden werden und, gesetzmässig und mathematisch leicht begründbar, anschaulich abzulesen sind. Akroatisch kommt freilich noch eine innere Erleuchtung, eine Durchtönung, ein meditatives Hören hinzu. Jeder dieser Strahlen richtet die unendliche Wiederverkörperung der Seinswerte auf den geheimnisvollen, mit Worten nicht mehr fassbaren Ungrund unseres harmonikalen Symbols der  $\frac{0}{0}$  aus. Und jeder dieser Strahlen nimmt seinen Ursprung aus diesem Unnennbaren, welches wir, ohne Aussage nicht auskommend, mit Gottheit bezeichneten.

Du, ich, alles was ist, das gesamte Sein in all seinen Formen und Gestalten steht unter der Norm dieser  $\delta\delta\delta\delta\ \acute{\alpha}\nu\omega$  und  $\delta\delta\delta\delta\ \kappa\acute{\alpha}\tau\omega$ , dieses metaphysischen Hinauf- und Hinabweges, den die alten Esoteriker allem Sein und Werden zuräumten. Die Kreatur in ihrem Seufzen und Stöhnen, der Mensch in seiner Bedrängnis und Wirrsal, die ganze Natur mit ihren Sternen und Planeten, ihren Gebirgen, Meeren, ihrem Gestein und ihren Pflanzen, aber auch die Ordnung, die Schönheit und der Frieden ihres vielfältigen Seins und Lebens wird durchtönt, durchzittert vom Glanz der geheimnisvollen Lichtquelle des harmonikalen Symbols  $\frac{0}{0}$ , des «unbekannten Gottes», der Gottheit schlechthin. Das ist das Beseligende, Beruhigende, aber auch das durch seine Gewissheit unsere geistige Lethargie wiederum Aufrüttelnde, welches uns der oberste Wert unseres Diagramms vermittelt.

Auf! ihr Physiker, Mathematiker und exakten Naturwissenschaftler, rechnet nach und überzeugt euch, dass das Diagramm, gegründet auf ein reales Naturgesetz und ebenso reale psychische Gesetze, *stimmt!* Kommt auch ihr her, ihr Denker, Künstler, Dichter und Laien: Schaut nur das Bild an, welches euch in diesem Diagramm anblickt, wie sich, gleichsam eine tönende Lichtemanation von Oben, die Strahlen sich ins innerste Wesen jeder Tonzahl, jedes Seinswertes hineinensenken! Meditiert lange darüber, tagelang, monatelang, euer ganzes Leben lang: und eine neue Begeisterung wird euch erfassen von einem Wissen, einer

Gewissheit, einer letztlich grossen inneren Ruhe, dass das Gefüge der Welt nicht sinnlos, sondern umhüllt, eingebettet in die Norm und Gesetzmässigkeit eines Geheimnisses ist, hinter welchem sich die höchste Ordnung verbirgt! Und noch eine weitere Gewissheit wird euch geschenkt. Das Berühren eines jeden Strahls gibt euch und allem den persönlichen Eigenwert innerhalb jener Ordnung. Im Äusseren gebunden und im Inneren dennoch frei! Hier, im Gleichnis der Gleichtonlinien, bekommt das Wort personare = durchtönen seine ureigentliche, legitime Bedeutung, das Diagramm zeigt die esoterischen Hintergründe dessen, was ein feinnerviges exoterisches Sprachgefühl vor langer Zeit, vielleicht noch ältesten Weisheitswissens teilhaftig, geschaffen hat.

Die Spekulation der Mystik ist gerade dort, wo sie sich der reinsten inneren Meditation hingab und diese in Gedanken und Worte umzuprägen versuchte, immer wieder zum Letzterreichbaren, zur Gottheit ( $\frac{0}{0}$ ) vorgestossen. Meister Eckhart «macht auf diesen Unterschied zwischen Gott [harmonikal  $\frac{1}{1}$ ] und Gottheit [harmonikal  $\frac{0}{0}$ ] öfters aufmerksam als auf eines der tiefsten Geheimnisse seiner Lehre»<sup>1</sup>. Die Gottheit ist bei Eckhart ein Übersein, «sie ist eben deshalb unaussprechlich und undenkbar, durch die Vorstellungen des Erkenntnisvermögens nicht zu erfassen und nur der reinen Anschauung der obersten Vernunft zugänglich»<sup>2</sup>. «Wie ohne Eigenschaften, so ist die Gottheit auch ohne Wirksamkeit. Gott und Gottheit sind unterschieden, so weit als Himmel und Erde. Gott wirkt, die Gottheit wirkt nicht. Sie ist der einfache 'Grund', die 'stille Wüste', die undurchdringliche 'Finsternis', die unbewegliche Ruhe.»<sup>3</sup> Wenn nun A. Lasson meint<sup>4</sup>, dass Eckhart «hier vor demselben Problem steht, an dessen Lösung sich vor ihm und nach ihm so viele ausgezeichnete Denker vergebens erprobt haben: Es ist die Aufgabe, aus dem abstrakt Einen [ $\frac{0}{0}$ ] eine Welt der Vielheit abzuleiten, wenigstens nachzuweisen, wie es ohne Widerspruch ausser dem Absoluten [ $\frac{0}{0}$ ] noch Andres und Begrenztes geben kann» – so wird diese «Aufgabe» in der Harmonik, und bisher *nur* in ihr und durch die exakte Logik und psychophysische Begründung ihres harmonikalen Grunddiagramms, des «Lambdoma», in einwandfreier wissenschaftlicher Weise gelöst. – Eine Stelle von vielen sei hier mit Eckharts Worten «Von der Vollendung der Seele»<sup>5</sup> wiedergegeben, wo die Beziehung der Seele zum göttlichen Ungrund völlig im harmonikalen Sinne ausgedrückt ist: «Ich will nun nicht weiter von der Seele reden, denn sie hat dort in der Einheit des göttlichen Wesens ihren Namen verloren. Darum heisst sie nun nicht mehr Seele, ihr Name ist: unermessliches Wesen.» Dies aber ist das harmonikale Symbol  $\frac{0}{0}$ .

<sup>1</sup> Adolf Lasson: «Meister Eckhart», Berlin 1868, S. 109.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 110.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 112.

<sup>4</sup> Ebenda.

<sup>5</sup> Zitiert nach: «Der Deutsche Genius», 1926, S. 329.



Jakob Böhme, dessen Werke voll sind von tiefsinnigen Einblicken in das göttliche Urgeheimnis, sagt im «kurzen Extrakt des Mysterii Magni» v. 7: «Kein Ding kann in ihm selber ruhen, es gehe denn wieder in das ein, woraus es gegangen ist. Das Gemüt hat sich von der Einheit gewandt in eine Begierde zur Empfindlichkeit, zu probieren die Schiedlichkeit der Eigenschaften. Dadurch ist in ihm die Schiedlichkeit und Widerwillen entstanden, welche nun das Gemüt beherrschen und davon mag es nicht entledigt werden, es verlasse sich denn selber in der Begierde der Eigenschaften und schwinde sich wieder in die allerlauterste Stille und begehre seines Wollens zu schweigen, also, dass der Wille sich über alle Sinnlichkeit und Bildlichkeit in den ewigen Willen des Ungrundes vertiefe.»<sup>1</sup> Für den eingeweihten Harmoniker ist jeder Satz, ja fast jedes Wort dieser Böhme-Stelle eine genaue Beschreibung, Umschreibung, Deutung des inneren Gehaltes des «Lambdoma», vor allem aber der Beziehung des Seinswertes (hier = Mensch) zum Sein («T») und zum obersten Wert (0/0) via Gleichtonlinien: «... und schwinde sich wieder in die allerlauterste Stille ...»!

Wenn wir das Strahlenbündel (Gleichtonlinien) betrachten, welches sich aus dem geheimnisvollen Ungrund 0/0 des «Lambdoma»<sup>2</sup> über das ganze Diagramm gleich einem «stillen Leuchten» ausbreitet, so drängt sich uns gerade hier in stärkstem Masse die *Beziehung vom Ton zum Licht* auf. Das Medium sind in unserer diagrammatischen Betrachtungsweise die Gleichtonlinien. Es gibt noch eine andere harmonikale Art, vom Ton zum Licht zu kommen; der erste Versuch hierzu ist in den «Tonspektren»<sup>3</sup> unternommen worden [16]. Hier, in der harmonikalen Symbolik, können wir unter Verzicht aller Tonzahlanalysen das Phänomen der «Audition visuelle» an der Quelle selbst, als Urphänomen der Gleichtonlinien und ihres Ursprungs 0/0 erschauen, erhören und erkennen.

Das Gefühl der direkten Beziehung des Seinswertes, der menschlichen Seele zur Gottheit (0/0), zum Inbegriff des Lichtes, des Glanzes, welche das Individuum durchtönt, wie ein Lichtstrahl durchstrahlt, findet sich in allen alten Mythologien und Weisheitslehren in so grosser Fülle, dass wir im Nachfolgenden nur einige wenige Beispiele geben können.

Das Sanskritwort «deva» = Gott (lateinisch «deus»!) bedeutet ursprünglich so viel wie glänzend. «An der Hand der Sprache können wir so deutlich als nur immer möglich sehen, wie bei «deva» der Begriff Gott aus dem Begriff des Lichtes, des aktiv gedachten Lichtes, des belebenden, scheinenden, erleuchtenden und erwärmenden Lichtes hervorzugs»<sup>4</sup>. Hier kann man natürlich den rein physischen Begriff des Lichtes unterlegen. Aber wir werden an weiteren Beispielen sehen,

<sup>1</sup> Quart-Ausgabe, 1715, S. 3527.

<sup>2</sup> Immer unsere Abb. 1, S. 43.

<sup>3</sup> In den «Abhandlungen zur Ektypik harmonikaler Wertformen», 1938, S. 109–189 mit Tafeln und Tabellen.

<sup>4</sup> Max Müller: «Physische Religion», 1892, S. 135.

dass diese Erklärung allein nicht genügt, sondern dass man Prototypen in unserer Seele annehmen muss – in diesem Fall die harmonikale 0/0 und die Gleichtonlinien – welche als expressive Bildbegriffe, Wertformen hinter aller materiellen Deutung liegen.

Im arktischen und nordamerikanischen Urkulturkreis wird vom *Höchsten Wesen* gesagt, dass es unsichtbar sei, dass man eigentlich nichts über es aussagen könne; nur über die «lichte Helligkeit seiner Gestalt» liegen Aussagen vor. So sucht z. B. bei den Jurak-Samojeden ein Schamane das höchste Wesen im siebenten goldenen Himmel und sieht ihn in einem goldenen Zelt an einem goldenen Tisch sitzen; er konnte aber nicht «nach dem Nüm-Vater hinsehen, er brannte lichterloh»<sup>1</sup>. «Bei dem algonkinisierten Winnebago erscheint einem Gottsucher ein vom Himmel zur Erde bis zu ihm sich ausbreitender Lichtstrahl, und der Höchste Geist sagt ihm: Das bin ich, du hast mich gesehen!»<sup>2</sup>

Wenn nun schon ein primitives Urvolk über das Höchste Wesen nichts, allenfalls über die «lichte Helligkeit seiner Gestalt» etwas aussagen kann – ein genaues Analogon zur 0/0 – und schon auf dieser untersten kulturellen Stufe von einem «vom Himmel zur Erde bis zu ihm, dem Gottsucher, sich ausbreitenden Lichtstrahl» – ein genaues Analogon zu den Gleichtonlinien – gesprochen wird, so wird es nicht Wunder nehmen, auf den höheren Kulturstufen noch eindeutiger Parallelen zu finden.

«Aus dem Licht und von den Göttern bin ich, und ein Fremdling bin ich ihnen worden» – so spricht das Ich der lichten Seele, das in den Fesseln der feindlichen Materie liegt, zu dem ihm gesandten göttlichen Wesen, seinem Erlöser<sup>3</sup>. In einem anderen manichäischen Fragment dringt ein als göttliches Geistwesen personifizierter Ruf (!) zur Seele und lockt sie aus der Todeswelt. Die befreite Geistseele steigt empor<sup>4</sup>.

Im «Sohar», dem Zentralwerk der kabbalistischen Überlieferung, heisst es: «Und es sprach Elohim: 'Es werde Licht' und es ward Licht. Das heisst: es sprach zu Elohim: 'Es werde Licht!' So spricht der Herr des Bauwerkes, und der Werkmeister erschafft es auf der Stelle<sup>5</sup>. Harmonikal ist «es» = 0/0, der «Werkmeister» = 1/1.

Über die Lichtsymbolik der Kabbala in ihrer Beziehung zum harmonikalen Zeichen 0/0 haben wir bereits oben (S. 64) gesprochen. Setzen wir nun die Gleichtonlinien als prototypisches Analogon, so wird diese Beziehung noch enger.

Im «Sohar»<sup>6</sup> wird z. B. die Bedeutung der Wolke über dem Stiftszelt<sup>7</sup> folgen-

<sup>1</sup> Pater W. Schmidt: «Der Ursprung der Gottesidee», Bd. 6, Münster 1935, S. 52.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 53.

<sup>3</sup> Aus dem Text einer manichäischen Hymnensammlung, nach A. Jeremias: «Ausserbiblische Erlösererwartung», 1927, S. 153.

<sup>4</sup> Ebenda.

<sup>5</sup> Sohar, Übersetzt von Ernst Müller, Wien 1932, S. 105.

<sup>6</sup> a. a. O., S. 35. <sup>7</sup> 2. Mose 40, 35.

dermassen kommentiert: «Ein Faden der Gnade ist es von jener Seite des Urlichtes, der in Wonne allem sich gesellt, sobald es in das 'untere' Stiftszelt eintritt. Seit dem ersten Schöpfungstage kam es nicht zur Offenbarung, wohl aber tut es seinen Dienst in der Welt, in dem es tagtäglich das Werk des Ursprungs erneuert»

Das exakteste Analogon zu unseren harmonikal Gleichtonlinien ist aber das «Strahlen» des Ungrundes in der Kabbala und dessen Konkretisierung: die «Sefirot». In dem «Die Geheimnisse der Schöpfung» betitelten<sup>1</sup> Kapitel aus dem Sohar wird das erste Bibelwort «Am Anfang» mit dem *Strahlen aus dem Ungrund En-Sof* – harmonikal =  $\frac{1}{10}$  – kommentiert: «Das Strahlen, aus dem alle anderen Schöpfungsworte und Schöpfungskräfte entstanden sind, als jener *Punkt*, der Ursprung jenes verborgenen Strahlens [=  $\frac{1}{10}$ ] sich ausdehnte ... Das Strahlen: das ist das Geheimnis des ersten Wortes der Tora Bereschit 'Am Anfang.'» Die 10 *Sefirot* gelten in der Kabbala als das Sich-Äussern Gottes, das Benennen, Logoi, Kronen, Stufen, Aspekte, Eigenschaften, Prinzipien, Emanationen, Namen, Lichter, Kräfte Gottes. Im Sohar sind die Sefirot Kräfte der göttlichen Natur, in denen sich das Absolute offenbart, und zugleich Wurzeln und Prinzipien alles kreatürlichen Seins. Es gibt interessante Diskussionen der Kabbalisten über die Natur der Sefirot, die sich aber alle harmonikal lösen und auf einen Nenner bringen lassen: durch den Prototypus der Gleichtonlinien. Diese sind, aus der  $\frac{1}{10}$ , dem Absoluten emanierend und jeden Seinswert durchtönend, durchleuchtend, die Kräfte, die jedem kreatürlichen Sein seinen geistigen Gehalt geben. In der «Encyclopaedia Judaica»<sup>2</sup> wird über die Sefirot gesagt: «Die latenten Wurzeln alles Werdens, selbst der Sefirot, im En-Sof werden von nicht wenigen Kabbalisten als 'Zachachot', als überwesentliche Glänze Gottes in sich selbst bezeichnet, in denen seine Schöpferkraft von ewig nach innen strahlt.» Nach innen – so wie jede Gleichtonlinie, vom geheimnisvollen Ungrund der Gottheit  $\frac{1}{10}$  strahlend, das Herz eines jeden Seinswertes berührt und durchdringt!

Fasst man den Prototypus der Gleichtonlinien, ausgehend vom Eidos  $\frac{1}{10}$ , hinsichtlich der Lichtsymbolik mehr nach seinem inneren Gehalt, d. h. als Feuer, Glanz, als ein Strahlendes, Wärmendes, welches Natur und Kreatur sein innerstes Dasein gibt, so darf man die gesamte Lichtsymbolik der Alten hierher rechnen, sei es, dass sie sich nur auf das Optische beschränkt oder das Akustische mit einbezieht.

Das «heilige Feuer» der Parsen gilt seit alters als das zentrale Symbol ihrer Lichtreligion. Man darf aber nicht vergessen, dass das akustische Moment des Wortes, der Rede im weitesten Sinne im Religionskreis des Avesta aufs engste mit dem optischen des Lichtes, des Feuers verbunden ist und dass gerade dem Parsismus Licht und Ton als primäre expressive Wertformen hintergründig sind. – Hierher gehört ferner die oben bereits erwähnte Memnonsage, welche sich in der

<sup>1</sup> Übersetzt von G. Scholem, Schocken-Verlag, 1935.

<sup>2</sup> Bd. 9, 1932, S. 677.

Plastik der Memnonskolosse exoterisch manifestierte. Diese Kolosse begannen zu klingen, wenn sie von den Strahlen der aufgehenden Sonne berührt wurden.

Auf dem Berge Sinai «war die Herrlichkeit des Herrn für die Augen der Israeliten anzusehen wie ein verzehrendes Feuer auf dem Gipfel des Berges», heisst es 2. Mose 24, 17. Und 19, 18 ff.: «Der Berg Sinai aber war ganz in Rauch gehüllt, weil der Herr im Feuer auf ihn herabgefahren war. Und der Rauch stieg von ihm auf wie von einem Schmelzofen, und der ganze Berg erbebte stark. Und der Posaunenschall wurde je länger, je stärker: Mose redete, und der Herr antwortete ihm im Donner.» Das Feuer auf dem Gipfel des Berges, die Wolke, welche den Sinai einhüllte, der Posaunenschall während der Herr mit Mose redete, in all diesen Momenten sehen und hören wir die akroatischen Prototypen der  $\frac{1}{10}$  und der Gleichtonlinien hindurchleuchten und hindurchtönen. – Auch der «brennende Dornbusch» gehört hierher. Gott, der Mose aus diesem Busch anrief, sagte zu ihm: «Wenn sie (die Israeliten) deine Stimme hören, so sollst du und die Ältesten in Israel hineingehen zum König in Ägypten und zu ihm sagen: Der Herr, der Hebräer Gott, hat uns gerufen!»<sup>1</sup>

Es gibt noch viele Symbole, Gleichnisse, Bildbegriffe, die wir, sub specie der Akroasis, anführen müssten, deren Analysen im einzelnen jedoch tieferer Schürfungen bedürfen, so z. B. den bisher nie verstandenen pythagoreischen Begriff der «Zentralsonne», den wir bereits im «Lehrbuch der Harmonik»<sup>2</sup> harmonikal begründet haben<sup>3</sup>. Auch der Begriff des «Feuerschracks» innerhalb der Jakob Böhmeschen sieben Naturgestalten gehört in gewissem Sinne hierher. Das «Angstrad» der drei ersten Naturgestalten, welche nach Jakob Böhme das 1. Principium, den «Zorn Gottes» verkörpern, gebiert in seiner inneren Qual den «Feuerschrack», eine Art von metaphysischem «Blitz» der ewigen Natur, wodurch die Liebe, der Schall und der Leib oder das Wesen geboren wird. Die letzteren drei Gestalten bilden die ewige Feuerwelt, die «Liebe Gottes», im Gegensatz zur Finsterwelt der drei ersten, sie werden geschieden und verbunden zugleich durch die Geburt des Feuers und der gesamte metaphysische Septenarius erhält seine Formung, seinen Namen, sein Bewusstsein durch die sechste Naturgestalt: den Schall, das Tönen, das Sich-Ansprechen.

In der altägyptischen Reliefkunst gibt es eine erstaunlich genaue Analogie zu unseren Gleichtonlinien in Verbindung mit dem Sonnenkult, und zwar aus der Zeit des Echnaton (Amenophis IV.). Aus der Sonne (harmonikal =  $\frac{1}{10}$ ) geht – genau wie in unserem Diagramm – ein Strahlenbündel hernieder, jeder Strahl endet in einer Hand, die oft das Lebenszeichen † hält. Echnaton und die Seinen stehen unter diesem «Strahlen-Aton» und bringen ihm Verehrung dar, sprechen zum Volk, zeigen ihr glückliches Familienleben usw. Man sehe sich daraufhin z. B. die Tafeln 11, 14, 15 und 25 des schönen Werkes von Kurt Lange «König Echna-

<sup>1</sup> 2. Mose 3, 18. <sup>2</sup> Siehe dort das «Tonkykloid».

<sup>3</sup> Vgl. hierzu unten die Studie über das «Welt-Ei». [War erst für Teil II Kap. D geplant.]

ton) (München 1951) an! Schon das Lebenszeichen † ist ja, wie wir sahen<sup>1</sup>, eigentlich der «Auftakt» für das harmonikale Grunddiagramm: der Kreis oder das Oval des «Henkelkreuzes» bedeutet unser Symbol  $\frac{0}{0}$ ; das T bedeutet in der Mitte die Zeugertonlinie und oben der Balken die beiden konträren ersten Teiltonreihen. Dieses Henkelkreuz ist ursprünglich sicher das Schema für den Kosmos schlechthin gewesen und hat sich wohl erst mit der Zeit zum Zeichen des «Lebens» verdichtet [17].

Wenn Leibniz<sup>2</sup> von einem «mit uns geborenen Licht» schreibt, durch welches wir die Wahrheiten erkennen, was die platonische «Idee» nur in anderer Version ausdrückt und nichts anderes ist als eben der Funke der Gottheit, der unsere Seele durchtönt und durchstrahlt – so ist diese Spendung des Lichts von oben ein uralter Gedanke der Dichtung aller Zeiten. Es gibt einen altchristlichen lateinischen Hymnus, der in der Übersetzung Karl Simrocks<sup>3</sup> hier folgen möge:

Morgenlied  
(Hymnus matutinus)

Lichtspender, hehrer, der die Welt  
Mit seinem klaren Schein erhellt,  
Durch dessen Macht nach jeder Nacht  
Der Tag erglänzt in Strahlenpracht.  
Du führst das Licht herbei allein,  
Nicht jener Stern, des schwacher Schein  
Am Himmel blinkt und Kunde bringt,  
Dass bald der Tag den Sieg erringt.  
Du überstrahlst der Sonne Glanz,  
Bist selber Tag und Sonne ganz;  
Uns unbewusst in tiefster Brust  
Erweckst Du lichter Flammen Lust.  
Schick immer, Weltenschöpfer Du,  
Uns Deines Lichtes Wonne zu,  
Dass weit sich dieses Herz erschliesst,  
Wenn Deine Gnade niederfließt.  
Bis es des heiligen Geistes voll,  
In sich den Gott bewahrend, schwoll,  
Für Trug und List des Widerchrist  
Auf ewig dann verschlossen ist.

<sup>1</sup> «Lehrbuch», S. 282 f.

<sup>2</sup> «Schriften zur Metaphysik», in «Philosophische Bibliothek», Bd. 108, Felix Meiner Verlag, S. 418.

<sup>3</sup> «Lauda Sion», Köln 1850, S. 2ff.

Dann komme, was da kommen mag,  
Dann bringe, was da will der Tag,  
Wir leben gar der Sünde bar  
Nach Deinem Willen immerdar.

Dann überwindet keuscher Brust  
Unschuld'ger Sinn die Fleischeslust,  
Dann mag sich rein der Busen weihn,  
Des Geistes Heiligtum zu sein.

Das ist der Seele brünstig Flehn;  
Dies Heil, o Herr, lass uns geschehn,  
Dass wenn Dein Licht die Nacht durchbricht  
Wir Dein gedenken und der Pflicht.

Dieses Licht, dieser Glanz von oben, der «Lichtspender», der noch der Sonne Glanz überstrahlt und von dem aus, wie von unserem harmonikalen Symbol  $\frac{0}{0}$ , das Heil in die Seele strahlt, wird von dem stillen Gerhard Tersteegen in den Versen besungen<sup>1</sup>:

Gott ist die Sonne, ich ein Strahlchen seines Lichts;  
Trenn ich von ihm mich ab, bin ich ein finstres Nichts;  
Halt ich mich stets an Ihn, so wird mir Licht und Leben  
Und alle Tugenden sein stiller Einfluss geben.

Diese erstaunlich genaue dichterische Schau unserer harmonikalen Gleichtonlinien wird noch von einem Gedicht Rückerts<sup>2</sup> übertroffen, welches bereits in der «Akroasis» abgedruckt ist, aber auch hier stehen muss:

«Wie von der Sonne gehn viel Strahlen erdenwärts,  
So geht von Gott ein Strahl in jedes Dinges Herz.  
An diesem Strahle hängt das Ding mit Gott zusammen,  
und jedes fühlet sich dadurch von Gott entstammen.  
Von Ding zu Dinge geht seitwärts kein solcher Strahl,  
nur viel verworrene Streiflichter allzumal.  
An diesen Lichtern kannst du nie das Ding erkennen,  
Die dunkle Scheidewand wird stets von ihm dich trennen.  
An deinem Strahl vielmehr musst du zu Gott aufsteigen,  
Und in das Ding hinab an seinem Strahl dich neigen.  
Dann siehest du das Ding, wie's ist, nicht wie es scheint,  
Wenn du es siehest mit dir selbst in Gott vereint.»

<sup>1</sup> Nach J. Hamberger: «Stimmen aus dem Heiligtum der christlichen Mystik und Theosophie», Bd. I, 1857, S. 356.

<sup>2</sup> Aus: «Weisheit der Brahmanen», 4. Auflage 1857, S. 373.

Rückert hat dies Gedicht, offenbar aus altindischen Quellen schöpfend, noch vor dem Erscheinen der *«Harmonikalen Symbolik des Altertums»* des Freiherrn A. v. Thimus, in welcher unser harmonikales Grunddiagramm zum ersten Mal veröffentlicht wurde, geschrieben. Um so erstaunlicher ist seine bzw. der indischen Vorlage visionäre Schau, was jeder sofort beurteilen kann, wenn er unsere Abb. 1 mit diesem Gedicht vergleicht. In seinem reinen, einfachen und tiefen Schertum hat Hölderlin gegen Ende des 1. Buches des 2. Bandes seines *«Hyperion»* unser Thema aufs kürzeste in die schönen Worte gefasst:

«Aber das Sonnenlicht, das eben widerrät die Knechtschaft mir, das lässt mich auf der entwürdigten Erde nicht bleiben, und die heiligen Strahlen ziehn, wie Pfade, die zur Heimat führen, mich an.»

Das *«Sonnenlicht»*, wie überhaupt der bei Hölderlin so wichtige Begriff der *«Natur»* darf nicht konkret materiell, sondern muss als ein In-Begriff verstanden werden, und zwar nicht lediglich als dichterisches Gleichnis oder Metapher – was man ja von der philosophischen Interpretation her gewohnt ist –, sondern als tiefste Resonanz zu einer in der Natur und in unserer Seele verborgen liegenden Wertform, wie wir sie harmonikal in der Beziehung der  $\frac{0}{0}$  (Hölderlin: *«Sonnenlicht»*) zu den Gleichtonlinien (Hölderlin: *«heilige Strahlen»*) eruieren konnten.

Das grandioseste Beispiel einer dichterischen Gestaltung der Entsprechung vom Ton zum Licht wird immer die Stelle aus Goethes *Faust I*, Prolog im Himmel, sein:

Raphael: Die Sonne tönt nach alter Weise  
In Brudersphären Wettgesang,  
Und ihre vorgeschriebne Reise  
Vollendet sie mit Donnergang.  
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,  
Wenn keiner sie ergründen mag;  
Die unbegreiflich hohen Werke  
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Und, *Faust II*, 1. Akt:

Ariel: Hörchet! horcht dem Sturm der Horen!  
Tönend wird für Geistesohren  
Schon der neue Tag geboren.  
Felsentore knarren rasselnd,  
Phöbus' Räder rollen prasselnd,  
Welch Getöse bringt das Licht!  
Es trommetet, es posaunet,  
Auge blinzet und Ohr erstaunet,  
Unerhörtes hört sich nicht.

Ein philosophisches Analogon zu unseren von der  $\frac{0}{0}$ , dem höchsten Symbol für die unaussprechbare Gottheit, ausstrahlenden Gleichtonlinien finden wir in der merkwürdigen Lehre der Stoiker von den *λόγοι σπερματικοί*, den samenartigen Logoi, die, wie die Samen, die Fortdauer der Typen innerhalb der Gestalten des Kosmos erklären sollen<sup>1</sup>. Manche Stoiker unterschieden zwischen Logos ( $\frac{0}{0}$ ) und Zeus, dem höchsten Gott ( $\frac{1}{1}$ ), was sich vielleicht durch ein noch Hereinreichen pythagoreischen Wissens in den Stoizismus deuten lassen kann. Jedenfalls hat der stoische Logos, im Gegensatz zum christlichen, durchaus  $\frac{0}{0}$ -Charakter. Die Stoa unterscheidet zwischen Hyle, der Materie, und der höchsten Vernunft, dem die ganze Materie durchdringenden Logos. Die *«Logoi spermatikoi»* nun, d. h. die Entfaltungen des obersten Logos, bilden ein vom Niedersten bis zum Höchsten aufsteigendes und umgekehrt von hier bis dort absteigendes System. Der Mensch erhält durch seine Seele unmittelbar Teil am universalen Logos, und hier taucht im europäischen Kulturkreis, um 300 v. Chr., zum ersten Mal die bestimmte Behauptung auf, dass der innere Logos der Seele identisch ist mit dem äusseren Logos der Sprache, dass also die Sprache als Ausdruck der Vernunft unmittelbar göttlicher Herkunft sei – eine im Sinne unserer Akroasis entscheidende Entdeckung! Alle drei Momente zusammen: die *ὁδὸς ἄνω* und *ὁδὸς κάτω* der stoischen Ideenlehre, ihre genaue Entsprechung zu unseren von der  $\frac{0}{0}$  ausgehenden harmonikalen Gleichtonlinien, das akroatische Moment des Durchtönens der Seele durch die Logoi spermatikoi und des Auftönens der menschlichen Seele in der Sprache und damit der Vernunft des Menschen, gezeugt und erzeugt vom obersten Logos, der Gottheit – diese drei Momente allein lassen vermuten, dass in der Struktur des Denkens der Stoa noch pythagoreisches Erbgut lebendig war.

Es ist aber pythagoreische Tradition, dass Pythagoras einen Teil seines Wissens nicht nur aus Ägypten, sondern auch aus Indien überkommen habe. Unter vielem anderen interessiert uns hier das Verhältnis der Seele des Menschen zu Brahman (Neutrum), dem absoluten Wesen, und zu Brahma (Maskulinum), dem persönlichen Gott. Erst in den späteren Upanishaden erreicht die indische Spekulation den unpersönlichen Gottheitsbegriff Brahman – in der harmonikalen Symbolik  $\frac{0}{0}$ . Aber auch schon die alte mythologische Sprache der Upanishaden lässt die Seele auf dem Väterpfade oder auf dem Götterpfade zu dem Throne Brahmans ziehen<sup>2</sup> – wieder ein Analogon zu unserer Wertform der Gleichtonlinien. Nun gibt es freilich schon in der altindischen Spekulation weitläufige Dispute, wie man sich das Verhältnis des unpersönlichen Brahman und des persönlich gedachten Brahma sowie das Verhältnis beider zur menschlichen Seele erklären sollte, eine *«Doppelsinnigkeit»*, die den heutigen Gelehrten noch genau so viel zu schaffen macht wie denen des alten und modernen Indien. Setzen wir jedoch unsere beiden harmonikalen Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  als jenen Gedankenspekulationen hintergründig, d. h.

<sup>1</sup> Vgl. hierzu Max Müller: *«Theosophie»*, Leipzig 1895, S. 391 ff.

<sup>2</sup> Max Müller: *«Theosophie»*, Leipzig 1895, S. 279.

als prototypisch in unserer Seele wirksam ein, so besteht zwischen der Identität der Seele zu Brahman (via Gleichtonlinien zur  $\frac{0}{0}$ ) und ihrem Verhältnis zum persönlich gedachten und empfundenen Brahma ( $\frac{1}{1}$ ) kein Widerspruch mehr. Denn eben durch diese harmonikale Symbolik wissen wir, dass jeder Seinswert in bezug auf sein Sein, sein Dasein, der  $\frac{1}{1}$ , der Origo, dem Anfang des Urgrundes oder Ursprunges seine Existenz zu verdanken hat, dass aber jeder Seinswert in bezug auf seinen Wert, seinen inneren Gehalt, auf die  $\frac{0}{0}$ , das Eidos, den Ungrund zurückgeht, und zwar mittels seines Vektors, seiner inneren Richtung, was durch den Prototypus der harmonikalen Gleichtonlinien symbolisiert ist.

In einem zukünftigen System der Harmonik gehören die Gleichtonlinien als Spezialfall zu den «Harmonikalen Vektoren» (Richtungen), wie sie im «Grundriss eines Systems der harmonikalen Wertformen» (Zürich 1938) S. 189 versuchsweise zum ersten Mal dargestellt worden sind. Die «Gleichtonlinien» wurden dort in den Theoremen 26 («Th. der harmonikalen Strahlen») und 30 («Th. der identischen Tonwerte») behandelt und als eigene Wertform<sup>1</sup> herausgestellt. Die hier besonders behandelte Entsprechung der Gleichtonlinien zur Seelenwanderungslehre werden wir später noch in einem besonderen Kapitel dieses vorliegenden Werkes diskutieren.

Im Grunde gehört schon das «Tat tvam asi» (das bist Du) hierher. Denn es bedeutet, genau wie unsere Wertform, das Hinschauen, das Hingerichtetsein der Seele auf die Gottheit. Im innersten Kern unseres Wesens sind wir identisch, durchstrahlt, durchklungen vom obersten Wert des Eidos  $\frac{0}{0}$ . «Vor Gott sind alle Menschen gleich» – auch dieser Ausspruch kann nur so realisiert werden, dass es einen identischen Bezug zu «Gott» (hier  $\frac{0}{0}$ ) gibt, ganz gleich, wie verschieden wir untereinander sind. Und eben dieser identische Bezug wird in unserem Diagramm durch die Gleichtonlinien symbolisiert, d. h. einer höheren Wirklichkeit zugeordnet.

Es gibt eine wundervolle Stelle in den Upanishaden<sup>2</sup>, wo die Verstorbenen durch einen «Strahl» in den Götterweg zu Brahman eingehen: «Darum, wenn solche gestorben, mag man sie nun bestatten oder auch nicht, so gehen sie ein in einen Strahl, aus dem Strahl in den Tag, aus dem Tage in die lichte Hälfte des Monats, aus der lichten Hälfte des Monats in das Halbjahr, wo die Sonne nordwärts gehet, aus dem Halbjahr in das Jahr, aus dem Jahr in die Sonne, aus der Sonne in den Mond, aus dem Mond in den Blitz; daselbst ist ein Mann, der ist nicht wie ein Mensch; der führet sie hin zu Brahman. Das ist der Götterweg, der Brahmanweg. Die den gehen, für die ist zu diesem irdischen Strudel keine Wiederkehr, keine Wiederkehr.»

Denselben Brahmanweg, noch vergeistigter, besingen die Upanishads an anderer Stelle<sup>3</sup> in den Versen:

<sup>1</sup> B 4 «Die Richtungsweisung», S. 205 ff.

<sup>2</sup> Übersetzt von Deussen, Diederichs, Jena 1914, Folio 97f. <sup>3</sup> a. a. O., Folio 214.

Unendlich sind dessen Strahlen,  
Der als Fackel im Herzen steht,  
Weiss, nicht weiss, schwärzlichgelb, dunkel,  
Rotbraun auch und von zartem Rot.

Von ihnen führt empor ein Strahl,  
Der durch die Sonnenscheibe dringt,  
Höher noch als die Welt Brahmans;  
Auf ihm geht man den höchsten Gang.

Noch anderer Strahlen sind hundert,  
Die nach oben verbreiten sich,  
Auf denen zu den Wohnsitzen  
Der Götterscharen man gelangt.

Noch andre Strahlen gehen abwärts,  
Mannigfaltig, von mattem Glanz,  
Durch die zum Werkgenuss hierher  
Wider Willen die Seele eilt.

Hier halten wir einen Augenblick ein und enthalten uns jeden Kommentars. Denn in diesen Versen ist in rätselhaft exakter Weise eine Fortsetzung des Lambdoma ins Metaphysische beschrieben: jenes Diagramm, welches im «Lehrbuch der Harmonik» auf S. 284 steht. Wie soll man sich eine Brücke von den Upanishaden zu diesem Diagramm, welches im Lehrbuch zum ersten Mal enthalten ist, vorstellen? Rein philologisch-haptisch bzw. historisch ein Ding der Unmöglichkeit. Aber es gibt eine Erklärung für diese seltsame Konkordanz über die Zeiten und Kulturen hinweg, wir kennen sie, und alle diejenigen werden das Rätsel zu lösen wissen, die akroatischen Geistes und Wissens sind!

Noch eine letzte Stelle aus den Upanishads werden wir hier notieren, wo Yajnavalkya von Uddalaka, dem Sohn des Aruna, die Antworten eines Dämons hört, der in einer Frau sein Wesen treibt<sup>1</sup>. Dieser Dämon fragt einen der Umstehenden: «Kennst du, o Kapya, jenen Faden, von welchem diese Welt und die andere Welt und alle Wesen zusammengebüschelt werden?» Kapya verneint und hört weiter: «Kennst du, o Kapya, jenen inneren Lenker, welcher diese Welt und die andere Welt und alle Wesen innerlich regiert?» Ein anderer Zuhörer verneint und alle vernehmen weiter: «Wahrlich, o Kapya, wer jenen Faden kennt und jenen inneren Lenker, der kennt das Brahman, der kennt die Welten, der kennt die Götter, der kennt den Veda, der kennt die Wesen, der kennt die Seele, der kennt Alles.» – Der «Faden», der die Welt «zusammenbüschelt» und zugleich als «innerer Lenker» genannt wird, muss als prototypischer Bildbegriff genommen werden; es sind exoterische Ausdrücke zur Esoterik der Gleichtonlinien (Faden, Büschel) und zur

<sup>1</sup> a. a. O. S. 29.

wichtigsten derselben, der Zeugertonlinie, die eben die ganze Welt «als innerer Lenker» regiert und nach dessen Apperzeption man das Wesen der Welt erschaut! Hierbei kommt es, um es immer wieder zu sagen, gar nicht darauf an, ob die alten Grübler und Erforscher der indischen Geheimlehre (Upanishad) pythagoreische Diagramme gekannt haben oder nicht, sondern auf die Tatsache, dass diesen, aus der Natur und unserer Seele extrahierten harmonikalen Diagrammen, insbesondere dem Lambdoma und seinen einzelnen wertformalen Symbolen, eine expressive Kraft innewohnt, die in den verschiedensten Perioden der Menschheit und innerhalb der verschiedensten Gebiete immer wieder zu einem nach aussen sichtbaren, hörbaren und denkbaren Begriff drängte.

F. Max Müller führt in seiner «Theosophie»<sup>1</sup> einige Zeilen von Henry More<sup>2</sup> an, die, wie er sagt, «ein Vedanta-Philosoph in Indien hätte schreiben können»: «Daraus können wir die Natur der Seele deutlich sehen: Ein Strahl ist sie von der intellektuellen Sonne, ein Strahl wirklich von jener Ewigkeit, doch solch ein Strahl, dass der Zeitpunkt seines Leuchtens begann, sobald er aus einem freien Lichte hervorstrahlte.»

Fassen wir die Gleichonlinien als eine geistige «Aussprache» des obersten Logos ( $\frac{0}{0}$ ) zur Kreatur (den einzelnen Seinswerten  $\frac{x}{y}$ ) auf, so gehört auch der Beginn eines Fragmentes von Heraklit<sup>3</sup> hierher: «Für diesen Logos (Weltgesetz) aber, ob er gleich ewig ist, gewinnen die Menschen kein Verständnis, weder ehe sie es gehört, noch sobald sie es gehört. Alles geschieht nach diesem Logos...» Hier haben wir eine Antezipation des Johanneischen Logos im Sinne des göttlichen Wortes, jedoch nicht in die  $\frac{1}{1}$ , sondern in die  $\frac{0}{0}$  («ewig»!) transzendiert.

Auch der «Stern von Bethlehem» gehört als ein im Altertum weitverbreiteter Bildbegriff hierher. Dieser Stern ( $\frac{0}{0}$ ) und seine Strahlen (Gleichonlinien) steht als Weiser nicht nur über der Geburtsstätte Jesu, sondern auch über dem Palast, in welchem Buddha geboren wurde. Bei der Menschwerdung Buddhas erschien «ein grosses Licht, dass die Blinden sehend wurden, die Tauben ein Geräusch hörten, die Stummen miteinander sprachen, die Krüppel gerade wurden, die Lahmen wanderten usw.»<sup>4</sup> – alles Merkmale der Berührung der menschlichen Seele durch die Gottheit in ihrem innersten Wert und ihre dadurch verursachte Rektifizierung, d. h. die auch körperliche Wiederherstellung gemäss der inneren, von oben aspektierten Norm.

Die mystische Richtung des Islam, der «Sufismus», berührt sich in seiner Grundanschauung erstaunlich nahe mit unseren harmonikalen Symbolen: «Die Sufis glauben, dass die Seelen der Menschen von dem göttlichen Geist, von dem sie *kleine Teilchen* sind, und in dem sie zuletzt aufgehen werden, dem *Grade* nach

<sup>1</sup> Leipzig 1895, S. 319.

<sup>2</sup> Englischer Staatsmann und Humanist, 1478–1535.

<sup>3</sup> Diels, a. a. O., I, 77.

<sup>4</sup> Nach F. M. Müller: «Physische Religion», 1892, S. 381.

unendlich, aber der *Art* nach gar nicht verschieden sind. Der Geist Gottes, glauben sie, durchdringt das Weltall ...»<sup>1</sup> Ein sufistischer Dichter schaut die Gottheit: «In der anfangslosen Ewigkeit begann ein Strahl dieser Schönheit zu schimmern; als die Liebe ins Dasein gerufen ward und Flammen über die ganze Natur verbreitete.» Ein anderer: «Aber von der Sonne der Seele jenseits dieses Firmaments – von ihr gibt es kein Gleichnis, weder im konkreten noch abstrakten Sinne.»<sup>2</sup>

Von Synesios von Kyrene (um 400 n. Chr.), dem Schüler der vom Pöbel verbrannten Pythagoreerin Hypatia, welchem das merkwürdige Schicksal zuteil wurde, als Noch-nicht-Christ rein der Bedeutung seiner Persönlichkeit wegen gegen seinen Willen zum christlichen Bischof von Ptolemais gewählt zu werden – gibt es drei wundervolle Hymnen, die, für den Kenner, voll pythagoreischen Gedankengutes sind. Ich gebe hier zwei Stellen aus der ersten dieser Hymnen in der Übersetzung Engelhardts<sup>3</sup> wieder:

«Auf, du tönevolle Leier;  
Nach dem theischen Gesange,  
Nach der Melodie von Lesbos,  
Tön in herrlicheren Weisen  
Nun den dorischen Gesang.

Sieh, es tönen mir die Saiten  
Ungeheissen, und ein Anhauch  
Flieget rings um mich herum;  
50 Welchen Sang wird mir wohl endlich  
Dieses göttliche Wehen gebären?  
Er, der selbstentsprungene Urgrund,  
Des, das ist, Regierer, Vater,  
Ungezeuget, hochehaben,  
Thront in unbezwungnem Ruhme  
Ob des Himmels hohen Gipfeln,  
Er der unbewegte Gott.  
Der Einheiten heil'ge Einheit,  
Der Monaden erste Monas  
60 Aller Höhen Einfachheiten  
Einend und sie in Geburten  
Überwesentlich gebärend.  
Von dorthier dann eilend selber  
Durch die erstgeborne Form

<sup>1</sup> F. M. Müller: «Theosophie», S. 334, nach William Jones.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 349 und 351.

<sup>3</sup> In: «Die angeblichen Schriften des Areopagiten Dionysius», übersetzt von Engelhardt, Sulzbach 1823, Bd. I, S. 217ff.

Unaussprechlich ausgegossen  
 Naht dreifaltger Kraft die Monas,  
 Und die überhohe Quelle  
 Kränzt sich mit der Kinder Schönheit,  
 Die vom Mittelpunkte laufen,  
 70 Um denselben sich bewegen.  
 Halte ein, du kühne Leier,  
 Halte ein, dem Volke zeige  
 Hochehrwürd'ge Weißen nicht!  
 Geh und singe Niederes  
 Und das Höh're deck' in Schweigen.)

Von Vers 52 ab hat man den bestimmten Eindruck, Synesios beschreibe in hymnischer Sprache das pythagoreische «Lambdoma» – aber, als ob er sich seines Gelübdes der Geheimhaltung plötzlich besänne, hält er ein (Vers 71 ff.):

«Halte ein, du kühne Leier,  
 Halte ein, dem Volke zeige  
 Hochehrwürd'ge Weißen nicht!»

Auch im weiteren Verlauf der Hymne (Vers 99 ff.) klingt der geistige Hintergrund des Lambdoma auf, ebenso in den zwei weiteren Hymnen. Aber immer wird in der Mitteilung eben noch bis zur Grenze dessen gegangen, was noch der Eingeweihte, andere aber nicht mehr verstehen und durch das gehobene Wort nur noch ahnend erfassen können (Vers 74 f.):

«Geh und singe Niederes  
 Und das Höh're deck' in Schweigen.»

Wie mächtig musste das Schweigegebot des pythagoreischen Ordens gewirkt haben, dass Synesios noch 1000 Jahre nach Pythagoras den Regeln die Treue hielt!

Wenn Nikolaus von Kues<sup>1</sup> sagt: «Da aber Gott es ist, um dessentwillen *alle* Wesen das sind, was sie sind, müssen *alle auf Grund ihrer Natur* nach ihm sich sehnen, insofern er das Eine und Gute ist, wonach alle verlangen», so ist dieses «Sehnen» harmonikal die vektorielle Tendenz der Gleichtonstrahlen, den Seinswert «auf Grund seiner Natur» wieder ins oberste Symbol  $\frac{0}{0}$ , als seine wahre Heimat, zurückzuführen.  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  steht bei dem Cusaner, wie wir oben (S. 134) sahen, in einer bestimmten Relation: «Die mitteilbare Einheit [ $\frac{1}{1}$ ] vermag aber die unmitteilbare [ $\frac{0}{0}$ ] nicht zu erfassen, so wie die fassbare Einheit [ $\frac{1}{1}$ ] nicht die unfassbare [ $\frac{0}{0}$ ], das Verursachte nicht die Ursache und das abgeleitete nicht das ursprüngliche Sein zu erfassen vermag. Und obwohl sie es nicht zu erfassen vermag, ist sie doch nicht ganz in Unkenntnis über das, wonach sie sich so sehr sehnt. Ganz sicher weiss sie, dass das, was sie ersehnt, ist.»<sup>2</sup>

<sup>1</sup> «Über den Ursprung – De Principio», übersetzt von Feigl, 1949, S. 57.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 58.

Und hier kommen wir wieder auf ein altes, uns immer wieder faszinierendes Thema: die *Engel!* Entmaterialisieren wir den Begriff des Engels völlig, so bleibt der Angelos, der Bote Gottes, übrig, der vom Zentrum der Gottheit wie ein Lichtstrahl oder Ton sich in die Menschenseele hineinsenkt, ja, sich mit ihr identifiziert. Der Ton als «Wächter der Seele»! Die Engel als «Wächter» begegnen uns zum ersten Mal im 4. Kapitel des Propheten Daniel.

Klemens von Alexandrien<sup>1</sup> zitiert aus einem Brief von Plato: «Das Göttliche ist in keiner Weise auszusprechen wie die anderen Wissenschaften, sondern nach langem Umgang mit der Sache selbst und Zusammenleben mit ihr dringt es plötzlich in die Seele wie ein von einem abspringenden Feuerstrahl entzündetes Licht und nährt sich selbst.»

Dann fährt Klemens fort: «Lautet das nicht dem ähnlich, was der Prophet Zephania<sup>2</sup> sagt: «Und es erhob mich der Geist und trug mich empor in den fünften Himmel, und ich schaute die Herren genannten Engel und ihr Diadem ist ihnen aufgesetzt im heiligen Geist, und es war der Thron eines jeden das Siebenfache des Lichts der aufgehenden Sonne, und ich sah sie wohnen in den Tempeln des Heils und hörte, wie sie besangen den unaussprechlich höchsten Gott.» – «*Angei prodierunt a Deo sicut radii a sole*», sagt Gregor von Nazianz<sup>3</sup> – «Die heilige Seele des Menschen und der Geist eines Engels ist und hat *eine* Substanz und Wesen» steht in der «Aurora» (5, 19) Jakob Böhmes. – Bei Hiob (33, 23) heisst der Engel Mittler oder Fürsprecher (Meliz), womit die Juden den Engel bezeichnen, den jeder Mensch im Himmel habe und der dort für ihn bitte. Sie nennen ihn auch das Gestirn oder das Glück des Menschen (Massal). Ferner ist es eine altjüdische Lehre, dass über jedes Ding in der Welt ein Engel gesetzt sei, und noch Augustinus sagt, dass einem jeden sichtbaren Ding in der Welt eine englische Macht vorstehe. Grössten Einfluss auf die Vorstellungen von Engeln und deren Hierarchie hatte Pseudo-Dionysius Areopagita (um 500 n. Chr.), dessen Schriften oft von grossartigem dichterischen Ausdruck sind. Über das System des Dionysius sagt F. Max Müller<sup>4</sup> folgendes: Dionysius sucht zu erklären, wie ein glänzendes geistiges Licht von dem Vater des Lichtes hervorstrahlt und sich über die ganze Schöpfung verbreitet. Dieses Licht, sagt er, ist Eines und in allen Dingen durchaus ganz und gar dasselbe, und obgleich eine Verschiedenheit von Gegenständen da ist, bleibt doch das Licht Eins und ungeteilt in den verschiedenen Gegenständen, so dass man, ohne irgendeine Verwirrung befürchten zu müssen, den Gegenständen Mannigfaltigkeit und dem Lichte Identität zuschreiben kann. Alle vernünftigen Geschöpfe, welche eine Fähigkeit für die göttliche Natur

<sup>1</sup> «Die Teppiche», übersetzt von F. Overbeck, Basel 1936, S. 464.

<sup>2</sup> Klemens zitiert hier aus der sogenannten Zephania-Apokalypse, einer apokryphen, in die Bibel nicht aufgenommenen Schrift.

<sup>3</sup> Nach Thimus: Bd. II, S. 275.

<sup>4</sup> «Theosophie», 1895, S. 467 ff.

besitzen, werden durch das wunderbare Scheinen des himmlischen Lichtes verdünnt, erleuchtet, nahe an dasselbe emporgehoben, ja mit demselben Eins gemacht. In dieser grossen Glückseligkeit befinden sich alle jene geistigen Naturen, die wir Engel nennen, über welche das Licht in seiner ungetrübten Reinheit sich ergiesst.)

In einer späten tunesischen Handschrift von 1001 Nacht steht die Geschichte des Brahmanen Padmanaba und des jungen Fikai<sup>1</sup>, in welcher nach einer Auseinandersetzung über kabbalistische Talismane vom Brahmanen gesagt wird: «Wisse denn, mein Sohn, dass die Buchstaben in Beziehung zu den Engeln stehen, jeder Buchstabe wird von einem Engel beherrscht, und fragst du mich, was ein Engel sei, so antworte ich dir, er ist ein Strahl oder ein Ausfluss der Tugenden der Allmacht und der Eigenschaften Gottes.» Kann der innere Gehalt unserer harmonikalen Symbole  $\frac{0}{0}$ , des Seinswertes  $\frac{x}{y}$  und der Gleichtonlinien noch genauer und schöner umschrieben werden als in diesen Stellen?

Aber wir wollen dem Problem «Engel», welches ja harmonikal nichts anderes ist als die direkte seelische Beziehung des Seinswertes via Gleichtonstrahlen zur Gottheit, noch näher treten, es noch innerlicher fassen.

Es gibt in unserer Zeit eine Abhandlung von Romano Guardini: «Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie»<sup>2</sup>, aus der wir folgende, zu unserer Anschauung überleitende Stellen zitieren: «Die Engel sind 'Boten', in dem ungeheuren Sinne, dass sie irgendwie den Sendenden selbst bringen. Engel umgeben in der grossen Vision des Isaias den Thron Gottes: die Seraphe, die einander beständig das 'Heilig, heilig, heilig der Herr, der Gott der Scharen!' zurufen, so dass von dem ungeheuren Ruf die Grundfesten des Heiligtums erbeben<sup>3</sup> ... Im Neuen Testament mildert sich die Furchtbarkeit – manchmal möchte man fast sagen, Wildheit – der Engelwesen ... Ganz ins Übergewaltige steigen wieder die Engelsgestalten in der Apokalypse. Sie sind von Massen, die sie zu Weltwesen machen. Vor das versiegelte Buch tritt 'ein gewaltiger Engel, der mit mächtiger Stimme verkündet' (5, 2) ... Der Engel ist Geist, nur Geist. Nicht dem Leibe feindlich, aber unleiblich. Die Wahrheit, das Gute, die Ordnung, die Schönheit bestimmen sein Dasein ... Er steigt auf, dringt ein, durchmisst. Das drückt sich in den Flügeln aus: der Engel ist der Fliegende ... Zugleich scheinen sie ein Verhältnis zur Schöpfung als Ganzem, zu haben: eine Kraft der Überschau, der Durchdringung, des Durchwaltens ... Danach wären die Engel gleichsam Archetypen des Seins; lebendige Urbilder und Urmächte, die vorstrahlen und einwirken.» – So weit Romano Guardini.

<sup>1</sup> Die Erzählung ist nur zu finden in der Übersetzung von Habicht, 14. Nacht, Bd. I, S. 115 bzw. 164, und in derjenigen von Weil, 1. Auflage, 1838, Bd. I, S. 79 (nach Franz Dornseiff: «Das Alphabet in Mystik und Magie», 1922, S. 143).

<sup>2</sup> Leipzig 1937.

<sup>3</sup> Jesaia 6, 1–4.

Setzen wir nun das harmonikale Symbol, welches uns in diesem Kapitel beschäftigt, die Gleichtonlinien oder Gleichtonstrahlen, als Entsprechungszentrum zwischen dem Eidoswert  $\frac{0}{0}$  und den einzelnen Seinswerten  $\frac{x}{y}$  und verstehen wir diese  $\delta\delta\delta\delta\ \acute{\alpha}\nu\omega$  und  $\delta\delta\delta\delta\ \kappa\alpha\tau\omega$  zwischen der Gottheit und dem Seinswert rein geistig, als ein Auf- und Absteigen des Gottesboten (Angelos), als dessen Eindringen in die Individualität des Seinswertes und als dessen aufsteigende Sehnsucht nach der Gottheit hin, so haben wir eine genaue harmonikale Entsprechung der Aussagen unseres Diagramms zur Wesenheit des «Engels». Diese wird noch enger durch das akroatische Epitheton der *Flügel*. Das hierdurch ausgedrückte Moment des Fliegens, das sich über alle Körperlichkeit Erheben ist meines Erachtens sekundär gegenüber dem Moment des Sich-Schwingens, ein ausgesprochen «akustisches» Merkmal, welches sich weiter in das Singen, die Lobgesänge der Engel zu Ehren Gottes transponiert. In überaus schöner Weise spricht der Sohar von der «Musik der Flügel» der Cherubim – die Stelle ist zu Beginn der Einleitung des «Lehrbuchs» zitiert.

Harmonikal verstehen wir nun auch den bis heute in religiösen Kreisen weitverbreiteten Glauben an einen «Schutzengel», d. h. an einen himmlischen Doppelgänger des Menschen. Es ist der Strahl der Gottheit  $\frac{0}{0}$ , der sich durch Gleichtonlinien in die Seele eines jeden Menschen senkt und diese in dauernder direkter Kommunikation mit dem Höchsten hält.

Weitere harmonikale Momente in der «Angelologie» finden wir in der *Zahl* der Erzengel, die auf sieben (die siebenstufige diatonische Tonleiter!) oder sechs (Senarius!) angegeben wird. Die sphärenharmonikalen Beziehungen der Erzengel zu den *Sternen* erhellen aus der Stelle 2. Hen. 19, 2: «Sie machen die Ordnungen und lehren den Gang der Sterne.» In der Bibel hat der Engel ursprünglich keine Flügel. Trotzdem dürfen wir in dem wundervollen Bildbegriff der Jakobsleiter<sup>1</sup> – Jakob träumte in Bethel «eine Leiter sei auf die Erde gestellt, die mit der Spitze an den Himmel rühre, und die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder» – den harmonikalen Prototypus der durch alle «Stufen» der Seinswerte strahlenden und tönenden Gleichtonlinien als hintergründig ansehen – man darf nur einen Blick auf das Lambdoma werfen, um diesen Traum Jakobs hier in voller Wirklichkeit zu sehen und zu hören!

Über die «guten und bösen» Engel, die einem anderen harmonikalen Prototyp angehören, werden wir uns später unterrichten. Eine spätere harmonikale Forschung wird unter Zugrundelegung unserer Wertform der Gleichtonlinien der Angelologie noch insbesondere die sogenannten «Hypostasen»-Vorstellungen ausschliessen müssen. Hypostase bzw. Hypostasieren heisst, etwas als dinghaft existierend denken, so wie etwa Plato den Ideen eine selbständige Existenz ausserhalb der menschlichen Vorstellung zuschreibt. Die uns hier interessierende, vorwiegend religionsgeschichtlichen Hypostasenvorstellungen sind, wie die Engel,

<sup>1</sup> 1. Mos. 28, 12.



Mittelwesen zwischen Gott und Welt. Es gehören dazu die Begriffe der «Weisheit» Gottes, der «Herrlichkeit» und vor allem des «Wortes» Gottes, «Geist» und «Name» Gottes, dann die entsprechenden Logospekulationen, die Gestalt des Urmenschen u. a. m.<sup>1</sup>

Im «Lehrbuch der Harmonik» sind die Gleichtonlinien sachlich § 24 und wertformal § 25 behandelt. Der freundliche Leser dieser Blätter wird im Vergleich zu dem im Lehrbuch Gebotenen sehen, wie weit sich noch die Amplitude des symbolischen Gehaltes der Gleichtonlinien ziehen lässt, ebenso, wie anfänglich das hier in diesem Buch Erwähnte gegenüber dem noch zu Sagenden, zu Findenden, zu Entdeckenden ist.

Wie jede physikalische oder aus irgendeinem Tatbestand abstrahierte mathematische Formel etwas *ausagt*, und zwar die Wirklichkeit, die in der Natur bestehende Realität, in eine logisch-mathematische Form übersetzt, konzentriert, für unsere Erkenntnis vereinfacht und damit verifiziert, bewahrheitet – ebenso sagen unsere harmonikalen Diagramme und Formeln etwas aus, was genau so «wahr» ist wie der Inhalt der physikalisch-mathematischen Formeln. Denn das System der Tonzahlen und ihre Formen (Diagramme usw.) ist ja auch im Sinne der exakten Wissenschaften auf einem Naturgesetz (Obertonreihe) aufgebaut; nur kommt in der Harmonik zur Zahl noch der Ton hinzu, zur Logik noch ein seelischer Wert, welcher auf Formen unserer Seele beruht und mit den Formen der Natur in bestimmter Weise (Ton-Zahl) korrespondiert. Eben diese psychophysische Korrespondenz hebt alle harmonikalen Formeln gegenüber den physikalisch-mathematischen auf eine höhere Ebene, und eben das Hinzutreten eines Wertbereiches zu dem blossen Seinsbereich der Natur gewährt den Aussagen der «harmonikalen Mathematik», wie sie sich vorzugsweise in den harmonikalen Diagrammen darbietet, eine viel tiefere und weitreichendere Intensität. Dies haben wir ja an hundert von Beispielen prüfen können. Genau wie in der exakten Wissenschaft braucht in der Harmonik nichts nur «geglaubt», sondern kann alles auf Grund unserer Sinneserfahrung (Auge, Ohr, Tastinn) eingesehen und sowohl subjektiv als objektiv geprüft werden. In der harmonikalen Ektypik werden dann über die Entsprechungslehre und Symbolik weitere Gebiete erschlossen und wissenschaftlich fundamntiert, die bisher keinen Anschluss an die exakt-wissenschaftliche Denkungsweise hatten – dies das *Novum* der Harmonik überhaupt. Wir sagen nicht, dass – was uns in diesem Werk besonders angeht – etwa die mythologischen und religiösen Formen, Theoreme und Bildbegriffe, ohne Harmonik, kein Fundament in sich trügen oder als unverbindliche Gestalten in der Luft hingen – schon allein die Tatsache des jahrtausendealten Bestehens dieser Formen als in allen Kulturkreisen und in den Seelen aller Menschen fest verankerte Glaubens- und

<sup>1</sup> Vgl. hierzu: «Handbuch zum Neuen Testament», Bd. 21: «Die Religion des Judentums im späthellenistischen Zeitalter» von Bousset und Gressmann, 1926, S. 342 ff.

Weisheitssätze macht eine solche Annahme unsinnig. Aber wir behaupten, dass die Harmonik zum ersten Mal in der Geschichte, seit Pythagoras wieder die Verbindung einer rein geistigen Welt zu der des exakt-wissenschaftlichen Denkens herstellt, und jeder, der die Tragik des Auseinanderfallens von Wissenschaft und Glauben heute noch fühlt, sieht und einsieht, wird wissen, was das bedeutet.

Wir resümieren noch einmal: In den Gleichtonlinien haben wir den Prototyp für einen faktischen Nachweis der direkten Beziehung der Seele des Menschen, des innersten Wertes alles Seins zur unerforschbaren Gottheit. Aber diese Gottheit, obwohl alle menschlichen Begriffe übersteigend und von uns nur in Metaphern ausdrückbar (%, Eidos, Ungrund usw.), *existiert*. Das ist, man kann wohl sagen, die ungeheure Entdeckung, die, gleich einem strahlenden Edelstein, an der Spitze des pythagoreischen Diagramms des Lambdoma steht. Hier ist die Heimat unserer Seele, und der Strahl, der uns tönend und schauend mit diesem Symbol % verbindet, gibt uns die Gewissheit eines Geborgenseins und einer geistigen Lebensspendung über alles Zeitliche und Räumliche hinaus – ins Ewige hinein.

#### Exkurs: Der mystische Weg

Die Gleichtonlinien sind die akroatische Signatur des mystischen Weges der Natur und Kreatur zur Gottheit. Der Kreatur *und* Natur, der Menschenseele *und* der gesamten Natur zum Geheimnis des Ungrundes %. O Seele! Was ist es, was dich zu einem Höhern zieht, zu einem «Punkt»:

«Gott Vater ist der Punkt, aus Ihm fliesst Gott der Sohn,  
Die Linie; Gott der Geist ist beider Fläch und Kron» –  
(Angelus Silesius)

zu einem Punkt ausserhalb dieser Welt, weg von allem, was in der teuflisch-göttlichen Mühle des Werdens steht? Hat Dich das Leid, das Unglück, die Verzweiflung erfasst, dann wendest Du Dich von allem Irdischen weg, Dein Herz, Deine Gedanken sehnen sich nach etwas Sicherem, nach einer Ruhe in Deiner Unruhe, nach Frieden, aber Du weisst, dass es diese Ruhe, diesen Frieden auf unserer und in unserer Welt und in Deiner Brust nicht gibt, Du blickst nach oben, lauschst der himmlischen Stimme und suchst dort den Trost, sei es in Gott, in der Wahrheit, in der Güte oder Schönheit, die ja alle in der Gottheit vereinigt sind. Hat Dich hingegen ein grosses Glück übermannt, so erfasst Dich ein tiefes Dankbarkeitsgefühl den Mächten gegenüber, welche Dir dies Glück schenkten. Denn sie, diese himmlischen Mächte und Kräfte, sind es ja, die Dir das Glück einer Liebe, einer Wahrheit, einer Schönheit als Beauftragte der höchsten Instanz überbrachten, und Du blickst wieder nach oben, diesmal aber nicht als ein aus dem Unglück sich Sehrender, sondern als dankbar Nehmender und Beschenkter. Sind Men-



Der 201. und 202. Spruch desselben Buches:

«Gott ist die ewge Sonn, ich bin ein Strahl von ihme;  
Drum ist mirs von Natur, dass ich mich ewig rühme.  
Der Strahl ist nichts, wenn er sich von der Sonn abbricht;  
Du gleichfalls, lässt du Gott, dein wesentliches Licht.»

Der 29. Vers des 5. Buches:

«Ein Ungrund ist zwar Gott, doch wem er sich soll zeigen,  
Der muss bis auf die Spitz der ewgen Berge steigen.»

Und der 127. Vers desselben Buches:

«Die Seel, ein ewger Geist, ist über alle Zeit,  
Sie lebt auch in der Welt schon in der Ewigkeit.»

Die Ausdrücke «Punkt»(1), «Gott ist die ewge Sonn», der «Ungrund» – Varianten der harmonikalen  $\frac{0}{0}$  –, dann die «Linie», der «Strahl», der nichts ist, wenn er von der Sonne abbricht – Varianten der Gleichtonlinien – bezeichnen den mystischen Weg der Seele, die schon in dieser Welt als «ewger Geist» lebt, eben weil sie via Gleichtonlinien mit der Ewigkeit ( $\frac{0}{0}$ ) verbunden ist. Dass man «auf die Spitz der ewgen Berge steigen» muss, um den Ungrund ( $\frac{0}{0}$ ) zu schauen – auch diese Metapher zeigt das Lambdoma als unbewussten prototypischen seelischen Bild-Begriff hintergründig.

Den mystischen Weg der Seele zu Gott in seiner reinsten, vergeistigsten und konsequentesten Form zeichnet uns Meister Eckhart. Wir zitieren die folgenden Stellen aus «Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate»<sup>1</sup>:

«Der Mensch soll sich nicht begnügen mit einem gedachten Gott; wenn der Gedanke vergeht, so vergeht auch der Gott. Viel mehr! Man soll haben einen wesentlichen Gott, der erhaben ist über die Gedanken des Menschen und aller Kreatur. Der Gott vergeht nicht, der Mensch kehre sich denn mit Willen von ihm ab» (S. 61). – «Ich habe eine Kraft in meiner Seele, die für Gott ganz und gar empfänglich ist. Ich bin mir des so gewiss, wie ich lebe, dass nichts mir so nahe ist, wie Gott» (S. 188). – «In allen Kreaturen ist Gott gleich nahe» (S. 189). – «Soll ich das wahre Sein erkennen, so muss ich es erkennen, wo es Sein in sich selber ist, nämlich in Gott, nicht da, wo es bereits zerteilt ist in den Kreaturen. In Gott allein ist das ganze göttliche Sein» (S. 192). – «Nun hört mich recht. Vernunft, die blickt hinein und durchbricht alle die Winkel der Gottheit, nimmt den Sohn im Herzensgrunde des Vaters und setzt ihn in ihren Grund. Vernunft, die dringt hinein, ihr genügt nicht an Güte noch an Weisheit noch an Wahrheit, – ja, nicht einmal an Gott selber! In vollem Ernst, ihr genügt so wenig an Gott, wie an einem Steine oder an einem Baume. Sie ruht nimmer, sie bricht hinein in den Grund, aus dem Güte und Wahrheit herausbricht, und nimmt es alles in principio,

<sup>1</sup> Dom-Ausgabe, herausgegeben von F. Schulze-Maizier, Inselverlag, 1927.

in dem Urbeginne, wo Güte und Wahrheit ihren allerersten Anfang nehmen, noch ehe sie überhaupt einen Namen gewinnen, noch ehe sie herausbrechen – in einem viel höheren Grunde, denn Güte und Weisheit sind. Ihrer Schwester, dem Willen, der genügt wohl an Gott, sofern er gut ist. Die Vernunft aber, die scheidet dies alles ab, die geht hinein und bricht sich durch bis in die Wurzel, welcher der Sohn entquillt und aus der der heilige Geist hervorblüht» (S. 245 f.). – «Es ist etwas in der Seele, das ist Gott so verwandt, dass es mit ihm eins ist und nicht nur vereint. Es ist eins, es hat mit nichts etwas gemein, es bedeutet für das Nichts – nichts! Alles, was geschaffen ist, das ist nichts. Jenes Etwas aber ist aller Geschaffenheit fern und fremd» (S. 297). – «Die Seele hat zwei Augen, ein inwendiges und ein auswendiges. Das innere Auge der Seele sieht in das Wesen und empfängt es von Gott ganz unmittelbar, – das ist sein ihm eigentümliches Werk. Das äussere Seelenaugen aber ist allen Kreaturen zugekehrt und nimmt sie wahr in bildlicher Weise» (S. 312).

Hält man sich bei allen diesen Stellen nur unsere drei harmonikalen Symbole  $\frac{0}{0}$ ,  $\frac{1}{1}$  und die Gleichtonlinien gegenwärtig, so wird bei der Anschauung des Lambdoma gerade das vereinfacht, um dessen Darstellung die Geisteskraft Eckharts sich mit ungeheurer Intensität, jedoch oft kaum zulänglicher Logik bemüht. Dies gilt besonders für Eckharts «tiefstes Geheimnis»<sup>1</sup>, den Unterschied zwischen Gottheit und Gott, wie sie uns das Lambdoma in seinen obersten Symbolen  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  anschaulich zeigt. Oft gebraucht zwar Eckhart beide Begriffe synonym; aber wo es ihm darauf ankommt, wird er um so deutlicher: «Gottheit [ $\frac{0}{0}$ ] und Gott [ $\frac{1}{1}$ ] sind so verschieden voneinander wie der Himmel von der Erde. Und ich behaupte weiter: auch der innere und der äussere Mensch sind ebenso unendlich verschieden voneinander wie Himmel und Erde. Zwar steht Gott noch viel tausend Meilen darüber, *aber auch Gott wird und vergeht*»<sup>2</sup>. – Dies ist im harmonikalen Sinne exakt: Gott, die  $\frac{1}{1}$ , d. h. der Schöpfergott, «wird und vergeht»; denn das Fiat (Es werde) setzt sich raumzeitlich irgendwo und -wann einmal in einen konkreten Schöpfungsakt, es «wirkt» und muss auch wieder einmal «vergehen», wohingegen die Gottheit ( $\frac{0}{0}$ ) nicht wirkt, transzendent und ewig ist. An einer anderen Stelle nennt Eckhart die Gottheit «Ewigkeit»: «Und nun behaupten wir: Gott, soweit er nur Gott ist, ist nicht das höchste Ziel der Schöpfung und hat nicht einmal so grosse Wesensfülle, wie die geringste Kreatur sie in Gott besitzt! Und wäre es, dass eine Fliege Vernunft hätte und mit Vernunft zu suchen vermöchte den ewigen Abgrund göttlichen Wesens, aus dem sie gekommen ist, so sagen wir: Gott mit alledem, was er als Gott ist, könnte Erfüllung und Genügen nicht einmal dieser Fliege geben! Darum bitten wir, dass wir Gottes [ $\frac{1}{1}$ ] ledig werden und nahmen die Wahrheit und geniessen die Ewigkeit [ $\frac{0}{0}$ ], in der die obersten Engel und die Fliegen und die Seelen gleich sind und wo auch ich stand,

<sup>1</sup> Siehe oben S. 165.

<sup>2</sup> a. a. O. S. 327.

als ich noch wollte, was ich war, und war, was ich wollte. In diesem Sinne soll der Mensch arm sein an Willen und so wenig wollen und begehren, wie er wollte und begehrte, als er noch nicht war. In dieser Weise ist der Mensch arm, der nichts will» (S. 342f.).

Man kann sich vorstellen, wie revolutionär, ja blasphemisch solche Aussagen eines Predigermonchs in der religiös ohnehin aufgewühlten Zeit um 1300 wirken mussten, was sich dann auch in dem Häeresieprozess gegen Eckhart auswirkte, dessen Verdammungsurteil der greise Meister freilich nicht mehr erlebte.

«Alle Kreaturen», sagt Eckhart<sup>1</sup>, «also reden von Gott. Und warum reden sie nicht von der Gottheit? Alles, was in der Gottheit ist, das ist Eines, und davon kann man nicht reden. Gott wirkt; aber die Gottheit wirkt nicht, sie hat nichts zu wirken, in ihr ist kein Werk, und sie lugte niemals nach irgendeinem Werke aus. Gott und Gottheit sind unterschieden als Wirken und Nichtwirken. Wenn ich wieder hineinkomme in Gott, bleibe ich dann da nicht, so ist mein Durchbrechen viel edler denn mein Ausfließen. Ich allein bringe alle Kreaturen aus ihrer Vernunft, auf dass sie in mir Eines seien. Wenn ich komme in den Grund und Boden, in den Bach und in die Quelle der Gottheit, so fragt mich niemand, von wannen ich komme oder wo ich gewesen sei. Da vermisste mich niemand, denn dort ent-wird ja sogar Gott!»

Schöner und deutlicher kann der mystische Weg der Seele – der vom Seinswert via Gleichtonlinien zur Gottheit  $\frac{0}{0}$  – kaum beschrieben werden, als durch diese Eckhartschen Intuitionen. Ein Blick auf unser Lambdoma zeigt, dass Eckhart hier in seiner inneren mystischen Schau auf dieses kosmische Symbol als auf einen Prototypus seiner Seele traf und sein intuitives Erlebnis in immer neuen Varianten abzuwandeln versuchte.

Wüssten wir nichts vom harmonikalen Hintergrund derartiger Spekulationen, so liefen wir, wie es ja oft genug geschah, Gefahr, diesen «Gottheits»-Begriff Eckharts für leer zu halten und gar darüber, wie Adolf Lasson in seinem sonst ausgezeichneten Buch über «Meister Eckhart»<sup>2</sup> tut, zu spotten: «Und dieses reine Nichts soll für das Höchste und Beste, das Ziel aller Sehnsucht, den Gegenstand aller reinen Anschauung gelten!» Aber das Lambdoma gibt den Beweis, dass seine Spitze  $\frac{0}{0}$  eben nicht das «reine Nichts», sondern *der Inbegriff von allem*, das Absolute schlechthin ist, obwohl – wie ja das harmonikale Zeichen  $\frac{0}{0}$  schon mathematisch aussagt – weder Worte noch Begriffe eine zureichende Aussage von diesem Symbol machen können, also genau das, was Meister Eckhart mit seiner «Gottheit», überhaupt mit seinen höchsten Spekulationen über das Wesen Gottes meinte. Noch eine Stelle aus einer Eckhartschen Predigt<sup>3</sup> möge abschliessend hier stehen: «Wohlan, nun gebt acht! Die Gottheit schwebt in sich selber und ist sich

<sup>1</sup> a. a. O., S. 328.

<sup>2</sup> Berlin 1868, S. 112.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 334.

selber die ganze Welt. Darum ist Gott nach seiner Gottheit erhaben über alles, was die Kreatur (sofern sie nur Kreatur war) jemals begriff oder überhaupt zu erfassen vermag. Sagt doch Sankt Paulus: «Gott wohnt in einem Lichte, zu dem niemand hingelangen kann». Wenn nun die Seele herausgegangen ist aus ihrem geschaffenen und aus ihrem unerschaffenen Wesen, als welches sie sich im ewigen Urbild findet, und gekommen ist bis in die göttliche Natur, – wenn sie auch dann das Reich Gottes noch immer nicht ergreift und erkennen muss, dass in das Reich Gottes überhaupt keine *Kreatur* [harmonikal: nicht der von der  $\frac{1}{1}$  geborene Seinswert  $\frac{x}{y}$ , sondern dessen Ton, dessen Seele, die via Gleichtonlinien direkt mit der  $\frac{0}{0}$  verbunden ist] gelangen kann: so fängt sie an, sich selber zu empfinden [harmonikal: zu tönen!], geht ihren eigenen Weg und sucht nicht mehr nach Gott – und hier erst stirbt sie ihren höchsten Tod [harmonikal: sie geht ein in den Ungrund der Gottheit  $\frac{0}{0}$ !]. In diesem Tod verliert die Seele alles Begehren und alle Bilder, alles Denkvermögen und alle Gestalt und wird aller Wesenheit beraubt. Und des seid sicher, so wahr Gott lebt: so wenig, wie ein leiblich Toter sich selber zu bewegen vermag, so wenig vermag die Seele, die in dieser Weise geistlich tot ist, den Menschen noch irgendeine Erscheinungsform, noch irgendeine Gestaltung darzubieten; denn solch ein Geist ist tot und ist begraben in der Gottheit – die Gottheit aber lebt für niemand anders, denn für sich selber.»

Wir halten hier in unseren Zitaten ein. Belege für den «mystischen Weg» könnten Bücher füllen, aber auch, wie die wenigen obigen Beispiele beweisen, gerade da von der Harmonik her aufgeheilt werden, wo sich der in Worte und Begriffe gefasste mystische Weg in, für die heutige Denkungsweise, unverständliche Ausdrucks- und Anschauungsweisen zu verlieren droht. Hier öffnet das Ohr und seine Gesetze neuen Türen zum Verständnis. Und das Lambdoma ist die grosse kosmische «Formel» für diese Gesetze und Normen.

*Merkwürdig und für die Harmonik einzigartig ist nun, dass das Lambdoma den «mystischen Weg» zur Gottheit und deren «orthodoxen Weg» zum persönlichen Gott enthält. Beide Wege schliessen sich also in der Akroasis nicht aus, sondern entsprechen verschiedenen Verhaltensweisen des Seinswertes [18].* Fühlt sich dieser mehr im «Irdischen», dessen Freuden und Leiden verhaftet und sucht von da aus den Weg oder Ausweg zu Gott, so wird er sein tatsächliches, reales Sein ( $\frac{x}{y}$ ) bis zu dessen tatsächlichem Ursprung, zur  $\frac{1}{1}$ , also zum Schöpfergott zurückverfolgen und *diesem* seine Verehrung zollen, da er ja diesem Urgrund seinen raumzeitlichen Ursprung in der Welt verdankt. Fühlt sich jedoch der Seinswert seinem inneren Klang nach, erlebt er nur die Individualität seines Tones und verfolgt seine Seele die Linie, woher diese kommt und worauf sie verweist, so wird sie unmittelbar, via Gleichtonlinien, auf die Gottheit  $\frac{0}{0}$  verwiesen. Das erste ist der orthodoxe Weg, das zweite der der Mystik. Es ist also harmonikal evident, dass der eine Weg den andern nicht ausschliesst, ja wir behaupten, dass beide Verhaltensweisen in der Seele und

im Bewusstsein des Menschen prototypisch verankert sind, und dass, je nach der persönlichen Lage des Individuums, entweder beide Wege in ihm wirksam sein können oder seine psychische Natur den einen oder anderen bevorzugt. «Richtig» in einem höheren, im akroatischen Sinne sind beide Wege, wobei wir uns als Harmoniker freilich nicht verhehlen, den «mystischen Weg» den «königlichen der Seele» zu nennen.

Zum Abschluss dieses Exkurses noch einmal einige Worte über Sinn und Wert unserer Zitate und Belege. Du weisst, lieber Freund, dass uns beiden ein blosses Zitieren, welches nur eine Akkumulation des Wissens, des Materialsammelns ist, für nichts gilt, und hülle es sich noch so sehr in eine wohlorganisierte Belegschaft eines philologischen Arsenal. In unseren Zitaten sollen die harmonikalen Symbole nicht bloss «belegt» werden, sondern die Zitate aus aller Welt und allen Zeiten sollen in der Seele des Lernenden zu neuem Leben erwachen, über das Historische hinaus in den Verbund akroatischer Integration eintreten und unserem Verstand und Herzen eine neue Gewissheit geben: im zeiträumlichen Werden der Geschichte gibt es übergeordnete Formen und Ideen, die ewig sind, die hinter der Menschheit und der Natur stehen und, an sich geschichtslos, dennoch das Wesen der Welt bedeuten. Eine neue Fundstelle dieser Formen und Ideen wird durch die Harmonik, ihre Diagramme, Formeln und Symbole erschlossen. Aber um diese zu erfassen, muss das geistige Ohr neu geschult werden, Zitate und harmonikale Symbole müssen sich zu einem neuen Erlebnis, dem der Akroasis, vereinen; erst dann geschieht die innere Transsubstantiation der Seele zum Absoluten. In diesem Sinne sagt Meister Eckhart<sup>1</sup>: «Je höher die Seele sich erhebt über die irdischen Dinge, um so kraftvoller ist sie. Aber auch, wer nichts weiter als die Kreaturen erkennen würde, der brauchte über keine Predigt mehr nachzudenken; denn jegliche Kreatur ist Gottes voll und ist ein Buch.»

<sup>1</sup> a. a. O., S. 323.

## E. Die Dreiheit (Trinitas)

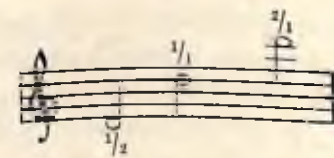
«Trinitas» ist der lateinische Ausdruck für den religiösen Terminus der Trinität, der Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit. Wir fassen hier den Begriff Trinitas jedoch weiter, im allgemeinsten Sinne, von der Trias (Dreiheit) an über Symbol und Mythologem der Trinitas bis zu deren letzten Ausdruck in der Trinitätslehre der christlichen Dogmatik.

Im Hintergrund steht als einfachster Ausdruck die *Drei*. Aber hier, innerhalb der einfachen ersten Ganzzahlen, steht sie neben den anderen, der Eins, der Zwei usw. zunächst absolut gleichberechtigt. Wie kommt es, dass gerade innerhalb der religiösen Symbole und Mythologeme die Drei einen so ausserordentlichen Vorzug geniesst? Das christliche Dogma der Trinität, des «dreieinigen Gottes» wird, wenigstens von katholischer Seite, ausdrücklich als Geheimnis bezeichnet, welches sich einer vernunftgemässen, logischen Erklärung entzieht. Wie kommt es dazu?

An der Spitze und in der primären Grundstruktur unseres kosmischen und vom menschlichen Aspekt aus psychophysischen Lambdoma sind zwei « Fassungen » der Trinitas verzeichnet, die wir hier herausnotieren. Die erste:

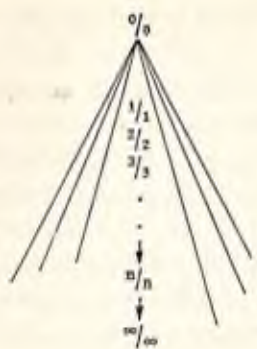
$$\frac{1}{2}d, \quad \frac{1}{1}d, \quad \frac{2}{1}d'$$

zeigt drei Tonwerte, die als Werte (die Töne d) in sich gleich, aber dennoch durch ihre Oktavstellung verschieden sind:



Es ist hier also genau und exakt die Forderung jeder trinitarischen Spekulation erfüllt: die Drei sind eins und dennoch verschieden – eine Feststellung, die rein logisch nicht realisierbar, ja widersinnig ist. Sinnvoll wird die Identität *und* Verschiedenheit erst durch die Einsetzung der Töne zu den Zahlen, also durch das Hinzukommen eines seelischen Wertes (Ton) zur Zahl der Schwingung irgendeines materiellen Mediums (Saite, Luftsäule usw.). Diese Integration kann nur die Harmonik geben.

Die zweite Alternative zeigt die primäre Grundstruktur des Lambdoma:

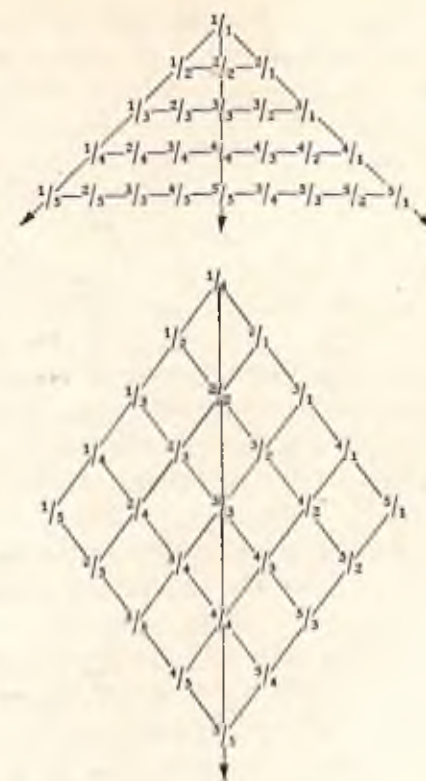


Hier ist, um in der christlichen Terminologie zu reden,  $0/0$  = Hl. Geist (der durch die Gleichtonlinien alles durchstrahlt, durchtönt);  $1/1$  = Gott-Vater und die von ihm ausgehende «Zeugertonlinie»  $1/1, 2/2, 3/3, \dots$  = Gott-Sohn, der Christus, der Erlöser, der sich durch den Kosmos hindurch immer wieder erneuert. Allgemein gibt dieser trinitarische Aspekt die im Altertum und den Religionen der verschiedensten Zeiten und Völker weitverbreitete Anschauung eines rein geistigen ( $0/0$ ), eines schöpferischen ( $1/1$ ) und eines die Welt in ihrem innersten Bestand erhaltenden (Z.-Achse) Prinzips wieder. Diese Integration dreier Prinzipien unter einem Höheren Ganzen – eben der Trinitas – ist wohl logisch und philosophisch realisierbar. Aber da bleibt es in der Sphäre einer Feststellung, einer Gedankenkombination, während die harmonikale Ableitung *dieses* Trinitätsschema auf ein Gesetz der Natur (Obertonreihe) und eine Norm unserer Seele (Intervallempfindung) sowie auf eine Grundstruktur des psychophysischen Diagramms des Lambdoma zurückführt: das sind wesentlich tiefere Evidenzen als nur die rein logisch-begrifflichen.

Auch hier wollen wir einen ektypischen Streifzug durch die historischen Verwirklichungen des Trinitätsproblems unternehmen, aber auch hier, wie bei aller harmonikalen Ektypik, uns bewusst bleiben, dass es uns nicht um eine historische Entwicklung oder Darstellung des harmonikalen Symbols im Ablauf der Geschichte zu tun ist, sondern umgekehrt: zu zeigen, dass, eben weil diese Symbole in den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten auftauchen, sie deshalb letztlich geschichtslos sind und einem Bereich ewiger Normen angehören.

Wir suchen zunächst nach Manifestationen der einfachen Trias, der Dreiheit.

Das «Lambdoma», unser harmonikales Grunddiagramm, hat seinen Namen von Jamblichus [19], der berichtet, dass die Pythagoreer ihr Wissen in Form eines griechischen Lambda ( $L = \Lambda$ ) aufzeichneten und entsprechend mit Rationen ausfüllten. Dieses Diagramm nannten wir auch «Teiltonkoordinaten». Man kann es in zwei Grundvarianten aufzeichnen, wie es schon v. Thimus in seiner «Harmonikalen Symbolik» getan hat und deren Schema wir noch einmal notieren:



Inhaltlich sind beide Schemata, die sich natürlich (siehe Lehrbuch!) noch weiter variieren lassen, identisch; auch die Gleichtonlinien gehen beide Male auf den oberhalb der  $1/1$  liegenden  $0/0$ -Punkt zurück bzw. von diesem aus.

Offenbar wählten die Pythagoreer in ihren Geheimschulen die I. Form der Darstellung, während wir heute aus Gründen der Annäherung an unsere Koordinatenschemata die II. Form bevorzugen [20].

«In Form eines Lambda  $\Lambda$ ! Da nun aber jedes «Lambdoma», wie das obige, unten eine praktische Grenze haben muss, bekommt es einen Abschluss und wird zum Delta ( $D = \Delta$ ), zum 4. Buchstaben des griechischen Alphabets, der die Form eines Dreiecks hat. Auf diesem Hintergrund der symbolischen Beziehung des Lambda ( $\Lambda$ ) zum Delta ( $\Delta$ ) wird wohl auch erst die pythagoreische Lehre zu verstehen sein, dass das Dreieck *ἀρχή γενέσεως και τῆς τῶν γεννητῶν εἰδοποιίας*<sup>1</sup> sei: der Anfang der Schöpfung und der Gestaltbildung der Geschöpfe! Auch der Buchstabe  $\Lambda$ , der erste des Alphabets, gehört in diesen Symbolkreis. Ganz im pythagoreischen Sinne schreibt Theodosius von Alexandria<sup>2</sup>:  $\Lambda$  bestehe aus drei Strichen, die Drei stelle aber die *ἀρχὴ πλῆθους* – den Anfang der Menge, der

<sup>1</sup> Procl. in Euclid. 166, 14 Friedlein.

<sup>2</sup> *περὶ γραμματικῆς* p. 4 Goettling, Zeile 12.

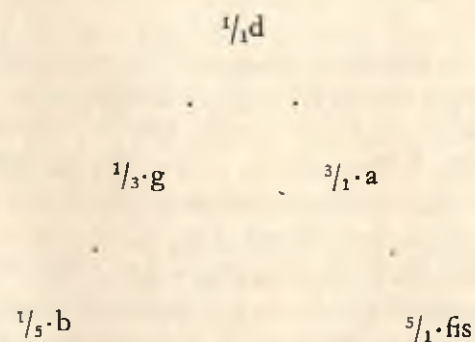
Zahl, des Raumes usw. – dar<sup>1</sup>. Wie beim Delta handelt es sich auch beim Alpha nur exoterisch um die «Zahl drei», esoterisch hingegen ohne Zweifel um die bildsymbolische Identität mit dem Lambda, welches in der diagrammatischen Form des Lambdoma zum Geheimwissen der pythagoreischen Schule gehörte, daher verschwiegen und durch die Buchstaben  $\mathcal{A}$  und  $\Delta$  ersetzt wurde. Alle drei Buchstaben:



können als Sinnbilder, sozusagen als Stenogramme für das pythagoreische Grunddiagramm gelten, was man sehr leicht erproben kann, wenn man die Tonzahlen darin einzeichnet, ebenso der für die Pythagoreer geradezu heilige Buchstabe  $\Upsilon$  (Ypsilon) – man vergleiche im «Lehrbuch» die diesbezügliche Variation des Lambdoma<sup>2</sup>.

Doch zurück zur Prägnanz der Trias. Harmonikal hat die Zahl Drei noch ihre besonderen Begründungen. Erstens im Akkord und zweitens in der Tonleiterformel.

Ein Blick auf das Lambdoma zeigt uns, dass wir innerhalb des Senarius auf allen rechtwinklig sich schneidenden Linien nur 3 verschiedene Tonwerte haben: jeweils Dur- und Moll-Dreiklänge vom Typus



oktavreduziert: g b d und d fis a, also einen reinen Moll- und einen reinen Dur-Dreiklang. Dass diese Dreiklänge am Anfang der Tonzahlentwicklung stehen – die darauffolgenden Töne der Siebenerrationen summieren sich zu den drei vorhergehenden – «konsonanten» – Dreiklängen zu den ersten «dissonanten» Vierklängen. Hier steht also die Würde der Drei, akkordisch betrachtet, in vollem «vertikalem» Glanz.

<sup>1</sup> Steintal: «Geschichte der Sprachwissenschaft der Griechen und Römer», Bd. II, 1891, S. 366.  
<sup>2</sup> S. 125, Fig. 244, Id und II d.

Die pythagoreische Tonleiterformel:

$$\begin{array}{ccccccc} \frac{8}{27}es^v & \frac{4}{9}b^v & \frac{2}{3}f & \leftarrow \frac{1}{1}c \rightarrow & \frac{3}{2}g & \frac{9}{4}d & \frac{27}{8}a^{\wedge} \\ \frac{2^3}{3^3} & \frac{2^2}{3^2} & \frac{2^1}{3^1} & \frac{2^0}{3^0} = \frac{3^0}{2^0} & \frac{3^1}{2^1} & \frac{3^2}{2^2} & \frac{3^3}{2^3} \end{array}$$

[Die Töne geordnet: b<sup>v</sup> c d es<sup>v</sup> f g a<sup>^</sup> (b<sup>v</sup>)]

ist ebenfalls triadisch orientiert, was man sofort an den Zahlen und deren Exponenten sieht, die über die 3 nicht hinausgehen. Da 1 und 2 harmonikal, als Oktaven, wesensgleiche Töne ergeben und erst mit der 3 (Quinte) ein Intervall mit 2 verschiedenen Tönen auftritt, da ferner der zahlenmässige Untergrund der Formel mit strenger Begrenzung auf und durch die Drei eine so wunderbare Geschlossenheit und Symmetrie aufweist, darf auch hier von einer Würde der Drei gesprochen werden, diesmal in melodischer, horizontaler Bedeutung.

Da nun die Rationen der Tonleiterformel (meines Wissens findet sie sich zuerst in der «Harmonikalen Symbolik des Altertums» des Freiherrn A. v. Thimus<sup>1</sup>, welcher sie dort als die wahre «Tonleiter des Timäus» Platos deutet) ebenfalls im Lambdoma enthalten sind, wenn man nur dessen Index entsprechend vergrössert, so ist die Drei sowohl akkordisch wie melodisch im Gefüge dieses Diagramms verankert, und wir sind berechtigt, die Prägnanz der Trias – ausser derjenigen der Trinität – ebenfalls als in der Natur und in unserer Seele vorgegeben zu betrachten. Im Grunde liegt ja in der Setzung der Einheit ( $\frac{1}{1}$ ) harmonikal bereits die Dreiheit beschlossen: 1. «etwas» muss schwingen (Materie); 2. «etwas» muss tönen, der Ton (Seele) und 3. «etwas» muss die Materie zur Schwingung und zum Tönen bringen (Wille)!

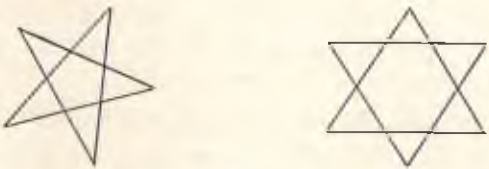
Auf die weitere Symbolik der einfachen Dreiheit (Trias) können wir hier nur summarisch hinweisen – der freundliche Leser mag von sich aus vervollständigen. Der Triangel  $\Delta$  war in vorchristlicher Zeit Symbol des griechischen Phallos (Spitze nach oben) sowie der weiblichen Scham (Spitze nach unten) – Delta ( $\Delta$ ) bedeutet ja noch in der heutigen Medizin das *γυναικείον αἰδοῖον*, eine uralte Bezeichnung, die schon bei Aristophanes (Lysistr. 151) vorkommt. Übrigens heisst Dalet (das hebräische D) «Türe», was an das «Eingehen» zum Weibe erinnert. Im indischen Mythenkreis spielt das Dreieck ebenfalls eine diesbezügliche Rolle im Shivakult, wo es sowohl das Lingam als auch das weibliche Prinzip, überhaupt das der Schöpfung symbolisiert. Den Manichäern war es Zeichen der Sonne und der Trinität, was von Augustinus scharf bekämpft wurde. Man begegnet dem  $\Delta$  vereinzelt auf altchristlichen Inschriften, auf Miniaturen des Mittelalters. Wichtig wird das Dreieck in der altchristlichen und mittelalterlichen, zu-

<sup>1</sup> Bd. I, S. 157; Bd. II, S. 216.

mal der gotischen Architektur – der «Dreipass», die «Triangulatur» spielen besonders hier die grösste konstruktive Rolle. Das «pythagoreische Dreieck» mit seinen Seitenzahlen 3, 4 und 5 (die ja den reinen Dreiklang = Akkord bedeuten) findet man in der Königskammer der Cheopspyramide als Isis, Horus und Osiris geweiht, man hat es bei persischen Kuppelkonstruktionen nachgewiesen<sup>1</sup> u. a. m.

Der Übergang von der Trias zur Trinitas ist oft schwer zu bestimmen, vom harmonikalen Standpunkt aus auch nicht so wesentlich, da die Drei als Zahl (3) und Ton (Quint = Dominante) ja auch unsere anfänglichen beiden harmonikalen Trinitätsableitungen unterbaut.

In der alchemistischen, rosenkreuzerischen und später freimaurerischen Symbolik hat das Dreieck mit dem in ihm eingezeichneten «Auge Gottes» und anderen Emblemen eine vom tiefsinnigen Symbol (besonders in den Kupferstichen zu den Jakob Böhme-Ausgaben) bis zu den oberflächlichsten Analogien reichende Bedeutung. In der alten Plastik ist die Darstellung der indischen Trias «Trimürti»<sup>2</sup> bekannt, und ein Fragment vom Giebel des Hekatompedon zeigt eine «freundliche» Dämonendreiheit<sup>3</sup>. Dann die verschiedenen «Triquetren», so z. B. eine lykische Münze mit einem Hahnen-Triquetrum, eine Schwertscheide von La Tène mit einem Pferde-Triquetrum, das Hasen-Triquetrum am Dom zu Paderborn; ein Fisch-Triquetrum in einem mittelalterlichen messingenen Taufbecken einer Dorfkirche zu Ringsted auf Seeland (Dänemark), das aus drei menschlichen Figuren bestehende Triquetrum aus den Kirchen zu Nagold und Fritzlär<sup>4</sup>. Das sind Beispiele, die sich beliebig vermehren liessen. Auch das Pentagramm und das Hexagramm:



– ersteres bei den Pythagoreern das Zeichen von Glück und Gesundheit, später als «Drudenfuss» eine Zauberformel gegen böse Geister; letzteres als «Siegel Salomons» oft an den Giebeln norddeutscher mittelalterlicher Backsteinkirchen vorkommend und bei den Juden als «Schild Davids» in ihren Synagogen und Wohnungen gebräuchlich – wird von Dreiecken umrahmt. Sie sind das ansprechend Charakteristische, das magisch Wirkende – man darf sie nur weglassen und die Kerne, das Fünf- und Sechseck, allein aufzeichnen, um das sofort zu sehen und zu empfinden.

<sup>1</sup> H. P. Berlage: «Grundlagen und Entwicklung der Architektur», Berlin 1908, S. 21.

<sup>2</sup> Ernst Dietz: «Die Kunst Indiens», Athenaion-Verlag, S. 124ff.

<sup>3</sup> L. Curtius: «Antike Kunst», Athenaion-Verlag 1938, Bd. II, S. 139.

<sup>4</sup> Abbildungen dieser Triquetren bei P. Sarasin: «Helios und Keraunos», Innsbruck 1924, S. 64ff.

Mythologisch und religionsgeschichtlich sind in vor- und ausserchristlicher Zeit die Göttertriaten das Kennzeichen echter Trinitäten: in Ägypten Osiris, Isis, Horus; die Trimurti Indra, Varuna, Mitra und Brahma, Vishnu, Shiva bei den Indern; in Babylon Anu, Bel, Ea und andere Göttertriaten; Zeus, Poseidon und Hades in Griechenland; Jupiter, Juno und Minerva bei den Römern; Wodan, Donar und Ziu bei den Germanen u. a. m.

Bei näherer Betrachtung gibt es hier noch nähere Beziehungen zur harmonikalen Trinitas, wie wir sie zu Anfang dieses Kapitels aus dem Lambdoma extrahiert haben.

Klemens Alexandrinus<sup>1</sup> sagt anlässlich der Geräte des jüdischen Tempels: «Ferner der Leuchter lag im Süden vom Rauchfass; durch ihn sind die Bewegungen der 7 Lichtträger offenbart worden, welche südlich gerichtete Umläufe machen. Wiederum haften ja am Leuchter drei Arme an jeder Seite und darauf stehen die Lichter; denn auch die Sonne ist wie der Leuchter in die Mitte der andern Planeten gestellt und teilt sowohl den über ihr als auch unter ihr befindlichen Gestirnen Licht zu nach einer Art göttlichen Musik.» Die 7 Lichtträger hatten ihren harmonikalen Hintergrund auf der 7stufigen diatonischen Tonleiter, die, wie wir sahen, einer triadischen Rationierung entstammt. Die «drei Arme an jeder Seite» haben ihr harmonikales Analogon in den beiden oben erwähnten Dur- und Moll-dreiklängen – Klemens betont ja noch ausdrücklich «nach einer Art göttlicher Musik», wobei er zweifellos die pythagoreische Tradition in seine Symbolik mit herübernimmt. In der Kabbala sind die sieben unteren Sefiren den drei oberen unterworfen. Die drei oberen bezeichnen das Wesen Gottes, die unteren seine Eigenschaften. Die drei: Keter, Chochma und Bina (Krone, Weisheit und Verstand) sind aber Eins!<sup>2</sup> Über diese «Krone» wird im Sohar<sup>3</sup>, ganz im Sinne der harmonikalen  $\frac{1}{1}$  und der «T», gesagt: «Sie ist die Quelle, die den Baum (der Sefirot) tränkt und die Säfte durch seine Äste und Zweige treibt.» Im Buch Jezirah – in gewissem Sinne das kabbalistische Pendant zum chinesischen I-King – heisst es: «22 Grundbuchstaben; drei Mütter, sieben doppelte und zwölf einfache»; 3, 7 und 12 sind aber harmonikal bedeutsame Rationen! Im «Schepha Thal» fol. 48/49<sup>4</sup> heisst es: «Die Kabbalisten sagen: Wie jeder körperliche Punkt aus drei Stücken besteht, nämlich aus Länge, Breite und Tiefe, und es nichts im Untern gibt, dessen Wurzel nicht im Obern, so ist die geistige Wurzel im ersten Punkt und heisst dort Chether, Chochmah, Binah, im Geheimnis, des klaren und geläuterten Lichtes, die vereinigt sind im Punkte als Wurzel, Namen und Wesen

<sup>1</sup> Stromata, 5. Buch 6. Kap. § 34.

<sup>2</sup> J. F. v. Meyer: «Blätter für höhere Wahrheit», Auswahl in 2 Bänden, Bd. I, S. 284f., Stuttgart 1853.

<sup>3</sup> Vgl. Erich Bischoff: «Die Elemente der Kabbalah», Bd. I, S. 82, Berlin 1913.

<sup>4</sup> Nach [Molitor]: «Philosophie der Geschichte oder über die Tradition», 3. Teil, Münster 1939, S. 696.



als vollkommene Einheit.› Dahinter steht unsere erste harmonikale Trinitas mit dem ‹Geheimnis› der  $\frac{1}{0}$  darüber. Noch deutlicher drückt sich eine andere Soharstelle<sup>1</sup>, ganz im harmonikalen Sinne, darüber aus: ‹Und ferner ist der ‹Alte› (‹der Alte der Alten, die obere Krone), harmonikal die  $\frac{1}{1}$ !) auch in die Zweiheit [harmonikal die zwei Richtungen von der  $\frac{1}{1}$  aus:  $\frac{1}{2} \leftarrow \frac{1}{1} \rightarrow \frac{2}{1}$ ] geprägt. Eine oberste Krone als Haupt aller Häupter und jener nie Erkannte, der noch darüber ist [harmonikal die  $\frac{1}{0}$ !]. Desgleichen stehen auch alle übrigen Leuchten geheimnisvoll in der Zweiheit. Und ferner ist der ‹Heilige Alte› geprägt und verborgen in der Einheit. Er ist Eines und alles ist Eines ... Dieser ‹Alte› findet sich in 3 Häuptern,

$$\left[ \text{harm.: } \frac{1}{2}d, \quad \frac{1}{1}d, \quad \frac{2}{1}d' \right]$$

die in eines zusammengefasst sind, und Er [ $\frac{1}{1}$ ] ist das oberste Haupt. Und weil der heilige Alte in die Dreiheit geprägt ist, so sind auch alle übrigen Leuchten, die von ihm ihr Licht empfangen, in dreien zusammengefasst.›

Kabbala heisst Tradition, Überlieferung. Sicher reichen ihre Grundlehren ins hohe Altertum zurück, dies wird einem schon klar, wenn man die vielen Übereinstimmungen mit typischen harmonikalen Theoremen sieht. So darf man denn auch sagen, dass die in der Kabbala offensichtlich vorhandene Trinitas, schon infolge ihrer altertümlichen Einkleidung, zum mindesten innerhalb der jüdischen Spekulation unabhängig von der christlichen Trinitas entstanden ist, ja wahrscheinlich auf zahlenharmonikale Quellen zurückgeht, die weit älteren Datums sind. Aber das ist gegenüber der Prägnanz der Trinitas als Wertform unwichtig, die ja, eben weil sie in der Natur und in unserer Seele als Prototyp liegt, zu allen Zeiten und allerorts in der Welt der Formen und Gedanken als Bildbegriff sich verwirklichen muss.

‹Mein Vater NUN war es, der sie (die Gestalten) wegschickte; und mein Auge verfolgte sie eine Ewigkeit lang, als sie sich von mir entfernten. Nachdem ich als einziger Gott entstanden war, waren es jetzt drei Götter bei mir ...› heisst es im altägyptischen ‹Monolog des Urgottes›<sup>2</sup>.

In unserer modernen, von der Physik beeinflussten Denkungsweise haben wir uns daran gewöhnt, nur dem Raum drei Dimensionen zuzuschreiben, der Zeit dagegen nur eine und sie als ‹4. Dimension› in das wissenschaftliche Weltbild einzubauen. Dabei hat man ganz übersehen, dass man mit dieser Definition die Zeit völlig unstatthaft unter räumliche Kategorien bringt. Denn an sich hat die Zeit ebenso wie der Raum 3 Dimensionen, nämlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Das wussten die Alten schon besser: Die Parzen oder Moiren, Schicksalsgöttinnen, Töchter des Zeus, Klotho, Lachesis und Atropos spinnen

<sup>1</sup> Nach E. Müller: ‹Der Sohar›, Wien 1932, S. 59.

<sup>2</sup> G. Roeder: ‹Urkunden zur Religion des alten Ägypten›, Jena 1915, S. 108.

den Lebensfaden, bestimmen seine Länge und schneiden ihn ab. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft haben sie in ihren Händen, sogar Zeus hat keinen Einfluss auf sie und ist ihnen unterworfen. Noch deutlicher ist die germanische Mythologie mit ihren 3 Schicksalsfrauen, den ‹Nornen› Urd, Verdandi und Skuld – Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft<sup>1</sup> – die täglich die Weltesche Yggdrasil begiessen, welche dadurch vor dem Vertrocknen bewahrt wird. Unter dieser Weltesche (harmonikal: die Dichotomie der ‹T› bzw. die Verzweigung des Lambdoma!) ist Heimdalls Horn verborgen, dessen gellender Klang dann zum letzten Kampf des jüngsten Tages aufruft. Raum und Zeit stehen also beide in einer triadischen Entfaltung!

Die indische Göttertrias Brahma, Vishnu und Shiva wurde bereits oben (S. 197) erwähnt. Im indischen Pantheon stehen sie heute noch wie vor 2000 Jahren im Vordergrund. Interessant ist eine Spezifikation des Brahma, die H. v. Glasenapp<sup>2</sup> erwähnt: ‹Seine hauptsächlichste Funktion ist die des Weltschöpfers ... Seine Gattinnen sind Sarasvati (Bharati), die Göttin der Beredsamkeit, und Gayatri, die Hypostase eines göttlichen Metrums.› Wort (Ton) und Rhythmus (Schwingung) sind also hier bereits in Brahma ( $\frac{1}{1}$ ) hineinverlegt; das entspricht genau dem Urphänomen der Ton-Zahl!

In der Çvetāçvatara-Upanishad<sup>3</sup> heisst es:

Doch Lieder singen, dass im höchsten Brahman  
 Als ew'gen Grund enthalten jene Dreiheit.  
 Wer in ihr als Kern das Brahman findet,  
 Aufgeht in ihm als Ziel, wird von Geburt frei.  
 Was wechselt und was bleibt, was offenbar und  
 Nicht offenbar, Gott hegt es alles in sich;  
 Wer Gott nicht kennt, bleibt als Geniesser gebunden,  
 Wer ihn erkannt, wird frei von allen Banden.  
 Zwei, Wissener, Nichtwissener, Gott, Nichtgott, sind ewig:  
 Der eine bleibt, objektverstrickt, Geniesser,  
 Der andere, endlos, allseiend, sitzt müssig,  
 Wenn er erkannt als Brahman hat jene Dreiheit!

Hier, in der Geheimlehre der Upanishad, wird von der Dreiheit nicht mehr mythologisch, sondern abstrakt gesprochen. Wer in sie eingeht, wird von Geburten frei, d. h. er findet sich geborgen im Schoß der Gottheit, die, harmonikal ausgedrückt, nur drei Oktavtöne umfasst (die ‹Oktave des Pythagoras› als Weltbildungsprinzip), welche von ‹Geburten›, d. h. von den übrigen Tönen und aussertrinitarischen Seinswerten noch ‹frei› sind. Der ‹Wissener› kennt die Zu-

<sup>1</sup> Vol. 8, 19. 20.

<sup>2</sup> ‹Heilige Stätten Indiens›, München 1928, S. 4.

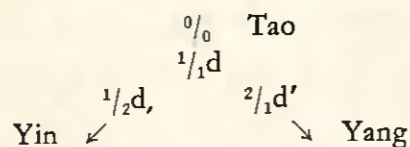
<sup>3</sup> Deussen-Diederichs, Folio-Ausgabe, 1914, fol. 177.

sammenhänge und das Wesen der Trinitas mit allen daran hängenden Spekulationen; er ist «endlos, allseiend und sitzt müssig» – sicher eine Anspielung auf das «oberste Brahman»  $\frac{0}{0}$ , zu welchem sein Spekulieren notwendigerweise gelangt. Der andere, der Nichtwisser, «Geniesser», bleibt in der Dichotomie der Objektverstrickung innerhalb der Seinswerte, ohne Bezug nach oben, gebunden.

Im 42. Kapitel des Laotse (Taoteking) ist die Drei, wie in der pythagoreischen Tonleiterformel, die «Erzeugerin aller Wesen»:

Tao erzeugte Eins,  
Eins erzeugte Zwei,  
Zwei erzeugte Drei,  
Drei erzeugt alle Wesen.  
Alle Wesen tragen das ruhende Yin  
Und umfassen das bewegende Yang.  
Der vermittelnde Lebensodem  
Bewirkt die harmonische Vereinigung<sup>1</sup>.

Hier ist Tao harmonikal =  $\frac{0}{0}$ ; Eins, Zwei und Drei bedeuten die uns bekannte Trias

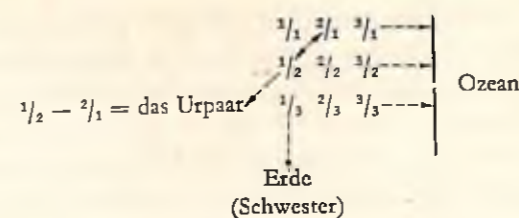


wobei die beiden von den  $\frac{1}{1}$  ausgehenden Schenkelachsen die beiden Urprinzipien Yin und Yang bezeichnen: Yin das dunkle, irdische weibliche und Yang das helle, himmlische, männliche. Im Wesen dasselbe bedeutet die ἀόριστος δυνάς, die unbestimmte Zweiheit der Pythagoreer mit ihrer Charakteristik des Begrenzenden und Unbegrenzten, was dort wie hier genau der arithmetischen und harmonischen Folge der beiden Schenkelreihen des Lambdoma entspricht.

«Die Priester des Mithra suchten das grosse Problem des Ursprungs der Welt durch die Annahme einer Reihe von sukzessiven Zeugungen zu lösen. Das oberste Prinzip brachte nach einer alten Vorstellung, die sich auch in Indien und Griechenland wiederfindet, ein Urpaar hervor, den Himmel und die Erde, und diese gebar, von ihrem Bruder befruchtet, den gewaltigen Ozean, der seinen Eltern an Macht gleichsteht und mit ihnen die höchste Trias des mithrischen Pantheons gebildet zu haben scheint.»<sup>2</sup> Auch hier finden wir, mutatis mutandis, dieselben Vorstellungen wie oben, in einem Punkt harmonikal noch exakter: Die Untertonreihe  $\frac{1}{1} - \frac{1}{2} - \frac{1}{3} \rightarrow \frac{1}{\infty} = \text{Erde}$  «gebiert» lauter Obertonreihen

<sup>1</sup> Nach der Übersetzung von Victor v. Strauss.

<sup>2</sup> F. Cumont: «Die Mysterien des Mithra», Leipzig 1911, S. 98.



d. h. das «Pleroma» des Lambdoma, die Fülle der Seinswerte. Die mithrische Trias besteht («scheinbar», nach Cumont) hienach aus dem Urpaar  $\frac{1}{2} - \frac{2}{1}$  und dem «Ozean», dem von beiden gezeugten und geborenen Sein.

Da Mithra eine altpersische Gottheit ist, sein Kult im Pantheon des jüngeren Avesta beginnt und im römischen Reiche eine ungeheure Verbreitung fand, so wird man sich über das ausgesprochen dualistische Moment – das ja schon im Parsismus durch den Begriff der Zervan akaranan (Ewigkeit, harmonikal =  $\frac{0}{0}$ ) überkrönt wurde – nicht wundern, ebensowenig über den Versuch einer trinitarischen Lösung. Wie weit pythagoreische Einflüsse *historisch* in die Mithramysterien hineinspielen, entzieht sich meiner Kenntnis, ist ja auch, bei so ausgesprochenen Ähnlichkeiten in den Grundprinzipien, irrelevant. Denn diese liegen als Prototypen in der Seele des Menschen und liegen ausserhalb einer historischen Kommunikation. Lässt sich diese mittels philologischer Haptik feststellen – um so besser!

Über das geheimnisvolle Druidentum innerhalb der nordischen Kelten gibt Julius Caesar<sup>1</sup> historisch zuverlässige, wenn auch beschränkte Nachrichten. Die Druiden waren die herrschende Priesterkaste. Die Eleven hatten eine bis zwanzig Jahre dauernde Lehrzeit durchzumachen. Der wesentliche Teil des Unterrichts wurde in metrischen Deutsprüchen auswendig gelernt, da es unerlaubt gewesen wäre, den Inhalt der Geheimlehre schriftlich aufzuzeichnen. Es wurde die Unsterblichkeit der Seele und die Seelenwanderung gelehrt, vielerlei über die Gestirne, die Grösse der Welt, die Natur und Beschaffenheit der Dinge, die Machtfülle der unsterblichen Götter u. a. m. «Druiden» heisst «die stark erkennenden Weisen», den klassischen Schriftstellern waren sie Philosophen, und allenthalben tauchen in den frühen Berichten Vergleiche der Druiden mit den Pythagoreern auf<sup>2</sup>: sie hätten in ähnlichen Gemeinschaften wie die Pythagoreer gelebt, und besonders ihr Unsterblichkeits- und Seelenwanderungsglaube sei dem der Pythagoreer verwandt gewesen. Natürlich fehlen die direkten Quellen, ebenso wie die von Pythagoras, weil jede Geheimlehre diese verbietet. Aber wie der Pythagorismus hat auch das Druidentum (eingeteilt in die «Druiden» = Priester selbst, die «Vates» = Wahrsager und die «Barden» = Sänger) indirekte Quellen

<sup>1</sup> «De bello Gallico», Buch 6.

<sup>2</sup> Chantepie de la Saussaye: «Lehrbuch der Religionsgeschichte», 4. Auflage 1925, Bd. II, S. 623 ff.

hinterlassen. Wohl wurde, hauptsächlich des grausamen Kultes der Menschenopfer wegen, von den Eroberern der keltischen Länder das Druidentum ausgerottet, aber das Bardentum blieb als ein in Britannien hochgeehrter Stand der Dichter und Sänger noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bestehen, wonach es erst verfiel. A. v. Thimus<sup>1</sup> zitiert aus einem Buch von Ferdinand Walter<sup>2</sup> eine Auswahl von Sprüchen der *«Trioedd Barddas»* (Theologische Triaden), die wir hier weitergeben:

«12. Drei Kreise (oder Zustände) des Daseins gibt es: Der Kreis der Unendlichkeit, wo nichts ist, lebend oder tot, als Gott, und niemand als nur Gott kann diesen durchschreiten: der Kreis des Anfangs, wo alle natürlichen Dinge vom Tode anheben und welchen der Mensch durchschreiten musste; und der Kreis der Glückseligkeit, wo alle Dinge vom Leben entspringen; diesen wird der Mensch im Himmel durchschreiten.

13. Beseelte Wesen haben drei Zustände des Daseins: den Zustand des Anfangs in der grossen Tiefe; der Zustand der Freiheit in der Menschheit und den Zustand der Liebe, das ist die Glückseligkeit in dem Himmel.

15. Drei Dinge sind notwendig im Kreise des Anfangs: der Keim aller Belebung und daher der Anfang; der Stoff aller Dinge und daher das Wachstum, was in keinem anderen Zustand statthaben kann; und die Bildung aller Dinge aus der toten Masse, und daher die unterschiedene Individualität.

22. Drei Dinge sind zusammen geboren: der Mensch, Freiheit und Licht.

24. Die drei gleichen Teile des Menschen: Anfang und Glückseligkeit; Notwendigkeit und Freiheit; Böses und Gutes. Alle hängen gleichmässig in der Waagschale, da der Mensch die Macht hat, sich an das Eine oder das Andere zu heften.»

Für jeden Kenner der Harmonik schimmern in dieser Auswahl von Sprüchen aus dem *Trioedd Barddas* bestimmte harmonikale Theoreme hindurch, wobei zu beachten ist, dass diese Sprüche erst im Mittelalter, also nach der längst erfolgten Christianisierung aufgeschrieben wurden. Leider sind mir die ganzen *«Trioedd Barddas»* nicht zugänglich; ich vermute aber, dass in ihnen gerade die schwierigsten Sprüche, ähnlich wie bei den pythagoreischen Relikten, sich durch eine harmonikale Analyse aufhellen liessen.

Hier ist uns das triadische Moment wichtig, welches nicht nur den obigen Sprüchen, sondern der ganzen Philosophie und Mythologie der Kelten hintergründig zu sein scheint. So war z. B. bei den Kelten Galliens ein Kult der *«drei Mütter»* volkstümlich und weitverbreitet, wie Inschriften bezeugen<sup>3</sup>. Lucan<sup>4</sup> erwähnt die drei Götter Teutates, Taranis und Esus, denen die Gallier Menschen-

<sup>1</sup> *«Harmonikale Symbolik des Altertums»*, Bd. I, S. 341.

<sup>2</sup> *«Das alte Wales»*, Bonn 1859.

<sup>3</sup> *Chantepie de la Saussaye: a. a. O.*, S. 606.

<sup>4</sup> *«Pharsalia»*, Bd. I, S. 144.

opfer dargebracht hätten. Bei den irischen Kelten gab es die Trias der 3 Stämme (Kinder, Götter) der Danu, einer oberen Gottheit, der *«Mutter der Götter»* u. a. m. – Fast alle der auf uns gekommenen Bardenlieder sind Triaden, d. h. inhaltlich in drei Teilen geordnet. In dem Lied vom *«Hu gadarn»*, einer Gestalt, dem Hermes Trismegistos ähnlich, ist *«die Ordnung der Welt die Harmonie der Sphären, das himmlische Saitenspiel, darum auch Hu der Erfinder des Gesanges, und dieser soll ein Sinnbild des Einklangs der Welt sein»*<sup>1</sup>.

«Und meine dreifaltigen Augen  
Sollen immer ohne Unterlass  
In diesem zwiefaltigen Herzen spielen »

lässt Mechthild von Magdeburg Gott seiner *«minnelustigen Braut»* im *«Fließenden Licht der Gottheit»* antworten<sup>2</sup>. In einer Offenbarung dieser Mechthild, genannt *«Vom ersten Anfang aller Dinge, so Gott geschaffen»*, ist – wie Wilhelm Fraenger in seinem Hieronymus Bosch-Buch *«Das 1000jährige Reich»*<sup>3</sup> bemerkt – *«eine Adam-Rhapsodie enthalten, in der sie sich ekstatisch in das unbetretbare Geheimnis der Dreifaltigkeit hineinschwingt und das dreistimmige Selbstgespräch belauscht, worin Gottvater, Sohn und heiliger Geist die Schöpfung einer Menschenwelt beschliessen»*. Fraenger teilt nun auszugsweise den Text mit, worin es unter anderm heisst: *«Sprach der Vater: Sohn, mir rührt sich auch eine starke Lust ... und wie eine Musik ist die Liebe in mir und macht mich tönen.»* Fraenger sieht hierin – 200 Jahre vor dem Entstehen des Triptychons *«Das 1000jährige Reich»* von Hieronymus Bosch – eine der vielen ikonographischen Hintergründe, die *«mit der Bildvorstellung Bosch genauestens zusammenstimmen»*. – In Heinrich Seuses *«Des Dieners Leben»*<sup>4</sup> findet sich eine wunderbare Stelle, in welcher sich dieser grosse Dichter unter den deutschen Mystikern über die *«Abgründigkeit»*, das *«verborgene Geheimnis»* (harmonikal =  $\frac{0}{0}$ ) und die Dreifaltigkeit ausspricht, wobei wir seinen Begriff der *«Einheit»*, aus welcher ein *«weiseloses Licht»* hervorbricht und von der *«übergotteten Gottheit»* wie ein *«allerhöchster Giebel»* überbaut wird, natürlich mit der harmonikalen  $\frac{0}{0}$  identifizieren müssen:

«In diesem einsamen Gebirge des übergöttlichen Wo ist eine allen reinen Geistern fühlbar anlockende Abgründigkeit, und da kommt die Seele in die verborgene Ungenantheit und in die wundersame Entfremdung. Und das ist der allen Kreaturen unergründbar tiefe, nur sich selbst ergründbare Abgrund, verborgen allem, das nicht er selbst ist, und nur denen aufgetan, welchen er sich offenbaren will; aber auch diese müssen ihn gelassen suchen und ihn irgendwie durch ihn selbst erkennen, wie die Schrift sagt: Wir sollen da erkennen, gleich wie wir erkannt sind! Diese Erkenntnis hat der Geist nicht aus sich selbst, denn die Einheit

<sup>1</sup> Karl Kiesewetter: *«Der Occultismus des Altertums»*, o. J. [1896], S. 876.

<sup>2</sup> *«Mystische Dichtung»*, ed. Schulze-Maizier, Dom-Ausgabe, 1925, S. 67.

<sup>3</sup> Coburg, 1947, S. 48 ff.

<sup>4</sup> Vgl. *«Heinrich Seuse»* ed. A. Gabel, Dom-Ausgabe, Inselverlag 1924, S. 153 f.

in der Dreiheit zieht ihn in sich hinein, in seine wahre, übernatürliche Heimat, wo er über sich selbst in dem wohnt, was ihn angezogen hat. Da stirbt der Geist, ganz in den Wundern der Gottheit lebend. Dieses Sterben des Geistes liegt daran, dass der Geist in seiner Verzückung das Besondere seiner eigenen Wesenheit nicht mehr wahrnimmt; wenn aber die Verzückung wieder auswallt, so unterscheidet er auch die Dreiheit der Personen, und er lässt ein jedes Ding in seiner Besonderheit das sein, was es ist, wie der Diener in dem Büchlein der Wahrheit klar dargelegt hat. Und merke noch einen Punkt: In jener Verzückung bricht aus der Einheit ein einfaches Licht hervor, und dieses weiselose Licht wird von den drei Personen in die Lauterkeit des Geistes geleuchtet. Vor diesem einbrechenden Strahl entsinkt der Geist sich selbst und aller seiner Selbstheit, er entsinkt auch der Auswirkung seiner Kräfte und wird entwirkt und entgeistet. Und das liegt an dem Einwallen, durch das er aus seiner Selbstheit in das fremde Sein untergegangen ist und sich verloren hat in die Stille der verklärten, glanzreichen Nächtigkeit, in die nackte, einfältige Einigkeit. Und in diesem weiselosen Wo liegt die höchste Seligkeit.)

Die Tochter sprach: «Eija, eija, Wunder! Wie soll man hier hineinkommen?»

Er sprach: «Darauf lasse ich den lichten Dionysius antworten; der sagt zu seinem Jünger: Willst du in das verborgene Geheimnis kommen, so tritt keck hinan und lass fallen deine äusseren und inneren Sinne und das eigene Werk deiner Vernunft, alles was sichtbar oder unsichtbar, alles was Wesen oder Nichtwesen ist; hinan zur einfältigen Einigkeit, in sie sollst du eindringen, unwissend, in das Schweigen, das da über allem Wesen und über aller Meister Kunst ist, mit nacktem Einwallen des abgründigen, einfältigen reinen Gemütes, hinein in den überwirklichen Abglanz der göttlichen Finsternis! Hier muss alle Fessel entfeselt, alle Dinge müssen gelassen sein, denn in der *überwirklichen Dreifaltigkeit* der übergotteten Gottheit, in dem verborgenen, überunbekannten, überschimmernenden, allerhöchsten Giebel, da hört man im raunenden Schweigen Wunder, Wunder; man empfindet da neue, erdabgeschiedene, unwandelbare Wunder in der überlichten, dunklen Nächtigkeit, die doch ein überoffenbarer, lichtreicher Schein ist, in dem alles wiederleuchtet, der die im Dunkel tastende Vernunft überfüllt mit den unbekanntem, unsichtbaren, überglänzenden Lichtern.»

Zu Beginn einer Schöpfungsmythe des Urvolkes der kalifornischen Atsina *ruft und singt* das höchste Wesen dreimal, wenn etwas geschaffen werden soll<sup>1</sup>.

In den melanesischen Sprachen gibt es einen *Trialis* als grammatikalische Form – «ein wirklicher, und zwar unnützer Luxus», wie A. F. Pott<sup>2</sup> unnützerweise bemerkt.

Hiermit kommen wir aber zu etwas Näherliegendem und für unsere spezifisch europäische Denkungsweise Wichtigerem: der meines Erachtens inneren Bezie-

<sup>1</sup> Pater W. Schmidt: «Der Ursprung der Gottesidee», Bd. II, 1929, S. 673.

<sup>2</sup> «Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus», Bd. I, 1880, S. LXXIII.

hung der alten trinitarischen Mythologeme und Symbole zum Dreischritt der *Dialektik*.

Kurz definiert heisst Dialektik, dass jeder Begriff (als Thesis) aus sich sein Gegenteil (Antithesis) gebiert und beide in einem höheren Begriff (Synthesis) vereinigt werden, wodurch der Gegensatz aufgehoben wird. Dieser kann dann wieder als Thesis gesetzt werden. Die historische Entwicklung dieses «Dreischritts» ist in jedem Lexikon unter dem Stichwort «Dialektik» zu finden, und ihre zwei Höhepunkte bei Plato und Hegel sind bekannt. Hier kommt es uns auf die direkte Beziehung zur Harmonik an.

Setzen wir im Lambdoma irgendeinen Tonwert, etwa  $\frac{3}{5}f$ , als Thesis, so ist sein Gegensatz  $\frac{5}{3}g'$  [21] die Antithesis, was beides sich zur Synthesis ( $\frac{3}{5} \cdot \frac{5}{3} = 1$ ), also zur Einheit integriert, womit die Bewegung wieder zur Ruhe kommt. Aber nur vorläufig; denn als Einheit – beim vorigen Beispiel der Ton  $d = \frac{1}{1}$  – kann natürlich wieder ein anderer Ton gesetzt werden, womit der dialektische Prozess von neuem beginnt. Hinter diesem «Dreischritt» steckt auch das Phänomen der Kadenzierung, in ihrem Anfang ebenfalls ein Dreischritt:

Dominante	–	Subdominante	–	Tonika
(Thesis)		(Antithesis)		(Synthesis)

was man übrigens aus der Akkordierung des «vollständigen» Teiltonkoordinatendiagramms, welches ja nichts anderes ist als das erweiterte Lambdoma, direkt ablesen kann<sup>1</sup>. Diesen dialektischen Dreischritt oder diese Kadenzierung finden wir aber nicht nur in den verschiedenen Kunstbereichen (Musik; Triptychon in Architektur und Malerei; dreiteilige Strukturen [Trilogien] in der Dichtung, wie Inferno, Purgatorio und Paradiso in der Divina Commedia Dantes u. a. m.), sondern bereits in der Kristallflächenentwicklung, wie ich früher<sup>2</sup> nachweisen konnte. Innerhalb des philosophischen Denkens haben wir die Dreigliederungen von Raum, Zeit, Kausalität; von Denken, Wollen, Fühlen; von Geist, Leib und Seele usw.

Als konkrete Beispiele dialektischen Denkens, zugleich als Typika für die Charakteristik der Diktion des letzten grossen Dialektikers, seien hier zwei Stellen aus Hegels «Encyclopädie der philosophischen Wissenschaft»<sup>3</sup> angeführt:

«Die Negation meiner Selbst, die ein Hunger in mir ist, ist zugleich vorhanden als ein Anderes, als ich selbst bin, als ein Verzehrendes; mein Tun ist, diesen Gegensatz aufzuheben, indem ich dies Andere mit mir identisch setze oder durch Aufopferung des Dinges die Einheit meiner mit mir selbst wiederherstelle.»

«Gott als Abstraktion ist nicht der wahrhafte Gott, sondern nur als der lebendige Prozess, sein Anderes, die Welt zu setzen, welches, in göttlicher Form gefasst, sein Sohn ist; und erst in der Einheit mit seinem Anderen, im Geist, ist Gott Subjekt.»

<sup>1</sup> Vgl. «Kadenzierung» im «Lehrbuch», § 42.

<sup>2</sup> «Abhandlungen», Tagebuch vom Binntal.

<sup>3</sup> II. Teil: Naturphilosophie, Berlin 1842, S. 10 und 22.

Wichtig für uns, die wir in der Trias, Dialektik und Trinitas eine tief im Wesen der Natur und unserer Seele verankerte prototypische Wertform sehen, ist die *Bewertung* der Dialektik in geschichtlicher Hinsicht. Sie schwankt zwischen den Extremen regulativer, blosser formalistischer Logik und höchster konstitutiver Kraft innerhalb der Beurteilung unseres Denkprozesses. Kurz nach dem Auftreten im Abendlande bei Zenon als Methode des aufgewiesenen Widerspruchs sinkt sie schon bei den Sophisten zur Praxis herab, «das Schlechte zum Besseren zu machen». Bei Sokrates Zweck der Begriffsbestimmung, wird die Dialektik bei Plato der Weg zur Erkenntnis der Ideen, retiriert aber wieder bei Aristoteles zum Beweisverfahren aus überlieferten Sätzen. Die vielverschriene Scholastik bewertet hingegen die Dialektik wieder als den logischen Weg ins Wesen der Dinge. Die «transzendente Dialektik» Kants macht mit ihrer «Kritik des dialektischen Scheins» wieder einen Rückzug insofern, als sie eine rein logische Erkenntnis ohne die Hinzunahme der «Anschauungsformen» von Raum und Zeit ablehnt, wohingegen Schleiermacher die Dialektik im platonischen Sinn wieder erneuert und Hegel die immanente Entwicklung des Begriffs von Thesis über Antithesis zur Synthesis auf das Seiende überhaupt überträgt und die dialektische Methode nicht nur zur eigentlichen Methode seines Systems macht, sondern ihr höchsten autonomen Wert zuschreibt. Ihren neuesten Ausdruck findet die Dialektik in der sogenannten «Dialektischen Theologie» (Barth, Gogarten) des heutigen Protestantismus. Der Ausgangspunkt war ein existentieller, die Not des Predigers: als «endlicher» Mensch vom «unendlichen» Gott sprechen zu müssen. Der dialektische Dreischritt spielt sich hier ab zwischen Mensch (Prediger), Mensch (Gemeinde) und dem Gottmenschen Christus, durch den allein Gottes Offenbarung geschieht. Rede und Gegenrede können in ihren Widersprüchen nur in der Synthesis des Glaubens an Jesus Christus auf Grund der Gnade aufgehoben werden. – Auch dahinter verbirgt sich unser oben (S. 205) genanntes harmonikales Schema, wobei Rede und Gegenrede als komplementäre, jedoch nur durch einen Akt der Selbstmultiplikation zur Einheit gelangende Intervalle wohl den Gottmenschen Christus (harmonikal die Zeugertonlinie) und Gott selbst ( $\frac{1}{1}$ ) erreichen, aber nur durch den Erlöser mit der Ewigkeit Gottes ( $\frac{0}{0}$ ) im Rapport stehen können. Wenn wir an unsere Überlegungen und Daten des vorhergehenden Abschnitts (Gleich-tonlinien) und den Exkurs «Der mystische Weg» denken, so ist offenbar, dass die dialektische Theologie, harmonikal gesprochen, wohl Kenntnis vom Eidos ( $\frac{0}{0}$  = Ewigkeit) hat, diese aber nie direkt (via Gleich-tonlinien), sondern nur indirekt, ja in gewissem Sinne nur «materiell» auf dem Umweg über das konkrete Schöpferprinzip und dessen Emanation (Christus, Erlöser) erreichen kann. Daher ja auch ihre, der dialektischen Theologie, «erbarmungslose» Verurteilung der Mystik und aller anderen Richtungen: das göttliche Geheimnis, weil es der Kern unserer Seele ist, direkt zu wissen, zu fühlen und zu verehren. Eine gewisse Grossartigkeit und Konsequenz kann man dieser Theologie aber nicht absprechen: die Er-

hebung des «Wortes Gottes» zu einer «beinahe magischen Grösse», der Glaube als «ein Sprung ins Leere», die absolute Einsicht, dass der Mensch als Sünder nur durch die Gnade Gottes teilhaftig werde und eine künftige Erlösung nur auf Grund absoluten Vertrauens zu den Dokumenten der Bibel erwarten könne – all das stösst den Menschen in eine eisige Atmosphäre voller Unerbittlichkeit, führt ihn aber auch hart an den Rand des Abgrundes, vor welchem jedes Menschenleben steht, so dass er sich immer bewusst bleibt, «auf des Messers Schneide» zu existieren, niemals aber in einem Dasein voll von rosaroten Lüften und Düften, sonntags eine Stunde in der Kirche, die Woche im Beruf, der bei den meisten längst keine Be-Rufung mehr ist, alles schön und sauber nebeneinander getrennt, nichts mehr eine Verbindung zum anderen habend! Hier rückt diese Theologie den lässig gewordenen Gläubigen wieder zurecht, ebenso wie der alte Existentialismus eines Pascal und Kierkegaard, dem sie ja in direkter Linie entstammt.

In den ganzen obigen Beispielen sehen wir die Prägnanz der Drei, der Trinitas und Trias auf irgendeine Weise verwirklicht. Man kann diese Beispiele ver-hundertfachen bis zur Banalisierung von Slogans wie «alle guten (auch bösen!) Dinge sind drei», den «Dreimaster» (dreieckiger Hut des Barock und Rokoko), der «Trikolore» usw. usw. – man schlage irgendein grösseres Lexikon unter «Drei...» auf und wird schon eine Menge «Material» finden<sup>1</sup>.

Für die übliche Forschung stellt sich immer wieder die Frage: Wie kommt ausgerechnet die Zahl Drei mit ihren Varianten Trias, Trinitas, Dreischritt der Dialektik, Triptychon, Trilogie usw. zu einer solchen weitreichenden, in fast alle Gebiete, auch in die der Natur (Mineral, Pflanze, Tier – fest, flüssig, gasförmig u. a. m.) hineinreichenden Expressivität?

Was die religionsgeschichtlichen «Dreiheiten» betrifft, so sagt Chantepie de la Saussaye in seinem «Lehrbuch der Religionsgeschichte»<sup>2</sup>, dass «eine ganz befriedigende Erklärung der Entstehung der ägyptischen Göttertriaden» noch nicht gegeben wurde – was übrigens auch für alle anderen Triaden gilt: immer kommt bei der Rückverfolgung ein Punkt, wo es «nicht mehr weitergeht», so z. B. die altrömische Trias Jupiter optimus maximus – Juno regina – Minerva, welche die Römer von den Etruskern übernommen haben sollen. Aber woher hatten sie die Etrusker? Auch «der Ursprung des (babylonischen) Systems, welches die drei Gebiete des Kosmos Anu, Enlil und Ea zuteilt, ist völlig dunkel»<sup>3</sup>. Paul Sarasin spricht<sup>4</sup> von der Trinität als «einer an und für sich völlig unfasslichen, ja absurden

<sup>1</sup> Gutes Zusammenfassendes über die Expression der Zahl drei findet man neuerdings in Kürze bei Franz Carl Endres: «Die Zahl in Mystik und Glauben der Kulturvölker», 1. Auflage, Zürich 1935, 2. Auflage, ebda. 1953.

<sup>2</sup> Bd. II, 4. Auflage, 1925, S. 479.

<sup>3</sup> Chantepie de la Saussaye: a. a. O., S. 540.

<sup>4</sup> «Helios und Keraunos», Innsbruck 1924, S. 3.

Vorstellung), gibt aber für die Entstehung dieses Gedankens (die Verehrung des frühen Menschen gegenüber den drei «Sonnenaspekten» Morgens, Mittags und Abends!) eine so äusserlich-haptische Erklärung, dass man sich damit unmöglich zufrieden geben kann.

Zum Schluss dieses Abschnittes möchten wir noch einmal auf die christliche Trinitas zurückkommen, da sie für uns Europäer heute die noch einzige religiös lebendige Fassung des an sich ja uralten Trinitätsproblems ist. Hierzu bitten wir den freundlichen Leser, noch einmal die oben anfangs gegebenen harmonikalen Ableitungen durchzusehen.

Innerhalb der Christenheit haben wir zwei Hauptkonfessionen: den Katholizismus und den Protestantismus.

Für den Katholiken liegen die Dinge relativ einfach. Obwohl die Trinität erst in den Kirchenversammlungen von Nikäa (325) und Konstantinopel (381) als Dogma verkündet wurde, bezieht sich die Kirche auf Andeutungen der «Dreipersönlichkeit Gottes» schon im Alten Testament und im Neuen vor allem auf das Taufmandat Matth. 28, 19: «Lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.» Diese Stelle gilt als wichtigster biblischer Beweis für die Trinität. War nun die Emanation des «Sohnes» aus dem «Vater» den frühchristlichen Vätern infolge ihrer griechisch-philosophischen Schulung (Logoslehre!) erklärlich, so hört mit der Hinzunahme des heiligen Geistes alle logische und vernunftgemässe Beweismöglichkeit auf: «Die Trinität ist ein Geheimnis im eigentlichsten und strengen Sinne, d. h. die Vernunft kann aus sich selbst die Trinität weder finden noch auch, nachdem sie geoffenbart worden ist, deren innere Möglichkeit oder gar Notwendigkeit im strengen Sinne beweisen. Diese Unbeweisbarkeit (und Unbegreiflichkeit) der Trinität lehrt das Vaticanum<sup>1</sup> indirekt, indem es erklärt, dass die Glaubensgeheimnisse durch die Vernunft aus natürlichen Prinzipien nicht erkannt und bewiesen werden können. Zu den eigentlichen Glaubensgeheimnissen gehört aber unstreitig gerade die Trinität. So wenig übrigens die Vernunft die Möglichkeit der Trinität zu beweisen vermag, ebenso wenig ist sie imstande, deren Unmöglichkeit darzutun, weil diese Lehre eben übervernünftig (supra rationem) ist.»<sup>2</sup>

Ich nehme an, dass die Ansicht dieses Lehrbuchs der katholischen Dogmatik heute den katholischen Standpunkt in orthodoxem Sinne wiedergibt – was die vernunftgemässe Erklärbarkeit oder Nichterklärbarkeit von Glaubensdingen betrifft, so muss allerdings an die bereits früher (S. 103 f., 152, 161 dieses Werkes) angeführten Stellen erinnert werden, wonach sowohl die Kirchenväter wie spätere Theologen «die natürliche Erkennbarkeit und Beweisbarkeit Gottes» gelehrt haben – ob und wie weit diese «Beweise» von der neueren Philosophie anerkannt wurden oder nicht (Kant z. B.), ist gegenüber der Faktizität dieser These der

<sup>1</sup> Sect. 3 cap. 4 u. can. 1.

<sup>2</sup> Specht-Bauer: «Lehrbuch der Dogmatik», 3. Auflage, 1925, Bd. I, S. 144.

«natürlichen Beweisbarkeit» irrelevant. Eben hierdurch unterscheidet sich ja der Katholizismus vom Protestantismus, der die «Rechtfertigung» allein in den Glauben legt und alles Wissen grundsätzlich aus dem rein religiösen Bereich (soweit es nicht «historisch» ist) verbannt. In der gleichen Dogmatik von Specht-Bauer steht nun aber<sup>1</sup> folgende Stelle: «Die menschliche Vernunft besitzt nach kirchlicher Lehre schon an und für sich die Fähigkeit, Gott aus seiner natürlichen Offenbarung zu erkennen. Darum kann der Mensch auch ohne Hilfe der positiven Offenbarung oder ohne den Glauben Gott erkennen. Vorausgesetzt wird aber, dass die menschliche Vernunft gehörig gebildet und entwickelt ist. Jeder Mensch, bei dem diese Voraussetzung zutrifft, ist schon von Natur aus zur Gotteserkenntnis befähigt. Wenn Gott trotzdem auch auf übernatürliche Weise sich kundgegeben, so ist dies, wie das Vaticanum<sup>2</sup> lehrt, geschehen, damit unsere Gotteserkenntnis sicher und irrtumslos sei. Eine übernatürliche Offenbarung war sonach zur Gotteserkenntnis nur *relativ* oder *moralisch*, nicht absolut oder physisch notwendig.» Natürlich ist ein Unterschied zwischen Gott und der Trinität. Wenn man aber der Vernunft und unserer natürlichen Erkenntnis zugesteht, zu Gott zu gelangen, warum soll dies der Dreieinigkeit gegenüber grundsätzlich unmöglich sein? Freilich wird die Trinität «in der Kirche stets anerkannt und als Haupt- und Grundlehre der christlichen Religion betrachtet.»<sup>3</sup> Aber steht nicht Gott noch darüber? Die Vernunft soll also, im Gegensatz zur Gotteserkenntnis, «aus sich selbst die Trinität nicht positiv zu beweisen» imstande sein, hingegen sie «durch gewisse Bilder zu beleuchten und durch Kongruenzgründe wahrscheinlich zu machen» vermögen<sup>4</sup>. Als solche Bilder werden genannt: Materie, Geist, Mensch; Verstand, Gedächtnis, Wille; Strahl, Licht, Wärme (der Sonne); Stamm, Ast, Zweig (des Baumes)<sup>5</sup>. Aber diese Bilder, die sich ad infinitum fortsetzen lassen, sind gegenüber unseren oben genannten Beispielen teils platte, teils nicht einmal echte Triaden, und mit unserer «Vernunft» wäre es nicht weit her, wenn durch derartige Beweise ein so hohes und wichtiges Mysterium der Trinität in unserem Denken eine Faktizität erhalten sollte.

Hier gibt nun die Harmonik einen erstmaligen, tatsächlichen Beweis der Trinitas – wir haben ihn oben S. 191 ff. in seinen zwei Modifikationen aus dem Lambdoma exzerpiert. Da das Lambdoma keine willkürliche Tonzahlformulierung ist, sondern auf einem Naturgesetz (Obertonreihe) und einer psychischen Erfahrung (Intervallempfindung als Sinnesapperzeption durch unser Ohr) beruht, also wissenschaftlichen, psychophysischen Charakter hat, sind für uns seine Aussagen im Sinne eines Wahrheitskriteriums der Vernunft und der Seele verbindlich, also evident.

<sup>1</sup> Bd. I, S. 31.

<sup>2</sup> Sect. 3, cap. 2.

<sup>3</sup> a. a. O., Bd. I, S. 127.

<sup>4</sup> Ebda. S. 148.

<sup>5</sup> Ebda. S. 148.

Der Katholik kann nun demgegenüber zwei Standpunkte einnehmen. Er kann sagen: Der harmonikale «Beweis» ist letztlich auch nichts anderes als ein Bild, eine Kongruenz, allerdings eine ausserordentlich treffende gegenüber den bisherigen teils vagen, teils bloss triadischen Analogiebegriffen, die bloss Dreiheiten aufstellen, aber nie erklären, warum «die Drei = Eins» sind, was eben der harmonikale Bildbegriff in exakter psychophysischer Weise tut. Noch weniger können die bisherigen Vergleichstriaden die Sukzession Vater – Sohn – Geist erklären, wie es unsere zweite Modifikation, ebenfalls in exakter Weise, tut. Oder er kann sagen: Die Trinität ist ein «Geheimnis», welches die Vernunft nicht erklären kann: so sagt die Lehre.

Was den ersten Standpunkt betrifft, so muss man da, um aus dem blossen unverbindlichen Analogievergleich herauszukommen, den harmonikalen Standpunkt einnehmen und einsehen, dass die Harmonik mit der Hereinnahme des Ohrs, des Hörens und seiner Gesetze zu den übrigen Sinnesgebieten wieder neue Erkenntnistüren öffnet und neue Evidenzen schafft, die den bisherigen Sinnesapperzeptionen verschlossen waren. Da bekommt dann der harmonikale Beweis eine ebensolche Beweiskraft wie diejenige einer physikalischen Formel oder eines anderen, logisch oder mathematisch fundierten Befundes. Und was den zweiten Standpunkt des «Geheimnisses» betrifft, was grundsätzlich (für die Kirche bis heute) nicht gelöst werden konnte oder kann – so darf hier auf die oben erwähnte, von der Kirche ja prinzipiell tolerierte «vernunftgemässe Erkenntnis Gottes» verwiesen werden, welche die Harmonik ja nur ihren Gottesbeweisen ebenfalls unterbaut. Wenn also der Vernunft der Beweis Gottes verstattet ist, warum soll ihr der Beweis der Trinitas prinzipiell verboten sein? Wir Harmoniker sehen hier gar keinen triftigen Grund dagegen – im Gegenteil: jeder Gläubige kann es nur begrüssen, wenn von seiten der Wissenschaft aus die Theoreme und Glaubenssätze seiner Religion als real existierend nachgewiesen, bewiesen werden. Damit wird ja nur jener unglückselige Hiatus zwischen Glauben und Wissen überbrückt, der den Wissenschaftler vom Glauben getrennt und den Gläubigen der Wissenschaft entfremdet hat. Wenn der jetzige (1953) Papst Pius in einer seiner letzten Ansprachen darauf hingewiesen hat, dass die «materiellste» aller Wissenschaften, die Physik, heute wieder an die religiösen Pforten stösst und aus ureigensten Überlegungen wieder zum Göttlichen gelangt, so liegt in diesem Hinweis meines Erachtens ein frohes Zugeständnis darüber, dass die Kirche es begrüsst, wenn die Wissenschaft aus freien Stücken, nach so langen Zeiten betont religions- und gottfremder Forschung, sich wieder einer religiösen Verhaltensweise zuzuneigen beginnt.

Was das «Geheimnis» betrifft, unter dem die Trinität als Dogma stehe, dass wir Harmoniker diesen Standpunkt durchaus respektieren, trotz unseres Beweises, und dass zwischen diesen beiden Verhaltensweisen kein Widerspruch bestehe – darüber werden wir uns im Exkurs «Mysterium» zu diesem Kapitel aussprechen.

Ein näheres Eingehen auf die Bedeutung der Trinität im Protestantismus erübrigt sich hier aus dem Grunde, weil gegenüber dem orthodoxen Protestantismus der Reformatoren, die noch an dem Dogma der Trinität festhielten, letztere im heutigen Protestantismus immer mehr an Einfluss verloren hat, ja vom rationalistischen Protestantismus der Gegenwart völlig preisgegeben worden ist.

Überdenken wir nun das in diesem Abschnitt Diskutierte und Mitgeteilte: Die harmonikale Ableitung der Trinitas, die für uns ebensolche Beweiskraft hat wie irgendein wissenschaftlicher Befund samt dessen Formulierung, dann die verschiedenen ektypischen Beispiele triadischer und trinitarischer Formen und zuletzt der Hinweis auf die im christlichen Kulturkreis noch einzig bestehende religiöse Trinitas im Dogma der Dreieinigkeitslehre des Katholizismus, so werden wir auch hier unsere Folgerungen ziehen dürfen. Von der Bedeutung der Zahl Drei seit den ältesten Zeiten, den Göttertriaden in allen Mythologien und Religionen, den triadischen Formen in Natur, Kunst, Dichtung und Philosophie bis zum Trinitätsdogma reicht ein kontinuierliches Hindurchtönen der Drei, deren akrotatische Hintergründe wir sowohl in den obersten Gestalten des Diagramms unseres Lambdoma als auch in der Bedeutung der Drei als erstes Hauptintervall (Quinte = Dominante) nachweisen konnten. Hierdurch erhält die Drei, ihre Formen und Gestalten, eine viel tiefere Fundamentierung als in dem blossen Aufzeigen, Rubrizieren ihrer historischen Daten, die man meist in mehr oder weniger grosser Fülle zusammenstellt und sich mit ihrem Bestehen, ihrem nicht wegzuleugnenden So-Sein einfach zufrieden geben muss, ohne nach den tatsächlichen Hintergründen der erstaunlichen Prägnanz dieser Zahl zu fragen. Da sie aber eben nicht nur Zahl, sondern Tonzahl ist und damit in die Natur und unsere Seele hineinreicht – erst durch diese psychophysische Verankerung wird ihre grosse Amplitude verständlich<sup>1</sup>.

### Exkurs: Das Mysterium

«Es ist aber der Welt kein Bestand  
als durch das Geheimnis.»

(«Sohar», ed. Müller, S. 21)

Alles ist für den Menschen ein Geheimnis!  
Alles in der Welt ist ein Mysterium!

Lieber Freund, das scheint der Weisheit Schluss. – So ist es unsere tiefste Überzeugung, dass alles in dieser Welt in ein Mysterium mündet und dass jedes Denken letztlich vor einem Geheimnis steht, vor Rätselfragen, die unser Intellekt allein nicht lösen kann.

<sup>1</sup> Als Ergänzung zu diesem Abschnitt vgl. den § 30 «Trinität» im «Lehrbuch der Harmonik».

Aber wir sind noch aus Fleisch und Blut. Leidenschaften, Wünsche und Sehnsüchte, Freude, Trauer und jenes stille Reich zwischen beiden, wo die Wirrnisse des Lebens in eine Harmonie ausklingen in eine *ἀρμονία ἀφανής*, die aus dem Ewigen herüber tönt, alles Menschliche treibt uns zu einer Ruhe in der Wirrsal der sich jagenden Ereignisse. Bis zur Tür der Wandlung möchten wir unsere innere Weltreise machen und dort mit der grossen Frage anklopfen: Welchen Sinn hat die schöpferische Allmacht in unser Dasein gelegt?

Das ist die fragliche und fragwürdige Situation von Dir und mir, lieber Freund, von zwei Menschen, ganz allein auf dieser Welt wie alle unsere Mitbrüder und Mitschwester, die vom Göttlichen in sich wissen, denen sich aber die Gottheit verbirgt.

Wir haben in langen Forschungsjahren, im Glück und Unglück unseres Daseins eine Erfahrung machen dürfen: die Welt der Normen, der Werte *existiert*, trotz des Unsinn, trotz der Unwerte, trotz des Grausamen, Unerbittlichen, Widersinnigen und Bösen, welches uns bedrängte und oft fast an den Abgrund brachte, ist diese Welt der Werte das «sanfte Säuseln» des Elias, das «sanfte Gesetz» Adalbert Stifters, sie ist jene «Versöhnung mitten im Streit», wonach sich einst «alles Getrennte wieder findet» – mit welchen Worten Hölderlin seinen Hyperion beschliesst –, und sie, die Welt der Werte, ist kosmisch ein Mysterium, menschlich aber, trotz aller Gewissheit, ein Geheimnis.

Ein Mysterium, ein Geheimnis kann man nicht «lösen», sonst wäre es keines mehr. Aber was wir hier meinen, ist nicht die eventuelle Lösbarkeit oder das Wissen: hier stehst du vor einer Mauer. Das wäre der Standpunkt des Logikers und des üblichen Wissenschaftlers und Philosophen, der von eh und je des Glaubens ist, ja sein muss: die Kausalkette reisse nie ab, hinter jeder Frage stehe eine Antwort, jede Antwort produziere eine neue Frage, und es gäbe für alles eine Begründung, eine Lösung, wenn wir nur unsere Anstrengungen, unsere «Experimente» und geistigen – lies: logischen – Überlegungen unentwegt fortsetzten. Hier müsste man sich eigentlich über die Antinomie, diesen inneren Widerspruch einer solchen Denkungsweise wundern: auf der einen Seite glaubt man mit jeder Entdeckung etwas Fertiges, Endgültiges erreicht zu haben – das ist die harmonikale Reihe:

$$\text{Grenze } 0 \dots \frac{1}{\infty} \quad \frac{1}{n} \leftarrow \frac{1}{3} \quad \frac{1}{2} \quad \boxed{\frac{1}{1}}$$

wo am Ende die Konvergenz, der Abschluss, die Grenze steht, also das Fertige, vermeintlich Endgültige. Auf der anderen Seite aber sagt ja Max Planck selbst, dass das naturwissenschaftliche Weltbild «prinzipiell» nie vollendbar sei, also ins Unendliche gehe – das ist die harmonikale Reihe:

$$\frac{1}{1} \quad \frac{2}{1} \quad \frac{3}{1} \rightarrow \frac{n}{1} \dots \infty_1 \text{ Unbegrenzt}$$

Es sind dies die beiden pythagoreischen Grundprinzipien des Endlichen, Begrenzten, korrekt: Begrenzenden, und des Endlosen, Unbegrenzten, Unendlichen.

Wir haben schon oft genug darüber gesprochen und werden unseren Freunden einige Paradigmata zum Überlegen vorlegen, die sie leicht mit eigenen Beispielen ergänzen können.

Nimm irgendeinen Kristall in die Hand; da scheint alles klar: Das Problem der Kristallklassen ist gelöst, die Formen müssen so und können nicht anders sein, die chemische Substanz kann analytisch mittels des Polarisationsmikroskops und anderer Methoden aufs genaueste bestimmt werden, der Habitus des Kristalls ist von der geologischen Formation abhängig usw. All das scheint klar. Und doch ist nichts klar. Wer hat die Kristallklassen geschaffen? Wer die Konstanz der Formen? Welcher seltsame Würfelspieler brachte die chemischen Substanzen zusammen? Welche Kräfte formten letztlich die geologischen Formationen? Gewiss, man wird immer noch weiter nach der Konvergenz der Null (des Nichts, *nota bene!*) hin vorstossen:

$$0 \leftarrow \frac{1}{1}$$

aber sie «prinzipiell» nie erreichen. Die Kettenreaktion unserer Kausalreihen wird es immer schwieriger haben (die Heisenbergsche «Unbestimmtheitsrelation» ist ja ein Musterbeispiel dafür!), die Dichotomie der Teilung, der Spaltung der Probleme und damit ihre exakte, logische Bestimmung wird immer diffizilerer Methoden bedürfen, ohne aber jemals die Konvergenz der 0 zu erreichen, obwohl sie, bewusst oder unbewusst, dahinstrebt, oft sogar als Angsttraum vor dieser Null, diesem Nichts. Und einmal – die Physik ist ja schon dahin gelangt – wird sie sich plötzlich besinnen: da ist es mit dem Wissen und Erkennen zu Ende, da tönt eine andere Macht, wird eine andere Sprache gesprochen, vor welcher unsere Intelligenz versagt: das ist das Geheimnis – für uns Menschen – und das Mysterium – für den ganzen Kosmos.

Noch ein anderes Beispiel: Vor Dir steht eine blühende Pflanze, sagen wir eine Orchidee (aber selbst für das unscheinbarste Gewächs gilt das Folgende!). Ihr Habitus, ihre Blütenform ist im System in Art und Familie klassifiziert. Dass über Unsicherheiten gestritten wird, zeigt ja eben, dass man die Konvergenz der «richtigen» Einteilung dennoch zu erreichen hofft. Der innere physiologische Aufbau, bei allen Pflanzen mehr oder weniger derselbe, ist weitgehend bekannt. Was man noch nicht weiss, hofft man mit der Zeit zu wissen. Und was man weiss, trägt man getrost, wie Wagner im Faust, schwarz auf weiss nach Hause. Es ist zum Artefakt geworden, die Begeisterung des Forschens und Findens ist dahin, die Nützlichkeit, die materielle Auswertung ist Trumpf. Gewiss, man kann mit den pharmazeutischen Heilmitteln helfen – und das adelt wieder jede Art dieser Forschung, sei es die pharmazeutische, sei es die physikalische, sei es irgendeine andere. Aber auch davon wollen wir hier nicht reden; denn eine wirkliche «Hilfe» für den Menschen denken wir uns anders als durch Pillen, Spritzen oder mobilisierte Atomkräfte. Schau Dir diese Orchidee an! An ihr scheint mehr oder weniger alles klar. Und doch ist nichts klar, noch weniger als am Kristall. Was ist das



Leben? Ein Geheimnis. Welche unbegreifliche Formkraft schafft das Wunder dieser Blüte? Ein Geheimnis. Was geht im Innern der Pflanze vor, wer reguliert dieses komplizierte System der Korrelationen, der ganzen physiologischen Prozesse? Ein Geheimnis!

Ein weiteres Beispiel: die Sterne, der gestirnte Himmel. Wenn man an die wunderbaren Ausrechnungen von Lichtjahren, von Sternbewegungen, an die Mutmassungen und Hypothesen über die Entstehung, das «Alter» dieser Welt, die Morphologie der Sternsysteme, Sternhaufen, Spiralnebel usw. denkt, so staunt man auch da über unser Wissen. Und doch ist alles eine «docta ignorantia», alles ist unsicher, unklar, wenn «ich auf das Ende sehe». Die ganze Astronomie beruht auf wenigen Axiomen, eigentlich willkürlichen Annahmen, von denen die wichtigsten sind, dass sich das Licht im Weltraum ebenso schnell bewege wie innerhalb der irdischen Lufthülle und dass die Gravitation eine universelle Konstante sei – ob und wie diese mit dem Licht zusammenhängt, ist unseren Überlegungen gegenüber sekundär – und was dergleichen «Annahmen» mehr sind. Aber was ist das Licht? Eine Wellen- oder Korpuskularbewegung? Eine rein mathematische Formel? Ein Geheimnis. Und «worin» bewegt es sich? Im «Aether» oder im Nichts als rein formales Gespenst? Ein Geheimnis. Was ist überhaupt die Gravitation, die Anziehungskraft der Weltkörper und Weltsysteme untereinander, wo sind die fixen Bezugspunkte der Systeme, was ist «Bewegung»? Lauter Geheimnisse. Denn mathematische Formulierungen sind immer nur Gleichungen, geben nur Auskunft, *dass* etwas so ist, aber niemals, *warum* es so ist und wo die Ursprünge (N. Cusanus: De Principio = Über den Ursprung!) liegen. Also gerade das «Warum» entschlüpft der Wissenschaft immer wieder, und eben diese Frage, also die Kausalität, treibt sie zur Forschung an. Eine Sisyphusarbeit ohnegleichen! Weniger natürlich für den Wissenschaftler, der diese Verhaltensweise gewohnt ist, als für den weiter und tiefer Denkenden und Empfindenden, dem es um die «Ursprünge» zu tun ist, um den «Sinn», den dramatischen Inhalt des ganzen Welttheaters.

Und noch ein letztes Beispiel: unser Denken selbst. Raum, Zeit und Kausalität sind die Strukturen des Denkens, seine Hauptkategorien. Aber was sind Raum und Zeit? Geheimnisse! Und wie ist das Denken strukturiert? Unser neuzeitliches wesentlich analytisch, nicht mehr synthetisch. Synthesen werden nur dort versucht, wo sie entweder praktischen Nutzen bringen oder wo es den Forschern vor dem ewigen Zergliedern selbst übel wird und sie aus dieser Zersplitterung heraus wollen, aus Selbsterhaltungstrieb sozusagen. Aber ihre Synthesen sind meist keine wirklichen Integrationen, sondern Summierungen der Tatbestände. Zu einer wirklichen Synthese gehört die Konzeption eines Systems – diesen Begriff nicht im sterilen Sinne einer möglichst umfassenden Kartothekisierung, sondern in seinem vollen alten Klang als Weltanschauung gemeint. Aber der Begriff der «Weltanschauung» ist, schon seit Kant, anrühlich und durch das sogenannte

«kritische Denken» völlig verbarrikadiert worden. Gewiss, es gibt auch undiskutable Systeme und Weltanschauungen. Aber diese erledigen sich von selbst, während alle echten Konzeptionen der Vernunft, von Plato und Aristoteles an, auch heute noch ihre Gültigkeit haben – als Ganzes, wenn auch Einzelheiten dauernd revidiert werden müssen. – Doch zurück zur Struktur unseres Denkens, welche man im Allgemeinbegriff der Kausalität zusammenfasst. Diese Struktur wird als «Diairesis» (=Trennung, Zerspaltung) der Ideen schon in Platos Spätwerk «Epinomis» geradezu im harmonikalen Sinne abgeleitet. Es bilden sich aus der umfassenden Einheit ( $\frac{1}{1}$ ) der Zahlen nach dem Gesetz der Zweiheit konvergente und divergente Reihen und schliessen eine Konfiguration ein, die mit der des Lambdoma durchaus übereinstimmt. Dieses selbst wird zwar bei Plato nicht erwähnt, aber die Akustik wird vielfach zum Vergleich herangezogen, und für jeden Harmoniker, der die Epinomis aufmerksam liest, sind die Zusammenhänge durchsichtig, ebenso wie das Tonleiterproblem im Timaios. Diese Diairesis ist aber die Grundlage für das dialektische Prinzip Platos<sup>1</sup>. Die Artikulation des Denkprozesses folgt also auch der sukzessiven Teilung der Einheit  $\frac{1}{1}$ , und sie würde, wie das heutige Denken überhaupt, bei den Grenzen des «Ignorabimus» oder der Grenze des Nichts ( $\frac{1}{\infty} = 0$ ) landen, wenn Plato nicht immer wieder seine Schau auf die Einheit richtete und die rückwärtige Verbindung mit dieser Welt der Einheit, den Ideen, nie verlore. – Das Schema unserer Organisation des Denkens ist also kein anderes als das aller Wissenschaften, die es alimentiert: vom Ganzen irgendeiner Idee, eines Tatbestandes an, immer nach dem Prinzip der Dialektik<sup>2</sup> weiter herunterzusteigen, oder von den Einzelheiten nach demselben Prinzip nach oben aufzusteigen, bis irgendeine obere oder untere Grenze erreicht ist. Aber wer oder was hat dieses merkwürdige «Schaltwerk der Gedanken» in unserem Hirn eingerichtet? Gott, der Teufel oder Moleküle, die durch einen unerklärlichen Befehl (von wem?) so zusammengefügt worden sind? Ein Geheimnis, für unser übliches Denken unlösbar!

Und so ist es überall. Hundert weitere Beispiele würden nichts anderes aussagen als dies: Die Welt ist, in ihren letzten Gründen und Abgründen, für uns Menschen ein Geheimnis, und für sie selbst, von der Welt selbst aus gesehen, ein Mysterium. Hier soll man stille sein und verehren –

«Ich bin im stillen Heiligtum

Ich bete an und bleibe stumm»,

singt Gerhard Tersteegen – oder, wenn es sich um den Widersinn des Bösen in einer von Gott geschaffenen Welt handelt, auf eine Gnade, das «Dennoch» des Guten hoffen. Bis zum Urphänomen, welches Du als Grenze verehren sollst, ge-

<sup>1</sup> Vgl. Julius Stenzel: «Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles», Berlin/Leipzig 1924, S. 105.

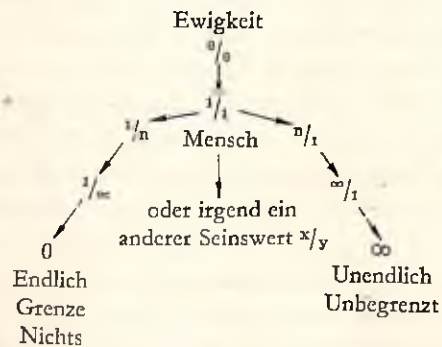
Hier ist der ganze Komplex, wenn auch leider ohne Kenntnis der Harmonik, daher in manchem unklar, im ganzen jedoch ausgezeichnet behandelt.

<sup>2</sup> S. dessen harmonikale Ableitung im vorigen Abschnitt.

langte Goethe: «Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen; und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze.»<sup>1</sup>

Was hat das nun alles mit uns Harmonikern zu tun, wie stellen wir uns dazu?

Der Mensch [22] steht nach harmonikaler Anschauung und Anhörung unter dem Ewigen ( $\frac{0}{0}$ ) zwischen dem Endlichen ( $\frac{1}{\infty} \leftarrow \frac{1}{1}$ ) und Unendlichen ( $\frac{1}{1} \rightarrow \infty$ ). In der Sprache unseres Lambdoma:



Der Mensch mit seinem Trachten und Forschen, ja die ganze Welt steht, als Seinswert – dies gilt nicht nur für die  $\frac{1}{1}$ , sondern für jeden Ort  $\frac{x}{y}$  des Lambdoma – zwischen zwei Polen (der  $\langle \alpha\acute{o}\rho\iota\sigma\tau\omicron\varsigma \delta\upsilon\acute{\alpha}\delta\iota\varsigma \rangle$  = unbestimmten Zweiheit der Pythagoreer), deren einer nach dem immer kleiner werdenden, deren anderer nach dem immer grösser werdenden (zeitlich und räumlich) ausgerichtet ist. Wir können beide Pole auch als den  $\langle$ dunklen $\rangle$  ( $\frac{1}{\infty} = 0$ ) und dem  $\langle$ hellen $\rangle$  ( $\frac{\infty}{1} = \infty$ ) Pol definieren, im Sinne des Ying und Yang der chinesischen Philosophie oder des begrenzenden und unbegrenzten Prinzips der Pythagoreer, welches mit der oben erwähnten  $\langle$ unbestimmten Zweiheit $\rangle$  identisch ist. Verkoppelt mit der  $\frac{1}{1}$  ergeben beide polaren Vektoren den Rahmen für das Lambdoma, dessen  $\langle$ Pleroma $\rangle$  (= Fülle) dann das System der Tonzahlen = Seinswerte ist.

Für die Erkenntnis des Menschen, überhaupt jeden Seinswertes, haben wir auf Grund dieser harmonikalen Symbolik schon etwas ausserordentlich Wichtiges gewonnen. Welt und Mensch werden und entstehen nicht nur auf der abschüssigen Bahn zum Nichts ( $\frac{1}{\infty} = 0$ ), sondern zwischen dieser und der aufsteigenden Bahn zum Unendlichen ( $\frac{\infty}{1} = \infty$ ). Die Tendenzen des heutigen Existentialismus zum Nichts sind bekannt genug, und unser wissenschaftliches Denken folgt ihnen mittels der Dichotomie ihrer  $\langle$ kritischen $\rangle$  Denkungs- und Forschungsweise nach, ohne sich dessen bewusst zu sein. Der andere Pol der Unendlichkeit ist der heutigen Forschung nur als das  $\langle$ prinzipiell unerreichbare Ziel $\rangle$  (M. Planck) der wissenschaftlichen Forschung bekannt. Und doch kann ein Pol ohne den anderen nicht

<sup>1</sup> Gespräch mit Eckermann vom 18. Februar 1829.

$\langle$ existieren $\rangle$ , sonst gäbe es ja kein Pleroma, keinen Kosmos. Die Erkenntnis dieser polaren Spannung zwischen dem Nichts und dem Unendlichen gibt aber allein schon gegenüber den nihilistischen Tendenzen der heutigen Philosophie, der heutigen Forschung, ja der ganzen heutigen Kultur die *erste* tröstliche Gewissheit: Dem Nichts gegenüber steht das Unendliche; jeder Pol würde durch die Eliminierung des anderen aufgehoben. Auf den Menschen bezogen heisst das, dass allen Verkrampfungen, Verengungen, Begrenzungen, Angstgefühlen vor dem Nichts, dem Unsinn gegenüber ein Losgelöstsein, eine Weite, ein Unbegrenztes, eine Unendlichkeit die Waage hält und dass es eben unser Schicksal wie dasjenige der ganzen Welt ist, innerhalb dieser divergierenden Tendenzen einen Ausgleich, eine  $\langle$ Harmonie $\rangle$  zu suchen und zu schaffen. Genau dasselbe meinte Heraklit mit seinem Ausspruch:  $\langle$ Das Auseinanderstrebende vereinigt sich und aus den verschiedenen (Tönen) entsteht die schönste Harmonie, und alles entsteht durch den Streit! $\rangle$

Aber nun: wie kommen wir zu dieser Polarität? Durch Teilung und Vermehrung der Saiten (Töne) und der entsprechenden Zahlen. Wer hat unser Ohr und unser Denken so organisiert, dass dabei das Nichts und die Unendlichkeit herauskommt und zwischen diesen beiden das Lambdoma entsteht? Ein Geheimnis!

Ferner die *zweite* tröstliche Gewissheit: Die weitere Interpolation der Rationen des Lambdoma, insbesondere seiner Gleichtonlinien, ergab als obersten Wert das Symbol  $\frac{0}{0}$  des Eidos, der Gottheit. Hier kommt also zu den obigen polaren Überlegungen und Feststellungen noch etwas völlig Neues hinzu, welches weder die heutige Philosophie noch die heutige Wissenschaft kennt und zu welchem beide ihrer Verhaltensweise nach gar nicht gelangen können. Der Mensch, der Kosmos steht nicht nur innerhalb einer polaren Spannung zwischen dem Nichts und der Unendlichkeit, sondern zugleich unter der Ägide des Ewigen, der Gottheit. Das ist eine Tatsache von ungeheurer Bedeutung. Denn hier tritt das Religiöse in seiner ursprünglichsten Form in Erscheinung, und zwar nicht als blosser Glaubenssatz oder als Resignation vor dem Nichts, sondern im vollen Bewusstsein unseres Erkenntnisweges, als Re-ligio, als ein Wissen von höchstem Rang! Der Mensch und mit ihm die Welt wird in seiner polaren Konstitution zwischen dem Nichts (0) und dem Unendlichen ( $\infty$ ) durchleuchtet und durchtönt vom Inbegriff der Allheit, des Ungrundes, der Ewigkeit ( $\frac{0}{0}$ ), die wir, wie soeben, nur mit unzulänglichen Ausdrücken, Begriffen, bezeichnen können und ebendeshalb mit Gottheit benannt. Auch bezüglich des Symbols  $\frac{0}{0}$  ist mathematisch und tonal alles  $\langle$ klar $\rangle$ , d. h. die Interpretation der Rationen des Lambdoma führt  $\langle$ notwendigerweise $\rangle$  dazu. Aber hier gilt dasselbe wie oben hinsichtlich der rätselhaften, uns unerklärlichen Struktur unseres akustischen und logischen Erkenntnisvermögens. Da ist nichts  $\langle$ klar $\rangle$  und wird es auch nie werden, trotz aller Annäherungsmethoden auf die 0 hin. Vor allem aber sagt uns ja der mathematische Ausdruck  $\frac{0}{0}$  schon, dass es sich dabei letztlich um ein Unausdrückbares handelt, um ein Geheimnis, ein Mysterium.

Wenn wir nun das Geheimnis, das Mysterium, welches den Urgründen und Urphänomenen der Welt hintergründig ist und bleibt, in die akroatische Sphäre einordnen wollen, so können wir hierzu folgendes sagen<sup>1</sup>:

Wir stehen in der Harmonik vor einer dauernden Verwandlung, Transmutation von Phänomenen in Urphänomene. Ich nannte das früher die Umwandlung von Infinitem in Definites, wobei ich, damals ohne ausdrücklichen Bezug auf die  $\frac{0}{0}$ , folgende Überlegungen machte: Jeder Seinswert steht im System der Welt zwischen zwei Unendlichkeitsspolen

$$0 = \frac{1}{\infty} \leftarrow \frac{x}{z} \rightarrow \frac{\infty}{1} = \infty$$

Ton  
(Mensch)

und zwar seiner  $\langle$ Zahl $\rangle$  nach, die ja materiellen Konstanten (Wellenlänge, Frequenz) raumzeitlich entnommen ist. Insofern ist er geschichtlich,  $\langle$ infini $\rangle$  und des Werdens und Vergehens aller  $\langle$ irdischen $\rangle$  Dinge teilhaftig. Nun ist aber jedem Seinswert ein  $\langle$ Ton $\rangle$  koordiniert, also dem materiellen Sein ein *Wert*, dem wir mit Messen und Zählen allein nicht mehr beikommen können, weil er einen ganz anderen Bereich in uns affiziert: unsere Seele. Jeder seelische Eindruck ist aber eine Ganzheit, etwas Definites, und so sagte ich damals, dass eben durch das *Klangerlebnis* das an sich Infinite der Materie, des fluktuierenden Seins schlechthin, dauernd in ein Definites, Geschichtsloses,  $\langle$ Ewiges $\rangle$  verwandelt würde. Durch unsere obigen Überlegungen wissen wir aber nun, dass dieses  $\langle$ Ewige $\rangle$  des Seinswertes, sein Ton, welcher innerhalb unserer Seele eine definite, der zeiträumlichen und kausalen Unruhe enthobene geschichtslose Ganzheit ist, seinen direkten Bezug via Gleichtonlinien in der  $\frac{0}{0}$  hat, dem harmonikalen Symbol für die Gottheit.

In unserer Welt bleibt das  $\langle$ Ewige $\rangle$  immer mit der Materie verbunden. Aber *dass* dieses Ewige in allen Manifestationen vorhanden ist und dass es allein der Mensch durch sein inneres, seelisches Erleben aus dem Materiellen erlösen und in direkten Rapport zum Göttlichen bringen kann: dies vermag die harmonikale Symbolik in einer bisher kaum gekannten, dazu noch wissenschaftlich fundierten Weise unserem Erkenntnisbemühen darzubieten. Wir können es auch so ausdrücken: Wir kommen nur zu Endgültigem, wenn es sich mit dem Ewigen verbündet.

Auch über das, was wir soeben aus den drei harmonikalen Theoremen 0,  $\infty$  und  $\frac{0}{0}$  entwickeln, gibt es einen präzisen pythagoreischen Ausspruch, den uns Jamblichus aufbewahrt hat:  $\langle$ Über der Grenze jedoch [0] und dem Unbegrenzten [ $\infty$ ] steht als Urgrund dieser beiden Urgründe der gewordenen Dinge, als nicht gewordene Ursache der Ursachen Gott [ $\frac{0}{0}$ ]. $\rangle$

<sup>1</sup> Vgl. hierzu:  $\langle$ Tagebuch vom Binntal $\rangle$  in den  $\langle$ Abh. $\rangle$  S. 264ff. und  $\langle$ Grundriss $\rangle$  S. 331–333.

Gerade an dieser Stelle unserer harmonikalen Forschung, bei der Umwandlung von Infinitem in Definites und dem daraus sich ergebenden Bezug zum Ewigen werden uns Begriff und Tatsache, Sinn und Erlebnis des  $\langle$ Mysteriums $\rangle$  so recht im Innersten unseres Gemütes bewusst.

Das harmonikale Symbol und seine Ausfaltung in die verschiedenen harmonikalen Wertformen – wovon der Inhalt dieses Buches handelt – wird für uns immer ein Geheimnis bleiben, herüberreichend aus dem  $\langle$ Mysterium Magnum $\rangle$ , welches wir nur in einer meditativen Haltung unseres Gemütes verehren können. Und zwar nicht deswegen, weil wir vor dem Wissen die Waffen streckten, sondern im Gegenteil: weil infolge der Transmutation vom Sein in den Wert eben unser *Wissen* die Ge-wisheit gibt, dass *Alles* letztlich ein Geheimnis und ein Mysterium ist. Nicht ein Geheimnis und Mysterium des Nichtwissens, der  $\langle$ docta ignorantia $\rangle$ , sondern eines des höchsten Wissens, dass alles in das Mysterium des Symbols  $\frac{0}{0}$  zurückkehrt, von dem es auf geheimnisvolle Weise mit dem  $\langle$ Fiat $\rangle$ , dem Schöpfungs-Wort, entstanden ist.

Gegenüber dem Goetheschen Urphänomen, welches isoliert dasteht und keinen weiteren Bezugspunkt mehr hat, unterscheidet sich das harmonikale Symbol (Wertform) durch seinen Rückbezug auf die  $\frac{0}{0}$ : Re-ligio! In dieses oberste Symbol unseres Lambdoma ordnen sich letztlich alle anderen Symbole ein, emanieren aus ihm und tendieren nach ihm, und zwar nicht durch die Gleichheit ihrer Zahlen (Materie), die ja immer verschieden sind, schon durch den *Ort* im System, sondern durch die Gleichheit ihrer Werte (Töne; Gleichtonlinien!). Wir werden freilich in dem II. Teil dieses Werkes  $\langle$ Die Welt des Menschen $\rangle$  eine diagrammatische Form der Tonzahlsymbolik kennen lernen, wo das Symbol  $\frac{0}{0}$  verschwindet, aber trotzdem hintergründig bleibt. Dies hat seine tiefen Gründe, und wir werden an Ort und Stelle darüber handeln. Hier können wir nur so viel sagen, dass das Lambdoma in gewissem Sinne eine abstrakt-kosmische Formel darstellt, ein Zustand der  $\langle$ ewigen Natur $\rangle$  im Sinne Jakob Böhmes, innerhalb deren der Seinswert noch direkt von der Gottheit ( $\frac{0}{0}$ ) aspektiert wird und der Kosmos inklusive des Menschen noch einer Hierarchie der  $\langle$ Götter $\rangle$  gehorcht – aus diesem Grunde nennen wir auch diesen I. Teil unseres Werkes  $\langle$ Die Welt der Götter $\rangle$ . In der  $\langle$ Welt des Menschen $\rangle$  treten infolge der Umwandlung von Tonzahlen in Tonwinkel völlig neue Formen auf, eben die derzeitige Formenwelt unseres jetzigen, konkreten Kosmos, in der wir heute, nunc et hic, existieren. Auch das Lambdoma gibt uns Auskunft über unsere und der Natur Existenz, aber idealiter, vom Sinn des Ungrundes ( $\frac{0}{0}$ ) und seiner ewigen, aus ihm fließenden Prinzipien her. Erst von der Abstraktion aus verstehen wir dann die Konkretion und werden beiden Anschauungs- und Anhörungsweisen ihre eigene  $\langle$ Wirklichkeit $\rangle$  zubilligen können.

Wir grenzten soeben das harmonikale Symbol vom Goetheschen Urphänomen ab. Wir müssen es aber auch von einer billigen Geheimnistuerei abgrenzen, von

einer nihilistisch-«religiösen» Haltung des Wissens, welches keine Kraft mehr hat, das Geheimnis von seiner eigenen, des Wissens Autonomie aus zu erleben, und die sagt: heute bin ich mit meiner Weisheit zu Ende, und morgen übergebe ich mich dem Glauben. Die Harmonik gestattet, im «Kämmerlein» zu beten, eben weil sie kraft der Autonomie, der Eigentümlichkeit ihrer Forschung selbst ihre Kirchen baut und dort ihre Geheimnisse, ihre Mysterien verehrt, die ja – wie wir schon aus den bisherigen Darlegungen dieses Werkes sahen – religiöses Allgemein-gut der Hochkulturen sind. Mag jeder Harmoniker noch irgendeiner Kirche, einer Religion angehören: sein harmonikales Wissen und Forschen wird ihn davon sicher nicht abwendig machen, im Gegenteil seinen Glauben durch sein Wissen noch fundamentieren und festigen.

Wir kamen von typisch harmonikalen Untersuchungen aus zum «Mysterium» der Trinitas. Da das Lambdoma eine psychophysische «Formel» ist, also wissenschaftlichen Evidenzcharakter hat, glaubten wir das Erscheinen trinitarischer Formen gleich an der Spitze des Diagramms auch für einen «Beweis» unserer Vernunft für das Phänomen der Trinitas ansprechen zu dürfen.

Trotzdem sind wir uns bewusst, die Trinitas als ein Geheimnis, als Mysterium bewahrt zu haben. Nicht weil sie unserem Denken und vernunftgemässen Forschen unzugänglich war – eben dies stellt ja die Harmonik unter Beweis –, sondern weil jedes harmonikale Theorem und jede Wertform vom Mysterium Magnum (0/0) durchdrungen wird und infolgedessen im Kern ihres Wesens ein Geheimnis, ein Mysterium *ist*. «Die Mysterien *sind*», sagt Hölderlin.

In unserer menschlichen Verhaltensweise wirkt sich das als *Ehrfurcht* vor dem gesamten Sein und Werden in allen seinen Differenzierungen aus. Als eine achtungsvolle Scheu, eine Verehrung vor den Dingen dieser Welt, die wir wohl bis zu einer gewissen Grenze ergründen und deren «Ton» wir akroatisch in unserer Seele «hören» können. Aber gerade dieser Ton, dieser «Klang der Welt» ist es, der an das Mysterium rührt, ja von ihm, als dem höchsten Geheimnis, wie eine Glocke in unserer Seele immerwährend angeschlagen wird. Und in den seltenen Stunden oder Augenblicken, wo wir uns noch einer meditativen Stimmung unseres Gemütes hingeben dürfen, da schweigen dann auch alle Töne, die Gestalten verschwinden, und jene *ἁρμονία ἀφανής*, jene verborgene Harmonie wird Wirklichkeit und erfüllt unser Herz mit der Gewissheit, die der einfache Görlitzer Schuster und Philosoph seinen Freunden anvertraute:

«Wem Zeit ist wie Ewigkeit  
und Ewigkeit wie Zeit,  
der ist befreit von allem Streit.»

## F. «Es werde!» (Schöpfung)

Weltschöpfung!

Sieh mit mir dies Wort an, Freund, spricht es laut aus, denk über das Überwältigende seiner Bedeutung nach, lass von der Kraft seiner Aussage Deine Seele erschüttern – und Du wirst mir antworten, dass nichts, kein Gedanke, kein Begriff, kein Gemütszustand auch nur im entferntesten dem nahekommt, was mit diesem Wort gemeint ist oder gemeint sein soll.

«Und Gott sprach: Es werde!» Das ist der grandiose Auftakt nach dem Urspruch der Bibel: «Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.»

Hiernach, wie nach allen monotheistischen Religionen, und neuerdings wieder nach modernen kosmologischen Anschauungen der Physik und Astronomie, gibt es einen Anfang der Welt, einen Anfangszustand, eine Schöpfung aus dem Nichts. Und diesen Anfang schuf Gott – ein Gott, ein aus den Weltgründen entstandenes Ur-Atom, eine Materiewelle: das Wunder bleibt sich hier wie dort gleich.

Denn es ist ein Wunder, dieser Anfang, diese Schöpfung aus dem Nichts oder aus dem Tohuwabohu, dem «wüst und leer», von dessen Zustand wir uns keine Vorstellung machen können. Eben dass es ein Anfang ist und dass unser Verstand vor dem Anfang das Nichts setzen muss: das ist das Rätsel, das Wunder. Was war vorher? Was ist das Nichts? Hier wird das Fragen sinnlos, *wenn* wir den absoluten Anfang, die Schöpfung aus dem Nichts setzen. Dieses Nichts könnte eine Angstquelle sein, aber es wird der Angst durch die Tatsache des Schöpfungsaktes enthoben. Hier spricht Gott, ein höchstes Wesen, ein universaler Weltgeist das Wort «Fiat!» – warum sollen wir uns da ängstigen, wo in diesem Schöpfungsakt die Zuversicht, das Vertrauen zur ganzen Weltentwicklung ausgesprochen ist?

Dies ist die eine Alternative.

Die andere setzt die Weltschöpfung in einen kontinuierlichen, rhythmisch bewegten Prozess von Weltentstehungen und Weltuntergängen innerhalb einer raumzeitlich unendlichen und ewigen Substanz hinein. Auch hier gibt es «Anfänge». Diese Kurbeln aber eine bereits bestehende Substanz zu neuen kosmischen Bildungen an. Die Welten und damit auch unsere Welt entsteht hier nicht aus dem Nichts, sondern aus bereits vorher amorph vorhandenem Material. Auch an diesen ewigen, endlosen und unendlichen Kosmos können wir mit unserem Denken heran, aber hier erleben wir etwas ganz anderes als vorher bei der Vorstellung der Schöpfung aus dem Nichts. Tasten wir uns nämlich mittels des Denkens in die Gründe und Abgründe des Raumes und der Zeit immer weiter hinein: Selbst hinter den letzten, mit den grössten Refraktoren noch erkennbaren Nebelflecken des Sternenhimmels ist kein Ende, es muss dahinter noch weitergehen, noch etwas anderes sein, und wenn es nur der leere endlose Raum wäre. Hinter tausenden von Lichtjahren leuchten Millionen von Lichtjahren auf, hinter diesen birgt das

Schweigen der Unendlichkeit Billionen von Lichtjahren – endlos, immer weiter. Aber lauert in unserem Gedankenmechanismus neben diesen «logischen» Überlegungen nicht die ebenso «logische»: es *kann* doch nicht endlos weitergehen, es *muss* einmal irgendwo aufhören? Aber wie sieht es denn da aus, wo die Grenze, das Ende ist? Nein, das ist Unsinn, es *geht* eben weiter, aber – wie weit? Jeder von uns hat sich wohl schon derartige Gedanken gemacht, aber jedem von uns, wenn er einmal in diese Gedankenmühle hineingeraten ist, wird in seinem Innersten von einer Macht gepackt worden sein, der er mit solchen Überlegungen doch eigentlich enttrinnen wollte: von der *Angst*.

Dieser Angst enttrinnen wir auch nicht, wenn wir sie durch das Sich-Wundern, das Staunen, die Ehrfurcht über die Herrlichkeit und die sich immer wieder erneuernde Schöpferkraft der «Natur» und ihrer Gesetze neutralisieren wollen. Auch nicht, wenn wir die neuesten Folgerungen der Physik, der Relativitätstheorie u. a. m. mit in Betracht ziehen – diese müssten denn offen wieder nach einem Schöpfungsakt («Am Anfang schuf ...») hin tendieren, womit aber die Endlosigkeit der Welt aufgegeben und Gott wieder postuliert und die erste Alternative erreicht ist.

Der Mensch schwankt also heute, wenn er über die Weltschöpfung meditiert, zwischen Anbetung und Angst, zwischen Glauben und Nihilismus. Die Angst hetzt ihn durchs Leben, der Glaube, wenn er noch einen hat, hilft ihm, das Leben zu ertragen. Aber wo ist der Punkt, wo Angst und Glauben sich in einem Dritten, Höhern finden, in einer innersten Gewissheit, dass ein neues Wissen dem Glauben helfe, die Angst zu überwinden, zu einem neuen Sinn des Lebens zu kommen?

Wir wollen nun sehen und hören, was die Harmonik hierzu zu sagen hat.

Konsultieren wir unser harmonikales Grunddiagramm, das Lambdoma (Abb. 1, S. 43), so muss sich unsere Aufmerksamkeit auf die beiden obersten Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  richten.  $\frac{0}{0}$  ist das harmonikale Symbol für die Gottheit, das Eidos, für den Ungrund des «Mysterium Magnum», von dessen Existenz wir überzeugt sind, von dessen Wesen wir aber mit Worten und Begriffen nur unzureichende Aussagen machen können.  $\frac{1}{1}$  ist das harmonikale Symbol für den Schöpfungsakt, den persönlichen Gottesbegriff oder, philosophisch, für die oberste konkrete Einheit, deren Existenz wir ja selbst gesetzt haben – als akroatische Einheit der Saitenlänge und Frequenz des schwingenden und tönenden Mediums. Was das Symbol  $\frac{0}{0}$  betrifft, so wissen wir, dass wir dieses nicht zuerst setzten, sondern es erst nach der Setzung der Einheit  $\frac{1}{1}$  und der hieraus sich ergebenden Konfiguration der Tonzahlen rückschliessend erreichten. Also nicht durch Deduktion, sondern durch Induktion. Jetzt müssen wir aber, wenn wir kosmologisch denken, anschauen und hören, umgekehrt fragen: wie soll man sich das Heraustreten des Urgrundes  $\frac{1}{1}$  aus dem Ungrund  $\frac{0}{0}$  vorstellen? Natürlich setzt diese Frage ein zeiträumlich kausales, also geschichtliches Denken voraus, eine Vorstellung der

Sukzession, ein Nacheinander des Geschehens innerhalb des Schöpfungsprozesses. Selbst wenn wir eine Simultaneität, ein gleichzeitiges «Werden» des ganzen Schöpfungsplanes annehmen, dem Anschlagen eines Urtones vergleichbar, mit welchem zusammen die in ihm enthaltenen Teiltöne erklingen, so ist die Struktur unserer Sinne und unseres Denkens doch so organisiert, dass wir jede Frage nur «historisch», d. h. nach Grund und Folge beantworten können. Die entscheidende Frage ist also: Wie entstand aus der  $\frac{0}{0}$  die  $\frac{1}{1}$ , was ging in der unerforschlichen Gottheit ( $\frac{0}{0}$ ) vor, dass der Schöpfungsakt ( $\frac{1}{1}$ ) möglich wurde?

Hier kommt unserem Denken die Form des Symbols  $\frac{0}{0}$ , welches sich ja zwangsläufig aus der Konsequenz der harmonikalen Reihenbildungen (Zeugertonachse, imaginäre Schenkelreihen, Gleichtonlinien) erschloss, selbst zu Hilfe. Dieses Symbol  $\frac{0}{0}$  ist ein Quotient, dessen Zähler und Nenner 0 enthalten und dessen Zahlwert mathematisch unbestimmbar ist. Harmonikal hat jedoch dieser Quotient als Spitzenwert des Lambdoma eine weit höhere als nur mathematische Bedeutung. In ihm sammeln sich sämtliche identischen *Tonwerte*, was darauf hinweist, dass wir es hier nicht mit einem Un-Begriff, sondern mit einem In-Begriff von höchster Konzentration zu tun haben. Eben aus diesem Grunde setzt die Harmonik das Symbol  $\frac{0}{0}$  mit dem der Gottheit gleich.

Im «Lehrbuch der Harmonik» (§ 54, 3) habe ich nun folgende zwei Überlegungen angestellt:

1.  $\frac{0}{0}$  ist ein *Verhältnis*, welches man auch so schreiben kann: 0:0. Hier aspektierten sich also zwei «Nichts»<sup>1</sup>, und man kann sich vorstellen, dass eben durch dieses Sich-ins-Verhältnis-Setzen, dieses, wie in einem Spiegel, gegenseitig Sich-Anschauen der Akt des Bewusstseins geboren wird, eines Sich-Besinnens, eines Sich-Setzens, was alles gleichbedeutend ist mit einem Willensakt zur Setzung der obersten konkreten Einheit  $\frac{1}{1}$  [23]. Das an sich unergründliche, undefinierbare Mysterium der zeitlos und raumlos «selig in sich selbst ruhenden» Gottheit  $\frac{0}{0}$  tritt durch einen metaphysischen Akt des Sich-selbst-Anschauens, des Sich-selbst-Hörens, der Selbstbesinnung über in eine oberste konkrete Wirklichkeit: die Realität des Schöpfungsaktes  $\frac{1}{1}$  ist damit ermöglicht. Wirklichkeit heisst aber wirken. Meister Eckhart<sup>2</sup> sagt: «Alle Kreaturen reden von Gott. Und warum nicht von der Gottheit? Alles, was in der Gottheit ist, das ist Eines, und davon kann man nicht reden. Gott [ $\frac{1}{1}$ ] wirkt; aber die Gottheit [ $\frac{0}{0}$ ] wirkt nicht, sie hat nichts zu wirken, in ihr ist kein Werk und sie lugte niemals nach irgendeinem Werke aus. Gott und Gottheit sind unterschieden als Wirken und Nichtwirken.» Das Verhältnis von Gottheit zu Gott, also harmonikal der Symbole  $\frac{0}{0}$  zu  $\frac{1}{1}$  sieht nun Eckhart in dem Unterschiede des göttlichen *Wesens* zur göttlichen *Natur*<sup>3</sup>, des Insichseins und Für-Anderes-Seins in der Sprache Hegels, womit

<sup>1</sup> Vgl. weitere Betrachtungen über die «Null» nachher S. 225 ff.

<sup>2</sup> Predigt über Matth. 10, 28, Dom-Ausgabe, S. 328.

<sup>3</sup> Vgl. A. Lasson: «Meister Eckhart», 1868, S. 113.

aber ein Bewusstseinsakt im Schosse der Gottheit vorgegeben sein muss, wie wir ihn oben zu beschreiben versucht haben. Jakob Böhme<sup>1</sup> kommt der Akroasis noch näher: «So denn der erste Wille ein Ungrund ist / zu achten als ein ewig Nichts, so erkennen wir ihn gleich einem Spiegel / darin einer sein eigen Bildnis siehet / gleich einem Leben / und ist doch kein Leben / sondern eine Figur des Lebens und des Bildes am Leben.» 8: «Also erkennen wir den ewigen Ungrund / ausser der Natur / gleich einem Spiegel: denn er ist gleich einem Auge / das da siehet / und führet doch nichts im Sehen, damit es siehet / denn das Sehen ist ohne Wesen / da es doch aus Wesen erboren wird / als aus dem essentialischen Leben.» 9: «Also ist uns erkenntlich / dass der ewige Ungrund ausser der Natur ein Wille sey / gleich einem Auge / da die Natur darinnen verborgen lieget: gleich einem verborgenen Feuer / das nicht brennet / das da ist / und auch nicht ist: es ist nicht ein Geist / sondern eine Gestalt des Geistes / als der Schimen im Spiegel / da alle Gestalt des Geistes im Schimen oder Spiegel ersehen wird / und ist doch nichts / das das Auge oder Spiegel sehe; sondern sein Sehen ist in sich selber / denn es ist nichts vor ihm, das da tiefer wäre.» ... 12: «Und dann zum andern ist vom ewigen Willen / der auch ohne Wesen ist / uns imgleichen zu verstehen von dem Geiste Gottes; dem kein Sehen ist ohne Geist / so ist auch kein Geist ohne Sehen: und verstehen also / dass das Sehen aus dem Geist erscheine / welches sein Auge und Spiegel ist / darinne der Wille offenbar ist; denn das Sehen machet einen Willen / in dem der Ungrund der Tiefe ohne Zahl keinen Grund noch Ziel weiss zu finden; so gehet sein Spiegel in sich / und machet einen Grund in sich / das ist ein Wille.» 13: «Also erscheinet der Spiegel des ewigen Auges im Willen / und erbieret ihm selber einen anderen ewigen Grund in sich selber: derselbe ist sein Zentrum oder Herz / daraus das Sehen von Ewigkeit immer urständet / und dadurch der Wille räge und führend wird / nämlich dessen was das Zentrum erbieret.»

Dieser typischen, schwerfälligen, aber durch innere seelische Eruption gedanken- und spekulationsträchtigen Stelle Jakob Böhmes steht meines Erachtens als Prototyp die intuitive Erkenntnis vorgegeben, dass der Ungrund  $\frac{0}{0}$  sich in sich und damit auch in unserer Seele selbst bespiegelt, «einen Grund in sich macht», d. h. im Selbstanschauen sich bewusst wird und dann ein «Zentrum» gebiert, eben die Einheit  $\frac{1}{1}$ , wodurch der Schöpfungsakt, das Heraustreten der Gottheit  $\frac{0}{0}$  in den durch den «Willen» ermöglichten Schöpfungsakt  $\frac{1}{1}$  realisiert wird.

G. Scholem sagt<sup>2</sup>: «Dieser verborgene und recht eigentlich 'unbekannte Gott' hat dem Sohar zufolge in Bibel und Talmud keinen Namen, und so nennt er ihn mit dem Kunstwort aus dem 13. Jahrhundert *En-Sof*, eigentlich 'kein Ende' oder Unendlichkeit. Dies Wort hat im Sohar dieselbe Stellung wie der ganz entspre-

<sup>1</sup> «Von Sechs Theosophischen Punkten», Kap. 1, 7 ff.

<sup>2</sup> In: «Die Geheimnisse der Schöpfung. Ein Kapitel aus dem Sohar», Schocker Verlag, Berlin 1935, S. 25.

chende Terminus 'Ungrund' für das in sich verborgene Wesen Gottes bei Jacob Böhme, einem der anderen grossen Theosophen. Ja, es scheint sogar, dass 'Ungrund' bei Böhme als Übersetzung aus *En-Sof* gebildet ist, das in den Jahren seiner mystischen Lektüre zu ihm drang ... Das Geheimnis der Schöpfung im innersten Verstande ist nun nichts anderes als das Heraustreten des *En-Sof* aus seiner Verborgenheit, womit es nicht mehr als *En-Sof* [ $\frac{0}{0}$ ], sondern als der lebendige Gott [ $\frac{1}{1}$ ] erscheint, dessen geheimes Leben sich unter einer Reihe von Aspekten darstellt ... Diese Aspekte werden als eine Reihe von zusammenhängenden Bereichen und Potenzen der göttlichen Schöpferkraft dargestellt und heissen bei den Kabbalisten gewöhnlich *Sefirot*, ein Ausdruck, der sachlich mit «Sphären» wiedergegeben werden könnte, aber etymologisch nichts mit diesem Wort zu tun hat. Es bedeutet eigentlich nur «Zahlen», und zwar nicht die gewöhnlichen, sondern die Urzahlen von eins bis zehn, die in einem alten mystischen Buch, dem *Sefer Jezira*, als Urpotenzen und erste ideale Schöpfungen dargestellt wurden. – Den Übergang vom *En-Sof* [ $\frac{0}{0}$ ] zu den *Sefirot* und *Elohim* [ $\frac{1}{1}$ ], womit eine «Strahlung» verbunden ist, denkt sich die kabbalistische Meditation des Sohar sowohl akroatisch – die Ausstrahlung wird als akzentuierte Melodik vorgestellt, deren Melodie als Körper Konsonanten und als Seelen Vokale enthalten – als ein Prozess einer Art metaphysischer Geschlechtlichkeit, wo anfänglich noch die Harmonie des Weiblichen und Männlichen [harmonikal: das geschlossene senarische Feld der reinen sich durchdringenden Dur- und Mollakkorde im oberen Teil des «Lambdoma»!] herrscht<sup>1</sup>, die Stufen der Weltentfaltung mit einer Samenaussaat<sup>2</sup> analogisiert wird, einer Art von heiligem «Weltensamen», mit welchem der «Palast» der Schöpfungskräfte geschwängert wird.

Wir wenden uns zu unserem zweiten Versuch einer Deutung des Heraustretens aus dem Ungrund  $\frac{0}{0}$  in den Schöpfungsakt  $\frac{1}{1}$ <sup>3</sup>.

2. Zuvor wollen wir einmal überlegen, was diese «Null» eigentlich an sich ist. Mathematisch erhält man sie, wenn z. B. eine beliebige Zahl von sich selbst abgezogen wird:  $a - a = 0$ . Wenn ich 6 Nüsse auf einen Teller lege, auf welchem vorher «nichts» lag, so wird, wenn ich sie wieder wegnehme, auch nachher «nichts» auf dem Teller liegen. Hier ist das «nichts» noch einigermaßen eindeutig, obwohl es innerhalb eines «vorher» und «nachher», kurz innerhalb eines denkerischen Operationsprozesses steht. Dieser ist zur Erhaltung des Nichts, der Null, notwendig, d. h. das materiale Nichts ist hier an ein intellektuales Etwas gebunden; ohne dieses Etwas, diese mathematische Operation, würden wir vom Nichts, von der Null, gar nichts wissen. Diese Verkoppelung des Nichts an das Etwas gilt aber im weitesten Sinne, sie scheint «selbstverständlich», und wer sich damit begnügt, mag sich damit zufrieden geben, wie wir, nunc et hic, ebenfalls. Die

<sup>1</sup> a. a. O., S. 48.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 46.

<sup>3</sup> Lehrbuch, S. 278.

Null ist mathematisch aber auch die Grenze zwischen den positiven und den negativen Zahlen:

$$\dots -3 \quad -2 \quad -1 \quad 0 \quad +1 \quad +2 \quad +3 \dots$$

Hier ist die Null eigentlich nicht «Nichts», sondern eine *Grenze*, wie überhaupt bei allen mathematischen Reihenbildungen, die zu einer Null führen. Was speziell die Reihe der positiven und negativen Zahlen betrifft mit der Null als Grenzscheide, so wissen wir<sup>1</sup>, dass sich die primäre harmonikale Zahlkonfiguration

$$\dots \frac{1}{3} \quad \frac{1}{2} \quad \boxed{\frac{1}{1}} \quad \frac{2}{1} \quad \frac{3}{1} \dots$$

bei logarithmischer Transformation in die heute übliche

$$\dots -3 \quad -2 \quad -1 \quad 0 \quad +1 \quad +2 \quad +3 \dots$$

umwandelt, dass also die Null als Grenze hier aus der Einheit entsteht – auch aus dieser Transformation habe ich<sup>2</sup> entsprechende Schlüsse gezogen. Wir dürfen aber nur einen Blick auf unser Lambdoma werfen, um zu sehen, dass alle auftretenden Nullwerte ( $\frac{0}{0}$ ,  $\frac{n}{0}$ ,  $\frac{0}{n}$ ,  $\frac{\infty}{0}$ ,  $\frac{0}{\infty}$ ) mit Ausnahme von  $\frac{\infty}{0}$  und  $\frac{0}{\infty}$  immer Grenzwerte sind, also, in der mathematischen Sprache, Endprodukte konvergenter Reihen sind. Die bedeutsamste «Grenze» ist zweifellos das oberste Symbol  $\frac{0}{0}$ . «Grenze» ist aber untrennbar verbunden mit dem Begriff eines *Ortes*, also auch eines «etwas», und sei es nur eines solchen metaphysischer Art. Der Ungrund  $\frac{0}{0}$  ist also nicht nur das Nichts oder das Alles oder der mit keinen Begriffen zu definierende In-Begriff der Gottheit, sondern – auch das folgende Wort ist nur ein Notbehelf – der *Seinsgrund* von allem.

Wir wollen mit diesen Überlegungen nur andeuten, dass im Schosse der Gottheit  $\frac{0}{0}$  Sein und Grund in einer *metaphysischen Grenze* zusammenfällt, dass dieses Alles, dieser In-Begriff neben dem Unsagbaren, Unausdrückbaren noch eine Ortung haben muss, auch freilich eine solche metaphysischer Art –, aber gerade dieser Ort der  $\frac{0}{0}$  an der Spitze des Lambdoma als oberste Grenze wird uns ja ad oculos demonstriert. Eine zukünftige Harmonik wird hier noch weitere Meditationen anstellen können über die Beziehungen der visuellen (Diagramm), akustischen (Töne) und haptischen (Zahlen) «Aussagen» der einzelnen harmonikalen Symbole. Hier kommt es uns darauf an, zu zeigen, dass Diskussionen über das *σχημα* (die Gestalt, das Zeichen), wie wir sie jetzt bezüglich des Symbols  $\frac{0}{0}$  führen und führten, nicht skurrilen Tüfteleien entspringen, sondern einer innersten Notwendigkeit, die Aussage dieses Symbols zu verstehen – soweit wir mit unserer Begriffssprache dazu in der Lage sind.

Bei dem zweiten Versuch, das Heraustreten der  $\frac{0}{0}$  in die  $\frac{1}{1}$  verständlich zu machen, habe ich nun<sup>3</sup> folgendermassen überlegt: Von der Selbstaspektierung des Zeichens  $\frac{0}{0}$  als das eines Verhältnisses  $0:0$  oder  $0 \leftrightarrow 0$  potenziert sich das

<sup>1</sup> «Lehrbuch», § 18 und 31

<sup>2</sup> «Lehrbuch», S. 128.

<sup>3</sup> «Lehrbuch», S. 278.

ursprünglich als metaphysischer Ungrund in sich selbst ruhende Symbol in die Form

$$0^0$$

Mathematisch ergibt jede Zahl – auch die Null ist mathematisch eine «Zahl» – mit Null potenziert, Eins:

$$0^0 = 1$$

Damit wäre, mathematisch, das Heraustreten der  $\frac{1}{1}$  aus der  $\frac{0}{0}$  einigermaßen verständlich gemacht unter der Voraussetzung einer im Schosse des Eidossymbols  $\frac{0}{0}$  vorgegangenen Selbstpotenzierung, Willensregung oder wie man diesen Ur-Akt sonst nennen mag. Harmonikal ist jedoch die  $\frac{0}{0}$  der Konzentrationspunkt sämtlicher Seinswerte (Gleichtonlinien!), also nicht das Nichts, sondern das Alles. Es tritt daher im Falle der Selbstpotenzierung der beiden «Bewusstseinshälften»  $0:0$  der, ebenso wie oben bei der ersten Alternative, merkwürdige Fall ein, dass aus der unendlichen Fülle eines uns nur durch das Symbol fassbaren Mysteriums der extremste Gegensatz geboren wird: die Einheit  $\frac{1}{1}$ , aus dem Unbestimmten das Bestimmte, aus dem Mysterium, dem Geheimnis das Wort «Fiat!» = Es werde!

Das Rätsel, für den Verstand, bleibt natürlich nach wie vor die Frage: *Was* hat den Ungrund bewegt, aus der Ruhe der Ewigkeit herauszutreten und diesen ungeheuren, für die Tatsache der Schöpfung entscheidenden Schritt zur Einheit zu tun? Ein sehr nahes Analogon haben wir in den Vorgängen innerhalb unseres Bewusstseins. Jeder neue Gedanke ist das Bewusstwerden eines Einfalls, d. h. eines Sich-geistigen-Anschauens vom «Ich» zum «Du» – woher dieser Einfall kommt, was den Gedanken dazu bewogen hat, aus dem Unbewussten ins Bewusstsein heraufzutauchen oder hinabzusteigen – das ist, mutatis mutandis, im menschlichen Bereich nichts anderes als die Geburt der Schöpfung aus dem Mysterium Magnum des Kosmos. Im Werden und in der Kontinuität unseres Denkens stossen wir immer wieder an die Grenzen, die Urphänomene, an das Geheimnis.

Freilich bewegen wir uns mit den obigen Betrachtungen fast nur auf der kausalen, zeiträumlichen Ebene von Grund und Folge. Wir untersuchten wohl die Beziehung der *harmonikalen* Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$ , aber eigentlich mit nicht-harmonikalen Mitteln unserer üblichen Verstandesbegriffe. Das haben wir nötig, wenn wir den bisher üblichen philosophischen Erkenntnisweg zur Erlangung einer Wahrheitsaussage benützen. Aber, wie wir zu betonen nie müde wurden: die Harmonik hat zur Wahrheitsermittlung noch ihren eigenen, autonomen Weg, eben den Weg über die «Audition visuelle» des harmonikalen Diagramms, in diesem Falle des Lambdoma. Hier «spricht» nicht mehr der Sinn des Denkens allein, sondern der Sinn des Gehörs und des Sehens. Die letzteren beiden sind bei allen harmonikalen Diagrammen die primären «Auskunfteien»; das Denken reguliert dabei nur innerhalb unseres Bewusstseins die akustischen und die optischen Daten.

Gehen wir also mittels der «Audition visuelle» an das «Hörbild» des Lambdoma heran, so sagt uns die spontane innere Anhörung und Anschauung, dass, ebenso wie wir induktiv die  $\frac{0}{0}$  erschlossen haben und sie mit der  $\frac{1}{1}$  in einer ganz bestimmten Weise fanden, auch deduktiv die  $\frac{1}{1}$  aus der  $\frac{0}{0}$  notwendigerweise hervorgehen musste. Das «Warum» und «Wie» wird hier einfach durch die Tatsache, dass es sich so verhält, überbaut. Die Eigenträchtigkeit und Eigenwertigkeit des Symbols als Wahrheitsaussage gegenüber dem logischen Schliessen nach Grund und Folge kommt hier eindeutig zum Ausdruck. Ja, wenn wir an den vergleichsweise komplizierten Weg denken, den unser Mechanismus des Verstandes vorhin benötigte, um uns das Werden der  $\frac{1}{1}$  aus der  $\frac{0}{0}$ , also den Schöpfungsakt «begrifflich» zu machen, so müssen wir uns eingestehen, dass der meditative Weg über das Symbol viel einfacher ist als der intellektuelle Weg über den Verstand. Wir sehen aber noch ein Weiteres: das harmonikale Symbol, fussend auf einwandfreier Sinnesbeobachtung (Messen, Zählen, Hören und Sehen) führt zu mindestens ebensolchen Sicherheiten, Gewissheiten wie eine Wahrheitserschliessung mittels der Verstandesbegriffe. Hier, beim harmonikalen Symbol, tritt der Begriff der «Evidenz» wieder in sein ursprüngliches Recht ein. Denn «evident» heisst unmittelbar einleuchtend, augenscheinlich. Die Evidenz einer Wahrheit wird nicht erschlossen, sondern erschaut, erhört. Die harmonikale Evidenz – ein akroatischer Ausdruck hierfür müsste noch gefunden werden, etwa Akrothea, von ἀκροάσις = Anhören und θεα = Anschauen; wir gebrauchten bisher den Ausdruck «Audition visuelle» – fügt zum Anschauen noch das Anhören hinzu, wodurch das harmonikale Symbol eine noch breitere Basis erhält.

Wenn wir also den harmonikalen Weg der Meditation, der inneren, spontanen Anschauung und Anhörung der beiden Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  benützen, so stehen beide Symbole in einer bestimmten, «evidenten» Verkettung und Beziehung zueinander: die  $\frac{1}{1}$  muss die  $\frac{0}{0}$  als zeugendes Zentrum haben, ebenso wie die  $\frac{0}{0}$  nur durch die aus der  $\frac{1}{1}$  sich evolvierenden Tonzahlen = Seinswerte als oberste Gewissheit erschlossen werden konnte. Diese Simultaneität der beiden Symbole, diese eigentliche Geschichtslosigkeit gilt aber für alle harmonikalen Symbole, Konfigurationen und den aus ihnen sich ergebenden Normen und Gesetzmäßigkeiten. Unserem Verstand bleibt dem Wesen seiner Struktur nach nichts anderes übrig, als sukzessiv, also geschichtlich zu denken, womit er ein getreues schematisches Abbild des Weltprozesses ist. Auch die harmonikale Symbolik können wir nur nach diesem Schema, also «historisch» darstellen. Aber die Symbole selbst sind geschichtslos, sie müssen wohl durch unsere Sinnesapperzeptionen und das Schaltwerk des Denkens hindurch, treten aber in dem Moment auf eine höhere Ebene über, wenn wir sie mittels der «Audition visuelle» meditativ betrachten: dann sind sie Zeichen, Aussagen und Aussprache des Ewigen. Jakob Böhme meint, in seiner Art, nichts anderes, wenn er<sup>1</sup> sagt: «Ist doch die Welt erfüllet

<sup>1</sup> «De Tribus Principiis», Kap. 3, 5.

mit Büchern und Reden vom Fall und der neuen Wiedergeburt. Es ist aber in der Theologen Bücher meistens nur die Historia beschrieben / dass es einmal geschehen sey / und dass wir wieder neu geboren werden in Christo. Was verstehe ich aber davon? Nichts als die Historiam, dass es einmal geschehen sey / und wieder geschehen und geschehen soll.» Und er wird nicht müde zu sagen<sup>1</sup>: «Nun kann man dieses mit Menschen-Zungen nicht reden / und zum Verstand bringen / denn Gott hat keinen Anfang; ich will aber also setzen / als hätte er einen Anfang ...», womit er eben ausdrücken will, dass die rein intellektuelle, verstandesmäßige Spekulation nur «historisch», in der Sukzession von Raum, Zeit und Kausalität vor sich gehen kann, dass aber der Quellgrund dieser «Historie» eine simultane, unhistorische, in der inneren Meditation unserer Seele gleichzeitige Anschauung ist, eine Erkenntnisart, die nur durch das Symbol gewonnen werden kann. Hinter jedem Symbol steht das Mysterium. «Ich spreche Mysterien, aber sie sind», sagt Hölderlin! Und für das Symbol findet Bachofen<sup>2</sup> die schönen Worte: «Bis in die geheimsten Tiefen der Seele treibt das Symbol seine Wurzel, die Sprache berührt wie ein leiser Windhauch die Oberfläche des Verständnisses. Jenes ist nach innen, diese nach aussen gerichtet. Nur dem Symbol gelingt es, das Verschiedenste zu einem einheitlichen Gesamtausdruck zu verbinden.»

Wie stellt sich nun die heutige wissenschaftliche Forschung zum Problem der Kosmologie oder Kosmogonie – wobei wir mit der Partikel «oder» das mehr ordnende Prinzip des ersten, das mehr evolutionistische des zweiten Begriffs nicht verwischen wollen? Vorwegnehmend zitieren wir das Resumé einer guten Artikelserie der «Weltwoche» (24. Dezember 1953) «Das astronomische Weltbild», wo es heisst: «Fasst man den Stand der Weltallforschung zusammen, so ist der Eindruck für den Aussenstehenden recht verwirrend. Wie in unserem näheren Bereich, so ist auch hier vieles, vielleicht alles unsicher geworden. Die Kosmologie spiegelt die Krise des modernen Geistes wieder. Nichts ist mehr wirklich fest, wirklich sicher, wirklich endgültig.»

Aber im Einzelnen ergeben sich für uns doch interessante Aspekte.

Da ist z. B. die Weltentstehungstheorie von Dirac-Jordan. Schon früher (1935) haben Atomphysiker in der «Wilson-Kammer» beobachtet, dass im freien Luft-raum der Kammer mitunter ein sogenanntes «Elektronenzwillingspaar» auftritt<sup>3</sup>. Das sind zwei im Magnetfeld gabelförmig auseinandergelungene Elektronen entgegengesetzten Vorzeichens; den Grund dieser Erscheinung führt man auf die rätselhafte «kosmische Höhenstrahlung» zurück. Jordan denkt sich nun den Kosmos mit der Geburt eines einzigen «Neutronenzwillings» entstanden<sup>4</sup>. Diesem

<sup>1</sup> Ebda., Kap. 1, 4.

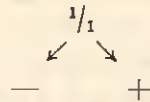
<sup>2</sup> In seiner «Gräbersymbolik der Alten».

<sup>3</sup> Bavink «Weltschöpfung», S. 80.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 102.



origonen Wesen sind a priori Bewegungsenergie, Raumzeit und Gravitationsfeldenergie inhärent, aber auch mit ihm erst entstanden, und die Frage, was «vorher» war, ist sinnlos, weil es ja vorher keinen Willen, keinen Raum, keine Zeit und keine Gravitation gab, allenfalls nur eines: die kategorienlose Gottheit. Wir dürfen nur die obersten Symbole des pythagoreischen Lambdoma betrachten, um zu erkennen, dass im Dual  $\frac{1}{1}$  und dessen «Gabelung»:



sowie der mit dem «Zwilling»  $\frac{1}{1}$  gesetzten Raumzeit (Wellenlänge, Frequenz) die Grundvorstellung der Dirac-Jordanschen Kosmologie vorgegeben ist.

Einen origonen Weltentstehungsbegriff setzt auch die Kosmogonie von George Lemaitre (1946)<sup>1</sup> voraus. Ausgegangen wird von der Endlichkeit des Raumes, der Ausdehnung des Universums und dem Gedanken der Entwicklung. Unsere Welt ist entstanden aus dem radioaktiven Zufall eines Atoms, des «atome primitif»; ihr Anfangszustand ist der einer maximalen Konzentration der Energie. «Das Primitivatom bestand nur einen Augenblick. Es ist instabil und zerplatzt in Stücke, die ihrerseits weiterzerfallen, bis sie so klein werden, dass sie stabil sind und nicht mehr sich aufspalten oder langsam zerfallen wie jetzt die Uratome. Der Zerfall ist begleitet von einer rapiden Zunahme des Radius des Raumes, den die Teile immer gleichmässig erfüllen.» Aloys Wenzl, der Herausgeber von Bernhard Bavinks nachgelassenem Buch «Weltschöpfung» (1950), dem wir das Obige entnommen haben, bemerkt (S. 120) zu den Theorien Jordans und Lemaitres: «Aber beiden Kosmogonien fehlt eigentlich ein formgebendes Prinzip.» Dieses formgebende Prinzip hat die Harmonik in der Einsetzung der Töne zu den Zahlen – hier zu der Dichotomie der Atome. In meinen «Tonspektren» habe ich bezüglich der optischen Spektralgesetzmässigkeiten die Fruchtbarkeit der harmonikalen Formprinzipien unter Beweis gestellt. Damals, Ende der zwanziger Jahre, war die heutige Atomtheorie erst im Entstehen, und ich glaube, dass eine neue Durchforschung dieses Gebietes – wie wir ja soeben sahen – wieder neue harmonikale Entsprechungen finden lassen wird.

C. F. v. Weizsäckers Kosmogonie (1948)<sup>2</sup> hat gegenüber den beiden vorherigen konservativeren Charakter. Weizsäcker setzt einen diffusen Gasnebel voraus, welcher sich von der Turbulenz (Ungefüg) der Laminarität (Ordnung) zuwendet, wobei Wärme, dann Rotationsfiguren wie die Spiralnebel und schliesslich die Sterne entstehen. Die Ursache hierfür liegt in der Gravitation, der gegenseitigen Schwereanziehung der Materie. Weizsäcker hat Sinn für Formen. Er ist der Ansicht, dass es Formgesetze für den Kosmos gibt, die nicht aus den Gesetzen der

<sup>1</sup> a. a. O., S. 118.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 120.

Mechanik selber folgen, und weist z. B. erneut auf die immer noch nicht geklärte und lange Zeit in der Rumpelkammer gelegene Titius-Bodesche Reihe der Planetenentfernungen von der Sonne hin, die, vom Mars bis zum Uranus wenigstens, ungefähr eine geometrische Reihe bilden, wobei jeder folgende Planet doppelt so weit von der Sonne entfernt ist wie der vorausgehende. Jeder angehende Harmoniker weiss aber, dass diese Reihe eine Oktavpotenzreihe:

$$\begin{array}{ccccccc} 1 & 2 & 4 & 8 & 16 & & 32 \\ c & c' & c'' & c''' & c'''' & & c'''''' \end{array}$$

ist, und es wundert mich nur, dass v. Weizsäcker offenbar niemals die vielen harmonikalen Formtheoreme in Keplers «Harmonice Mundi» (besonders die «Axiome» und «Sätze» des V. Buches) beachtet hat, innerhalb derer das 3. Keplersche Gesetz nur *eine* von vielen anderen Formbestätigungen darstellt. Dass die harmonikalen Formsysteme im Kosmos – schon die Spiralnebel gehören dazu; siehe unsere Darstellungen der Tonspirale! – «nicht aus den Gesetzen der Mechanik», sondern eben aus *harmonikalen* Gesetzen, also auf Grund von Tonzahlenanalysen eruiert werden, enthebt sie wohl der Sphäre der reinen Mechanik, gibt ihnen aber einen ebensolchen, wenn auch anders gearteten Wirklichkeitscharakter innerhalb unserer Erkenntnis. Wer sagt denn, dass nur die Mechanik, also erkenntnistheoretisch die Haptik, die Geheimnisse des Kosmos erforschen dürfe? In der Harmonik kommt zum Messen, Zählen und Schauen nur noch das Hören hinzu, und auf Grund dieser erweiterten Sinnesbasis werden Gebiete frei, die vordem unserer Sinnesapperzeption verschlossen waren. v. Weizsäcker als einer der wenigen nicht bloss philosophierenden, sondern in echter, einfacher Weise wirklich philosophierenden Physiker unserer Zeit<sup>1</sup> weiss von den Grenzen physikalischer Erkenntnis, und er weiss also, dass die Mechanik bei bestimmten Formgesetzen des Kosmos versagt. Hier stellt sich dann aber die Frage: was ist «Form»? Die Koinzidenz von Zahl und Ton und die daraus entspringenden Hörbilder geben zum mindesten von der Harmonik aus neue Aufschlüsse über das Formproblem, und zwar deswegen, weil die Tonproportionen von unserer Seele spontan beurteilt werden können und es meine Überzeugung ist, dass jede Form einen *seelischen* Gehalt als das eigentlich konstituierende Moment in sich trägt. Natürlich können wir alle Formen «messen» und mathematisch irgendwie «formulieren». Aber das eigentliche Geheimnis der Form ist rein zahlenmässig nie erklärbar und noch weniger deutbar. Wenn ich aber einen Erkenntnisweg finde, der die äussere Form der Naturerscheinungen auf seelische Ganzheitsformen in mir zurückführt, dann ist das etwas anderes und erweitert unser Erkenntnisbemühen in einer vordem nicht gekannten Weise. Dann ist das Geheimnis der Form eine Form des Geheimnisses unserer Seele.

Doch sehen wir uns weiter um!

<sup>1</sup> S. seine zwei Bücher «Zum Weltbild der Physik», 4. Auflage 1949, und: «Die Geschichte der Natur», 1948.

Fred Hoyle, der noch junge Professor der Mathematik und theoretischen Astronomie an der Universität Cambridge sagt<sup>1</sup>: «Kein literarisches Genie hätte eine Geschichte erfinden können, die auch nur zum 100. Teil so phantastisch wäre wie die nüchternen Tatsachen, welche die Astronomie aufgedeckt hat.» Aus diesen «nüchternen Tatsachen» schliesst Hoyle unter anderm: Das Erdinnere sei nicht heisser als ein Holzfeuer; der Mond entferne sich von der Erde; zum Entstehen einer Eiszeit sei eine Zunahme der Sonnenwärme notwendig; die Mutter der Planeten sei nicht die Sonne, sondern ein mit dieser ursprünglich ein Doppelsternsystem bildender anderer Stern, eine zweite Sonne, welche in einer ungeheuren Explosion («Supernova») geborsten sei und die Planeten geboren habe; unsere heutige Sonne sei eine Art umgekehrter Uranofen, sie gewinne ihre Energie durch ständige Umsetzung von Wasserstoff in Helium, werde immer heisser werden und in ihrem Feuermeer schliesslich ihre Stiefkinder, die Planeten, auffressen, dann sich als «weisser Stern» wieder zusammenziehen, abkühlen und als «schwarzer Zwerg» enden – in einigen Milliarden von Jahren; der Weltbaustoff sei Wasserstoff, dieser aus einer primordialen mystischen «Materie des Hintergrundes» entstanden; nach den Gesetzen der Attraktion und Repulsion (wie in der Kosmogonie Kants) in Bewegung geraten, bildet sich eine ungeheure Gasscheibe, dann unregelmässige Wolken und durch Kondensation die Sterne und Sternsysteme; alle Milchstrassensysteme sind Schauplätze «wilder, unaufhörlicher Tätigkeit»; da alle Milchstrassensysteme sich, wie die Rotverschiebung in ihren Spektren beweist, mit ungeheuren Geschwindigkeiten von uns fortbewegen, auseinanderstieben, kann man sich den Film rückwärts gedreht denken und muss auf eine gigantische «Urexplosion» schliessen; noch weiter rückwärts verdampft alles in den «allgemeinen Hintergrund»; «woher kommt die geschaffene Materie? Sie kommt nirgendwoher. Materie erscheint einfach – sie wird erzeugt.»

Hiermit sind wir also wieder beim «Fiat» des Demiurgen gelandet.

In diesem Tohuwabohu können wir Harmoniker wenigstens zwei unserer Prototypen notieren: den Dual des Doppelsternsystems, der in unseren obersten Symbolen  $0/0$  und  $1/1$  erscheint, und die schon von Newton/Kant angenommene Anziehungs- und Zurückstossungskraft (Attraktion und Repulsion), die wir in den primären Lambdoma-(Teilton-)Reihen:

$$\text{Attraktion} \leftarrow \frac{1}{3} \quad \frac{1}{2} \quad \boxed{\frac{1}{1}} \quad \frac{2}{1} \quad \frac{3}{1} \rightarrow \text{Repulsion}$$

vorgegeben finden.

Hoyles Denken fusst auf der Einsteinschen Weltanschauung. Was die philosophischen und «realen» Folgerungen aus dem neuesten Stand der Relativitätstheorie angeht, so entsinne ich mich, vor wenigen Jahren eine Abhandlung darüber gelesen zu haben, deren Inhalt an Paradoxien alles übertrifft, was sich ein abgebrühter In-

<sup>1</sup> «Die Natur des Universums», Zürich 1951 (nach einem Aufsatz von Corti in der Neuen Zürcher Zeitung vom 29. Nov. 1951).

tellect noch zu leisten vermag. Hiergegen ist selbst ein Hoyle noch ein braver Literat, ein Hörbiger (etwa) mit seiner Glazialtheorie ein harmloser Träumer, und wir Harmoniker sind mit unseren Tonzahlen, Theoremen und Wertformen arme Waisenknaben, hier nur das Monochord und dort nur die Ewigkeit, aber bar aller derartiger Sensationen.

Albert Einstein, der grosse Mensch und Forscher, kann für die rasanten Übertreibungen, Überspitzungen und sensationellen Vereinseitigungen seines schöpferischen Werkes nicht verantwortlich gemacht werden. Er selbst ist ein religiöser Mensch, glaubt an eine Weltregierung, an einen Weltfrieden, an die Wunder in und ausserhalb von uns und schreibt in seiner Autobiographie: «Ich lebe in jener Einsamkeit, die peinvoll ist in der Jugend, aber köstlich in den Jahren der Reife». Wir zitieren aus seinem Buch «Aus meinen späten Jahren» (Stuttgart 1952) noch folgende Sätze: «Die Wissenschaft kann nur von denen aufgebaut werden, die durch und durch von dem Streben nach Wahrheit und Erkenntnis erfüllt sind. Die Quelle dieser Gesinnung entspringt aber auf religiösem Gebiet.» – «Die Tatsache selbst, dass die Gesamtheit unserer Sinneserfahrungen durch das Denken ... in eine Ordnung gebracht werden kann, diese Tatsache erfüllt uns mit Ehrfurcht, aber wir werden sie niemals begreifen. Man kann sagen: Das ewige Geheimnis der Welt ist ihre Begreifbarkeit.» – «Wir müssen freilich darauf achten, dass wir den Intellekt nicht zu einer Gottheit erheben; er hat wohl mächtige Wurzeln, aber keine Persönlichkeit. Er kann nicht führen, er kann nur dienen und er ist in bezug auf seine Führer nicht wählerisch.» – «Wie ist heute die allgemeine Lage? Die Entwicklung der Technik und der Kriegswaffen hat unseren Planeten gleichsam zusammenschumpfen lassen. Die wirtschaftliche Verflechtung hat die Völker in eine noch nie dagewesene gegenseitige Abhängigkeit gebracht. Vernichtungswaffen stehen heute zur Verfügung, die jeden Ort auf Erden mit einer plötzlichen totalen Zerstörung bedrohen. Die einzige Hoffnung auf Schutz liegt in der Erhaltung des Friedens auf übernationaler Grundlage. Wir brauchen also eine Weltregierung, die kraft richterlicher Entscheidung die Konflikte zwischen den Nationen schlichtet.» So weit Albert Einstein.

Weitere Beispiele moderner Schöpfungstheorien würden kein anderes Resultat ergeben als die soeben diskutierten: die Forschung ist heute noch völlig im Fluss, endgültige Ergebnisse gibt es nicht. Trotzdem kreisen diese Ergebnisse um zwei Grundvorstellungen: a) Ewigkeit der Welt und b) Geschaffensein der Welt. Karl Jaspers<sup>1</sup> hält diese für zwei sich bekämpfende, sich gegenseitig ausschliessende Vorstellungen. Wenn die Welt ewig ist, ist der Mensch in der Welt aus der Welt entstanden, also ihr Produkt. Wo die Welt geschaffen ist, ist der Mensch unmittelbar von Gott geschaffen, leiblich wohl ein Produkt der Welt, aber seinem Wesen nach wie von ausserhalb der Welt.

Harmonikal haben wir hierüber, wie wir sahen, unsere ganz bestimmten Vor-

<sup>1</sup> In seinem Aufsatz: «Der Welterschöpfungsgedanke».

stellungen, wobei die Antinomie zwischen «ewig» und «geschaffen» verschwindet und sich in eine sinnvolle Relation umwandelt. Das Symbol  $\frac{0}{0}$ , als Zeichen des «Ewigen», durchflutet mittels der Gleichtonlinien die ganze Welt und gibt den Seinswerten ihre innerste Bedeutung. Das Symbol  $\frac{1}{1}$ , als Zeichen des Schöpfergottes, ist der konkrete Anfang, der Beginn der Welt und ihrer Materialisationen. In der Harmonik stehen sich also diese beiden Vorstellungen nicht als sich «gegenseitig ausschliessende», sondern im Gegenteil als sinnvoll aufeinander bezogene, ja als untrennbar miteinander verbundene Symbole gegenüber.

Wir können von der «Audition visuelle» unseres Lambdoma aus aber auch die Jasperschen Begriffe rektifizieren und an ihren richtigen Ort verweisen. Die Vorstellung einer «ewigen» Welt scheint für Jaspers identisch zu sein mit der materialistisch-evolutionistischen Vorstellung einer gott-losen Weltentstehung, eines letztlich sinnlosen Anfangs ohne Ende und Endes ohne Anfang. Das harmonikale Symbol  $\frac{0}{0}$  zeigt jedoch diese «Ewigkeit» als Inbegriff der Gottheit selbst – wenn auch ohne Vorstellung des «persönlichen Gottes». Ewigkeit der Welt heisst in der Harmonik also nicht «ewige Wiederkehr des Gleichen» bzw. ein sinnloses Auf und Ab mechanischer Kosmogonien, sondern Ewigkeit der Welt ist ihre Geborgenheit im Geheimnis und Mysterium der  $\frac{0}{0}$ , der obersten Gewissheit aller harmonikalen Aussagen. Das «Erschaffensein» der Welt symbolisiert die Harmonik mit dem Symbol  $\frac{1}{1}$ , dem des Schöpfergottes, des Demiurgen, des Wortes «Fiat» = Es werde! Auch für Jaspers und die üblichen Beurteilungen der «Antinomie» zwischen Ewigkeit der Welt oder Geschaffensein der Welt hat das Geschaffensein originären Charakter im Sinne der monotheistischen Gottesvorstellung. Harmonikal könnten wir versucht sein, das Symbol  $\frac{1}{1}$ , also das Zeichen eines persönlich gedachten Schöpfergottes, für «materialistischer» zu halten als das Symbol  $\frac{0}{0}$ ; denn mit der  $\frac{1}{1}$  ist die zeiträumliche und seelische Einheit der konkreten Wirklichkeit gesetzt, die dann nach dem harmonikalen Kausalnexus der Dichotomie und Diairesis die Welten schafft und den Kosmos baut. Das Lambdoma und die Spitzenwerte des Lambdoma sagen unserer Seele sofort, dass der Streit über die «Antinomie» zwischen Ewigkeit ( $\frac{0}{0}$ ) und Geschaffensein ( $\frac{1}{1}$ ) der Welt keinen Sinn hat: beide Symbole sind im Hörbild des Lambdoma, obwohl im Wesen verschieden, so doch untrennbar miteinander verbunden wie Seele und Leib des Menschen – um einen ungefähren Vergleich zu gebrauchen. – Es ist hier nicht mehr not, weiter darüber zu sprechen, weil wir das innere Wesen dieser beiden Symbole in den Kapiteln über die  $\frac{0}{0}$  und die  $\frac{1}{1}$  ausführlich charakterisiert haben.

Zum Abschluss dieser kurzen Übersicht über die kosmologischen Vorstellungen der Neuzeit möchte ich noch zwei die obige «Antinomie» charakterisierenden Ansichten der zünftigen Forschung zitieren. Anno 1914 schreibt das «Handwörterbuch der Naturwissenschaften»<sup>1</sup>: «Eine dem heutigen Stand der Wissenschaft gerecht werdende Kosmogonie kann daher nicht von einem Weltanfang aus-

<sup>1</sup> Bd. V, S. 977.

gehen.» 40 Jahre danach schreibt K. Stumpf in einer grossen Artikelserie «Die Astronomie in unserem Jahrhundert»<sup>1</sup>: «Diese Ergebnisse (Ausdehnung des Weltalls u. a.) stimmen nachdenklich. Sie zeigen, dass es einen Anfang der Zeiten gegeben haben muss, an dem der Mechanismus des Weltgeschehens durch einen Schöpfungsakt in Bewegung gesetzt wurde.»

Uns Harmoniker wiederum stimmen diese sich im Grundsätzlichen so schnell wandelnden Vorstellungen der Wissenschaft nachdenklich. Um so mehr, als wir gerade in diesem Fall sehen und hören, dass die scheinbaren Antinomien sich in der Integration des harmonikalen Grunddiagramms und seiner Symbole zu Ambivalenzen, zu Doppelwertigkeiten erheben, die sich nicht mehr widerstreiten, sondern im Gegenteil eines das andere stützen, sinnvoll machen und unserem Erkenntnisdrang die ruhige Gewissheit des in sich Ruhenden, des Seienden schlechthin geben. Könnte es nicht ebenso mit allen scheinbar sich widerstreitenden Meinungen, Lehren, philosophischen und politischen Systemen, ja allem offenkundigen Widersinn in dieser Welt und im Menschen sein: dass irgendwo in den Tiefen der Natur und unserer Seele eine Ordnung existiere, wo die einzelnen dissonierenden Daten sich letztlich doch sinnvoll in diese Ordnung fügen und von dieser aus unserem Verstand und Gemüt begreiflich und innerlich verständlich werden – bis zum Erstaunen und der Verwunderung vor dem Geheimnis, dem Mysterium?

Die Harmonik unternimmt es, diese Ordnung aufzudecken, zu zeigen, dass das Auge sie sehe, das Ohr sie höre, der Testsinn sie messe und zähle, der Verstand die Sinnesapperzeptionen verknüpfe und bis zu dem Punkt erhebe, wo das Reich des Geistes und die Welt der Normen beginnt.

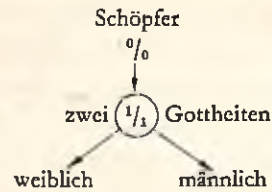
Und nun, lieber Freund und Leser, lass uns noch einen Streifzug durch die Vergangenheit tun und nachforschen, was frühe und früheste Zeiten über das Problem der Weltentstehung gedacht, geschaut, meditiert und gedichtet haben!

Harmonikal sehen wir die Möglichkeit der Schöpfung in einem Heraustreten der Origo  $\frac{1}{1}$  aus dem Eidos  $\frac{0}{0}$ . Ist die  $\frac{1}{1}$  geboren, gesetzt, dann kann die Schöpfung «beginnen», und alles Weitere wird emanieren oder entwickelt sich nach den in der Einheit vorhandenen, ihr immanenten Gesetzmässigkeiten. Wir haben diesen entscheidenden Schritt  $\frac{0}{0} \rightarrow \frac{1}{1}$  logisch und bildbegrifflich zu deuten versucht, wobei wir die Evidenz der letzteren Deutung, also die meditative Betrachtung der Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  in ihrer Stellung im Diagramm des Lambdoma als die einfachere und genuin harmonikale erkannten.

Schon bei einem der ältesten Völker Ostasiens, den Ainu, gibt es eine Mythe, wonach die Insel Yezo (= die Welt) von zwei Gottheiten, einer männlichen und einer weiblichen, gemacht worden sein soll, die die Abgesandten des Schöpfers waren<sup>2</sup>. Die harmonikalen Prototypen dieser Vorstellung sind klar:

<sup>1</sup> In: Die Neue Zeitung, 9. Januar 1953.

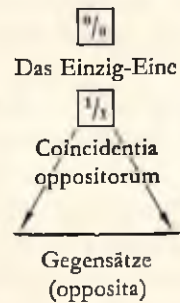
<sup>2</sup> Pater W. Schmidt: «Der Ursprung der Gottesidee», Bd. III, 1931, S. 447.



Korrekt müsste man sagen: die Welt ist von zwei Göttern ( $\frac{1}{1}$ ) gemacht, die Abgesandte des höchsten Wesens waren ( $\frac{0}{0}$ ) – was wahrscheinlich auch der ursprünglichen Konzeption dieser Mythe entspricht.

Nikolaus von Kues (1401–1464) war davon überzeugt, dass die Vernunft das Eine, Höchste, Unbedingte, also Gott, nicht nur glauben, sondern es auch denken solle. «Mathematische Denkformen waren ihm Symbole, um Glaubenswahrheiten erkennbar zu machen.»<sup>1</sup> «Da Gott das schlechthin Unendliche, das unbedingt Superlative und ewig Selbige [ $\frac{0}{0}$ ] ist, ist er im absoluten Sinne das Einzig-Eine [ $\frac{1}{1}$ ], dem gegenüber alles Andere zum Bereiche des Vielen gehört.»<sup>2</sup> Eben deshalb ist Gottes Einheit zu vergleichen mit der «coincidentia oppositorum» – ebenfalls eine Vorstellung, die genau den harmonikalen Prototypen entspricht:

Das Unendliche, ewig Selbige



Ich habe noch einen zu rudimentären Einblick in das Gesamtwerk des Nikolaus von Kues, aber was mir bis jetzt bekannt wurde<sup>3</sup>, lässt vermuten, dass dort noch viele Harmonikalia zum Vorschein kommen; auch das neupythagoreische Element müsste bei dem Cusaner unter harmonikalen Aspekten einmal genauer untersucht werden.

Auch von Jakob Böhm's Beziehung des Ungrundes [ $\frac{0}{0}$ ] zum Grund [ $\frac{1}{1}$ ] haben wir oben S. 120–128 gesprochen. Diese eigentlich kosmologische Idee ist der Angelpunkt seiner ganzen Spekulation. Im «Kurzen Extrakt des Mysterii Magni» heisst es (v. 3): «So ist nun der Ausgang ein Geist des unsichtbaren Willens und Wesens / und eine Offenbarung des Ungrundes durch den Grund der Einheit» – wobei «Ausgang» durchaus im kosmologischen Sinne zu verstehen ist.

<sup>1</sup> E. Hoffmann: «Nikolaus von Kues», in: «Die grossen Deutschen», Bd. I, 1935, S. 265.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 247.

<sup>3</sup> S. unsere Bemerkungen und Zitate oben S. 133 f., 178, 184 f.

Aus dem indischen Kulturkreis werden wir den Schöpfungshymnus<sup>1</sup> hier ungekürzt bringen. Deussen<sup>2</sup>, dessen metrische Übersetzung wir wiedergeben, sagt hierzu: «Dieser berühmte, nach den Eingangsworten das Nasadasiya-Lied genannte Hymnus ist in seiner edlen Einfachheit, in der Hoheit und Reinheit seiner philosophischen Anschauungen vielleicht das bewunderungswürdigste Stück Philosophie, welches aus alter Zeit (2. Jahrtausend v. Chr.) uns überkommen ist ... Wir versuchen eine metrische Übertragung, bemerken aber, dass keine Übersetzung der Schönheit des Originals je genügt wird.»

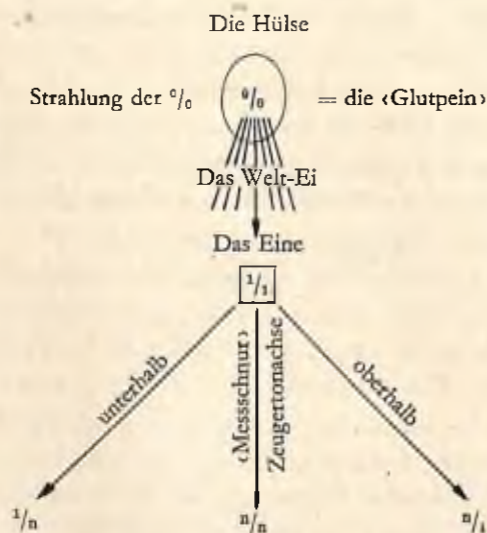
*Der Schöpfungshymnus des Rigveda*

1. Damals war nicht das Nichtsein, noch das Sein,  
Kein Luftraum war, kein Himmel drüber her. –  
Wer hielt in Hut die Welt; wer schloss sie ein?  
Wo war der tiefe Abgrund, wo das Meer?
2. Nicht Tod war damals noch Unsterblichkeit,  
Nicht war die Nacht, der Tag nicht offenbar. –  
Es hauchte windlos in Ursprünglichkeit  
Das Eine, ausser dem kein andres war.
3. Von Dunkel war die ganze Welt bedeckt,  
Ein Ozean ohne Licht, in Nacht verloren; –  
Da ward, was in der Schale ward versteckt,  
Das Eine durch der Glutpein Kraft geboren.
4. Aus diesem ging hervor, zuerst entstanden  
Als der Erkenntnis Samenkeim, die Liebe; –  
Des Daseins Wurzelung im Nichtsein fanden  
Die Weisen, forschend, in des Herzens Triebe.
5. Als quer hindurch sie ihre Messschnur legten,  
Was war da unterhalb? und was war oben? –  
Keimträger waren, Kräfte, die sich regten,  
Selbstsetzung drunten, Angespanntheit droben.
6. Doch, wem ist auszuforschen es gelungen,  
Wer hat, woher die Schöpfung stammt, vernommen?  
Die Götter sind diesseits von ihr entsprungen!  
Wer sagt es also, wo sie hergekommen?
7. Er, der die Schöpfung hat hervorgebracht,  
Der auf sie schaut im höchsten Himmelslicht,  
Der sie gemacht hat oder nicht gemacht,  
Der weiss es! – oder weiss auch er es nicht?

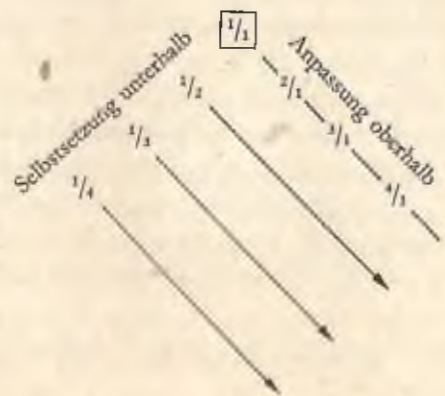
<sup>1</sup> «Rigveda» 10, 129.

<sup>2</sup> «Allgemeine Geschichte der Philosophie», B. I, 1. Abt., 1894, S. 119 ff.

Wir wollen zunächst auf typisch harmonikale Merkmale hinweisen. Die Zeilen 3 und 4 der 3. Strophe heissen wörtlich: «Das Lebenskräftige, welches von der Hülse eingeschlossen war, jenes Eine wurde durch die Macht des Tapas (= Glut, Hitze) geboren.» Die «Hülse», harmonikal die  $\frac{0}{0}$ , gebar durch ihre Glut (die Strahlung = Gleichtonlinien) das «Lebenskräftige», das «Eine», harmonikal die  $\frac{1}{1}$ . Die «Hülse» kann aber auch, wie Deussen bemerkt, die Vorstellung des «Welt-Ei» bedeuten, dem wir später noch ein eigenes Kapitel (II h) widmen werden. Dass jedoch unsere Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  als Prototypen hintergründig sind, beweist in der 5. Strophe, Zeile 1 und 2 der eigenartige, von den Kommentatoren für «dunkel» erklärte Begriff der «Messschnur» sowie die dabei gestellten Fragen, was unterhalb und oberhalb war. Wir schreiben das in unser Diagramm ein:



Wenn im zweiten Teil der 5. Strophe die Antwort gegeben wird: «Da waren Samenträger, waren Machtentfaltung, Selbstsetzung unterhalb, Anspannung oberhalb» – so sind die machtentfaltenden, sich selbstsetzenden Samenträger die sich aus der Aliquotreihe  $\frac{1}{1} \frac{1}{2} \frac{1}{3} \dots$  immer neu entwickelnden Teiltonreihen:



Hier wird durch die harmonikale Analyse gerade diejenige Strophe des Hymnus klar, die sich bis heute jeder konkreten Deutung entzogen hat – denn wenn Deussen die von der Messschnur geteilten zwei Hälften «unterhalb» und «oberhalb» mit der Unterscheidung von «Ding an sich und seiner Erscheinung» paraphrasiert, so ist das meines Erachtens eine etwas allzu heuristische Hineinlegung europäischer Begriffe in ein noch urtümlich-bildbegriffliches Denken des alten Ostens.

Natürlich gibt die harmonikale Analyse nur das Gerüst der Strophen 3–5 des Schöpfungshymnus des Rigveda. Und gewiss haben jene alten Sänger nichts von der Harmonik oder harmonikalen Diagrammen gewusst. Aber in ihren Seelen horchten sie in reiner Meditation auf das Grundgefüge der Welt und der Weltentstehung, und dort fanden sie eben die Formen, die wir heute als harmonikale Prototypen wieder direkt für Auge, Ohr, Tastsinn und Verstand aufzuzeichnen in der Lage sind. Um diese Prototypen herum banden sie dann die Schönheit ihrer mythischen Bilder und Begriffe und gaben diese in Wörtern und Metren der Nachwelt kund. Dass in diesem Hymnus (4. Strophe) gleich zu Beginn der Schöpfung der Eros, die Liebe auftaucht, wird uns später (Kapitel II i) Anlass zu Betrachtungen geben.

Im berühmten babylonischen Welterschöpfungsgedicht<sup>1</sup>, um 2000 v. Chr. entstanden, aber weiter hinaufreichend, finde ich nur rudimentäre Anklänge an die Harmonik. Man darf nicht vergessen, dass es auf den Gott Babylons, Marduk, und dessen Verherrlichung zugeschnitten ist und vermutlich ein Kompilat älterer Mythen enthält. Trotzdem fiel mir in diesem düsteren, ja furchtbaren Gedicht verschiedenes auf. «Als von den alten Göttern kein einziger lebte», heisst es da, wurden «Apsu, der Uranfängliche» und «Tiamat, die Mutter von allen» geschaffen. Das ist die in der  $\frac{1}{1}$  enthaltene Androgynität. Es beginnt dann sofort der grausige «Kampf der Götter» gegen die Tiamat, ein Kampf, den wir harmonikal in bisher einzigartiger Weise durch den inneren Gehalt unseres sogenannten «Quintendiagramms» symbolisieren können<sup>2</sup>. Die von Marduk endlich besiegte «Chaosmutter» Tiamat wird nun von diesem, der «ihren Leichnam betrachtete», in gewissem Sinne kosmogonisch präpariert:

«Einer Muschel gleich, in zwei Hälften sie teilend,  
Stellt er hin ihre Hälfte, den Himmel zu decken.  
Er zog eine Schranke, mit Wächtern sie schützend ...»

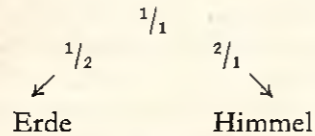
Auch hier scheint mir (Muschel) der Prototyp des Welt-Eies hintergründig, hinsichtlich der «Schranke», der das Lambdoma polar teilenden Zeugertonlinie. Auf der siebenten Tafel dieses babylonischen Welterschöpfungsgedichtes taucht dann die auch sonst im babylonischen Pantheon wichtige Göttertrias Anu, Enlil und Ea auf. Meist stehen sie an der Spitze der Hierarchie und werden mit Himmel,

<sup>1</sup> Nach A. Ungnad: «Die Religion der Babylonier und Assyrer, Jena 1927.

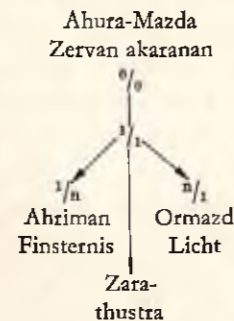
<sup>2</sup> Siehe Kap. I J.

Erde und Wasser analogisiert. Oder es wird<sup>1</sup> gesagt: «Als Anu, Enlil und Ea, die grossen Götter, in ihrem unwandelbaren Ratschluss die Bildnisse von Himmel und Erde eingesetzt hatten ...» Harmonikal können wir dies so einzeichnen:

Die Göttertrias Anu, Enlil, Ea



Im altpersischen Avesta gibt es keine ausführliche Schöpfungsgeschichte, oder sie ist nicht überliefert. Hingegen liegt ja schon in den beiden Licht-Finsternis-Prinzipien Ormazd und Ahriman eine kosmogonische Note. Wir konnten oben Seite 54 f. schon bemerken, dass die spätere iranische Spekulation im «Zervanismus» sich bemühte, diesen primitiven Dualismus mit einem übergeordneten Prinzip, dem «Zervan» oder der «Zervan akaranan» = grenzenlosen Zeit, zu überbauen. [24] Dieser, erst im späteren Avesta entstandene Begriff, der andererseits (bei Eudemus von Rhodos) raumzeitlichen Charakter haben soll<sup>2</sup>, ist prototypisch zweifellos unserem Symbol  $\frac{0}{0}$  gleichzusetzen und gibt der ohnehin schon zu Abstraktionen neigenden Licht-Finsternis-Mystik des alten Iran den ihr noch fehlenden metaphysischen Spitzenwert:



Für Zarathustra, die iranische Erlösergestalt, war freilich der «höchste Gott» noch Ahura-Mazda. Aber schon diese Gestalt wurde in eine unerreichbare abstrakte Höhe versetzt. Zarathustra selbst<sup>3</sup> deutet an, dass der höchste Gott [harmonikal  $\frac{0}{0}$ ] nicht zugleich Weltschöpfer [harmonikal  $\frac{1}{1}$ ] sein kann! «Dieser Punkt gehört in den Gathas zu den dunkelsten und am schwersten erklärbarsten Anschauungen, denn der höchste Gott Ahura-Mazda steht nicht in unmittelbarer Berührung mit der stofflichen Welt und hat daher auch keinen Kontakt mit dem Bösen. Er selbst ist ohne Anfang und Ende.»<sup>4</sup> Besser kann man unser Symbol  $\frac{0}{0}$

<sup>1</sup> Ungnad: a. a. O., S. 58.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu: O. G. v. Wesendonk: «Das Weltbild der Iranier», 1933, S. 257 u. a.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 73.

<sup>4</sup> Wesendonk: a. a. O., S. 73.

schwerlich charakterisieren, und wir sehen hier wieder, wie schon so oft, dass die Akroasis gerade mittels ihrer Symbole da Klarheit schafft, wo die üblichen historisch-philologischen Überlegungen versagen.

Von den ägyptischen Gottesvorstellungen und den verschiedenen Göttertriaten haben wir oben Seite 59 ff. und Seite 196 ff. gesprochen. Gemeinsame, d. h. durch die Jahrtausende kontinuierlich sich haltende Schöpfungsvorstellungen dürfen wir nicht erwarten – ist doch schon das Göttergewimmel in der 5000jährigen Geschichte Ägyptens derart gross und kompliziert, dass man nur äusserst schwer eine einheitliche Göttergenealogie finden kann. Harmonikale Merkmale gibt es freilich in dem ungeheuren Thesaurus der Inschriften viele – wir haben deren einige bereits oben Seite 59 f. erwähnt und werden noch weitere zu erwähnen haben. Da, wo sich Anklänge an kosmogonische Vorstellungen zeigen, scheinen manchmal harmonikale Prototypen durch. So wird z. B. der Erdgott Geb mit derselben Hieroglyphe, die eine Gans darstellt, aufgezeichnet; es wird von ihm erzählt, dass er das Welt-Ei legte, aus dem dann Re (= Sonne, eine der allgemeinsten, zu allen Zeiten in Ägypten verehrte oberste Gottheit) entstand<sup>1</sup>. Nach einer anderen Version geht Re aus dem Urwasser Nun hervor, wieder nach einer anderen entsteht Re aus einem Ei als Vogel oder Jüngling. Eine der am weitesten verbreiteten Kosmogonien war die heliopolitanische. Hiernach wurde die Welt von neun Gottheiten beherrscht; in Heliopolis nannte man das «die grosse Götterneunheit». In einem Papyrus heisst es: «Darnach verehere Re. Rede: O mein Vater, Herr der Götter, Ältester der grossen Neunheit, erster Urgott der Götter ...»<sup>2</sup> In den Pyramidentexten werden drei heliopolitanische Götterneunheiten oder 27 Gottheiten erwähnt, die als Muster für die Anordnung der Kosmogonischen Gottheiten in vielen ägyptischen Heiligtümern galten<sup>3</sup>. Harmonikal bedeutet die 9 den Ganzton, das Mass des linearen «Musizierens». 9 ist aber  $3 \times 3$ , d. h. die Neun wird aus der Potenz des wichtigsten Intervalls nach der Oktave, der Quinte, dem «Götterintervall»<sup>4</sup> geboren. Und drei Götterneunheiten schliessen mit 27 Gottheiten das Kosmologische Pantheon von Heliopolis ab und ein. Wer denkt da nicht an die «Enneaden» (von *ἐννέα* = neun) Plotins?

Bei Damascius, dem letzten Vorsteher der platonischen Akademie, als diese 529 von Kaiser Justinian geschlossen wurde, sind nach älteren Autoren (Eudemos und Mokhos) phönizische Kosmogonien aufbewahrt, die unser harmonikales Interesse erwecken müssen. Aus zwei Prinzipien (Äther, Luft) «wird erzeugt Ulo-mos, der geistige Gott, die höchste Spitze des Geistigen, wie ich meine. Dieser erzeugte mit sich selbst zuerst den Kusoros, den Eröffner, dann das Ei.»<sup>5</sup> Die

<sup>1</sup> Chantepie de la Saussaye: a. a. O., Bd. I, S. 481 und 452.

<sup>2</sup> Roeder: «Urkunden zur Religion des alten Ägypten», 1915, S. 114.

<sup>3</sup> Chantepie de la Saussaye: a. a. O., Bd. I, S. 482.

<sup>4</sup> Siehe nachher den «Kampf der Götter» im Quintendiagramm, Kap. I i.

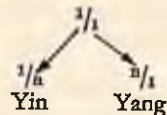
<sup>5</sup> Nach Chr. C. J. Bunsen: «Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte», Bd. V/1, 1856, S. 235.

zwei Prinzipien (Schenkelreihen und «Pleroma» des Lambdoma), der «geistige Gott» ( $0/0$ ) und der «Eröffner» ( $1/1$ ) sind uns wohl bekannt; bezüglich des Symbols des Welt-Eies vgl. nachher unsere ausführliche Analyse (Kapitel II h)!

Die Kosmogonische Strophe (erste Hälfte des 42. Spruches) von Laotse's Tao-teking haben wir anlässlich des  $0/0$ -Symbols bereits erwähnt<sup>1</sup> und diskutiert. Wir geben hier die ganze Stelle nochmals in der Übersetzung von Victor von Strauss<sup>2</sup>, weil hier, vor 2500 Jahren, in geradezu klassischer Weise, die Spitzenentwicklung unseres Lambdoma beschrieben wird:

«Tao erzeugt Eins,  
Eins erzeugt Zwei,  
Zwei erzeugt Drei,  
Drei erzeugt alle Wesen.  
Alle Wesen tragen das ruhende Yin  
und umfassen das bewegende Yang.  
Der vermittelnde Lebensodem  
bewirkt die harmonische Vereinigung.»

Tao ( $0/0$ ) erzeugt Eins ( $1/1$ ). Eins erzeugt Zwei:  $\swarrow \searrow$ . Zwei erzeugt Drei:  $\swarrow \searrow$ . Drei erzeugt alle Wesen – hiermit ist die ganze Weltentwicklung gemeint, die das Lambdoma im Ganzen symbolisiert. Das letztere wird noch durch die beiden Urprinzipien Yin und Yang verdeutlicht



Yin ist harmonikal die Aliquotreihe  $1 \ 1/2 \ 1/3 \dots$ , das «Ruhende», in welchem jeder Seinswert als «Obertonreihe» vom Typ  $1 \ 2/1 \ 3/1 \dots$  das «bewegende Yang» aus sich gebiert. Der vermittelnde Lebensodem bewirkt die harmonische Vereinigung: das ist das schwingende Leben des «Pleroma» des Lambdoma, der zwischen Yin und Yang sich harmonisch vereinigen und sich durchdringenden Seinswerte.

Liä Dsi, der Schüler Laotse's, paraphrasiert die kosmogonischen Stenogramme seines Meisters in einer sehr eigenartigen Weise. In seinem Buch «Das wahre Buch vom quellenden Urgrund»<sup>3</sup> steht ein Kapitel über die Weltentstehung, welches wir hier ungekürzt wiedergeben: «Meister Liä Dsi sprach: Die alten Weisen nahmen das Lichte und das Finstere als Grundursache der Welt. Aber alles Körperliche entsteht aus Unkörperlichem; so muss doch auch die Welt einen solchen Ursprung haben. Darum sage ich: Es gibt eine Urwandlung, einen Uranfang, ein Urentstehen, eine Urschöpfung. – Die Urwandlung ist der Zustand, da die Kraft noch nicht sich äussert. Der Uranfang ist der Zustand, da die Kraft entsteht. Die

<sup>1</sup> Oben S. 65.

<sup>2</sup> Manesse-Bücherei. <sup>3</sup> Übersetzt von R. Wilhelm, Jena 1921, S. 2.

Urentstehung ist der Zustand, da die Form entsteht. Die Urschöpfung ist der Zustand, da der Stoff entsteht. Den Zustand, da Kraft, Form und Stoff noch ungetrennt durcheinander sind, nennt man Dasein. Dasein bedeutet den Zustand, da die Dinge miteinander und durcheinander sind und noch kein gesondertes Fürsichsein haben. – «Schaut man darauf, so sieht man nichts, horcht man danach, so hört man nichts, verfolgt man es, so erhält man nichts; darum heisst es das Wandelbare.» Als das Wandelbare hat es keine Schranke der Form. – Dieses Wandelbare wird zur Eins. Die Eins wechselt und wird zur Sieben. Die Sieben wechselt und wird zur Neun. Die Neun ist der Endpunkt dieses Wechsels. Aber sie wechselt noch einmal und wird wieder zur Eins. Diese Eins ist die Entstehung der wechselnden Formenwelt. Das Reine und Leichte steigt empor und wird zum Himmel. Das Trübe und Schwere senkt sich herab und wird zur Erde. Das, wovon die einigende Kraft ausstrahlt, wird zum Menschen. Darum enthalten Himmel und Erde den Samen, aus dem alle Dinge durch Wandlung erzeugt werden.»

Auch hier sehen wir die harmonikalen Prototypen durchschimmern: Die «Urwandlung», das «Wandelbare» ist zweifellos das Tao =  $0/0$ ; Sieben und Neun sind die untere (reine, ekmelische) und obere Sekunde, in deren Mitte die Acht, die Vertreterin des Zeugertons, der Eins, steht. Also zwei Ganztöne. Offenbar klingen hier bestimmte Vorstellungen der chinesischen Zahlenharmonik an, von welcher wir noch wenig wissen, die aber existierte, wie schon die betreffenden Ausführungen im 1. Band von C. H. Windischmann «Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte» (1827) beweisen. Dann darf man die Schwierigkeiten der Übersetzung chinesischer Texte nicht vergessen, deren Charaktere oft mehr Andeutungen, Konzentrationen von Bildbegriffen sind, die der europäische Übersetzer nach Begriffen deutet, ja deuten muss, die er sich von seinem eigenen philosophischen Denken her erworben hat – der Hegelsche Terminus des «Fürsichseins», den Richard Wilhelm oben gebraucht, ist dafür ja bezeichnend genug. Ich bin aber überzeugt, dass ein mit harmonikalen Kenntnissen ausgerüsteter Sinologe gerade zahlenharmonikale Stellen wie die soeben von Laotse und Liä Dsi zitierten, vor allem aber die Zeichensprache und Diagramme des I-Ging, in einer dem Gehalt der Texte viel adäquateren Weise zu übersetzen und zu deuten vermag; unsere wenigen Analysen<sup>1</sup> machen dies wahrscheinlich. – Weiter zu Liä Dsi: Dass von der Neun zu einer anderen Eins zurückgewechselt wird, deutete ich mir mit dem effektiven oder prototypischen Wissen um die Zeugertonachse – diese ist ja tatsächlich im Lambdoma «die Entstehung der wechselnden Formenwelt», d. h. diese schart sich um jene, und zwar wieder gehalten von den beiden Schenkelreihen Yin («das Trübe und Schwere senkt sich herab und wird zur Erde») und Yang («Das Reine und Leichte steigt empor und wird zum Himmel») des Lambdoma:

(Erde)  $1/n \dots 1/3 \ 1/2 \ 1/1 \ 2/1 \ 3/1 \dots n/1$  (Himmel)

<sup>1</sup> Siehe auch die betreffenden Stellen im «Lehrbuch».

Da wir bereits in den vorhergehenden Kapiteln auf merkwürdige Entsprechungen der *Kabbala* zur Harmonik verweisen konnten und sogleich auf weitere verweisen werden, sollen unsere freundlichen Leser kurz darüber orientiert werden, was «Kabbala» heisst und bedeutet. Das Wort «Kabbala» kommt vom hebräischen «kibbel» = empfangen. Es hat aber einen Doppelsinn und bedeutet sowohl das von aussen objektiv Empfangene als auch die innere subjektive Empfänglichkeit des Gemüts. Meist wird das Wort deutsch übersetzt mit «Überlieferung». Die Kabbala ist in gewissem Sinne die mystische Ergänzung zum intellektuellen Talmud, obwohl sich oft die Grenzen verwischen. Als Ganzes hat sie mit allen Richtungen der Mystik ein tiefes Streben nach Verinnerlichung, Meditation und Versenkung in das Geheimnis Gottes, der Schöpfung und des Menschen gemein, daneben aber noch starke spekulative Momente echter Gnosis, verbunden mit einer Buchstaben- und Zahlenmystik, die auf uralte Traditionen zurückgehen muss. Die Kabbala zerfällt in zwei Teile, die theoretische und praktische – wobei man jedoch unter der ersteren weniger ein ausgebildetes System als vielmehr ein echtes Spekulieren und Philosophieren über die Thoratexte und unter der letzteren einfach die Anwendung der mystischen Lehren im Leben des Menschen verstehen muss. Besonders diese «praktische» Kabbala hat dann später durch ihre wirren Phantastereien und abergläubischen Rezepturen den ganzen Begriff der Kabbala in Verruf gebracht, aber dafür können weder sie noch ihre grossen Vertreter verantwortlich gemacht werden.

Kabbalistische Handschriften und Drucke treten erst verhältnismässig spät auf; alle wirklichen Kenner sind sich jedoch darüber einig, dass bestimmte Grundgedanken der Kabbala ins hohe Altertum hinaufreichen, vielleicht bis zur Entstehung des Pentateuch. Es liegt ja im Wesen aller antiken Geheimlehren, dass sie meist nur durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt oder oft überhaupt nicht aufgeschrieben wurden, wie wir es ja von Pythagoras her kennen. Die früheste Fixierung kabbalistischer Lehren ist wohl in die frühalexandrinische Zeit anzusetzen. Vielleicht wurde damals schon das «in ebenso lapidarer wie dunkler Kürze abgefasste 'Buch der Formung'» (Sefer Jezira) aufgeschrieben. Ernst Müller bemerkt hierzu in seiner auszugsweisen Soharübersetzung<sup>1</sup>: «Diese kleine Schrift die von Anfang an über die der kabbalistischen Tradition zugehörigen Kreise hinaus als tiefe Weisheitsoffenbarung betrachtet und unzählige Male kommentiert wurde, weist uns, und zwar in Inhalt und Methode, auf zwei Hauptgedanken der Kabbala überhaupt hin, mit deren Betrachtung auch bereits Zentrales aus dem Inhalt des Sohar miteinbezogen wird: auf die schöpferische Macht der Urlaute und auf die Orientierung des ganzen Kosmos auf den Menschen hin.» Wir Harmoniker wissen, dass Albert v. Thimus im 10. und 11. Hauptstück seiner «Harmonikalen Symbolik des Alterthums»<sup>2</sup> diesem Büchlein Jezira – «morpho-

<sup>1</sup> «Der Sohar», Wien 1932, S. 9.

<sup>2</sup> Köln 1868–1876.

logisch» ein genaues Gegenstück zum chinesischen I-Ging – eine seiner scharfsinnigsten harmonikalen Analysen gewidmet hat. – Mit der Niederschrift (um 1300) und den ersten Drucken (ab 1558) des Sohar, dieser «Bibel der Kabbalisten», ist nun die kabbalistische Geheimlehre in ihren Hauptzügen vollendet und zusammengefasst. Sohar heisst «Glanz». Und es ist wahr: jedem, der sich in Abschnitte dieses Buches versenkt, wird ein Glanz jener seltsamen, tiefgründigen und in ihrer bildbegrifflichen Anschaulichkeit das Gemüt so erregenden Geisteshaltung zuteil, welche das ganze Werk, trotz seiner Systemlosigkeit, durchstrahlt und aus ihm leuchtet. Leider bin ich, des Hebräischen unkundig, nur auf Übersetzungen angewiesen – eine Gesamtübersetzung in deutscher Sprache gibt es leider noch nicht, aber besonders die Müllersche Auswahl hat diesen Eindruck in mir hinterlassen – und nie habe ich das Fehlen von Sprachkenntnissen so vermisst wie gerade hier!

Wer war nun der Verfasser des Sohar? Lange galt dafür Rabbi Simon ben Jochai, denn der ganze Sohar besteht ja auch aus Gesprächen dieses Rabbi Simon mit seinem Schülerkreis. Eingeschaltet in diese Gespräche sind freilich noch besondere Fragmente, z. B. ein Kommentar über das Hohe Lied u. a., die entweder andere Kabbalisten verfasst haben oder worin Rabbi Simon selbst wieder auftritt – wir werden nachher eine Probe von diesen «Nebenschriften», die uns besonders interessiert, auszugsweise geben. Heute gilt der legendäre Rabbi Simon nicht mehr als Verfasser des Sohar. Vielleicht war es Moses de Leon in Spanien, der es in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als Werk des Simon ben Jochai (130–170) ausgab. [25] Aber der eigentliche Autor wird mit Sicherheit wohl kaum mehr festzustellen sein.

«Das Buch Sohar» – sagt Molitor in seiner «Philosophie der Geschichte oder über die Tradition»<sup>1</sup> – «bietet übrigens, trotz seiner fragmentarischen Beschaffenheit, die reichhaltigste Fundgrube dem forschenden Geiste dar. Es gibt, wenn man die Bibel abrechnet, vielleicht ausser dem Christentum keine mystische Schrift, die an Tiefe, Fülle und Geistesschwung dem Sohar gleichkäme. Im ganzen ist die Darstellung klar und höchst lebendig, obwohl es auch wieder viele Stellen gibt, die Rabbi Simon, nach Art der alten Weisen, absichtlich in Dunkelheit gehüllet, teils um gewisse wichtige Gegenstände dem Nachdenken seiner Schüler selber zu überlassen, teils aber, weil es ihm, wie er sich oft ausdrückt, deutlicher zu reden nicht erlaubt sei. Wir sehen also hieraus, wie heilig und geheim das Höhere damals behandelt worden, und wie es auch unter diesen wenigen ausgewählten Chaberim noch Stufen gab, da vielleicht nur einer oder der andere für fähig erachtet worden, in den vollen Besitz des ganzen Geheimnisses eingesetzt zu werden.» Molitor (1799–1860) war ein Philosoph und Historiker des Schelling-Baader-Kreises und hat in seinem eben zitierten vierbändigen Hauptwerk die Lehren der Kabbala und der jüdischen Tradition ausführlich und auf die Philo-

<sup>1</sup> I. Teil, 1834, S. 71.



sophie seiner Zeit bezogen dargestellt. Das heute vollkommen vergessene Werk gehörte längst wieder ediert. Ernst Müller, der verdienstvolle Neuübersetzer wichtiger Teile des Sohar, charakterisiert diesen<sup>1</sup> folgendermassen: «Aber auch der Inhalt des Sohar ist dem fertige Geschlossenheit liebenden Systematiker ebenso schwer zugänglich wie dem schön gegliederte Formen liebenden Ästhetiker oder dem gefühlhafte Verschwommenheit suchenden mystischen Schwärmer. Denn er bietet weder ein philosophisches System noch ein dichterisches Ganzes, auch keine okkulten Anweisungen, noch viel weniger das manchmal so beliebte mystische Geplätscher. Aber er teilt mit wesenhafter Philosophie und ernstem Occultismus Tiefe und Strenge, und man muss dazu noch in seiner eigentümlichen Atmosphäre gewissermassen atmen können, um über Kritik und blinde Verehrung hinaus das Wesentliche zu erfassen.» Und G. Scholem, der Herausgeber des «Buch Bahir» (1933), der «Bibliographia Kabbalistica» (1933) und der «Geheimnisse der Schöpfung» (Ein Kapitel aus dem Sohar, 1933) sowie Verfasser des grossen Artikels «Kabbala» im leider unvollendet gebliebenen Jüdischen Lexikon (Encyclopaedia Judaica), schreibt: «Keines der grossen Literaturprodukte unseres mittelalterlichen Schrifttums, so viel heller und wohnlicher es in manchen darunter aussehen mag, hat eine auch nur annähernd gleiche Wirkung, einen ähnlichen Erfolg gehabt. Die Ausbildung und Entwicklung des religiösen Bewusstseins weitester, und gerade der religiös erregbarsten, Kreise im Judentum auf lange hinaus zu bestimmen, ja mehr: durch 3 Jahrhunderte – von 1500 bis 1800 etwa – als gleichberechtigte Quelle der Lehre und Offenbarung von geradezu kanonischem Ansehen sich neben Bibel und Talmud behaupten zu können – das ist keinem anderen Buch der jüdischen Literatur vergönnt gewesen.»

Der Sohar ist in gewissem Sinne ein Endprodukt, ein Thesaurus der kabbalistischen Entwicklung. Aber es gab vor ihm kabbalistische Schriften, unter welchen das von G. Scholem herausgegebene «Buch Bahir» wohl das bedeutendste sein dürfte, abgesehen von dem bereits erwähnten Sefer Jezira. Auch nachher hört die kabbalistische Spekulation nicht auf. Molitor<sup>2</sup> nennt da «ein völlig systematisch geordnetes und aus den höchsten Prinzipien konstruiertes Lehrgebäude» ein Werk des Rabbi Jizchak Lurial. [26] «Vielleicht das tiefste und sublimste theosophische Werk, das je aus dem menschlichen Geiste hervorgegangen ist. Unter allen kabbalistischen Schriften kann man dieses grosse Werk dem Sohar mit Recht an die Seite setzen, es ist gleichsam der enthüllte, aufgeschlossene und aus seinen innersten Elementen entwickelte Sohar.» Molitor gibt leider weder an, ob das Werk je gedruckt worden ist, noch wo das Manuskript steckt. In der heutigen Zeit der Überschwemmung mit theosophischer und pseudomystischer Literatur: müsste sich da nicht ein Gremium von interessierten Menschen und ein Verlag finden, der in guten Übersetzungen mit Einleitungen und Kommentaren der-

<sup>1</sup> a. a. O., S. 14.

<sup>2</sup> a. a. O., Bd. I, S. 80.

artige Werke wie den ganzen Sohar oder das obgenannte Werk wieder zugänglich machte? Dass es möglich ist, beweist die rudimentäre Müllersche Soharübersetzung und die vollständige von G. Scholem des Buches Bahir – zwei relativ nicht umfangreiche Editionen, die im Buchhandel längst verschwunden und kaum mehr aufzutreiben sind!

In der Welt der Kabbala herrscht eine wohlgegliederte Ordnung (Hierarchie der Stufen). Die oberen himmlischen Regionen bilden das belebende, besamende, männlich zeugende Prinzip; die unteren Elementar-Regionen bilden das empfangende, weiblich ausgebüende Prinzip. Beide Prinzipien erschaffen eine Mannigfaltigkeit, die sich aber immer nach der Einheit sehnen. Wie oben so unten: dieser hermetische Grundsatz steht in der Kabbala obenan: «Selbst in den Mineralien, Staub und Steinen, gibt es Leben und Geistiges, und ein Gestirn und Wächter ist darüber.» «Alle Geschöpfe haben einen Vorgesetzten oben. Dieser Vorgesetzte, dessen innere Lust es ist, ihnen zuzufliessen, kann nicht Einfluss geben, ehe sie ihm lobgesungen haben.» Harmonikal ist das innerhalb des Seinswertes der «Ton als Wächter» der Zahl, d. h. die Hinzunahme des Tones zur Zahl innerhalb des Urphänomens der Ton-Zahl. Über die Lichtmetaphysik des «Ain-Soph» (‰; Gleichtonlinien!), des obersten Begriffes des Kabbala, haben wir im ‰-Kapitel gesprochen, ebenso über den Begriff der «Sefirot». «Die Kabbalisten sagen, dass das Werden der Welten geschah durch die Wonne; indem Ain-Soph sich in sich selber erfreute, blitzte und strahlte es aus sich selbst zu sich selbst.» – «Alle Formen und Massverhältnisse sind der Ausdruck unsichtbarer, geistiger Kraftverhältnisse. So wie die oberen geistigen Kräfte ein Verlangen haben nach unten zu wirken und sich in den Signaturen der unteren Dinge zu verleblichen: so sollte der Mensch als Priester der Schöpfung auf dieselbe Weise von unten wieder nach oben wirken, und durch die Gleichförmigkeit seiner Handlungsweise mit dem Typus von oben die geistigen Kräfte erregen, auf dass sie ihre unteren Abbildungen beseelen und mit dem himmlischen Geiste erfüllen. Die äusseren Formen sind der unmittelbare Ausdruck des innerlich wirkenden Geistes.»<sup>1</sup> Ausserordentlich wichtig ist für die Kabbala die Bedeutung des Wortes, des Namens, des Klages, der Stimme – wir werden in Kapitel II c davon zu sprechen haben. Auch über die Buchstaben- und Zahlenmystik der Kabbala müssen wir an seinem Ort (Kap. III h) handeln. Bekanntlich gibt es nach kabbalistischer Anschauung drei Lesarten der Bibel: die historische, die moralische und die mystische. Die historische Lesart (Paschut) ist die übliche, die einfach die biblischen Geschichten nach ihrem äusseren Wortsinn nimmt und kommentiert; sie entspricht dem Leib und dem Vorhof im Tempel. Die moralische Lesart (Drusch) fasst alles unter einem sittlichen Gesichtspunkt und die ganze Schöpfung als moralische Allegorie; sie entspricht der Seele und dem Heiligen im Tempel. Die dritte Lesart (Sod) endlich befasst sich mit dem inneren geheimen mystischen Sinn der Bibel; sie

<sup>1</sup> Molitor: a. a. O., Bd. I, S. 124.

entspricht dem Geist und dem Allerheiligsten im Tempel, und sie ist es vorzugsweise, um welche sich die Kabbala bemüht.

Hiernach sind alle besonders in der Tora (= Lehre = 5 Bücher Mose) vorkommenden Gesetze und historischen Erzählungen lauter mystische Figuren, unter welchen tiefe allegorische Geheimnisse abgebildet werden. «Es gibt in den Bibeltexten nichts Zufälliges, alles hat tiefe Bedeutung, selbst das Geringfügigste, namentlich jede scheinbar nicht zur Sache gehörige Episode, jede Erzählung von scheinbar kleinlichen, unbedeutenden Nebenumständen, jede Wiederholung von Dingen und Reden, jeder Pleonasmus in Worten, ja sogar in den Partikeln bis auf den Bindeartikel, alles ist durchaus bedeutungsvoll. Es ist daher auch gar nicht einerlei, ob dieses oder jenes Synonym, dieser oder jener göttliche Name gewählt wird, sondern jegliches Wort, jeglicher göttlicher Name (J'hova, A'lohim, Ael, Ael Eljon, Ael Schadai, Z'baoth, Adonai) hat an der Stelle, wo er gebraucht wird, stets seinen besonderen eigentümlichen Grund.»<sup>1</sup>

Zur Illustration des letzteren zitieren wir hier eine Stelle aus dem Sohar<sup>2</sup>, wo es heisst: «Dieser geheimen Deutung des ersten Verses der Tora, 'bereschit bara elohim', entsprechen die drei Stufen der Gottesnamen im 'Schma Jisrael': 'JHWH elohenu JHWH'. 'Mit dem Anfang' – das ist das Urgeheimnis [des ersten Schöpfungsaktes], 'schuf er' – das deutet auf jenes verborgenste Geheimnis [des namenlosen Er; harmonikal = 0/0] aus dem alles sich entfaltet, 'Elohim' – das ist das Geheimnis, durch den alles Untere besteht –, 'den Himmel' – das bedeutet das Verbot, das männliche und weibliche Prinzip, die [in der geheimen Welt] Eines bilden – harmonikal ist «Elohim» der Dual der androgynen Einheit 1/1 des Schöpfergottes. Sehr wichtig, um den geheimnisvollen Sinn der Toraworte zu enträtseln, ist dann die Buchstaben-Zahlen-Mystik, mittels derer die innere, qualitative Symbolik der Chiffre-Sprache aufgedeckt werden soll. Da jeder Buchstabe einen Zahlwert hat und da die 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets als göttliche Namen, geistige Kräfte und heilige Töne betrachtet werden, durch welche die Welt erschaffen wurde, ist es klar, dass sich hier innerhalb der Kabbala eine Art von zahlenharmonikaler Spekulation entwickelte, die neben den überraschendsten und merkwürdigsten Ergebnissen auch einen Wust von primitivem Unsinn erzeugte, sobald die Methode in unrechte Hände und Hirne kam. Neben den eigentlichen grossen Grundprinzipien der Kabbala, deren enge Beziehung zur Harmonik wir schon feststellen konnten, liegt ein weiterer Ansatzpunkt zu harmonikalen Analysen – wie ja schon Thimus bezüglich des Sefer Jezira zeigte – gerade in dieser Zahlen- und Buchstabenmystik der Kabbala; aber Erspriessliches kann auch hier nur derjenige leisten, der mit dem Hebräischen aufs engste vertraut ist. Buchstaben- und Zahlenmystik ist freilich uraltes Gemeingut aller öst-

<sup>1</sup> Molitor: a. a. O., Bd. I, S. 49f.

<sup>2</sup> «Die Geheimnisse der Schöpfung», übersetzt von G. Scholem, Schockenbücherei, Berlin 1935, S. 47f.

lichen Geheimlehren<sup>1</sup>. Harmonikal können wir hinsichtlich dieser, vom heutigen Intellekt gerne als «Zahlenspielerien» abgetanen Buchstabenmystik sagen, dass, im ganzen genommen und auf den Kern gesehen, hier das Urphänomen der Ton-Zahl hintergründig webt und lebt. Zahl und Ton, in die Bedeutung des Wortes, des Namens synthetisch verschweisst und analytisch differenziert, regen den Geist und das Gemüt des Menschen dazu an, hinter die Signaturen der Dinge zu kommen und auf die Akroasis der Schöpfung zu lauschen.

Wir lösen nun unser Versprechen ein und geben Auszüge aus dem Kommentar des «Siphra Dzeniuta» (Buch der Verborgtheit) von Simon ben Jochai – einer sogenannten Nebenschrift des Sohar<sup>2</sup>:

«Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer war es den Juden bei Todesstrafe verboten worden, zurückzukommen und auf den Trümmern ihrer Vaterstadt zu klagen. Die ganze Nation war zerstreut, und die heiligen Traditionen gingen verloren. An die Stelle der wahren Kabbala waren kindische und abergläubische Subtilitäten getreten. Diejenigen, die behaupteten, noch das Erbgut der Geheimlehre zu bewahren, waren nur Wahrsager und Zauberer, wie sie gerade durch die Gesetze der Nation in Acht und Bann getan waren. Damals versammelte ein verehrungswürdiger Rabbi, namens Simon ben Jochai, um sich herum die letzten, die in die uralte Weisheit eingeweiht waren, und entschloss sich, ihnen das Buch der erhabenen Theosophie, Buch des Geheimnisses genannt, zu erklären. Alle wussten den Text auswendig, aber Rabbi Simon allein kannte den tiefen Sinn des Buches, das bisher von Mund zu Mund fortgepflanzt worden war und von Gedächtnis zu Gedächtnis, ohne dass man es jemals erklärt oder niedergeschrieben hätte ... Am bestimmten Tage versammelten sich die Rabbis mitten auf den Feldern, auf einem runden Raum, der von einer Mauer eingeschlossen war. Sie kamen schweigend. Rabbi Simon setzte sich in ihre Mitte, und als er sie alle versammelt sah, weinte er. 'Weh mir', rief er, 'wenn ich die grossen Geheimnisse enthülle! Weh mir, wenn ich sie in Vergessenheit geraten lasse!' Die Rabbis schwiegen ... Um sich zur Wahrung des Geheimnisses zu verpflichten, legten sie ihre eine Hand in die des Rabbi Simon und hoben mit ihm die andere zum Schwur gegen den Himmel ... Dann rief er seinen Sohn Eleazar und liess ihn neben sich sitzen. Rabbi Abba liess er zu seiner anderen Seite sitzen und sprach: 'Wir bilden das Dreieck, das das Urbild von allem ist, was existiert; wir stellen die Pforte des Tempels und ihrer beiden Säulen dar.' Rabbi Simon sprach nicht weiter, und seine Schüler schwiegen. Dann hörte man ein dumpfes Murmeln wie von einer grossen Versammlung. Das waren die Geister vom Himmel, die herabgestiegen waren, um zuzuhören. Die Schüler zitterten; aber Rabbi

<sup>1</sup> Einige Beispiele aus der Gnosis stehen im «Lehrbuch der Harmonik», S. 38 und 282.

<sup>2</sup> Und zwar nach Papus: «Die Kabbala», Leipzig 1910, S. 223 ff., übersetzt von Nestle. Gerhard Scholem («Bibliogr. Cabbalistica», Berlin 1933) sagt: «Alle Details bei Papus sind zudem von grotesker Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit!»

Simon sagte zu ihnen: 'Fürchtet nichts und freuet euch. Es steht geschrieben: Herr, ich habe das Rauschen Deiner Gegenwart gehört und ich habe gezittert. Gott hat einst über die Menschen durch Furcht geherrscht, aber jetzt regiert er uns mit Liebe.' ... Dann fügte er hinzu: 'Die Geheimlehre ist nur für die Seelen derer, die sich geistig gesammelt haben; die, deren Seele in beständiger Erregung ist und nicht ihr Gleichgewicht gefunden hat, vermögen sie nicht zu verstehen ... Die ganze Welt beruht auf dem Geheimnis ... Die Himmel neigen sich zu uns herab, um uns zuzuhören, aber nicht einmal vor ihm möchte ich unverschleiert sprechen. Die Erde bewegt sich, um uns zuzuhören, aber auch vor ihr will ich nur in andeutenden Bildern sprechen. Wir sind in diesem Augenblick das Tor und die Säulen des Universums.' Dann begann Rabbi Simon mit seinen Darlegungen, und eine Tradition, die sich im Geheimnis der Geheimnisse erhalten hat, berichtet, als er seinen Mund öffnete, habe die Erde unter seinen Füßen gezittert und seine Schüler hätten diese Bewegung gespürt. >

«Er sprach zuerst von den Königen, die vor der Ankunft des Königs Israel über Edom geherrscht hätten, den Symbolen der ungeordneten Kräfte, die vor dem Triumph der Harmonie anfangs im Universum gewaltet hatten. ... Sie erschienen, weil Gott sich verborgen hatte, indem er die Nacht des Chaos entstehen liess, und sie verschwanden, als sich das strahlende Haupt gegen Morgen zeigte, das Haupt, das sich die Menschheit gibt, indem sie Gott preist, die leitende Sonne unserer Wünsche und Gedanken. Die Götter sind Schattengespenster, und Gott ist die grosse Synthese des Glanzes. Die Usurpatoren stürzen, wenn der wahre König seinen Thron besteigt, und wenn Gott sich zeigt, verschwinden die Götter ... Und Gott wurde Mensch, um von den Menschen geliebt und verstanden zu werden. Wir kennen von ihm nur dieses Bild, das auf den Schleier gedrückt ist, der uns den Glanz verbirgt. Dieses Bild ist das unsrige, und er will, dass es für uns das seine ist. So kennen wir ihn, ohne ihn zu kennen; er zeigt uns eine Gestalt und hat doch keine. Wir stellen uns ihn vor als einen Greis, ihn, der doch kein Alter hat. Er sitzt auf einem Thron, von dem beständig Millionen von Funken sprühen, und er lässt sie zu Welten werden. Sein Haar glänzt und es gehen Sterne daraus hervor. Die Universa umkreisen sein Haupt und die Sonnen kommen, um in seinem Licht zu baden.»

«Die Gestalt Gottes ist zweifach. Er hat ein Haupt des Lichtes und ein Haupt des Dunkels, ein weisses und ein schwarzes, ein oberes und ein unteres. Das eine ist der Traum des Menschen als Gott, das andere ist die Erdichtung des Gott-Menschen. Die eine Gestalt ist der Gott des Weisen, die andere das Idol der grossen Menge ...»

«Die Gestalt Gottes sendet 13 Strahlen aus: 4 auf jeder Seite des Dreiecks, in dem wir sie einschliessen, und einen von der oberen Spitze des Dreiecks. Zeichnet sie mit euren Gedanken auf den Himmel, ziehet ihre Linien, indem ihr von Stern zu Stern geht; sie wird 360 Myriaden von Welten umschliessen ...»

«Das Haupt des 'Ältesten der Weisen' ist ein geschlossener Behälter, worin die unendliche Weisheit ruht wie ein köstlicher Wein, der niemals gärt. Diese Weisheit ist unerfassbar, sie besitzt sich in Stille und geniesst ihre Ewigkeit, die den Wechselfällen der Zeit unzugänglich ist ...»

«Versucht nicht, in die Gedanken des geheimnisvollen Hauptes einzudringen. Seine innersten Gedanken sind verborgen, aber seine Gedanken, die schöpferisch nach aussen dringen, erstrahlen wie ein Kranz von Haaren, die glänzend weiss sich nicht eines mit dem anderen vermengen. Jedes der Haare ist ein Lichtstrom, der sich an Millionen von Welten knüpft. Die Haare sind auf seinem Scheitel geteilt und fallen zu beiden Seiten herab; aber jede Seite ist die rechte Seite. Denn an der göttlichen Gestalt, die das weisse Haupt bildet, gibt es keine linke Seite. Die linke Seite des weissen Hauptes ist das schwarze Haupt; denn nach der Symbolik der Überlieferung entspricht das Niedrigere der Linken, und die Linke ist gleichsam das Niedrigere. Doch zwischen dem Höheren und Niedrigeren an der Gestalt Gottes darf es nur den Antagonismus geben, der zwischen der linken und der rechten Hand des Menschen besteht; denn Harmonie ergibt sich aus der Analogie der Gegensätze ...»

So weit die Auszüge aus dem «Buch der Verborgenheit» aus dem Sohar. Einen harmonikalen Kommentar zu geben, wäre einfach, aber wir wollen unseren Freunden die frohe Mühe des Suchens und Findens überlassen. Der des Aramäischen (Sprache des Sohar) Kundige wird sicher noch nähere Entsprechungen finden, auch manches aus der obigen deutschen Übersetzung, die zunächst aus dem Französischen des Papus stammt, rektifizieren. Aber im ganzen dürften diese Exzerpte aus einem Sohartraktat doch etwas vom Geiste des Sohar spüren lassen: von einem «intellectus archetypus», der, verbunden mit einer tiefen Verehrung und einer verhaltenen Scheu vor den höchsten und letzten Dingen, bis zum Geheimnis, zum Mysterium vordrang.

In den in der Ära des Hellenismus fixierten sogenannten hermetischen Schriften des Hermes Trismegistos, die der Tradition nach auf ägyptische Lehren zurückgehen, gibt es eine Reihe von Kosmogonien, die interessante Harmonikalia enthalten. Wir nahmen unsere Kenntnisse aus Josef Kroll: «Die Lehren des Hermes Trismegistos»<sup>1</sup>. Die hier sich findenden beiden Gottesbegriffe ( $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$ ) haben wir bereits oben erwähnt. Die Kosmogonien stehen im 1., 3., 8. und 11. Traktat des Sammelwerkes der hermetischen Schriften «Poimandres».

Der harmonikale Schritt von der  $\frac{0}{0}$  zur  $\frac{1}{1}$ , in welchem wir den Angelpunkt der Schöpfung sehen, wird bei den Hermetikern, den Gnostikern und andern damit erklärt, dass Gott [ $\frac{0}{0}$ ] nicht in Berührung mit der Materie treten dürfe; dazu habe er den Demiurgen [ $\frac{1}{1}$ ]. Kroll (S. 137) nennt dies einen allbekanntesten hellenistischen Gedanken. Auch nach der Lehre der Mandäer lässt Gott die Welt

<sup>1</sup> Münster i. W. 1914.

nach seinem Plan, Wort und Willen nur von einem durch ihn beauftragten reinen Gesandten schaffen. Selbst Philon hält vom höchsten Gott die Schöpfertätigkeit fern und wies sie dem Logos oder allein den göttlichen Kräften zu. An einer Poimandresstelle wird der obersten Gottheit als zweiter Gott die Sonne zugeteilt, die als der Demiurg die Welt schafft<sup>1</sup> und im himmlischen Anthropos endet. Die beiden obersten Begriffe werden auch mit den Begriffen «Schweigen» und «Nus, der Mannweibliche»<sup>2</sup> und noch anderen Synonymen benannt. Überall scheint hier die uns Harmonikern vertraute Sukzession

$\frac{0}{0} \rightarrow \frac{1}{1} \rightarrow$  Zeugertonlinie

durch und damit das altpythagoreische Element. Hiervon weiss die Philologie bisher nichts, und so ist erklärlich, wie Kroll (S. 4) hinsichtlich dieser zwei Gottesbegriffe sagt: «Dieser hochgespannten Transzendenz kann natürlich keine philosophische Bedeutung zukommen, sie ist von vornherein für jede Betrachtung unfruchtbar!» Für die harmonikale Betrachtung keineswegs, noch weniger für die ontologisch-philosophische, wie die Analyse des Lambdoma beweist. Gerade hier haben wir ja den konkreten Nachweis für eine Lehre und Vorstellung, welche – wie Jamblichus, der ja auch Hermetica aufbewahrte, angab – man die altpythagoreische nannte und die dann später in dem Gewirr und Gestrüpp der hermetischen, gnostischen und der damals weitverbreiteten Geheimlehren (soweit sie aufgezeichnet wurden) sich erhielt und inmitten dieses Wustes heute noch wie Edelsteine funkelt.

Wir können uns hier nicht weiter aufhalten, so interessant ein weiteres harmonikales Eindringen in all diese Systeme des hellenistischen Spekulierens wäre, und wollen uns weiter umsehen.

Der ehemalige deutsche Kapitän E. Reche (1865–1943), der längere Zeit in Samoa stationiert war und dessen beide Bücher «Tangaloa» (1926) und «Kifanga» (1924) zu den schönsten und interessantesten Darstellungen der noch unverfälschten Kultur der Polynesier gehören, der<sup>3</sup> das erstaunliche navigatorische Wissen und Können dieser Völker bei völliger Abwesenheit aller geometrischen Vorstellungen festgestellt hat, führt das gesamte Denken, Fühlen und Trachten des polynesischen «Tangata» (= Mensch) zurück auf höchst differenzierte Farben- und Tonvorstellungen. Raumbegriffe fehlen ganz, und der Zeitbegriff, nicht der unsrige intellektuelle freilich, durchwirkt sein ganzes Dasein. Von aussen erscheint dem Polynesier die Welt in Farben, von innen in Tönen. Allein für «Rot» hat er 99 Worte und für alle Farbvorstellungen soll er mindestens 3000 Bezeichnungen haben<sup>4</sup>. Richtet er den Blick nach innen, so hört er die Welt singen: «Also Musik

<sup>1</sup> Kroll, S. 101 und 106.

<sup>2</sup> Kroll, S. 4.

<sup>3</sup> In «Tangaloa», S. 40ff.

<sup>4</sup> «Tangaloa», S. 11f.

ist die Welt – Singen ist sie – langi – Singen, Schöpfung, Kosmos ... Das All, der Himmel ist langi und die Erde lalolangi, das untere Singen»<sup>1</sup>. Alles ist für den Tangata letztlich Gefühl, nicht nur Töne, ebenso die Farben. Hierfür hat er das Wort «Moana» geprägt. «Moana – wohl das inhaltschwerste Wort, das Menschen geprägt haben. Meer – Weite – Tiefe – Himmelslicht – Weltenraum – Sehnsucht – Unendlichkeit – Raumlosigkeit – blau», sagt Reche<sup>2</sup>, Moana kann nur erlebt werden, es ist das Selbsterleben des denkenden Ich.

Reche gibt nun<sup>3</sup> einige von englischen Forschern bei den Maoris in Neuseeland ermittelte «Stichwortkosmogonien» wieder, die er mit seinen in Samoa erworbenen Kenntnissen vergleicht und sprachlich analysiert. Wichtig sind in diesen Kosmogonien offenbar mehr die einzelnen Worte als die Reihenfolge, die variiert.

Reche schickt die Übersetzung einiger Begriffe voraus, die zum Verstehen der Denkungsart des Polynesiers unumgänglich und auch harmonikal wesentlich sind.

Das Wort «Atanga» z. B. heisst das Schattenhafte, Geistige («ata» = Geist-Spiegelbild). Man kann es auch verstehen als Dual von «tanga» (die Ichheit): «ata» ist Dual von «ta» (Ich), also das Doppel-Ich. Hier erinnern wir uns an den Dual unserer harmonikalen Symbole  $\frac{0}{0}$ ,  $\frac{1}{1}$  und Zeugertonlinie. Reche sieht in dem Begriff der «atanga» das ursächliche Denken, in deren Wesen es liege, bis auf eine letzte Ursache vorzudringen, die «gewollter Nichtwille» oder das gewollte Sich-Äussernde des Willens sei. «Das, was wir Äusserung nennen, lässt sich nur denken als eine Doppelvorstellung zweier sich zeitlich unbedingt ausschliessender Ideen. Also wie Ton und Schweigen, Licht und Finsternis – und wir müssen schliesslich das, was sich uns nun in irgendeiner Art zeitlich äussert, denken als ein fortwährendes Wechseln der sich zeitlich ausschliessenden Vorstellungszustände – wir müssen also in die Tonempfindung ein fortwährendes Wechseln von Ton und Schweigen, in die Farbempfindungen einen fortwährenden Wechsel von Licht und Finsternis hineinlegen – ein dauerndes Vorstellungszittern, solange die Äusserung stattfindet; und die Art des Tones wie die Art der Farbe verstehen an den zeitlichen Intervallen der beiden uns bewusst werdenden Ideen, die immer nur in der zeitlichen Doppelidee vereinigt uns bewusst werden...»<sup>4</sup>

Die Farbe zwischen Licht und Finsternis, der Ton zwischen Tönen und Schweigen, dann das «dauernde Vorstellungszittern», ferner das Sich-Bewusstwerden der Phänomene in den Intervallen ihrer «zeitlichen» Doppelidee – diese Gedanken sind spezifische Elemente einer harmonikalen Erkenntnistheorie.

Interessant ist für uns das samoanische Wort für das Ohr: «talinga» = die Beantwortung, das auf die Weltäusserung in Tönen Antwortende: «Hören ist fa

<sup>1</sup> Ebda, S. 33.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 21.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 85ff.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 96f.

'alongo (antworten machen); wollen wir diejenige Welt hören, die wir durch das Ohr nicht zur Tonvorstellung bringen können, so müssen wir sie stark antworten machen (fa 'alolongo = Schweigen). Es liegt daher im polynesischen Begriff Schweigen (fa 'alolongo), dass das Schweigen nicht von der Welt ausgeht, sondern von uns; dass es lediglich ein Negatives auf unserer Seite ist – ein Unvermögen. Das absolute Schweigen ist das Nichttönen der Welt (le tautala, das Nicht-Redende, das Nicht-antworten-zu-Machende), so dass also die Welt besteht aus einem Tönenden (Licht, Wärme) und einem nicht zum Tönen zu Bringenden (Finsternis). Der Gedanke ist erkennbar in einem tahitischen Schöpfungsgesang, den ich Bastians heiliger Sage der Polynesier entnehme und wo es über das 'tangaloa' (die grosse Ich-heit, der sittliche Wille als Selbst der Welt) an einer Stelle heisst:

«Tanaoa erfüllt, durchwaltet die Welt  
Und Mutuhei (das Schweigen) schlingt sich darüber hin.  
Keine Stimme damals, kein Laut noch war,  
Noch Tag war nicht, noch war kein Licht,  
Eine finstere schwarzdunkle Nacht.»<sup>1</sup>

Mit diesem stark an die Genesis, den Schöpfungshymnus des Rigveda und andere mythologische Kosmogonien erinnernden Schöpfungsbeginn kommen wir zu der «Stichwortkosmogonie» der Maori zurück, wie sie White sich aufnotiert und Reche<sup>2</sup> kommentiert hat (s. Tabelle S. 255).

Hier scheint zunächst ein ganz anderer Geist zu walten als in den meisten Kosmogonien, die von einem geistigen Urgrund ausgehen, sich in die Welt entfalten und von einem schliesslichen Ende in dem grossen Weltenbrand künden. Und die Beziehungen zur Harmonik?

Aber es scheint nur so. Wohl ist die Evolution aus einer Art Chaos durch die Stofflichkeit hindurch zur Vernunft und Sittlichkeit betont, was sich dann letztlich im Triumph des Lebens sinnhaft konzentriert. Das mutet sehr modern und «biologisch» an. Aber eine genaue Analyse der Stichworte zeigt, dass hinter Nr. 1 der harmonikale Prototyp der  $\frac{0}{0}$ , hinter Nr. 3 diejenige der  $\frac{1}{1}$  und hinter den folgenden Stichworten die Dichotomie der «Teilung», also das Pleroma, die «Fülle» unseres Lambda, d. h. der Seinswerte steht, innerhalb dessen dann die Harmonie und die weiteren Normen geboren werden. Die weitere Entwicklung dieser merkwürdigen Stichwortkosmogonie: Sittlichkeit, Schönheit, Zeugungsdenken zeigt die typischen Merkmale jener polynesischen Geisteshaltung, die eben in aller gesunden Sexualität das Göttliche sieht, welches Sittlichkeit und Schönheit als höchstes Lebensgefühl krönt und diese zur Voraussetzung und zum Ziel hat. Was die harmonikalen Hörbilder zur prototypischen Deutung der menschlichen Geschlechtsmerkmale betrifft, so werden wir im Kapitel «Eros»<sup>3</sup>

<sup>1</sup> a. a. O., S. 97f.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 102ff.

<sup>3</sup> II i: «Von der Liebe».

Stichwortkosmogonie der Maori

Maori	White, englisch und deutsch		Reche
1. Te Kose	Nothing	Nichts	Einheit ohne Teile der Welt als eigenschaftslose Materie
2. Te Po	Darkness	Finsternis	Blinde Stofflichkeit
3. Te Rapunga	Asking or Seeking	Fragen oder Suchen	Das erste Beginnen zur Spaltung im Denken, die Idee in der Spaltung
4. Whaia	Following on	Aufeinanderfolge	Spaltung als Tatsache
5. Te Kukuna	Conception of thought	Gedankenverknüpfung	Gedankenbegreifen
6. Te Pupuke	Enlarging	Erweiterung	Leben, betrachtendes Denken
7. Te Hihiri	Breathing power spell or godly power	Zauberwort oder göttliche Kraft	Das erste Ausgreifen nach aussen zum Gegenüber
8. Te Mahara	Thought	Gedanke	Bewusstes Denken, Vernunft
9. Te Hinengaro	Spirit life	Geistiges Leben	Das durch Erinnerung erweiterte Denken, das sittliche Denken der Vernunft
10. Te Manako	Desire	Wunsch	Der Wunsch zeitigt:
11. Te Wananga	Holy Medium or abode of deity, supreme power	Heiliges Mittel oder Sitz der Gottheit, höchste Kraft	Das Streben nach Sittlichkeit, Harmonie
12. Te Ahua	Glory, beauty of form in spirits	Glanz, Schönheit der Form im Geist	Daraus resultieren Glanz, Schönheit des Geistes. Und hieraus entsteht:
13. Te Atamai	Coming into form, love in action, making good	In Form kommen, Liebe der Werk-tätigkeit, das Gute tun	das Zeugungsdenken. Alle natürlichen Dinge sind sittlich
14. Te Whiwhia	Possessing	Besitzen	Fähig geworden sein zur Zeugung
15. Rawea	Delightful	Entzückend	Erregung der Wollust
16. Hopu Tu	Becoming erect, possessing power	Aufgerichtet werden, Kraft des Besitzes	Befruchtung, das zum Höheren sich aufrichtende Leben, Empfängnis
17. Hau ora	Breath of life	Lebensodem	Atmen des Lebens im fließenden Ströme der Lebenswerdungen
18. Atea	Space, vacuum	Zwischenraum, Leere	Das in die Weite geworfene Leben

im Nachfolgenden darüber sprechen, ebenso über die Bedeutung des Eros schlechthin; bei allen effektiven Formen des Kosmos und des Lebens gibt das Lambdoma mehr die innere, abstrakte Signatur, die ‹Polardarstellungen› der Tonzahlen hingegen mehr die äussere Form. Das hat einen ganz bestimmten Grund, auf den wir ebenfalls noch zu sprechen kommen werden.

An innerer und dichterischer Bedeutung ist das grandiose Weltschöpfungsgedicht der älteren Edda den babylonischen und indischen durchaus gleichzusetzen. Es heisst ‹Völuspa› (= der Seherin Gesicht). Diese drei Kosmologien versinnbildlichen geradezu den Charakter dreier grosser Kulturkreise: den grausamen, von gewaltigen Bildern strotzenden des babylonischen; den nach höchsten Gedankenflügen zur Resignation kommenden des indischen; und den tragischen des germanischen.

Die Völuspa enthält 52 Strophen; wir können nur auf das für uns Wichtigste hinweisen und zitieren nach der Übersetzung von Felix Genzmer<sup>1</sup>.

In Strophe 2: ‹Weiss neun Heime,  
Neun Weltreiche,  
Des hehren Weltbaums  
Wurzeltiefen.›

erinnert uns die Zahl Neun, harmonikal der Ganztonschritt, an ägyptische Mythologeme, wie der freundliche Leser sie oben S. 241 kennengelernt hat. Der ‹Weltbaum›, hier die Weltesche Yggdrasil, ist das Symbol für die Dichotomie, die Teilung, Ausfaltung der Schöpfung (Lambdoma als Ganzes)<sup>2</sup>.

Strophe 3: ‹Urzeit war es,  
Da Ymir hauste:  
Nicht war Sand noch See  
Noch Salzwogen  
Nicht Erde unten  
Noch oben Himmel,  
Gähnung grundlos,  
Doch Gras nirgend.›

Das ist die übliche, in fast allen Kosmogonien vorkommende Chaosvorstellung, eine dumpfe Vorstellung des Unbewussten vom Symbol  $\emptyset$ . Da halten die ‹heiligen Götter›, die Nornen ‹Rat›:

Strophe 6: ‹Zum Richtstuhl gingen  
die Rater alle,  
Heil'ge Götter,  
Und hielten Rat ...›

Aus der Urmaterie Ymir (‹Urzeit war es, da Ymir hauste›) hatten vorher (Strophen 3–5) ‹Burs Söhne›, d. i. Odin und seine zwei Brüder, ‹Midgard›, d. i. die

<sup>1</sup> ‹Edda›, Bd. 2, Jena 1920.

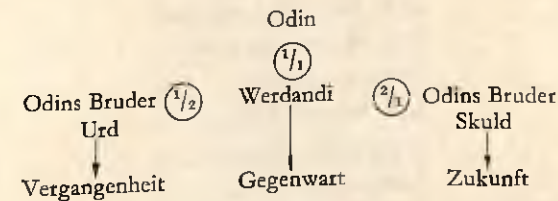
<sup>2</sup> Vgl. unser folgendes Kapitel I G.

Weltscheibe, geschaffen; nun wird beraten, und die Namengebung von Nacht, Neumond, Morgen und Mittag, d. h. die Dichotomie, die ‹Separatio› (Paracelsus, Böhme), die Gestaltung der Welt beginnt. Wichtig für uns ist die in Odin und seinen zwei Brüdern (‹Burs Söhne›) schon auftauchende Trias, die sich in

Strophe 8: ‹Nichts aus Golde  
den Göttern fehlte –  
bis drei gewaltige  
Weiber kamen,  
Töchter der Riesen  
Aus Thursenheim.

und Strophe 9: ‹Urd hiess man eine,  
Die andere Werdandi –  
Man schnitts in ein Scheit –  
Skuld die dritte;  
Sie setzten Satzung  
Der Menschensöhne ...›

‹weiblich› wiederholt. Urd, Werdandi und Skuld sind die Nornen – später als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gedeutet, aber, besonders Urd und Skuld, ursprünglich die schicksalhafte Notwendigkeit verkörpernd. Das ist, prototypisch-harmonikal gesehen, die Spitze des konkreten Lambdoma, in der androgynen Auswirkung ihrer Rationen



Die Analogie wird noch enger, wenn wir Urd (Vergangenheit) als das in die Vorzeit zeitlich sich verengernde Prinzip  $\frac{1}{n}$ , Werdandi (Gegenwart) als das gleichbleibende, d. h. sich immer wieder als ‹Jetzt› punktierende Prinzip  $\frac{1}{1} \frac{2}{2} \frac{3}{3} \dots$ , und Skuld (Zukunft) als das in die Weite sich öffnende Prinzip  $\frac{n}{1}$  ansehen.

Kaum ist aber von den Göttertriaden die ‹Satzung gesetzt›, beginnt im Pantheon der ‹Kampf der Götter›:

Strophe 10: ‹Da kam zuerst  
Krieg in die Welt,  
Als Götter Gullweig  
Mit Geren stiessen  
Und in Heervaters  
Halle brannten,  
Dreimal brannten  
Die dreimalgeborne.›

Götter und Riesen – Asen und Wanen [27] – geraten aneinander, ein furchtbarer Kampf beginnt. Diesen in irgendeiner Form fast in allen Mythologien gleich nach dem Schöpfungsakt entbrennenden Götterkampf werden wir nachher einer aufschlussreichen harmonikalen Analyse unterziehen. Das «Götterintervall» der Quinte, harmonikal die Zahl 3, spielt dabei eine ausschlaggebende Rolle: «Dreimal brannten die dreimalgeborne»!

Der Kampf geht weiter. Götter, Riesen, Zwerge, Tiere, die ganze Menschheit wird mit hineingezogen:

Strophe 32:           «Brüder kämpfen  
Und bringen sich Tod,  
Brudersöhne  
Brechen die Sippe;  
Arg ist die Welt,  
Ehbruch furchtbar,  
Nicht einer will  
Des andern schonen.»

Und nun naht das Ende mit der Tuba mirum:  
Strophe 33:           «Es gärt bei den Riesen.

Strophe 34:           Des Gjallarhorns,  
Des alten, Klang  
Kündet das Ende.  
Hell bläst Heimdall,  
Das Horn ragt auf;  
Odin murmelt  
Mit Mimirs Haupt.»  
Yggdrasils Stamm  
Steht erzitternd,  
Es rauscht der Baumgreis;  
Der Riese kommt los.  
Alles erbebt.  
In der Unterwelt  
Bricht die Bande  
Der Blutsfreund Surts.»

Die «Götterdämmerung» hebt an: Odin wird vom Fenriswolf verschlungen, die Menschen räumen Midgard, alles geht unter:

Strophe 44:           «Die Sonne verlischt,  
Das Land sinkt ins Meer,  
Vom Himmel stürzen  
Die heitern Sterne.  
Rauch und Feuer

Rasen umher;  
Hohe Hitze  
Steigt himmeln.»  
Strophe 45:           «Gellend heult Garm  
Vor Gnipahellir:  
Es reisst die Fessel,  
Es rennt der Wolf.  
Vieles weiss ich,  
Fernes schau ich:  
Der Rater Schicksal,  
Der Schlachtgötter Sturz.»

Hier endet die gewaltige Tragödie, aber – und dies ist das Einzigartige, Un- erwartete in der germanischen Kosmogonie – in den letzten Strophen «blüht neues Leben aus den Ruinen»:

Strophe 46:           «Seh aufsteigen  
Zum andern Male  
Land aus Fluten,  
Frisch ergrünend:  
Fälle schäumen;  
Es schwebt der Aar,  
Der auf den Felsen  
Fische weidet.»  
Strophe 47:           «Auf dem Idafeld  
Die Asen sich finden  
Und reden dort  
Vom riesigen Wurm  
Und denken da  
Der grossen Dinge  
Und alter Runen  
Der Raterfürsten.»

Die Jugendzeit der Götter beginnt wieder, der neue kosmogonische Zyklus hebt an!

Die in altisländischer Sprache niedergeschriebenen, aus der Wikingerzeit (9. bis 11. Jahrhundert) stammenden Lieder der Edda sind, wie sich schon aus den obigen Proben ergibt, von einer grossen dichterischen Kraft. Der Stabreim, die alt-nordische Metrik mit ihren Alliterationen zwingt zu äusserster Kürze und Prägnanz. Jedes Bild, jedes Geschehen fasst den Gedanken an der Wurzel, und eine Zeile von drei Worten genügt oft, um die Seele mit dem Schauer des Erhabenen zu berühren. Eines Kommentars der Namen, der Genealogien usw. haben wir uns absichtlich enthalten; wir wollten nur einen ungefähren Eindruck von diesem Welterschöpfungsgedicht geben und dabei auf einige harmonikale Daten hinweisen.

Ein Vergleich dieser mit denen anderer von uns zitierten Kosmogonien ergibt sich, via Lambdoma, von selbst.

«Irgendwo anfangen und stillstehen muss man, mit einem Urglauben, Urwillen» – so sagt Novalis, und dieses «Stillstehen» wollen wir auch hier, wie bei unseren übrigen Zitatenschätzen, immer wieder beherzigen. Echtes Zitieren heisst, sich in die Gemeinschaft derer einfügen, denen wir unsere geistige Aura verdanken. Wir stellen mit diesem Be-Rufen ältester bis neuester Lehren, Gedanken und Theoreme die Harmonik in eine grosse historische Sukzession hinein, um zu zeigen, dass die Urphänomene der Welt und unseres Lebens in ihrem Wesen geschichtslos sind, dass sie als die geistigen Prototypen hinter den raumzeitlichen Geschehnissen und Formen wirken und, unabhängig von Rassen und Epochen, immer gewirkt haben. Dies gibt uns als *Menschen* die tröstliche Gewissheit, dass der Begriff der «Menschheit» nicht eine vage Absurdität, sondern eine konkrete Wirklichkeit ist, dass wir alle auf diesem Planeten eine Familie bilden, Brüder und Schwestern, die zusammen ge-hören!

Dass die Harmonik nur ein Bruchteil jener Urphänomene erforschen kann, haben wir in allen unseren Schriften immer wieder betont. Aber dieses Wenige genügt für den, der es *erlebt* und der es mit den Kräften seiner Seele und seines Verstandes wirklich erarbeitet hat. Weiter reicht die Kraft und die Peripherie keiner Lehre, gebärde sie sich noch so universal. Entscheidend für jede echte Forschung ist immer das Wissen um ihre Grenzen, aber auch die Ehrfurcht vor dem Geheimnis, dem Mysterium.

Zum Abschluss dieses, unseres harmonikalen, Schöpfungskapitels fassen wir noch einmal den Sinn unserer Ausführungen zusammen.

Unser Thema war «Es werde!» (Schöpfung). Nicht eine Beschreibung des ganzen Schöpfungsvorganges, also nicht eine harmonikale Kosmogonie als Parallele zu anderen Kosmogonien, sondern den Kern des eigentlichen Schöpfungsaktes: wie kam es dazu, wie können wir diesen Vorgang harmonikal deuten, und endlich, in welcher Beziehung stehen die harmonikalen Daten dieses entscheidenden Aktes zu den modernen kosmogonischen Theorien und zu den alten Mythologien? Denn das sind die zwei kosmogonischen Urprobleme: Wie entstand Etwas aus Nichts und: wie entstand Etwas aus bereits vorhandener undifferenzierter Substanz? Oder in anderer Fassung: Hat Gott die Welt geschaffen, oder ist die Welt ewig?

Wir sahen, dass in dem harmonikalen Grunddiagramm des Lambdoma – eine in der Natur (Obertonreihe) und in unserer Seele (Intervallformen) gesetzmässig fundamentierte «Formel» – die zwei sich angeblich antinomisch gegenüberstehenden und sich widersprechenden Ansichten der bisherigen Kosmogonien sich nicht nur ergänzen ( $0/0 \leftrightarrow 1/1$ ), sondern sinnvoll aufeinander bezogen sind. Integriert wird diese Relation durch die Gesamtformel des Lambdoma, die wir intellektuell-

logisch analysieren, aber auch – und dies ist der einfachere, sicherere Weg – mittels unserer direkten akroatischen Schau spontan auf ihre Evidenz prüfen können.

Hier ist für die Intuition alles klar, bis auf diejenige Grenze, wo bei allen harmonikalen Urphänomenen das Geheimnis beginnt.

Und das letzte Geheimnis, das oberste Mysterium hat in der Harmonik – zum ersten Mal im Chor der Wissenschaften und zum ersten Mal als wissenschaftliche Tatsache, als Wirklichkeit – einen zahlenharmonikalen Ausdruck gefunden, nämlich als das Symbol  $0/0$ . Dieses Symbol sagt alles aus, was wir wissen wollen, was wir wissen können und was unserem Wissen immer unzugänglich sein, also Geheimnis bleiben wird: Erstens sagt es aus, dass ein letztes Geheimnis *existiert*; zweitens beweist seine Stellung im Diagramm, dass der zunächst «unbestimmte» mathematische Ausdruck der Inbegriff von allem bedeutet, was im Diagramm enthalten ist, also das *Mysterium Magnum*, und drittens, dass wir mit menschlichen Begriffen und Worten *nichts Zulängliches darüber aussagen können*, weil uns alle Begriffe und Worte für den tatsächlichen Gehalt dieses Symbols fehlen.

Denkt man so weit zurück, wie es dem Ergründungswillen unseres Denkens verstatet ist, und sucht man im innersten Grund der Seele eine Antwort auf die Frage: wie ist eine Schöpfung überhaupt möglich?, so konzentriert sich alles Erklärungsbedürfnis eben in dem einen rätselhaften Punkt: Welche uns unbegreifliche, in ihren Auswirkungen alles menschliche Denkvermögen überschreitende Kraft, welcher Wille, welche Entscheidung muss «damals», zu Beginn aller Zeiten und aller Räume sich konkretisiert haben, um das «Wort» Fiat = Es werde! auszusprechen? Dieser ungeheuren *Tatsache* gegenüber spielt es nur eine sekundäre Rolle, ob ein Uratom auch vorhanden a priori disponiert wurde. Denn auch in dem oder der Gesamtplan der Schöpfung müssen dann die bildenden Kräfte der Schöpfung als hypothetischen Ur-Atom müssen dann die bildenden Kräfte der Schöpfung als Entelechien enthalten gewesen sein.

Die obersten Rationen unseres Lambdoma-Diagramms geben uns wenigstens einen sicheren Anhalt, wie wir uns diesen entscheidenden Schritt von der  $0/0$  zur  $1/1$  vorstellen sollen – *warum* das so ist, das bleibt auch für uns ein Geheimnis, ein Mysterium.

#### Exkurs: Generatio aequivoca = Urzeugung

Lieber Freund und Leser, ich sehe Dir eine Frage auf dem Gesicht geschrieben!

Du meinst, wir haben darüber nachgeforscht, wie es aus dem «Nichts» zum «Etwas» kommt – auch das Chaos, die imaginäre Urmaterie ist ja «Nichts»; denn wir können uns «nichts» unter ihr vorstellen! – und von der Akroasis aus wenigstens ein Ergebnis gewonnen: die beiden üblichen Kosmologien der Ewigkeit der Welt und des zeiträumlichen Beginns der Welt widerstreiten sich harmonikal



keineswegs, sie sind nicht nur sinnvoll aufeinander bezogen, sondern die eine Vorstellung kann ohne die andere gar nicht existieren. Das beweist die Evidenz des Lambdoma.

Du möchtest nun aber dieses Theorem nicht allein kosmologisch, sondern in gewissem Sinne losgelöst von allen konkreten Verwirklichungen, also abstrakt gefasst wissen. Und Du erinnerst mich an unsere Überlegungen in der *«Harmonia Plantarum»*, wo wir (S. 226ff.) unter der gleichnamigen Überschrift *«Die Urzeugung»* das Problem, hier freilich nur aufs Biologische, also auf die Urzeugung des Lebens gestellt, beantwortet haben.

Aber ist das nur ein biologisches Problem?

Die Lehre von der biologischen Urzeugung geht von der Tatsache aus, dass die das Organische, Lebendige zusammensetzenden Stoffe keine andere sind als solche, die wir auch im Anorganischen finden. Es müssen also bestimmte Gestaltungskräfte, Formtriebe hinzukommen, um den *«toten»* Stoff in lebendige Materie zu verwandeln. Aber wie steht es denn mit diesem *«toten»* Stoff, also der ungeheuren Vielfalt der Anorganismen? Sind es nicht ganz bestimmte Formtendenzen, die vom einfachsten Atom (Wasserstoff) aus die übrigen Atome und über diese die Welt der Materie aufbauen? Auch hier, wie bei der lebendigen Substanz, stellt sich dieselbe Frage der *«Urzeugung»*: Wann konstituierte sich das erste Atom, das Ur-Atom, und welche Vorstellung kann uns helfen, eine dauernde *«generatio aequivoca»* oder *«generatio spontanea»* von dieser einfachsten Stufe bis zu den differenziertesten zu begreifen, intellektuell und seelisch?

Denn konsequenterweise muss man den Begriff der Urzeugung erweitern, und zwar nach unten und oben: Das Rätsel der Entstehung der Urzelle ist nicht grösser als das Rätsel der Entstehung des Uratoms. Ja, man muss sagen: in der Entstehung, der *«Zeugung»* des ersten Atoms liegt in nuce auch die Möglichkeit der Entstehung der Urzelle; denn diese enthält ja materiell nichts anderes als die aus dem Uratom sich aufbauenden Substanzen. Ferner: schon die Geburt des *«zweiten»* Atoms setzt etwas Neues voraus, eine neue Gestaltseinheit, die materiell wohl die des ersten in sich enthält, aber als Ganzes eben doch etwas völlig Neues ist. Denken wir diesen Gedanken weiter durch die ungeheure Fülle der anorganischen und organischen Gestalten konsequent durch, so stehen wir hier vor einer *«Urzeugung»* von unermesslichen Ausmassen, und zwar einer *«Urzeugung»*, welche dauernd vor sich geht und in welcher wir und die Welt, solange sie dauert, mitten drin stehen und durch sie existieren. Weder der Gedanke der Emanation noch der Evolution hilft uns gegenüber den Wundern am laufenden Band der immer neu entstehenden oder sich immer wieder erneuernden Formenmannigfaltigkeit. Die Entwicklungstheorie in Ehren und alle ihre positiven Ergebnisse als Zeugnisse rastlosen Forschergeistes zugestanden: aber selbst die massivste und augenscheinlichste Zweckmässigkeit muss ausserdem noch einen *«nisus formativus»* oder sonst irgendwelche gestaltungsträchtige und gestaltungsmächtige Tenden-

zen – wie man diese nennen will, ist sekundär – voraussetzen, wenn sie die Additionen der Materie, die sich immer in neue Werte integrieren, erklären will.

Eben hierzu nun gibt die Harmonik einen Schlüssel. Nicht im konkreten Sinn der Einzelfälle, sondern im abstrakten Sinn der prototypischen Möglichkeit.

Du schlägst, lieber Freund, unser *«Harmonia Plantarum»* (Basel 1943) S. 228 auf und meinst, wir hätten das Wesentliche damals schon gesagt und könnten uns erlauben, zur Abwechslung auch einmal uns selbst zu zitieren. Es heisst dort:

«Auch hinsichtlich des Problems der Urzeugung wird es keinen anderen Weg als wie bei allen anderen wissenschaftlichen und philosophischen Problemen geben: sich zuerst einmal eine theoretische Vorstellung zu bilden. Und zwar eine Theorie der Entstehung völlig neuer *«Werte»* aus vorhandenem *«Material»* – wenn wir diese theoretische Forderung möglichst allgemein fassen. Denn *darum* handelt es sich, und gegenüber diesem übergeordneten Problem, welches mit der Frage nach der materiellen Differenzierung (Reihe der Elemente usw.) beginnt, und der Frage nach der Geburt einer Idee endigt, spielt die biologische Urzeugung nur die Rolle der Entstehung eines einzigen, wenn auch sehr wichtigen neuen Wertes im Rahmen einer universellen Urzeugung des gesamten Universums. Denn noch viel wichtiger als die Urzeugung des Lebens ist die Urzeugung des ersten Atoms und in der Folge die gesamte weitere Differenzierung, da ja im Grunde schon das zweite Atom mit bestimmtem neuen Seinswert schon wieder eine *«Urzeugung»* einer neuen Wesensgestalt bedeutet. Ich betone, dass es in der Reihe dieser *«Urzeugungen»* bestimmte wichtige, ja ausserordentlich bedeutsame Zäsuren gibt, zu denen ohne Zweifel die Entstehung des Lebens, des Ichbewusstseins im Menschen, des Menschen schlechthin usw. gehört. Dies ändert aber nichts an der Bedeutung des Gesamtproblems und der Frage: gibt es eine für unseren Intellekt und unser Empfinden zureichende theoretische Vorstellung, wie man sich mittels einer denkerisch einwandfreien Operation die Entstehung neuer Werte nicht nur denken, sondern darüber hinaus durch unser Empfinden kontrollieren kann?»

«Nun, wir haben diese Vorstellung schon im Anfang des harmonikalen Ton-systems, der einfachen Obertonreihe:

$$\frac{1}{1}c \quad \frac{2}{1}c' \quad \frac{3}{1}g' \quad \frac{4}{1}c'' \quad \frac{5}{1}e'' \quad \frac{6}{1}g'' \quad \frac{7}{1}b'' \quad \frac{8}{1}c''' \dots$$

Rein mengenmässig, in bezug auf die Quantität der materiellen Schwingungen, zeigt diese Reihe ein einfaches Ansteigen in der Aufeinanderfolge der ganzen Zahlen:

$$1 \quad 2 \quad 3 \quad 4 \quad 5 \quad 6 \quad 7 \quad 8 \dots$$

wohl der primitivste Ausdruck für irgendeine Gesetzmässigkeit überhaupt. Man kann auch sagen, es handle sich hier um eine einfache sukzessive Akkumulation von lauter materiellen, in und an sich durch nichts zu unterscheidenden Einheiten, nämlich jeweiligen der Einheit ( $\frac{1}{1}$ ) einer Schwingung. Aber das ist nur der materielle, zahlenmässige Aspekt. Ganz anders präsentiert sich diese Reihe, wenn ich sie nicht mit der Tastempfindung messe, sondern mit dem Ohr höre. Die erstere

Wirklichkeit zeigt mir nur die Akkumulation, die Summierung immer des Einen und Gleichen, nämlich die Schwingungseinheit  $\frac{1}{1}$ . Die zweite Wirklichkeit zeigt das plötzliche Auftreten von etwas völlig Neuem, nämlich die immerwährende Geburt neuer Tonwerte am laufenden Band gleichförmiger Akkumulationen der Frequenzen (Schwingungen irgendeiner Materie).>

«Und eben diese 'Urzeugung' neuer Werte ist es, die uns hier in einzigartiger Weise vorgestellt wird. Es ist sehr merkwürdig, dass diese auf Grund der harmonikalen Quantelung der Obertonreihe entstehende Werte-Differenzierung, Werte-Geburt niemals als das eigenartigste psychophysische Phänomen erkannt wurde, welches wir im Bereich einer wissenschaftlich erfassbaren Wirklichkeit überhaupt besitzen!>

Gewiss haben wir in der Farbe ein Parallelbeispiel, aber hier fehlt die apriorische Relation von Farbe und Wellenlänge für unser Erkenntnisvermögen, welche zwischen Ton und Zahl besteht und sie eben deswegen als neuen Erkenntnisansatz so fruchtbar macht. Ferner wird man hinweisen auf das tausendfache Entstehen neuer Seinswerte, von der Atomdifferenzierung angefangen bis hinauf zur Geburt eines neuen Gedankens. Gewiss – aber darum handelt es sich ja gerade: eine von den Einzelphänomenen abstrahierende und diese ins Allgemeine erhebende Vorstellungsart für das Problem der 'Urzeugung' zu gewinnen, welches sowohl materiell wie psychisch eingesehen werden kann.>

«Wir besitzen diese Vorstellung im Phänomen der Obertonreihe und, allgemein, im Phänomen der Teiltonreihen, so, wie sie die Harmonik wieder in ihrer eigentlichen Bedeutung entwickelt, neu verstanden und an den ihnen zukommenden Platz eingesetzt hat.>

«So 'verständlich' es erscheint, dass, sagen wir, zu fünf Schwingungen pro Zeiteinheit noch eine Schwingung hinzugefügt wird, wodurch sechs Schwingungen pro Zeiteinheit entstehen, so wunderbar, ja rätselhaft muss es uns vorkommen, dass wir das eine Mal (bei  $\frac{1}{1} = c$ ) den Ton e, das andere Mal den Ton g' 'hören'. Dasselbe geschieht bei allen Teiltendifferenzierungen: immer erleben wir bei einer quantitativ durchaus verständlichen Grössenzu- oder -abnahme der Frequenzen eine zunächst überraschende Urzeugung neuer Werte. Da diese 'Urzeugung' aber retrograd sich immer auf einwandfreie mathematische Grössen stützt, wird auch sie 'verständlich' im höheren Sinne, d. h. wir haben hier eben die so lang gesuchte und bisher nie erreichte theoretische Vorstellung einer Synthese von materieller Progression und Entstehung neuer Werte.>

Was nun die wichtigste Zäsur in der fortlaufenden Reihe der «Urzeugungen» betrifft: die Entstehung des Lebens, so sagt sich unser Laienverstand, dass das Protoplasma erst in einem schon reichlich abgekühlten Zustand des Planeten entstanden sein kann; denn alle lebendige Substanz ist heute hohen Hitzegraden

<sup>1</sup> Man vergleiche meine späteren Ausführungen über den Begründer der Psychophysik, G. Th. Fechner, im «Lehrbuch der Harmonik», S. 45 ff.

gegenüber äusserst empfindlich. Aber da belehrt uns die Wissenschaft eines beseren. Im «Handwörterbuch der Naturwissenschaften»<sup>1</sup> heisst es im Artikel «Urzeugung»: «E. Pflüger geht von der Frage aus, worin der Unterschied zwischen lebendem und totem Eiweiss besteht. Er beantwortet diese Frage dahin, das lebende Eiweiss sei von dem toten dadurch ausgezeichnet, dass es die Fähigkeit besitze, sich dauernd selbst zu zersetzen. Diese Selbstzersetzung ist bedingt einmal durch die Einfügung des Sauerstoffs in die Eiweissmoleküle, zum andern durch den Besitz eines bestimmten chemischen Stoffes, des Cyans (CN). Durch das Cyan nämlich wird ein 'Moment innerer starker Bewegung in die lebendige Materie eingeführt'. Der Anfang des Lebens liegt mithin im Cyan. Cyan aber entsteht nur in der Glühhitze. Ist nun lebendiges Eiweiss von der Existenz des Cyans abhängig und bildet sich dieses nur bei Glühhitze, so muss lebendige Substanz zu der Zeit entstanden sein, da die Erde noch im Zustande des Glühens war.»

Also wer weiss: vielleicht war im ersten Atom schon «Leben» – dass letzteres in seiner materialen Grundlage als «lebendes Eiweiss» die Fähigkeit besitze, «sich dauernd selbst zu zersetzen»: diesen merkwürdigen Schizophrenismus wollen wir uns für unser nächstes Kapitel (I g) merken.

Neben dieser Cyantheorie bestehen natürlich eine Menge anderer Theorien, die sich aber immer, gemäss der haptischen Struktur der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis, mit rein materiellen Erwägungen, Befunden, Möglichkeiten auseinandersetzen. Sobald ein Kopf innerhalb der Zunft, wie etwa Driesch, eine besondere Lebenskraft (Vitalismus), supponiert, also eine materiell nicht mehr fassbare Entelechie, fällt man über ihn her, als ob es gelte, den Gottseibeius aus den heiligen Hallen der seriösen Forschung hinauszutreiben. Dabei ist es für jeden Einsichtigen, der nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen «denkt», klar, dass zur materiellen Basis des Lebens, ja schon zu derjenigen des ersten Atoms noch etwas anderes als das durch Zahl, Mass und Gewicht Erfassbare hinzukommen müsse, um die ungeheure Formenmannigfaltigkeit der Natur aufzubauen und so in Ordnung, im «Kosmos» zu erhalten, dass nicht alles wieder ins Chaos auseinanderfällt.

Die Harmonik nennt dieses «andere» den Ton-Wert. Neben jeder durch die Zahl (Mass und Gewicht) erfassbaren, ausdrückbaren, formulierbaren «Materie» steht a priori ein Wert, den wir wohl auch durch Mass und Zahl ausdrücken können, dessen eigentliches Wesen wir aber nur seelisch als Ton zu beurteilen vermögen. In meinen früheren harmonikalen Werken sprach ich vom Ton als dem «Wächter der Seele». Erst kürzlich fand ich den Begriff des «Wächters», nicht im harmonikalen Sinne, innerlich aber damit gleichbedeutend in der Kabbala. Molitor übersetzt<sup>2</sup> aus der kabbalistischen Schrift Etz ha Chaiim Fol. 192 folgendes: «Auch in dem Mineralreich, der Erde und den Steinen, ist notwendig Leben

<sup>1</sup> 1. Auflage, Bd. 10, 1915, S. 163.

<sup>2</sup> «Philosophie der Geschichte», 3. Teil, 1839, S. 672.

und Geistiges, und ein Gestirn und Wächter über ihm oben. Denn wenn es nicht so wäre, so könnte die Erde nicht hervorbringen Kräuter und Samenfrüchte, in denen Leben ist. Das Leben des Pflanzenreichs ist über dem Leben des Mineralreichs, denn es wächst und wird gross wie der Mensch, und das Leben, so in ihm ist, verursacht das Wachsen. Die Tiere sind noch höher, indem in denselben deutlich das Nephesch [die vegetative Seele] sich zeigt und schon Ruach [die empfindende Seele] genannt wird, wie es heisst: Der Ruach der Tiere gehet zur Erde. Das (natürliche) Leben des vernünftigen Menschen aber stehet höher als alle. Näher noch an die Harmonik rührt eine andere Stelle der Kabbala<sup>1</sup>: «Alle Geschöpfe in der Welt haben einen Vorgesetzten, Oberen. Dieser Vorgesetzte, dessen innere Lust es ist, ihnen zuzufliessen, kann nicht Einfluss geben, bis sie Lobgesang gesagt haben.» Molitor nennt dies eine Grundidee, die man in allen kabbalistischen Schriften finde. Auch der Ausspruch der Hermetiker: «wie oben, so unten» gehört hierher.

Lieber Freund – denke Dir so einen alten Kabbalisten durch die Jahrtausende hindurch! Es ist ja immer derselbe, der, allein oder mit seinem Schüler, über alle Dinge der Welt nachsinnt, spekuliert, meditiert, in Urzeiten vielleicht in einer Höhle, unter funkelnden Sternen, im Mittelalter in der düsteren Stube eines Gettos, heute, morgen und in weiteren tausend Jahren – – ? Schon er hat begriffen, von Anfang an gewusst, dass jedes Ding, um Bestand zu haben, einen «Wächter» haben müsse, einen die Materie lenkenden und betreuenden Wert, der von oben kommt und in einer Welt der Normen beheimatet ist.

Wir Harmoniker hören diese Werte, diese Töne und wissen von der Art ihrer Verbundenheit mit der Materie. Und wir wissen, dass auf ihnen, den Ton-Werten, die unendliche Verjüngung, die ewige Wiedergeburt, die dauernde «Urzeugung» der Welt beruht. Auch dies ist ein Geheimnis, ein Mysterium. Aber die harmonikale Symbolik gibt uns die Gewissheit, dass, wie Hölderlin sagt, diese Mysterien sind, dass diese Geheimnisse nicht in ein nebuloses Nichts zerfahren, sondern existieren. Und eben aus ihnen quillt der ewig befruchtende Born der Normen, der die Fülle der Gestalten dieser Welt schafft, vom Ur-Atom an bis zu den letzten Schaffenstrieben und Gedankenflügen der Menschheit.

<sup>1</sup> Ebda., 2. Teil, 1834, S. 254f.

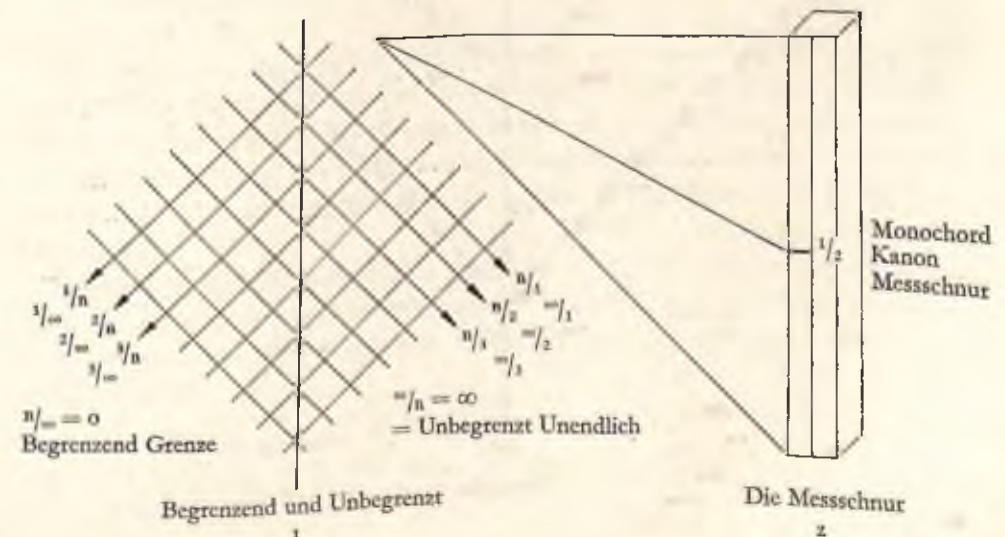
## G. Der Weltenbaum

In diesem Kapitel wollen wir unsere innere Anschauung aufrufen, um einige wichtige Gesamtaspekte des Lambdoma (= Teiltonkoordinate = «T») zu betrachten. Hier wird der Begriff des «Hörbildes» in seinem Urzustand lebendig, und die Audition visuelle gewährt der Symbolik Meditationsmöglichkeiten von universellen Ausmassen. Wir dürfen uns dabei freilich nicht starr nur an die Form des Lambdoma halten, wie es unsere Abb. 1 (S. 43) zeigt, sondern müssen teils seine wesentlichsten Konfigurationen (1 und 2), teils sein strukturelles Gefüge (3 bis 5 der nachfolgenden Abschnitte) in Betracht ziehen. Ebenso steht es uns frei, verschiedene Variationen unseres kosmischen Diagramms zur Verdeutlichung heranzuziehen, da der Tonzahlgehalt, wie im Lehrbuch § 31–38 gezeigt wurde, sich immer im Prinzip gleich bleibt.

Wir werden von den grossen symbolischen Formen, die uns der Gesamtaspekt des Lambdoma zeigt, die folgenden auswählen:

- Seite 269 1. Das Begrenzende – das Unbegrenzte (*περαίνοντα – ἄπειρα*)  
(die pythagoreische Prinzipienlehre)
- Seite 296 2. Die Messschnur (Kanon – Monochord)
- Seite 304 3. Den Weltenbaum
- Seite 316 4. Weltenmantel und Himmelszelt (den Webstuhl)
- Seite 323 5. Die Separatio (Teilung, Dichotomie, Diairesis)

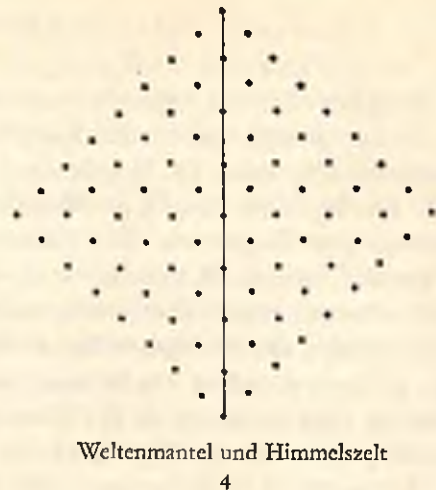
In einer Art von Stenogrammen können wir diese Lambdomaaspekte folgendermassen notieren:





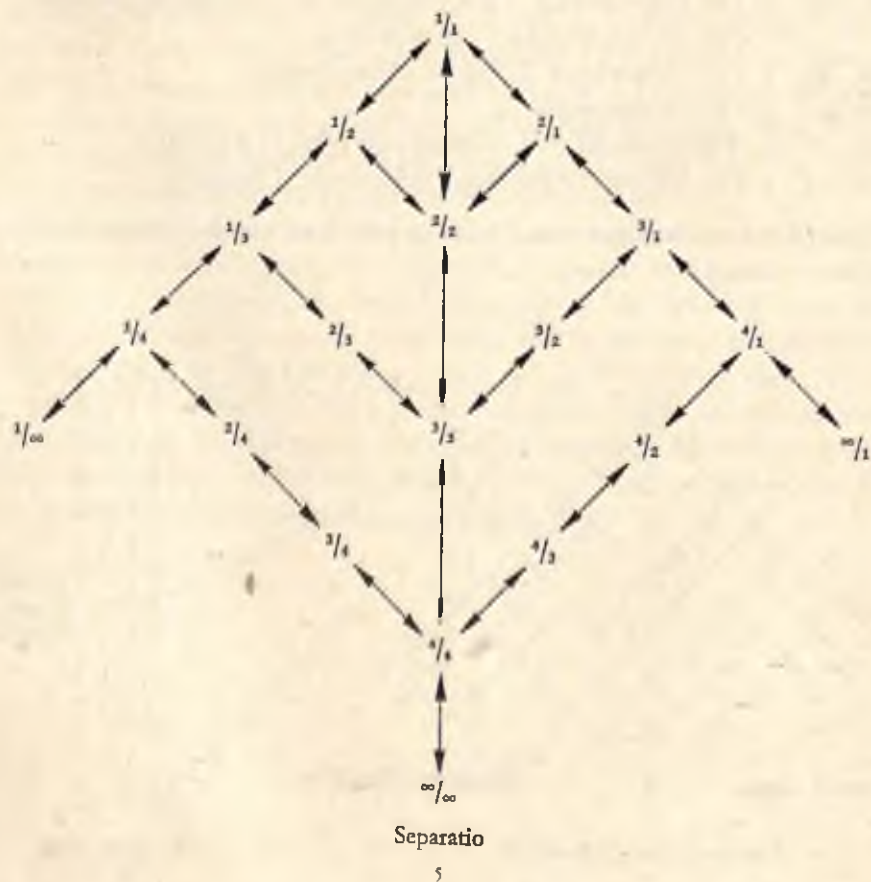
Der Weltenbaum

3



Weltenmantel und Himmelszelt

4



Separatio

5

Wie man sieht, sind alle diese Stenogramme verschiedene Aspekte des Lambdoma bzw. der Teiltonkoordinaten. Wir müssen aber den Schwerpunkt auf den inneren, morphologisch-akustischen Gehalt (Schauen und Hören) und nicht nur auf den äusseren Habitus des Lambdoma (unsere Abb. 1) legen. So ist der «Kanon», das «Monochord», die «Messschnur» (vgl. nachher!), wie man aus Abb. 2 S. 267 sieht, als Realität im tonalen Ausdruck des Lambdoma enthalten. Der akroatische Begriff des «Baumes» ist idealiter in verschiedenster Weise in der Verzweigung der Lambdomarationen ausgedrückt; wollen wir ihn konkret aufzeichnen, so müssen wir nur bestimmte Konfigurationen herausnotieren, und wir kommen dann immer zu baumartigen, pflanzlichen Gebilden, wie in der «Harmonia Plantarum» gezeigt worden ist. Den «Weltenmantel» und das «Himmelszelt» symbolisiert das punktförmige, sternenartige Gewebe aller Tonzahlkollektive, und zum wichtigen Prinzip der «Separatio», der Teilung, Dichotomie, Diairesis, gibt jede Tonzahlentwicklung, ausgehend von der Einheit der Saite ( $1/1$ ), das prototypische Beispiel.

Da das Bild des «Baumes», erweitert zum uralten Symbol des «Weltenbaumes», alle anderen Symbole in sich enthält – das Lambdoma ohnehin, dann das Monochord, ferner die Bildbegriffe Weltenmantel und Himmelszelt sowie das Prinzip der unendlich-endlichen Teilung –, haben wir unser Kapitel unter dem Titel «Weltenbaum» zusammengefasst. Jetzt wollen wir die Symbole einzeln betrachten.

### 1. Begrenzend – Unbegrenzt<sup>1</sup> Die pythagoreische Prinzipienlehre

Mit diesem Paarbegriff stossen wir ins Zentrum der pythagoreischen Apophthegmata.

«Der fundamentale Satz für die philolaische [pythagoreische] Prinzipienlehre»<sup>2</sup> lautet<sup>3</sup>: *Περὶ φύσεως ὧν ἀρχὴ ἦδε· ἡ φύσις δ' ἐν τῷ κόσμῳ ἀρμόχθη ἐξ ἀπειρῶν τε καὶ περαιόντων καὶ ὅλος (ὁ) κόσμος καὶ τὰ ἐν αὐτῷ πάντα*. («die Natur ward aber bei der Weltordnung aus Unbegrenztem und Begrenztem harmonisch zusammengefügt»). Dieses Fragment des Pythagoreers Philolaos ist uns von Stobäus aufbewahrt.

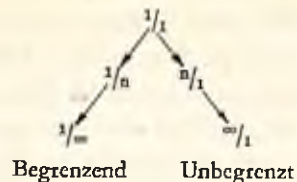
Schon August Boeckh bemerkt hierzu in seinem «Philolaos»<sup>4</sup>, dass *περαιόντα* nicht «Begrenztes», sondern «Begrenzendes» heisse, und ein Blick auf die beiden entgegengesetzten, sich durchdringenden Kräfte des Lambdoma, beginnend mit den Schenkelreihen

<sup>1</sup> Vgl. hierzu das Stenogramm 1 S. 267.

<sup>2</sup> W. Bauer: «Der ältere Pythagoreismus», Diss. Bern 1897, S. 5.

<sup>3</sup> Diels, Fragm. 1.

<sup>4</sup> 1819, S. 47.



zeigt, wie genau sich hier die Pythagoreer ausgedrückt haben: die Aliquotreihe  $\frac{1}{1} \frac{1}{2} \frac{1}{3} \dots \frac{1}{n} \dots \frac{1}{\infty} = 0$  ist tatsächlich nicht *begrenzt*, sondern *begrenzend*; denn ich kann theoretisch die Teilung immer weiter fortführen, ohne an ein Ende zu kommen, und die wirkliche *praktische* Grenze, d. h. modern ausgedrückt, die Konvergenz, tritt erst beim Index  $\frac{1}{\infty}$ , also bei der Null auf, die aber wie beim Schneckenbeispiel des Zeno nie erreicht wird. Demgegenüber steht die *Unbegrenztheit* der anderen Reihe  $\frac{1}{1} \frac{2}{1} \frac{3}{1} \dots \frac{n}{1} \dots \frac{\infty}{1} = \infty$ . Auch das Unendlich ( $\infty$ ) wird nie erreicht, aber ebendeswegen ist der Ausdruck *unbegrenzt* hier korrekt.

Nun liegt freilich in jeder Konvergenz auch der Begriff der *Grenze*, und es würde wie eine Wortklauberei aussehen, wenn man sich auf das *begrenzend* versteifen und *begrenzt* ablehnen wollte. Aber erstens der Text (*περαιώνων*) und zweitens der harmonikale Schlüssel (die Aliquotreihe  $\frac{1}{1} \frac{1}{2} \frac{1}{3} \dots \frac{1}{n} \dots \frac{1}{\infty} = 0$ ) fordern die Übersetzung *begrenzend*, und wenn selbst Diels (und vor und nach ihm viele) den Text mit *begrenzt* übersetzt, so ist das bei der Unkenntnis der harmonikalen Unterlagen um so verzeihlicher, als schon Plato im *Philebos* das *περαίνοντα* mit *πέρας*, d. h. Grenze, bezeichnet. Wir können uns auch so aus dem Dilemma ziehen: bei rein geometrischer, anschaulicher Betrachtung ist die Aliquotreihe tatsächlich begrenzt, das merkt jeder, wenn er sich diese Reihe praktisch aufzuzeichnen versucht. Bei rein arithmetischer, intellektueller Betrachtung ist die Teilung  $\frac{1}{\infty}$  ebenso ins Unendliche möglich wie die Mehrung  $\frac{\infty}{1}$ .

Das zweite hierhergehörige philolaische Fragment lautet in deutscher Übersetzung bei Diels – wobei wir hier wie beim folgenden sechsten wieder das *begrenzt* korrekt durch *begrenzend* ergänzen:

«Notwendig müssen die vorhandenen Dinge entweder alle begrenzend oder unbegrenzt oder beides zugleich sein. Dagegen nur unbegrenzt (oder nur begrenzend) können sie wohl nicht sein. Da sie nun offenbar weder aus lauter Begrenztem bestehen noch aus lauter Unbegrenztem, so ist doch klar, dass die Weltordnung und, was in ihr ist, aus Begrenztem und Unbegrenztem zusammengefügt ist. Damit stimmt auch die Beobachtung in der Wirklichkeit überein. Denn ein Teil derselben, der aus Begrenztem gebildet wird, ist begrenzend, der aus Begrenztem und Unbegrenztem gebildete ist teils begrenzend, teils unbegrenzt, der dagegen aus Unbegrenztem gebildete wird unbegrenzt erscheinen.»

Und Fragment 6: «Mit Natur und Harmonie verhält es sich so: Das Wesen der Dinge, das ewig ist, und die Natur gar selbst erfordert göttliche und nicht menschliche Einsicht, nur dass ja natürlich nichts von den vorhandenen Dingen

auch nur von uns erkannt werden könnte, wenn das Wesen der Dinge, aus denen die Weltordnung entstand, sowohl der begrenzenden wie der unbegrenzten, nicht zugrunde läge. Da aber diese beiden Prinzipien (*ἀρχαί* = Anfänge, Urgründe) als ungleiche und unverwandte zugrunde lagen, so wäre es offenbar unmöglich gewesen, mit ihnen eine Weltordnung zu begründen, wenn nicht die *Harmonie* dazugekommen wäre, wie diese auch immer zustande kam. Das Gleiche und Verwandte bedurfte ja doch nimmer der Harmonie, dagegen muss das Ungleiche und Unverwandte und ungleich Geordnete durch eine solche Harmonie zusammengeschlossen werden, durch die sie imstande sind, in der Weltordnung zusammengehalten zu werden.»<sup>1</sup>

Das 19. Fragment des Philolaos (nach Diels) wollen wir hier beifügen, weil es unsere harmonikal-diagrammatische Symbolik ab initio legalisiert und autorisiert. Es heisst: «Theologie in Gestalt von mathematischen Figuren lehrt Plato und das pythagoreische Heilige Wort, den man dem dreiteiligen, uns nur bruchstückweise überlieferten Werk des Philolaos gab, ein Werk, welches *als ein Erzeugnis heiliger Betrachtung, geheimnisvoller Begeisterung voll tiefen und göttlichen Sinnes, als das Orakel eines in Gottes Buch lesenden Sehers erschien.*» Das *Heilige Wort*, *ἱερός λόγος*, besser: die *Heilige Sage* ist ein Ausdruck, der<sup>2</sup> für alle religiösen Geheimlehren des Altertums gebraucht wurde. Herodot erwähnt sie mehrfach, schweigt sich aber, als Eingeweihter, über den Inhalt aus, ebenso Plutarch und Pausanias. «Jünglinge! Horcht ehrfürchtig und still auf Alles! Ich will jetzt zu den Geweihten reden. Profanen schliesset die Türen!» – mit diesen Worten, von den Alten mehrfach überliefert, begann der orphisch-pythagoreische *ἱερός λόγος* – ein umfangreiches, im Altertum aufs höchste geachtetes theologisches Werk von 24 Gesängen, etwa im Umfang der Ilias und Odyssee, von welchem uns leider ebenfalls nur Bruchstücke, immerhin bedeutsame erhalten sind.<sup>4</sup>

Sextus Empirikus, ein alexandrinischer Philosoph des 2. Jahrhunderts n. Chr., dessen zwei erhaltene Schriften für unsere Kenntnis der altgriechischen Philosophie von grosser Wichtigkeit sind, sagt in seinem Werk *Adversus mathematicos*<sup>5</sup>: «Das die erste Monas und die unbestimmte Dyas in Wahrheit die Prinzipien des Ganzen sind, lehren die Pythagoreer mannigfach.» Die erste Monas ist harmonikal  $\frac{1}{1}$ ; die unbestimmte Dyas sind die zwei Schenkelreihen<sup>6</sup> des Lambdoma, welche beide ins *Unbestimmte* ( $\frac{1}{\infty} \leftarrow \frac{1}{1} \rightarrow \frac{\infty}{1}$ ) gehen.

<sup>1</sup> Hierauf folgt die berühmte Ableitung der musikalischen Hauptintervalle Oktave, Quinte, Quarte, Ganzton und Halbton.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 34–37.

<sup>3</sup> Nach Eduard Röth: *Geschichte der abendländischen Philosophie*, Bd. II, 2. Abt., 1858,

<sup>4</sup> S. 609ff. und Anm. 918.

<sup>5</sup> Siehe E. Röth: a. a. O.

<sup>6</sup> X, 262.

Vgl. oben die Abbildung S. 270.

Endlich verweisen wir noch auf eine merkwürdige, das oberste harmonikale Symbol  $\lambda_0$  des Lambdaoma von der pythagoreischen Überlieferung her bestätigende Stelle des Syrian<sup>1</sup> in seinem Kommentar zu Aristoteles' Metaphysik<sup>2</sup>, wonach Philolaos über seine beiden Prinzipien des Begrenzenden und Unbegrenzten eine einheitliche transzendente Ursache angenommen habe, die Syrian geradezu mit  $\theta\epsilon\acute{o}\varsigma$  (Gott) bezeichnet<sup>3</sup>. Ebenso setzte Plato in seinem *Philebos* über der Grenze und dem Unbegrenzten Gott als Ursache – offenbar der pythagoreischen Überlieferung folgend<sup>4</sup>.

Boeckh fragt sich, wie aus diesem transzendentalen Gottesbegriff die beiden Urgründe (des Begrenzenden und Unbegrenzten) hervorgegangen sein sollen, supponiert dafür die unendlich teilbare Einheit (*das doppelte Wesen des Einen und Vielen*), vermengt aber ganz unzulässig den Gottes- bzw. Gottheitsbegriff – von dem ja ausdrücklich gesagt wird, dass er *über* den beiden Prinzipien stehe! – mit der Einheit! Ausserdem wird ja *die erste Monas*, wie das von Sextus Empirikus verwahrte Fragment der Pythagoreer<sup>5</sup> beweist, ausdrücklich in die Prinzipien mit hineingenommen und eben *nicht* darübergestellt! Ein einziger Blick auf das pythagoreische Lambdaoma zeigt, dass hier nichts anderes als das Gottheitssymbol  $\lambda_0$  gemeint sein kann –, aber weder von diesem Lambdaoma noch von der Harmonik hat die gesamte bisherige Pythagorasforschung mit alleiniger Ausnahme von A. v. Thimus, der es wiederentdeckte, Kenntnis genommen.<sup>6</sup>

Wir führen dies, auch an diesem Ort, nur deshalb an, um immer wieder darauf hinzuweisen, dass ohne den harmonikalen *«Schlüssel»* nicht nur das Theorem des Begrenzenden-Unbegrenzten, sondern fast alle übrigen pythagoreischen Theoreme entweder ganz falsch oder nur höchst unzureichend verstanden werden können. Sobald man jedoch harmonikal *«hört»* und *«sieht»* (Diagramme!), fallen einem buchstäblich die Schuppen von den Augen, und Dinge werden klar und durchsichtig, um deren Aufhellung seit 2000 Jahren aller philologischer und philosophischer Scharfsinn sich vergeblich abgemüht hat. Der Grund zu einer *«legitimen»* Pythagorasforschung ist ausser in vielen Stellen des Thimusschen Werkes in meinem Artikel über Pythagoras in den *«Abhandlungen zur Ektypik harmonikaler Wertformen»* (1938) gelegt worden.

Das Theorem des Begrenzenden-Unbegrenzten ist also nur eines von vielen der Pythagoreer. Wir haben es an den Anfang der Betrachtungen dieses Kapitels gestellt, weil es in gewissem Sinne den morphologischen *«Grundton»* des Lamb-

<sup>1</sup> Lehrer des Proclus, ca. 400 n. Chr.

<sup>2</sup> XIV, 1.

<sup>3</sup> Die betreffende Stelle in griechisch bei Wilhelm Bauer, a. a. O. S. 6, und bei A. v. Thimus: *«Harmonikale Symbolik»*, Bd. I, S. 126f.

<sup>4</sup> Hierzu Boeckh: a. a. O., S. 54.

<sup>5</sup> Oben S. 70.

<sup>6</sup> Vgl. oben S. 65 f., 72.

doma und damit der ganzen Tonzahlentwicklung (Schenkelreihen oder primäre Teiltonreihen):

Begrenzend  $1/\infty \dots 1/n \dots 1/3 \text{ a}' 1/2 \text{ d}' \boxed{1/1 \text{ d}} 2/1 \text{ d}, 3/1 \text{ g}, \dots n/1 \dots \infty/1$  Unbegrenzt angibt. Was bedeuten nun diese beiden Prinzipien, diese *«Anfänge»*, *«Urgründe»* für uns Harmoniker? Rein philosophisch kann man darüber endlos diskutieren, was ja auch in der Literatur ausgiebig geschehen ist. Aber wir wollen einen festen Boden unter unseren Füßen haben, und dieser ist für uns Harmoniker das harmonikale Grunddiagramm, das Lambdaoma.

Wie die obige Abbildung 1 S. 267 zeigt, werden diese Urgründe des Begrenzenden und Unbegrenzten in den beiden das Diagramm erfassenden Schenkelreihen effektiver Tonzahlen oder, wie wir uns gemeinhin ausdrücken, der *«primären Teiltonreihen»* realisiert. Der ganze Kosmos mit dem *«Pleroma»* (= der Fülle seiner Seinswerte) wird von den polaren Prinzipien des nach dem Unendlich strebenden Grenzenlosen, und des nach einer Grenze, einer Abgrenzung, Umgrenzung strebenden Begrenzenden durchdrungen. Dass es eine wirkliche Durchdringung ist, zeigen alle weiteren Reihen des Diagramms, welche zu den primären parallel laufen. Gehen wir von irgendeinem Oberton  $n/1$  nach unten:  $n/1 \ n/2 \ n/3 \dots$ , so gewinnen wir lauter Frequenzen (Untertonreihen), die nach  $n/\infty = 0$  konvergieren; gehen wir von irgendeinem Unterton  $1/n$  nach oben:  $1/n \ 2/n \ 3/n \dots$ , so gewinnen wir lauter Frequenzen (Obertonreihen), die nach  $\infty/n = \infty$ , also ins Grenzenlose, Unendliche divergieren. Dabei bleibt sich das Gesamtgefüge, das Pleroma der Seinswerte gleich, unverändert, d. h. in jedem Seinswert, sei er materieller, seelischer oder geistiger Natur, sind implicite beide Prinzipien, beide Urgründe der Begrenzung und der ins Unendliche gehenden Entfaltung enthalten. Dies ist der eigentliche Sinn der pythagoreisch-philolaischen Prinzipienlehre!

Aristoteles hat diesen Paarbegriff in seiner Metaphysik an die Spitze der pythagoreischen Kategorientafel gestellt:

1. *πέρας καὶ ἀπειρον* *«Grenze und Unbegrenztes»*<sup>1</sup>

Der Kosmos entstand also nicht nur, wie Aristoteles paraphrasiert, indem das Unbegrenzte von der Grenze erfasst und begrenzt wurde, wobei das *ἀπειρον* = Unbegrenzte unzulässig (für den pythagoreisch Denkenden) mit dem Stoff, der Materie, und die *πέρας* = Grenze mit der Form, der Gestaltung einseitig identifiziert wird. Sondern *in jedem Seinswert des Kosmos sind beide Prinzipien als die ihn konstituierenden Kräfte enthalten* – dies beweist das Lambdaoma. Das ist für die Philosophiegeschichte ein völlig neues Moment, dazu noch in legitimer Weise pythagoreisch fundamentierte, und erledigt ganze Bündel von haltlosem Gerede, das in der Fachliteratur über unsere beiden obersten Prinzipienpaare enthalten ist.

<sup>1</sup> Aristoteles, *«Metaphysik»*, I, 5.

Wollen wir irgendwelche Tonwerte – die wir, pythagoreisch-akroatisch denkend, mit den Seinswerten des Kosmos identifizieren – aus dem Lambdoma herausgreifen und sie entweder oktavreduzierend auf dem Monochord oder in ihrer effektiven Höhe auf irgendeinem Musikinstrument realisieren und hören, so bemerken wir sofort, dass wir da, wenn wir unangenehm klingende, über ein gewisses Mass hinausgehende Intervallempfindungen vermeiden wollen, eine angemessene, passende Auswahl der Lambdomarationen treffen müssen. Sei es nun, dass wir die betreffenden Töne auf den Saitenstrecken des Monochords sukzessive (melodisch) oder simultan (akkordisch<sup>1</sup>) anschlagen: immer werden wir sogleich hören, dass wir da nicht wahl- und masslos in der Auswahl der Tonwerte sein, sondern nur solche auswählen dürfen, die unserer Seele einen nicht widerwilligen Eindruck gewähren. Wir vermeiden hier absichtlich die Begriffe Konsonanz und Dissonanz, da das Masslose, über das Mass Hinausgehende viel umfassender als der Begriff des Dissonanten und das Passende, Massvolle, Vollkommene viel umfassender als der Begriff des Konsonanten ist – Erweiterungen des Konsonanz- und Dissonanzbegriffs, die jeder selbst am Monochord ausprobieren kann, wenn er anhand des Lambdoma die entsprechenden Versuche macht. In der Fülle, dem Pleroma des pythagoreischen Grunddiagramms steckt also der Begriff des Masslosen und des Massvollen verborgen. Dies ist aber nichts anderes als der zweite Paarbegriff der pythagoreischen Kategorientafel

2. περιττόν και ἄρτιον «Masslos und Massvoll».<sup>2</sup>

Hierzu, zu unserer Übersetzung «Masslos und massvoll» ist noch Folgendes zu bemerken. In der Regel wird περιττόν und ἄρτιον mit «Ungerades und Gerades» übersetzt, was, wenn es sich um reine Zahlen handelte, durchaus stimmen würde. Aber erstens wäre es dann ganz unverständlich, dass der siebente Paarbegriff der Kategorientafel (vgl. nachher!) fast dasselbe, «Gerades und Krummes», wiederholte, und zweitens wird ja gar nichts, weder im 2. noch im 7. Begriff, von Zahlen erwähnt, so dass wir uns für berechtigt halten, die Worte περιττόν und ἄρτιον in ihrer ursprünglichen Bedeutung aufzufassen und zu verstehen – eben als das «über das Mass Hinausgehende, Masslose» (περιττόν) und als das «Angemessene, Passende, Gehörige, Massvolle» (ἄρτιον), wie es die Wörterbücher ausweisen. [28] Wenn man pythagoreisch zu denken gewohnt ist und gerade, wenn man sich an die Aussage des inneren Gehaltes – und nicht nur der blossen Zahlen – der Tonwerte des Lambdoma hält, so scheint mir da eine Alternative ausgeschlossen. Denn eben dies: das über das Mass Hinausgehende ( $\infty/1 = \infty$ ) und das Massvolle ( $1/\infty = 0$  im Sinne des «Begrenzenden») ist ja in gewissem Sinne schon mit der Grundstruktur der pythagoreischen Harmonik (die beiden Prinzipien «Begrenzend und Unbegrenzt») identisch, wird aber in der Fassung des zweiten Paar-

<sup>1</sup> Hierzu muss natürlich ein mehrsaitiges Monochord benützt werden!

<sup>2</sup> Aristoteles, «Metaphysik», I, 5.

begriffs mehr nach der psychischen abgewandelt, während der erste Paarbegriff «Begrenzend – Unbegrenzt» das Thema an seiner primären spekulativen Wurzel fasst.

Wir forschen weiter nach synthetischen Bezügen in der Struktur des Lambdoma, die sich in der Form eines Paarbegriffes ausdrücken lassen. Dem inneren Gehalt der Tonzahlen = Seinswerte nach kann man einige einfache Ambivalenzen herauswählen. Dass die  $1/1$  als Zeugerton in ihrer Wiederholung als Zeugertonachse und in ihrer Oktavierung nach oben und unten als «Einheit» der «Vielheit» der übrigen Teiltöne gegenübersteht oder, besser, diese Vielheit als das zeugende einheitliche Moment hält, ist auf den ersten Blick, den man auf das innere Gefüge des Lambdoma wirft, klar. Dieser Paarbegriff:

3. εἷς και πλῆθος «Eins und Vieles»<sup>1</sup>

ist der dritte der pythagoreischen Kategorientafel; er kann natürlich vom banalsten bis zum geistreichsten Kommentar, wie alle Begriffe dieser Tafel, auch ohne Harmonik diskutiert werden. Aber dass sie im Lambdoma enthalten sind, rückt sie in einer dem pythagoreischen Denken legitimen und von einer einheitlichen Vorstellung ableitbaren Weise eng zusammen. Und gerade vom Lambdoma her bedeutet «Eins und Vieles» nicht nur das, was wir heute mit diesen Begriffen verbinden. Das «Eins», die Einheit  $1/1$  ist in der Harmonik das Symbol für den Demiurgen, den Schöpfergott, und die Metastasen (Oktavpotenzierungen und -reduzierungen) dieser Einheit symbolisieren die im zeiträumlichen Weltgefüge immer wieder auftretenden Vertreter dieses Schöpfergottes und seiner spezifischen demiurgischen Kräfte. Demgegenüber steht im kosmischen Diagramm des Lambdoma die Vielheit  $x/y$  der übrigen Seinswerte. Auch diese haben, abgesehen davon, dass sie aus der Einheit  $1/1$  evolvieren, noch in einer ganz besonderen Weise an der Einheit teil. Löschen wir nämlich ihren zeiträumlichen Charakter aus, d. h. transformieren wir jeden Tonwert durch Multiplikation seiner zeitlichen Frequenz ( $x/y$ ) mit seiner räumlichen Wellen-(Saiten-)länge ( $1/x$ ), so wandelt sich jeder Seinswert (da  $x/y \cdot 1/x = 1$ ) immer in die Einheit  $1/1$ ! Ich glaube, dass gerade diese Transformation, auf welche wir noch im Kapitel II f zurückkommen werden und welche den Pythagoreern schon von ihren akustischen Studien her bestimmt geläufig war, als eines der interessantesten und wichtigsten Theoreme in den pythagoreischen Geheimschulen bewahrt und gehütet wurde. Denn es handelt sich dabei doch um nichts mehr oder weniger als um die Rückkehr jedes Seinswertes nach der Aufhebungsgrund, der die Welt schuf. Das ist unsere «Tode», in den einheitlichen Schöpfungsgrund, der die Welt schuf. Das ist unsere harmonikale Deutung des «Einen und Vielen» – wie man zugeben wird, eine wesentlich tiefer schürfende als das in der bisherigen Literatur über dieses Problem Enthaltene, dazu noch fundamementiert im pythagoreischen Grunddiagramm!

<sup>1</sup> Ebda.

Wenn wir dieses Lambdoma vor uns hinlegen und seine Gestalt anschauen, dann fällt uns weiterhin eine zweiseitige Polarität auf, die durch die Senkrechte der Zeugertonlinie charakterisiert wird. Wir sehen da zwei Hälften, die eine links  $\swarrow$ , die andere rechts  $\searrow$ , zusammen  $\nearrow$ . Welches ist nun der Sinn dieser Polarität? Nun, wir kommen diesem Sinn auf die Spur, wenn wir auf den inneren Gehalt der Tonzahlen achten. Was die Zahlwerte betrifft, so sind alle Rationen (Frequenzen!) der (vom Beschauer aus) linken Seite kleiner als die Einheit  $\frac{1}{1}$  ( $<1$ ), alle Rationen der rechten Seite grösser als die Einheit  $\frac{1}{1}$  ( $>1$ ). Dasselbe gilt akustisch für die Tonwerte. Alle Töne der linken Seite sind tiefer als der Zeugerton  $\frac{1}{1}$ , alle Töne der rechten Seite sind höher als der Zeugerton  $\frac{1}{1}$ . Wir haben also im linken Feld haptisch-zahlenmässig-quantitativ ein immer weiteres Zusammenschrumpfen, Kleinerwerden, schliesslich sich ins Nichts (0) Verlieren, im rechten Feld ein Sich-Ausbreiten, Grösserwerden, sich ins Unendliche ( $\infty$ ) Ausbreiten – die beiden pythagoreisch-philolaischen Urgründe Begrenzend-Grenzenlos erscheinen also auch im gesamten Feld der Seinswerte der beiden Lambdomahälften. Wir haben dies in Abb. 140 S. 75 unseres «Lehrbuchs» anschaulich aufgezeichnet. Man könnte hier auch von einem Ein- und Ausatmen sprechen oder an die beiden ersten Prinzipien der Jakob Böhmeschen Lehre von den «Naturgestalten» denken, wo die erste das Sich-Zusammenziehen in den finsternen «Zorn Gottes», die zweite das Sich-Ausbreiten in die lichte «Freude Gottes» bedeutet – wie bekannt, hat Newton, der Böhme eifrig studierte, hierin die metaphysische Begründung seiner Attraktions- und Repulsionslehre (Gravitätstheorie) gesehen. Wir wissen nun, dass dieser vierte Paarbegriff der pythagoreischen Kategorientafel:

4. δεξιόν και ἀριστερόν «Rechts und Links»<sup>1</sup>

seine weitreichende Bedeutung hat, die sich sowohl morphologisch (bilaterale Symmetrien), physiologisch (Rechts- und Linkshändigkeit) usw. in die Breite verfolgen liesse – man vergleiche die betreffenden Abschnitte im «Lehrbuch» und im «Grundriss».

Von der Biologie her gesehen, gehört hierzu die Polarität der Sexualität, beim Menschen Mann und Weib. Diese ist im Lambdoma in der Polarität von Dur und Moll verankert. Alle Teiltonreihen von links oben nach rechts unten sind «Overtönenreihen» mit anfänglichen reinen Durakkorden; alle Teiltonreihen von rechts oben nach links unten sind «Untertonreihen» mit anfänglichen reinen Mollakkorden. Dass wir das dunklere «weiche» Moll dem Weiblichen und das hellere «harte» Dur dem Männlichen zuschreiben, ist alter Usus der Tonpsychologie, und die heutige Antipathie der musikalischen Moderne gegen diese beiden Tongeschlechter, ihre oft bewusste Vermischung der Dur- mit den Mollakkorden und melodischen Fortschreitungen wird erst dem ausgesprochen polaren Cha-

<sup>1</sup> Aristoteles, «Metaphysik», I, 5.

rakter dieser beiden Akkordtypen nichts anhaben können, und zweitens ist der Höhepunkt unserer europäischen Musik von Bach bis Bruckner untrennbar verbunden mit der Wiederentdeckung von Dur und Moll als zwei der tiefsten musikalischen Urphänomene – diese beiden Phänomene sind kosmische Urprinzipien, wie das Lambdoma und die Fülle der in ihnen enthaltenen Gestalten ausweist. Dass die Alten Dur und Moll bei ihrer hohen Musikalität theoretisch gekannt haben mussten, beweist allein dieses pythagoreische Lambdoma; dass sie diese beiden Akkordtypen aber auch hörten, ist jedem klar, der nur die primitivsten Monochordversuche macht. Der Irrtum der nachpythagoreischen Musiktheoretiker, die Alten hätten die Terzen – die grosse und kleine Terz sind ja das charakteristische Unterscheidungsmerkmal zwischen Dur und Moll – als Konsonanzen nicht anerkannt (dass sie sie überhaupt nicht gekannt hätten, konnte vernünftigerweise bei den diffizilen, auf den Monochordteilungen beruhenden Versuchen noch eines Euklid, Aristoxenus und Ptolemäus nicht behauptet werden), beruht meines Erachtens auf einem ganz bestimmten Grund, der den mittelalterlichen Musiktheoretikern und heutigen Musikhistorikern ganz entgangen zu sein scheint. In der Tat nämlich genügen die Rationen 2 (Oktave) und 3 (Quinte) völlig, um eine diatonische Tonleiter und weiterhin alle musikalisch «brauchbaren» Töne rein arithmetisch zu konstruieren – die pythagoreische, nur auf der Rationierung der 2 und 3 mit ihren Ober- und Unterpotenzen 2 und 3 beruhende Tonleiterformel<sup>1</sup> weist das ja aus, und schon bei den Alten finden sich diesbezügliche Bemerkungen. Auch in dieser Tonleiter tritt die Terz auf, und es entstand der Irrtum, dass die 5 als Rationenbildnerin der grossen und kleinen Terz die Alten als «Konsonanz» nicht anerkannt und womöglich überhaupt nicht gekannt hätten. Diesen Unsinn widerlegt die Funftteilung der Monochordsaite, die jeder Anfänger schon unternimmt und damit auf die «reine Terz» stösst, die Durterz – die Mollterz erhält er ebenso bald, wenn er die Saite in  $\frac{6}{5}$  Teile teilt – er hört sie demnach auch, ebenso wie die Alten sie gehört haben. Dass Dur und Moll erst in neuerer Zeit ein so ungeheures Gewicht im musikalischen Schaffen erlangten, hängt damit zusammen, dass man früher mehr «linear» musizierte, vor allem sang, und die Akkordik erst in unserer Zeit, besonders vom «Generalbass» (also seit etwa 1600), eine immer entscheidendere, zum mindesten der Melodik nicht nachstehende Bedeutung im musikalischen Schaffen gewann. Wenn das heutige Schaffen sich wieder mehr dem Melodisch-Linearen zuwendet und aus rein intellektuellen Doktrinen heraus, die von den urtümlichen akustisch-musikalischen Gesetzen nichts mehr wissen und auch in ihrer naiven Selbstüberhebung gar nichts mehr wissen wollen – der Galimathias der sogenannten «Atonalität», ebenso die Zwölftonnivellierungsmechanik zeigen dies ja zur Genüge –, so schafft das die Tatsache nicht aus der Welt, dass mit der Wiederentdeckung von Dur und Moll die Gipfelleistungen der musikalischen Hochkultur von 1750 bis 1900 aufs engste

<sup>1</sup> Vgl. «Lehrbuch», § 39, Formel 355, S. 86.



verbunden sind, ja ohne die bewusste und vom innersten Gefühl der Seele dieser Tonsetzer geforderte Anwendung von Dur und Moll diese Hochkultur gar nicht entstanden wäre! Dur und Moll ist also harmonikal die Entsprechung zum Männlichen und Weiblichen. Um so verständlicher für uns, dass dieser Paarbegriff

5. ἀρεν καὶ θῆλυ (Männliches und Weibliches)<sup>1</sup>

als fünfte Stufe in der pythagoreischen Kategorientafel auftaucht, wobei es wohl kein Zufall sein dürfte, dass dieser Paarbegriff gerade an die *fünfte* Stelle gesetzt wurde: denn die 5 als harmonikale Rationenbildnerin ist ja eben die Geschlechtszahl, da aus ihr direkt die beiden Terzen:

$$\left. \begin{array}{l} \frac{3}{4} e \text{ grosse Terz} \\ \frac{4}{3} es \text{ kleine Terz} \end{array} \right\} \text{Frequenzen} \\ \left. \begin{array}{l} \frac{1}{3} e \text{ grosse Terz} \\ \frac{2}{6} es \text{ kleine Terz} \end{array} \right\} \text{Saitenlängen} \quad \left. \vphantom{\begin{array}{l} \frac{3}{4} e \\ \frac{4}{3} es \end{array}} \right\} \text{bei } \frac{1}{1} = c$$

entstehen! Auch hier haben wir einen direkten Rückbezug aufs Lambdoma und eine Variante des obersten Paarbegriffs, der beiden Urgründe Begrenzend – Unbegrenzt. Denn, gleichgültig ob ich Saitenlängen oder Schwingungszahlen (Frequenzen) zugrunde lege: die beiden Vektoren der Ober- und Untertonreihen werden immer anfänglich reine Dur- und Mollakkorde enthalten, also immer genau das ausdrücken, was der Paarbegriff Männlich – Weiblich eigentlich meint: einen den Kosmos durchdringenden Eros von der materiellen bis zur höchsten geistigen Region. Das ist auch der Sinn von Diotimas Erzählung in Platos (Gastmahl) von den zwei (Hälften), die sich, als Männliches und Weibliches, immer nach der Vereinigung sehnen, weil sie ursprünglich eins waren oder wieder eins zu werden hoffen – etwas, was wir aus dem Lambdoma ablesen können, wenn wir über seine zwei (Hälften) und die Einheit  $\frac{1}{1}$ , aus welcher alles entstand und in welche alle Seinswerte wieder zurücktendieren (Parallelen zur Zeugertonlinie), meditieren.

Dynamik und Statik oder Bewegung und Ruhe sind Ambivalenzen, in gewissem Sinne auch Polaritäten, die fast in allen Gebieten ihre Rolle spielen. Heutzutage ist freilich das Zeitalter von einer Dynamik in jeder Hinsicht geradezu besessen, und statische Momente, solche der Stabilität, der Ruhe, der Besinnung muss man schon mit dem Elektronenmikroskop suchen. Aber solche Disproportionen in der Geschichte der Menschheit – auch nach dem Vorherrschen des Statischen hin, z. B. die schliesslich steril werdende Statik der mittelalterlichen Kaiseridee – hat es immer gegeben; sie schaffen aber die Ambivalenz statisch – dynamisch nicht aus der Welt.

Auch hier gibt uns das Lambdoma, ja schon das Urphänomen der Tonzahl selbst, eine interessante Auskunft. Nach der materiellen Seite hin ist de facto alles

<sup>1</sup> Aristoteles, (Metaphysik), I, 5.

im Fluss, jeder Seinswert steht unter der Dynamik von Raum und Zeit, Entstehen und Vergehen, wie jede Tonzahl auf der Basis von Schwingungszahl und Saitenlänge. (Nichts Beständiges gibt es), sagt schon ein uraltes Sprichwort, und das πάντα ρεῖ (Alles fließt) ist eines der am meisten zitierten Fragmente des Heraklit. Bis hierher haben die Dynamiker recht. Aber neben jeder Tonzahl steht ein Tonwert! Alle die vielen Tonpunkte im Lambdoma kannst Du hören, und eben dieses Hören transformiert die dynamische materielle Basis in eine statisch akustische (wertbetonte)! Diese Erkenntnis ist von entscheidender Wichtigkeit. Jeder Ton, den ich höre, strahlt eine in sich selbst genügsame Ruhe aus, sein innerer Wert öffnet aber die Tür zu einer universellen Welt der Werte, die keinen Veränderungen unterworfen ist, sondern einer grossen, allgemeinen Ordnung angehört, die Plato das Reich der Ideen nennt, die jede philosophische Ontologie als das wahre, unveränderliche Sein in den Gebieten des Guten, Schönen und Wahren aufzufinden sucht und nachzuweisen hofft. Diese zwei grossen Prinzipien der Bewegung und der Ruhe sind also in jedem Ton des Lambdoma und in seinen Grundakkorden und Intervallen enthalten – selbst die lineare Verbindung von Tönen, ein (Motiv), eine Melodie, kann eine grosse Ruhe und Geschlossenheit ausstrahlen – und sie bilden die sechste Station der pythagoreischen Kategorientafel:

6. ἡρεμοῦν καὶ κινούμενον (Ruhendes und Bewegtes)<sup>1</sup>

Den darauffolgenden siebenten Punkt:

7. εὐθύ καὶ καμπύλον (Gerades und Krummes)<sup>2</sup>

habe ich bereits in meinem Pythagoras-aufsatz<sup>3</sup> harmonikal abgeleitet, und zwar durch einfaches geometrisches Aufzeichnen der beiden Urprinzipien (Begrenzend – Unbegrenzt). Notiert man nämlich die Zahlengrößen der (begrenzenden) Untertonreihe und der (unbegrenzten) Obertonreihe, also der Prototypen aller harmonikalen Reihenbildungen, so bekommt man folgendes Bild<sup>4</sup> (s. S. 280).

Es ist dies wohl eine der verblüffend einfachsten Deutungen des siebten Paarbegriffs der pythagoreischen Kategorientafel, eine Deutung, die, rein geometrisch und für sich betrachtet, eine Banalität wäre, aber als graphischer Ausdruck der beiden Urgründe des περιαινοντα und ἀπειρον, welche ja das konstitutive Moment des pythagoreischen Lambdoma bilden, ins Zentrum der pythagoreischen Esoterik trifft. Wenn man sich die griechischen Ausdrücke genauer ansieht, dann hat man freilich den Eindruck, dass die deutsche Übersetzung (Gerades und Krummes) die griechischen Worte εὐθύ καὶ καμπύλον nur sehr einseitig und primitiv-haptisch wiedergibt. Ohne Zweifel steckt (Gerade und Krumm) in diesen griechischen Ausdrücken ebenso wie die obige geometrische Figur in den Lambdomareihen. Aber

<sup>1</sup> Aristoteles, (Metaphysik), I, 5.

<sup>2</sup> Ebda.

<sup>3</sup> In den (Abhandlungen).

<sup>4</sup> Vgl. die Abbildung in den (Abhandlungen), S. 97.



als Ton erstirbt, um in anderen Erscheinungen dann im Verfolge wieder vernehmbar zu anderen unserer Sinne zu reden. Die vielmal potenzierte Beschleunigung der Pulse äussert sich dort in den Phänomenen der Wärme, der Farbe, des Lichtes und der elektrischen Kraft. Nach der Seite der wachsenden Langsamkeit der Rhythmen tritt an die Stelle der in den tiefsten Klängen vernehmbar werden einzelnen Stösse der Schallwellen musikalisch die Mensurierung des Taktes. Ein Spiel noch langsamerer Zahlenrationen zeigt sich unserem Auge im Wechselspiel der Wasserwellen und in den abmessbaren Schlägen wirklicher Pendel. Hier tritt dann im Bereiche des Sichtbaren ein Gesetz in die Erscheinung, welches erst in den kosmischen Bewegungen und in den Maßen der nach himmlischen Zeitläuften geordneten Umkreisungen der Weltkörper seinen Abschluss findet. Oder, um den Gedanken A. v. Thimus' zu vollenden: ins Dunkle, ins Nichts sich verliert.<sup>1</sup> Thimus setzt in seiner unten Anm. 1 mitgeteilten Stelle hinsichtlich der Beurteilung der «unbestimmten Zweiheit» ἀόριστος δυνάς die Frequenzen voraus oder, wie er es nennt, «Pulse, Schallwellen, Oszillationen, geordnete Bewegung» usw. Physikalisch sind wir heute gewohnt, die «Wellenlehre» allgemein zu fassen; wir wissen, dass unser Ohr und unser Auge je nur einen kleinen Ausschnitt aus diesem allgemeinen Wellenbereich, gleich durch welches Medium er uns erreicht, erkennen, dass das Immer-kleiner-Werden dieser universellen Frequenzen (verbunden mit immer grösseren Frequenzzahlen pro Einheit = Sekunde) sich von den elektromagnetischen Schwingungen (Kraftstrom, Wärmestrahlen, Licht, Röntgenstrahlen, Strahlungen radioaktiver Stoffe) bis in die «sekundäre Höhenstrahlung» eines metaphysischen «Lichtes» hinein steigert und dass das Immer-grösser-Werden dieser universellen Frequenzen (verbunden mit immer kleineren Frequenzzahlen) von den Lichtwellen über die akustischen Wellen, in immer langsamer werdende Rhythmen und Perioden bis in die unermesslichen astronomischen Zeiten und Räume eines metaphysischen Dunkels ausklingt. Das wissen wir heute, und wenn wir den inneren Gehalt des Lambdoma von diesem Aspekt aus erleben, dann gehen wir sicher nicht fehl, wenn wir den achten Paarbegriff der pythagoreischen Kategorientafel:

8. φῶς καὶ σκότος «Licht und Finsternis»<sup>2</sup>

auch unter diesem Aspekt – der nach dem «Licht» sich ins «Grenzenlose» ausbreitenden Obertonreihe vom Typus  $\frac{1}{1} \frac{2}{1} \frac{3}{1} \dots \infty$  und der in die «Finsternis»,

<sup>1</sup> Um Missverständnisse zu vermeiden: der von Thimus anfänglich gebrauchte Ausdruck «unbegrenzte Zweiheit» heisst griechisch ἀόριστος δυνάς, eigentlich: nicht bestimmbar, unbestimmte Zweiheit – der Ausdruck wird ausdrücklich als pythagoreisch überliefert bei Diogenes Laertios VIII, 24, mit Bezug auf Alexander Polyhistor – und bedeutet natürlich die beiden letztlich «nicht bestimmbar» Endpunkte der Ober- und Untertonreihen, also beider Teiltonreihen. Philolaos hat aber für die ins Unendlich gehende Teiltonreihe  $\frac{1}{1} \frac{2}{1} \frac{3}{1} \dots \infty$  nicht den Ausdruck ἀόριστος = unbestimmt, sondern ἀπειρον = grenzenlos, unbegrenzt.

<sup>2</sup> Aristoteles, «Metaphysik», I, 5.

ins «Begrenzende» sich verlierenden Untertonreihe vom Typus  $0 \dots \frac{1}{3} \frac{1}{2} \frac{1}{1}$  betrachten. Dazu brauchten die Alten keine Kenntnis unserer Physik, sondern nur eine innere intuitive Schau, die in der Polarität des Lambdoma und der «geregelten Bewegung» seiner zwei vektoriellen Richtungen nach oben und nach unten auch ein Paradigma für die im Leben und im Kosmos so wichtigen Phänomene des Lichtes und der Finsternis erkannte. Diese beiden Urgründe des Hellen und Dunklen traten ihnen ja ohnehin in vielfachen Mythen entgegen, und es war das Charakteristikum der pythagoreischen Geheimlehre, dass sie alle diese wichtigen Prinzipien dem Bildbegriff des Mythologems enthoben und in ihren harmonikalen Diagrammen formulierten. Hier, im harmonikalen Diagramm, insbesondere dem des Lambdoma, erhielten diese Prinzipien eine abstrakt-geistige Form, blieben aber doch, via Ton, Zahl und geometrischer Struktur, für unsere drei wertvollsten Sinne: Ohr, Tastsinn und Auge, prüfbar – ein gerade für die Art des griechischen Denkens ausserordentlich wesentliches Moment. Julius Stenzel<sup>1</sup> sagt deshalb über den späten, von den pythagoreischen Theorien beeinflussten Plato mit vollem Recht: «Nicht des Gedankens Blässe zeigen deshalb die spät-platonischen Theorien, sondern im Gegenteil: sie sind die stärkste Bestätigung für Fichtes (Reden an die deutsche Nation) Satz, dass die Griechen viel eher zu einer ungemainen Verfeinerung der Sinnlichkeit als zu einer solchen des abstrakten Denkens gelangt sind; man darf noch weiter gehen und sagen, dass der Wert ihrer Philosophie für alle Zeiten und für die heutige besonders darin besteht, dass ihnen das unvermeidliche Schicksal aller Intellektualität, die sehenden Organe zu verkümmern oder, was noch schlimmer ist, durch ungeklärte individuelle Intuition zu ersetzen, erspart blieb, weil jener Vorsprung der Sinnlichkeit schliesslich zu einem Gleichmass aller geistigen Kräfte führte, dessen reinsten Ausdruck Platons und Aristoteles' Denken immer bleiben wird.»

Erleben wir die im Lambdoma enthaltenen akustischen und visuellen Formen ethisch, so könnten uns die darin enthaltenen Prinzipien der lichten und dunklen Welt, des Stimmens und Nichtstimmens seiner Intervalle und Akkorde, des Rechts und Krümmen als geometrischer Ausdruck der beiden Teiltonreihen, das Rechts und Links der Diagrammhälften den neunten Paarbegriff der Kategorientafel:

9. ἀγαθόν καὶ κακόν «Gutes und Böses»<sup>2</sup>

allein schon genügend erklären. Aber wir haben, wie sich im übernächsten Kapitel<sup>3</sup> zeigen wird, eine ganz spezifische, auf der Gesetzmässigkeit des Lambdoma sich gründende und als «Quintendiagramm» aus ihm exzerpierte Deutungsmöglichkeit dieser ethischen Polarität; der freundliche Leser möge sich bis dahin gedulden.

<sup>1</sup> «Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles», 1924, S. 125.

<sup>2</sup> Aristoteles, «Metaphysik», I, 5.

<sup>3</sup> I i: «Der Kampf der Götter».

Es bleibt nun noch der letzte, zehnte Paarbegriff der Kategorientafel übrig:

10. τετράγωνον καὶ ἑτερόμηκες (Quadrat und Oblongum)<sup>1</sup>

der zunächst ziemlich nichtssagend erscheint. τετράγωνον heisst «viereckig», übertragen «fest, vollkommen» und erinnert an die pythagoreische Tetraktys – nicht die banalen Zahlen 1, 2, 3 und 4, [29] sondern die Zahlen 6, 8, 9, 12, in welcher die drei bei den Pythagoreern, überhaupt in der griechischen Arithmetik eine so grosse Rolle spielenden Proportionsarten, die geometrische, arithmetische und harmonische enthalten sind, weshalb die Pythagoreer diese Tetraktys = Vierzahl auch als Schwurformel gebrauchten! – so dass wir bei dem Wort τετράγωνον wohl hieran, und nicht nur an ein «Quadrat» denken müssen. ἑτερόμηκες wird mit «Oblongum» = langgestrecktes Rechteck (fälschlich mit «unregelmässiges Viereck») übersetzt. Ich kann mir diesen rein geometrisch innerhalb der Kategorientafel (ebenso wie «Quadrat») wenig aussagenden Begriff nur so erklären, dass damit der «pythagoreische Teilungskanon» gemeint ist, den ich im 1. Heft der «Harmonikalen Studien»<sup>2</sup> im Anschluss an eine Figur im Bauhüttenbuch Villard de Honnecourt's analysiert habe. Dieser Kanon lässt sich, wie es schon Villard getan hat, in der Tat am einfachsten in ein «Oblongum» einzeichnen und muss sowohl rechnerisch als auch architektonisch, abgesehen noch von seiner Symbolik, für die Alten von grösster Bedeutung gewesen sein. Aber ich gebe diese Vermutung hier ausdrücklich als eine Hypothese [30] – übrigens steckt dieser Teilungskanon im Prinzip schon in unserem Lambdoma. Auch dessen Rationen teilen das daran angelegte Monochord sukzessive nach den Aliquotzahlen der Ganzzahlreihe.

Wir haben uns mit der pythagoreischen Prinzipienlehre, deren erster wichtigster Paarbegriff von Philolaos überliefert ist, und deren weitere uns Aristoteles in der berühmten und vielverschrienen Kategorientafel aufbewahrt hat, mit Absicht ausführlich beschäftigt. Einmal, weil alle diese Paarbegriffe aus dem Lambdoma, dem pythagoreischen Grunddiagramm abgeleitet werden können. A. v. Thimus hat dies<sup>3</sup> bereits in Kürze skizziert, wobei wir mit ihm nicht in der Sache, wohl aber in der harmonikalen Präzisierung (zumal bei ἄρτιος – περιττός) meist einig gehen. Aber gegenüber den Deutungen der bisherigen Literatur darf sowohl diejenige A. v. Thimus' als auch die unsrige das Vorrecht in Anspruch nehmen, die Paarbegriffe der pythagoreischen Kategorientafel zum ersten Mal von einem legitimen Ansatz des Pythagorismus aus untersucht und gedeutet zu haben. Dies ist das Wesentliche und Wichtige. Zum anderen aber möge man bedenken, dass diese Prinzipientafel nur eines der vielen überlieferten Pythagorica ist, und man mag

<sup>1</sup> Aristoteles, «Metaphysik», I, 5.

<sup>2</sup> «Ein harmonikaler Teilungskanon», 1946.

<sup>3</sup> In Bd. I, S. 204f

ermessen, welchen Umschwung die ganze Pythagorasforschung einst erfahren wird und welche Überraschungen man besonders hinsichtlich der Beurteilung von «echt» und «unecht» der überlieferten Fragmente erleben wird, wenn die harmonikalen Begriffe zugrunde gelegt werden. In meinem Pythagoras-aufsatz (in den «Abhandlungen») ist wie gesagt hierzu der Ansatz gemacht – aus der Kategorientafel habe ich damals nur die Punkte 1 und 7 analysiert, weshalb sich die obige Untersuchung der ganzen Tafel von selbst rechtfertigt. Auch in Ergänzung zu den Thimus'schen Funden enthält der obige Aufsatz Neues und Berichtigen-des: dies auseinanderzuwickeln und festzustellen, wird die Aufgabe einer kommenden, durch die Harmonik endlich festen Grund und Boden unter sich habenden Pythagorasforschung sein!

«Nicht ist die Welt das Einfach-Eine, sagt Heraklit, sondern ein aus Vielem Geeintes; und es sind in ihr die Teile mit den Teilen befreundet und kämpfend, indem selbst das Gegenüberstehen derselben in die Übereinstimmung des Alls zusammenklingt; wie auch die Lyra ein System ist gegenklingender und zusammenklingender Töne. Denn das aus dem Gegenüberliegenden Eine ist Harmonie, so der Lyra wie des Weltalls.»<sup>1</sup>

Dieses Fragment des «Rätslers» Heraklit, des «vom Pythagoreertum aufs stärkste beeinflussten»<sup>2</sup> Vorsokratikers (um 500 v. Chr.) beschreibt den Gehalt des Lambdoma so gut, dass man seine Kenntnis der «Tabula pythagorica» fast voraussetzen muss. Auch Plato muss davon gewusst oder gehört haben. In seinem «Philebos» weist er an der Tonkunst nach, dass das Vollkommene aus einer bestimmten, in der Mitte zwischen dem Einen und Unendlich-Vielen liegenden Zahl hervorgebracht werde, die als Symmetrie und Konsonanz (ξύμμετρον καὶ ξύμφωνον) dem Grenzenlosen (ἄπειρον) eine Begrenzung (τὸ πέρασ) verleihe und durch Mischung des Unbestimmten mit dem Bestimmenden die Anmut der Jahreszeiten (ὄραι, Göttinnen oder Ordnung) und alles, was schön sei, erzeugen.

Und unsere heutige Philosophie? Hierfür nur ein Beispiel. Der feinsinnige Philosoph Kurt Riezler stellt<sup>3</sup> die drei pythagoreischen Prinzipien in Platos «Philebos» an die Spitze seiner Betrachtungen. Riezler bildet aus dieser Trias den neuen Begriff «Symphytie» – nach dem platonischen ξύμμετρον, welche das πέρασ und ἄπειρον verbindet. «Dies Grundverhältnis des sich gegenseitig Erforderns und Erzeugens, das scheint mir das erste Geheimnis, das allgemeinste, das das Rätsel des Seins schlechtweg nicht etwa auflöst, sondern nur umschliessen und bezeichnen soll.»

<sup>1</sup> Synesius, «De Insomniis», übersetzt von A. v. Thimus (H. S.), Bd. II, S. 61.

<sup>2</sup> Olof Gigon: «Der Ursprung der griechischen Philosophie», Basel 1945, S. 198.

<sup>3</sup> In seinem Buch «Gestalt und Gesetz. Entwurf einer Metaphysik der Freiheit», München 1924, S. 32 ff.: «Alles im Weltall Seiende hat er – Plato – dreifach geteilt. Das eine sei begrenzt, das andere unbegrenzt, das dritte ein aus beiden Gemischtes.»

Da es sich in diesem Werke nicht nur um die Darstellung der harmonikalen Phänomene und ihrer Symbolik, sondern ebenso sehr um die Tradition handelt, in welcher diese harmonikalen Phänomene sich als konstitutiv erweisen, gleichgültig, ob sie bewusst im Hintergrund standen oder unbewusst wirkten, geben wir absichtlich den historischen Daten einen weiten Raum. Für uns Heutige, an der existenziellen Grenze des beginnenden Atomzeitalters mit all seinen Ungewissheiten, Drohungen, apokalyptischen Vernichtungsvisionen oder, etwas optimistischer: mit all seinen utopischen Zukunftshoffnungen Stehende ziemt sich eine Besinnung darüber, wo die wirklichen Werte der Menschheit ihren Ursprung haben. Hierzu brauchen wir aber ein Wissen um die «Urgünde», eben jene ἀρχαί, um welche sich schon die Pythagoreer bemühten und die auch wir heutigen Harmoniker wieder aufzufinden suchen.

Dass in dem berühmten *Schöpfungsmythus des Rigveda* die Grundzüge des Lambdoma vorgegeben sind, konnten wir oben (S. 238 f.) bereits bemerken. Wir bezogen uns dort auf die Übersetzung Deussens, möchten aber noch auf diejenige von O. Strauss<sup>1</sup> hinweisen, deren Varianten zu Deussen den harmonikalen Hintergrund noch deutlicher zu machen scheinen. In Strophe 2 übersetzt Deussen: Das Eine «hauchte windlos», O. Strauss «atmete windlos» – was auf die in der Einheit  $\frac{1}{1}$  immanenten beiden ἀρχαί

$$\frac{1}{\infty} \leftarrow \frac{1}{1} \rightarrow \frac{\infty}{1}$$

schliessen lässt. Dass diese Einheit, das «Uratom», in einer «Glutpein» (Deussen), «durch die Macht einer inneren Erhitzung» (Strauss) geboren wurde, rückt es an modern-physikalische Vorstellungen heran. Nach der Geburt der Einheit «spannen» die «Weisen» die «Meßschnur» (Deussen) oder die «Schnur» (Strauss); es entstanden Keimträger (Deussen) bzw. «Samenspenden» (Strauss) und «Kräfte» (Deussen) bzw. «Mächte» (Strauss), und dann heisst es Strophe 5, letzte Zeile unvermittelt: «Selbstsetzung drunten, Angespanntheit droben» (Deussen) bzw. «Urkraft war unten, Anspannung oben» (Strauss) –, womit auch in diesem Schöpfungsmythus nun die beiden ἀρχαί, das «Begrenzende und Grenzenlose» oder wenn wir die Einheit dazunehmen: die «Einheit und unbestimmte Zweiheit» der Pythagoreer «Wirklichkeit geworden sind», eine Polarität, durch welche die «Meßschnur» (harmonikal: die Zeugertonlinie des Lambdoma!) quer hindurch geht. Strauss<sup>2</sup> deutet Strophe 4 und 5 des rigvedischen Schöpfungsmythus sexuell, sagt vom ganzen Hymnus: «Zu solch einer Gedankentiefe ist kein anderer rigvedischer Dichter fähig gewesen» und ordnet so mit dem Dichter das sexuelle Moment in die höchste geistige Spekulation ein – wir werden in unserem Kapitel über den Eros (II i) darauf zurückkommen.

Anlässlich dieser offensichtlichen inneren Kongruenzen zum Lambdoma sagte

<sup>1</sup> «Indische Philosophie», München 1925, S. 24 ff.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 26.

ich oben (S. 239), dass der Dichter dieses Hymnus gewiss nichts von der Harmonik oder harmonikalen Diagrammen gewusst, diese aber als Prototypen in seiner Seele gehabt haben müsse. Aber wer weiss? In den späteren Upanishaden werden, ähnlich wie bei den Ägyptern und den griechischen Mysterien, Mitteilungsverbote der Geheimlehren erwähnt, und an einer Stelle der Upanishad<sup>1</sup> wird merkwürdigerweise gesagt: «Gemeinen Menschen gebt das *Diagramm* nicht!» Was soll hier «Diagramm» bedeuten? Sicher gibt es in den weitläufigen indischen Kommentaren Erklärungen für diese rätselhafte Stelle, sie sind mir aber nicht bekannt.

Dass harmonikale Kenntnisse in den ungeheuren Gebieten und Menschenmassen des fernen Ostens noch vorhanden sein müssen, zeigt folgende Geschichte, deren erster Teil in dem Buch «Vom Klang der Welt» (S. 139 f.) erzählt worden ist. Vor langen Jahren wohnte ich mit einem ostturkestanischen Beamten (Turkestan gehörte damals noch zu China) und dessen chinesischem Sekretär zusammen. Nachdem wir näher bekannt geworden waren und Burham-Bey auch mein Monochord gesehen, sich nach meinen Forschungen erkundigt hatte und ich ihn einigermaßen orientieren konnte, fiel ihm ein, dass «in der Nähe von Urumtschi», seinem Heimatort, ein chinesischer Philosoph existiere, der sich auch mit solchen Dingen abgäbe. Aufs höchste interessiert, bat ich ihn um die Adresse dieses Philosophen. Aber Burham-Bey lächelte: Briefe aus Europa beantwortete der Mann prinzipiell nicht, auch wenn sie chinesisch geschrieben seien, aber er wolle versuchen, ihn nach seiner Rückkehr aufzusuchen – immerhin sei der Ort, wo dieser geheimnisvolle Harmoniker wohne, doch ca. 600 Kilometer von Urumtschi entfernt! Also für dortige Begriffe «in der Nähe»! Leider hörte ich von Burham-Bey nach seiner Abreise nichts mehr – Dichtung oder Wahrheit? Wir haben<sup>2</sup> den 42. Spruch des Tatoteking harmonikal analysiert und fanden auch dort eine erstaunliche Übereinstimmung mit den Grundzügen des Lambdoma. Von hier aus gesehen wäre es also keineswegs verwunderlich, wenn auch heute noch in China – «heute» ist vielleicht etwas allzu euphemistisch! – harmonikal gearbeitet und geforscht würde. Dass es früher geschah, geht aus den Berichten der französischen Missionare, besonders des P. Amiot<sup>3</sup>, hervor, die dann K. J. H. Windischmann in seiner «Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte»<sup>4</sup> ins Deutsche verarbeitet hat, worauf sich Thimus<sup>5</sup> bezieht. «Amiot erfreute sich am Hofe zu Peking der Freundschaft sehr einflussreicher Personen. Mit Hilfe der dem Musikwesen und der Bewahrung der musikalischen Altertümer des Reiches vorgesetzten Mandarine exzerpierte er nicht weniger als 69 ... Schriften über Musik ... oder

<sup>1</sup> Ramap. 84, nach Deussen, a. a. O., S. 13 und 68.

<sup>2</sup> Oben S. 65 ff.

<sup>3</sup> In Bd. 2 und 6 der «Mémoires concernant le Chinois», Paris 1777 und 1779.

<sup>4</sup> I. Teil, 1. Abt., 1827.

<sup>5</sup> Bd. I, 306 ff.

über mathematische, mit musikalischen Gegenständen in Verbindung stehende Wissenszweige.) Eine zukünftige historisch-harmonikale Forschung über die altchinesische Zahlenharmonik hätte meines Erachtens hier anzusetzen; denn einmal traf Amiot im 18. Jahrhundert noch auf eine unverfälschte chinesische Kultur, und wenn man ferner das liest, was heute in deutscher Sprache über dieses Thema geschrieben wurde und wird – selbst ein Richard Wilhelm teilt in seiner «Chinesischen Musik»<sup>1</sup> nur mehr die philosophisch-musikalischen Stellen aus den Klassikern und nur wenig Zahlenharmonikales mit –, dann ist das gegenüber dem, was Amiot vor fast 200 Jahren in langer Forscherarbeit eruierte und Windischmann ins Deutsche vermittelte, mehr als dürftig. Aber vielleicht existieren im englischen oder in anderen Sprachbereichen Arbeiten, die mir unbekannt geblieben sind.

In dem schönen *orphischen Hymnus* «Dem Apollon»<sup>2</sup> heisst es:

«Du stimmst mit klingendem Spiele  
Dem Himmelspol zur Harmonie,  
Einmal schreitend dahin  
Zu den Tönen der Tiefe,  
Dann zur klingenden Höhe,  
Und nun zu des Doriums Weise;  
Mengend den ganzen Pol,  
Sondernd die lebensprossenden Stämme,  
Mischend in Harmonie  
Den Männern das Weltengeschick.  
Wintern und Sommern,  
Beiden teiltest du Gleiches zu,  
Winter den Tönen der Höhe  
Sommer den Klängen der Tiefe,  
Das Dorium aber der vielgeliebten,  
Jugendfrischen Blüte des Frühlings.  
Daher nennen die Menschen dich  
Mit deinem Namen, den Herrscher,  
Den Sender des Brausens der Winde,  
Pan, den zweihörnigen Gott ...»

Am Lambdoma geschult, sehen wir hier sofort die pythagoreischen Hintergründe: die «Töne der Tiefe» und die «Töne der Höhe» sind die beiden *agxai* der «unbegrenzten Zweiheit» (*ἀόριστος δυάς*). «Mengend den ganzen Pol, Sondernd die lebensprossenden Stämme, Mischend in Harmonie» – das ist das Pleroma, die Fülle der sich mischenden, durchdringenden und doch gesondert in ihrer Dur- und Moll-Eigenart bleibenden Teiltonreihen. Der «zweihörnige Gott» ist nur die einfachste Personifikation der beiden polaren Reihentypen – nicht von ungefähr

<sup>1</sup> China-Institut, Frankfurt a. M. 1927.

<sup>2</sup> «Orpheus. Altgriechische Mysteriengesänge», übersetzt von J. O. Plassmann, Jena 1928, S. 50.

Pan genannt, für die Orphiker eine kosmische Macht und zugleich Grund und Wesen des Siebenlautes der Harmonie der Sphären<sup>1</sup>. Dieser «Siebenlaut» bedeutet aber das in der Hymne genannte «Dorium», d. h. die 7stufige diatonische Tonleiter. So schliesst sich auch hier der pythagoreische Kreis. Wenn die Niederschrift der sogenannten orphischen Hymnen relativ spät angesetzt wird, so zeigt die obige harmonikale Analyse, dass ihr innerer Gehalt zum mindesten in das pythagoreische Zeitalter hinaufreichen müsse. [31]

Eine interessante Version über den persischen *Mithras* als personifizierten Nachfolger des obersten Prinzips, des «leuchtenden Grundes» der persischen Lichtreligion gibt E. Meier<sup>2</sup>: Im System der altpersischen Lichtreligion ist «der Inbegriff und letzte Grund alles Seins, die ewige Einheit der Welt und aller Wesen das bekannte *Zervan akaranan*. Dieser Name bedeutet weder das ungeschaffene All noch die unbegrenzte Zeit, sondern der «leuchtende Grund» [0/0!] Durch das Schöpfungswort, die Urvernunft, gingen sodann aus diesem lichten Urgrunde die zwei entgegengesetzten Prinzipien der wirklichen Welt, *Ormazd* und *Ahriman*, hervor. *Ormazd* schafft sechs reine Geister, die Amschaspands, die mit ihm als dem siebenten den Thron des höchsten Wesens umgeben, die Welt durchdringen und erhalten.»

Durchaus harmonikalen Charakter hat auch der eschatologische Mythos, den *Platon* am Schluss seines «Staates» vom Pamphylier *Êr* berichten lässt<sup>3</sup>:

«Êr war einst in einer Kriegsschlacht gefallen, und als nach 10 Tagen die Leichname bereits verwest aufgehoben wurden, ward er noch unversehrt gefunden; nach Hause gebracht, lebte er im Augenblicke seiner Bestattung am 12. Tage auf dem Scheiterhaufen wieder auf, und nach seinem Wiederaufleben erzählte er die Dinge, die er im Jenseits gesehen habe. Er sprach aber wie folgt: Nachdem seine Seele aus ihm gefahren, sei er mit vielen anderen gewandelt, und sie seien an einen wunderbaren Ort gekommen, wo in der Erde zwei nahe aneinander stossende Öffnungen gewesen seien, und am Himmel gleichfalls oberhalb zwei andere ihnen gegenüber. Zwischen diesen Öffnungen seien nun Richter gesessen: diese hätten allemal, nachdem sie ihren Urteilspruch getan, den Gerechten befohlen, den Weg rechts und durch den Himmel zu wandern, nachdem sie ihnen vorn ein Zeichen von beurteilten Taten angehängt; die Ungerechten aber hätten sie nach der Öffnung zur linken Hand, und zwar nach unten (unter die Erde) verwiesen, und auch diese hätten ihre Zeichen, aber hinten, anhängen gehabt über alles das, was sie verübt hätten. Als nun auch er vorgekommen sei, hätten sie ihm bekannt gemacht, er müsse den Menschen ein Verkündiger des Jenseits werden,

<sup>1</sup> Creutzer, «S. + M.», Bd. III [1821], S. 249.

<sup>2</sup> In der 1. Auflage von A. Paulys «Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft», Bd. V, 1848, S. 93.

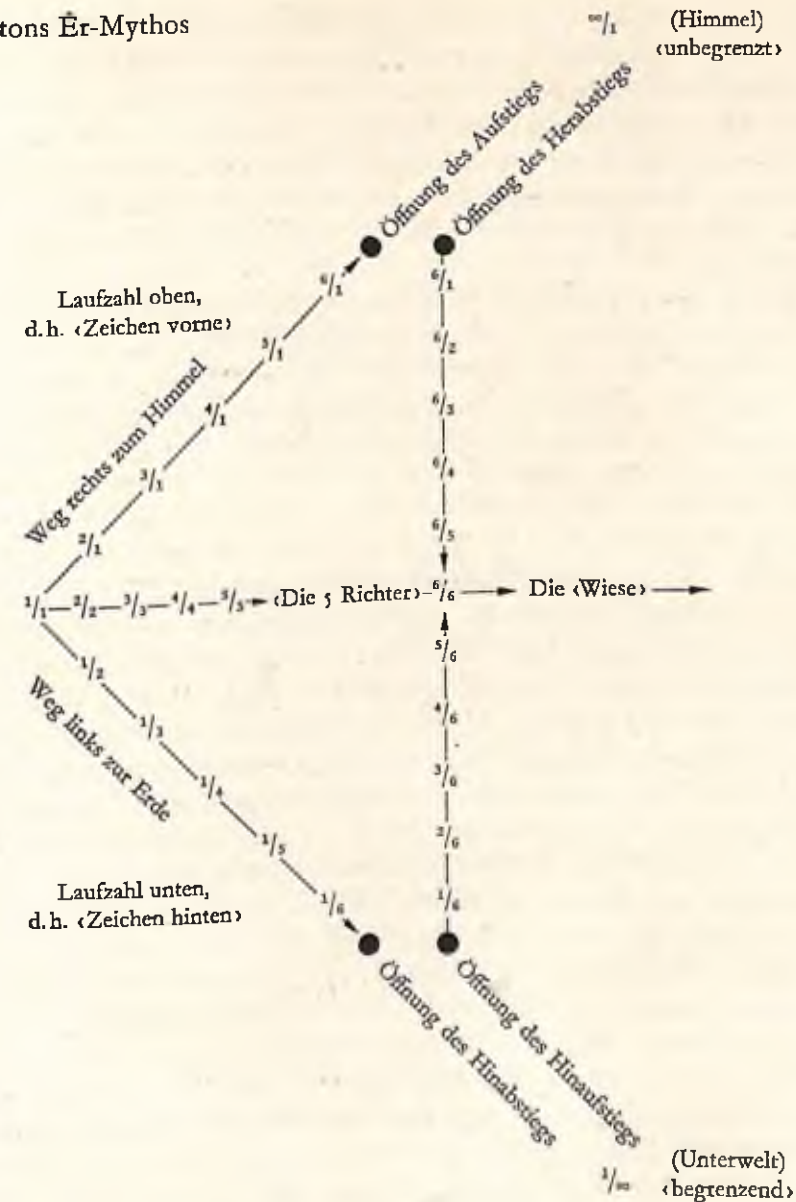
<sup>3</sup> Ich gebe diesen Mythos im Auszug, die für uns wichtigen Stellen in Anführungszeichen mit Platons eigenen Worten nach der Lambert-Schneider-Ausgabe, Bd. 2, S. 398 ff.

und sie hätten ihn aufgefordert, alles an diesem Orte zu hören und zu schauen. Da habe er denn nun gesehen, wie nach der einen Öffnung in dem Himmel (rechter Hand) und nach der anderen in der Erde (linker Hand) die Seelen abgegangen seien, nachdem sie jedesmal ihren Urteilsspruch vernommen hätten; aus den beiden anderen (Öffnungen) neben jenen beiden seien aus der in der Erde Seelen hervorgekommen voll Schmutz und Staub, aus der im Himmel dagegen seien andere, von jenen verschiedene, reine Seelen, herabgestiegen.)

Hier halten wir ein, um uns von diesen merkwürdigen Angaben ein harmonikales Bild zu machen. Wir zeichnen und notieren diese Angaben in folgendes Diagramm ein, welches der Leser in seinem Grundriss als dasjenige erkennen wird, worauf wir unsere vorhergehenden Auslassungen und Zitate gegründet haben und welches wir unter den Titel «Begrenzend – Unbegrenzt» stellten (s. Beilage!). Ein Vergleich des bisherigen Textes des Mythos vom Êr mit diesem Diagramm wird uns und dem kundigen Leser einen Kommentar in Worten ersparen (s. S. 291).

Im weiteren Verlauf des Mythos werden nun die eschatologischen Momente im Einzelnen näher geschildert: Die von oben herab- und von unten heraufgekomenen Seelen hätten sich auf einer Wiese begrüsst [harmonikal: die Zeugertonebene!], sich ihre Freuden und Leiden erzählt, und nach einem Aufenthalt von 7 (!) Tagen wären sie in eine Region gekommen, die von Platon als eine sphärenharmonikale Vision beschrieben wird, in welcher 8 nach harmonikalen Proportionen, Tönen und Farben sich aspektierende «Wirbel» (konzentrische Kreise, Kugeln) im Schwunge umdrehen. Zusammengehalten werde das ganze System durch eine Lichtsäule, an deren Enden die «Spindeln der Notwendigkeit» angebracht seien: «Gedreht aber werde die Spindel zwischen den Knien der Notwendigkeit. Auf ihren Kreisen aber sässen oben auf jeglichem eine sich mit umschwingende Sirene, welche eine Stimme, jedesmal einen zum Ganzen verhältnismässigen Ton, hören lässt; aus allen acht insgesamt erschalle aber *eine* Harmonie. Rings aber sässen drei andere Gestalten in gleicher Entfernung voneinander, eine jede auf einem Throne, nämlich die Töchter der Notwendigkeit, die Parzen, in weissen Gewändern und mit Kränzen auf dem Haupte: Lachesis, Klotho und Atropos, und sängen zu der Harmonie der Sirenen; Lachesis besänge die Vergangenheit, Klotho die Gegenwart, Atropos die Zukunft ...» Und hier tritt nun etwas Erstaunliches ein. Die abgeschiedenen Seelen – wir sind ja im «Jenseits»! – treten vor die erste der Parzen hin, und «eine Art von Prophet» nimmt aus dem Schoss der Lachesis «Lose und Lebensmuster» und spricht zu den Seelen: «Es spricht die Jungfrau Lachesis, die Tochter der Notwendigkeit: Eintägige Seelen! Es beginnt mit euch eine andere Periode eines sterblichen und todbringenden Geschlechts; nicht euch erlost das Lebensverhängnis, sondern ihr wählt euch das Geschick. Sobald einer gelost hat, so wähle er sich eine Lebensbahn, womit er nach dem Gesetze der Notwendigkeit vermählt bleiben wird. Die Tugend aber ist un-

Zu Platons Êr-Mythos



abhängig von jedem Herrn; von ihr erhält ein jeder mehr oder weniger, je nachdem er sie in Ehren hält oder vernachlässigt. Die Schuld liegt an dem, der gewählt hat. Gott ist daran schuldlos.)

Ich nenne diese Stelle ertaunlich, weil sie der abgeschiedenen Menschenseele aus den Händen (Schoss) der Notwendigkeit (Lachesis) die *Freiheit* zur Selbstbestimmung ihres zukünftigen Erdenwallens übergibt – eine im Grunde ganz un-

griechische Vorstellung, wenn man an die üblichen Begriffe des «Hades», der «Moirai» (Schicksal) und der «Ananke» (Notwendigkeit) denkt, welche das sonstige Denken und Empfinden der Griechen prägten – ganz abgesehen noch von den metempsychosischen und eschatologischen Momenten, die der Mythos vom Êr enthält und die für die früh- und hochgriechische Kultur ebenso ungewöhnlich sind. Aber dass Plato diesen Mythos an den Schluss eines seiner Hauptwerke, des «Staates» stellte, dürfte ein Beweis dafür sein, welche Wichtigkeit er selbst diesem Mythos beimass.

Harmonikal würden wir so kommentieren: Der Seinswert (Tonwert  $x/y$ ) des Menschen kommt, je nach dem Lambdomasektor, in welchem er steht, als Seele «von oben herab» oder «von unten herauf», tritt auf die «Wiese» des Gerichts, d. h. der Richter – symbolisiert durch die Zeugertonachse, welche ja die immer sich wiederholende oberste Richterinstanz  $1/1$  bedeutet –, wird von Lachesis als Vertreterin der obersten Trias

$1/2$   $2/1$

als «eintägige Seele» – deren Erscheinen auf der Einheitslinie  $1/1$   $2/2$   $3/3$  ...! – angesprochen, aber erst, nachdem die Seele sich in eine reine Region harmonikaler Normen aufgeschwungen hat. Diese Norm ist sphärenharmonikaler Art und motiviert sich traditionell durch die 7stufige diatonische Tonleiter – «nach einem Aufenthalt von sieben Tagen» – sowie durch die Oktave des Pythagoras, in deren Rahmen die farbig leuchtenden und verschieden tönenden 8 «konzentrischen Kreise» sich bewegen, welche von der Stimme je einer Sirene beherrscht werden. «Aus allen acht» – d. h. innerhalb der Oktave – «aber erschalle eine Harmonie.»

Und nun erst erhebt sich der Êr-Mythos zu seinem Höhepunkt. Im Anschauen und Anhören dieser Normen verkündet Lachesis, die Vertreterin der absoluten Gesetzmässigkeit, den Seelen das Ungeheure: sich frei entscheiden zu dürfen: «nicht euch erlost das Lebensverhängnis, sondern ihr wählt euch das Geschick!»

Hier stossen wir ans Zentrum und den Sinn der ganzen Harmonik. Solange die Seele des Seinswertes ( $x/y$ ) im System des Lambdoma, d. h. in ihrer Seinsverwirklichung, ihrem «Leben» verharret, ist sie zeiträumlich gebunden und ihr Schicksal ist ihr zugemessen, sie ist in das «Gesetz des Daseins» eingeordnet. Erst wenn sie aus dem Gesetzmässigen heraustritt in eine Welt reiner Harmonien – eben dies will die grossartige sphärenharmonikale Vision besagen – erst dann wird sie für würdig befunden, an der Freiheit teilzuhaben, je nach ihrer im «Leben» erworbenen Weisheit oder Unweisheit ihr zukünftiges Los nach freiem Ermessen zu bestimmen. Gesetz und Norm! Hierum handelt es sich in dem Höhepunkt dieses Mythos.

Im «Lambdoma», als dem Prototyp aller harmonikalen synthetischen Diagramme, sind Gesetz und Norm vereint oder genauer: die Normen sind in der Gesetzmässigkeit des Ganzen als Auswahlprinzipien (Akkorde, Tonleiter, Senarius

usw.) enthalten. Der erste Teil des Êr-Mythos steht ganz unter dem Aspekt des Gesetzmässigen, wie es unsere Abbildung S. 291 erweist. Erst in dem sphärenharmonikalen «Aufschwung», welcher Akkorde und Melodien als reine «Harmonien» aus dem Lambdoma selektiert, erhält die Seele die freie Willensentscheidung, erst im Anschauen und Anhören reiner Normen bekommt diese Freiheit zum Guten oder Bösen einen Sinn.

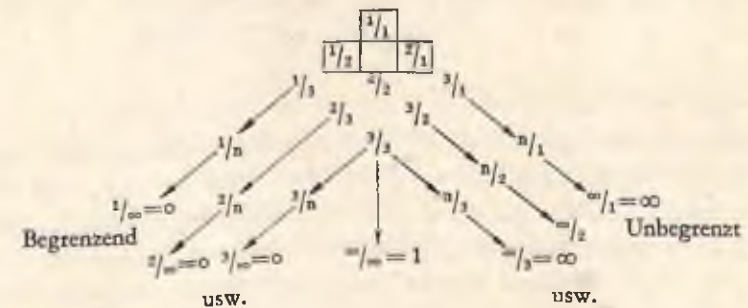
Mit diesem grossartigen Bild schliesst das Wesentliche im Êr-Mythos von Platons «Staat», und von diesem symbolischen, in ein eschatologisches Geschehen eingebauten Höhepunkt aus sind die weiteren Einzelheiten der Erzählung des Pamphyliers Êr nicht mehr wesentlich, obwohl Verschiedenes, so z. B. besonders die Intervalle der Wirbel und Kreise des sphärenharmonikalen Reigens u. a. noch harmonikal interessant und zu analysieren wären. Viele Einzelheiten machen auch den Eindruck einer merkwürdigen Mischung von Plattitüden und hintergründiger Geheimnistuerei, wo nicht absichtlicher Verhüllung, Verschleierung, und eine Deutung wird wohl nie restlos gelingen. Aber in der harmonikalen Analyse erschliesst sich doch, wie wir sahen, der Kern des Ganzen und ordnet damit diese «herrlichste Mythe Platons» in die Akroasis ein.

Empfinden wir die beiden polaren Prinzipien des «Unbegrenzten» und «Begrenzenden» innerhalb des Lambdoma physiologisch als Aus- und Einatmen, so erinnern wir uns an die indische Lehre des Aus- und Einatmens der Welt durch Brahman. Deussen<sup>1</sup> erwähnt eine Stelle aus dem späteren Vedanta, wo Brahman mit einer Spinne verglichen wird, die den Faden auslässt und wieder einzieht [harmonikal: das Netz des Lambdoma!] und eine andere<sup>2</sup>, wo es nach Schilderung des Schöpfungswerkes heisst:

«Was er erschuf, nimmt dann zurück er wieder,  
Zur Einheit werdend mit des Wesens Wesen»

d. h. zur «Einheit  $1/1$ » mit «des Wesens Wesen»  $0/0$ .

Diese beiden Grundprinzipien, Uranfänge (*ἀρχαί*) des pythagoreischen Lambdoma, welche dessen ganzes Gefüge durchdringen:



<sup>1</sup> «Allgemeine Geschichte der Philosophie», Bd. I/2 [1899], S. 200.

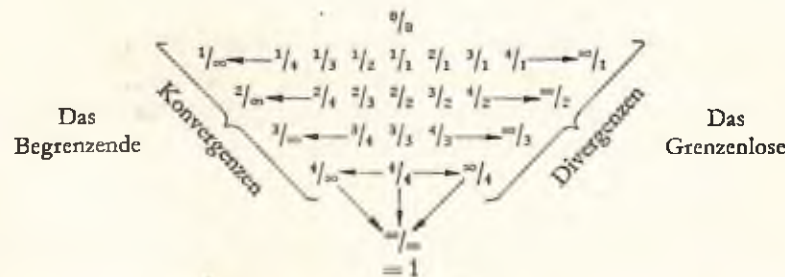
<sup>2</sup> S. 202.



lassen sich in den verschiedensten Gebieten nachweisen, und wir kämen kaum zu einem Ende, wenn wir auch nur die wichtigsten Ektypika aufzählen wollten. Offenbar sind diese Prinzipien heute noch genau so aktuell wie vor 2500 Jahren.

Eine der wichtigsten astrophysikalischen Entdeckungen der Neuzeit ist die Ausdehnung des Weltalls, d. h. das von uns Wegfliehen aller galaktischen Sternsysteme. Hier ist der Vektor  $1/1 \rightarrow \infty$  dynamisch in ständiger Verwirklichung: das Streben nach dem Unbegrenzten. Wo bleibt aber seine polare Ergänzung, das Sich-Zusammenziehen nach dem Begrenzenden  $0 \leftarrow 1/1$ ? Nun, die Verwirklichung dieses Vektors demonstrieren uns die Himmelskörper selbst. Diese sind ungeheure Konzentrationen der *«Materie»*, was schon die Vereinsamung der Sterne beweist: steht doch innerhalb unseres Milchstrassensystems der unserer Sonne nächst benachbarte Fixstern vergleichsweise in einer Entfernung zweier leuchtender Erbsen, die etwa 200 Kilometer Abstand voneinander haben! Verfolgen wir den Gedanken des Unbegrenzten  $\infty$  und Begrenzenden 0 im astronomischen Sinne weiter, so müsste, wenn die *«Expansion des Weltalls»* den Index  $\infty$  erreicht hat, dann auch die gesamte Konzentration der Materie, also alle Fixsterne und Sternsysteme verschwinden, d. h. = Null werden. Die gesamte Welt müsste dann also *«am Ende der Zeiten»* ins Nichts verschwinden.

Diese Hypothese gälte aber nur, wenn wir den pythagoreischen Gedanken rein haptisch mit unseren heutigen logisch-mathematischen Vorstellungen zu Ende führen. Demgegenüber sagen uns aber die Indizes der Hauptvektoren (Richtungen) des Lambdoma noch etwas Zusätzliches aus. Die Divergenzen und Konvergenzen der sich durchdringenden Lambdomareihe können wir der Einfachheit halber auch so anschreiben:



Hier bilden die Divergenzen und Konvergenzen wieder eigene Vektoren, die offenbar der Einheitslinie zustreben. Rein mathematisch ist  $\infty/1, \infty/2, \infty/3$  usw. gleich, d. h. =  $\infty$ . Ebenso  $1/\infty, 2/\infty, 3/\infty$  usw. = 0. Aber nicht im System des Lambdoma. Hier behält die Ganzzahlfolge im Zähler der Obertonreihe und im Nenner der Untertonreihe, trotz der damit verbundenen Unendlichkeitszeichen, einen metaphysischen Eigenwert sozusagen, der als Gesamtrichtung unzweifelhaft jeweils nach der *«Zeugertonlinie»*, also der Einheit hin tendiert. Die Einheit  $1/1$  ist aber in der harmonikalen Symbolik das Zeichen für den Schöpfergott und hat, als

erster Grund, ihren Ursprung im Ungrund  $0/0$ , in der Gottheit. Nach dieser im eigentlichen Sinne harmonikalen Deutung würde *«am Ende der Zeiten»* die Welt nicht ins Nichts verschwinden, sondern wieder in den Schöpfungsimpuls und damit in die Gottheit zurückkehren.

Die pythagoreische Prinzipienlehre, die sich in den *ἀρχαί* des *«Begrenzenden»* und *«Unbegrenzten»* konzentriert, findet sich in den ersten der sieben *«Naturgestalten»* von Jakob Böhmes Prinzipienlehre wieder. Auch hier steht einer *«Zusammenziehung»* eine *«Ausbreitung»* entgegen, der Finsternis, Herbe, Härte der ersten Naturgestalt das Feuer, Aufsteigen, die Hoffart der zweiten. Wie dann in einem grossartigen weiteren Prozess durch die weiteren Naturgestalten hindurch, über die *«Angst»*, den *«Feuerschreck»* das Licht der Freude, der Schall und mit ihm das Sprechen, Gestalten geboren wird und in der 7. Naturgestalt als *«Leben der ewigen Natur»* endet, muss man bei Böhme selbst nachlesen. Uns interessieren hier vor allem die zwei ersten Naturgestalten, die den grossen Newton gegen Ende seines Lebens dazu veranlasst haben, sich intensiv mit den Lehren und Schriften des Görlitzer Schusters zu beschäftigen. Denn hier, bei Jakob Böhme, glaubte er die metaphysische Begründung seiner Gravitationstheorie zu finden. Newton war ein tiefreligiöser Mensch und empfand die Gravitation, die Schwerkraft als ein göttliches Prinzip, dessen eigentliche Deutung und Einordnung in eine theosophische Prinzipienlehre ihm die Böhmeschen *«Naturgestalten»* zu geben schienen. Gravitation, Schwere, Attraktion werden ja nur sinnvoll durch Repulsion, also das *«dialektische»* Gegenteil im Sinn einer Hegelschen Philosophie, weshalb denn auch Hegel nicht zögerte, Jakob Böhme einen der *«grössten Philosophen»* zu nennen, eben weil er das Prinzip des *«Widerspruchs»* entdeckt habe.

Im harmonikalen Sinne, ebenso im Sinne der J. Böhmeschen Lehre, bedingt eine vis centripeta, eine Gravitation, implizite eine vis centrifuga eine Repulsion. Hiernach wäre die Zentripetalkraft, das Zusammenziehende, die Gravitation den

$1/\infty \leftarrow 1/1$   
= Vektoren des Lambdomas, und die Zentrifugalkraft, das Sich-Ausbreiten, die heute entdeckte *«Ausbreitung»* des Weltalls den

$1/1 \rightarrow \infty/1$   
= Vektoren des Lambdoma zuzuordnen. Wir haben oben<sup>1</sup> die Folgerungen daraus gezogen. Vielleicht finden heutige Physiker, welche ebenso wie damals Newton den Jakob Böhme, heute die Harmonik studieren, um sich ihren Forschungsergebnissen einen geistigen Halt im Sinne einer echten Metaphysik – eine solche darf sich die harmonikale Symbolik wohl nennen – zu verschaffen, bei diesem Studium der Harmonik noch viel wesentlichere Parallelen.

Zum Schluss dieses Abschnittes lassen wir noch einen Dichter und einen grossen Erzieher sprechen.

<sup>1</sup> S. 462-464.

Wilhelm Heinse<sup>1</sup> sagt: «Wir sind ein ewiges Spiel der vis centripeta und centrifuga, wie alle Dinge, die wir sehen. Woraus bestehen sonst die Pflanzen und Tiere? Es gibt keine Schöpfung aus dem Nichts, folglich ist alles da, was ist; und das neue Werden ist weiter nichts als andere Zusammensetzung der Grundsubstanzen, der Elemente und ihre Auflösung. Wir können damit nicht weiterkommen als an die vis centripeta und centrifuga.»

Vielleicht erinnerte sich Heinse dabei an die pythagoreischen Archai des Begrenzenden und Unbegrenzten, jedenfalls war er mit der Philosophie der Alten wohlvertraut: «Die Musik überhaupt geht ganz aus der sichtbaren Welt hinaus und wirkt mit blossen verschiedenen Arten von Bewegung, die von der Materie nur den Punkt zu ihrem Aufflug nehmen und durch ihre Proportionen Empfindungen erregen; und ich glaube schier nach dem Pythagoras, dass das eigentliche Element, worin die Geister existieren, reiner Klang und Ton ist.»<sup>2</sup>

Und Herder wandelt unser Theorem ins Physiologische. In seiner Schrift «Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele» (1778) heisst es: «Ich bin auf die Preisfrage begierig: 'was das Atemholen eigentlich für Wirkungen im lebendigen Körper hervorbringe?' Zu meinem Zwecke betrachte ich es hier nur ebenmässig als den harmonischen Takt, mit dem die Natur unsere Maschine schwingen und mit Lebensgeist anhauchen wollte ... Wie jede Pulsader schlägt, wie nur durch Zusammenziehung das Herz Kraft bekommt, den Lebensstrom ausbreitend fortzuschliessen: so muss auch von aussen der Lufthauch kommen, es in Modulationen zu erquickern und zu beleben. Alles scheint nach einerlei Gesetzen geordnet. Doch ich würde nicht fertig werden, dieses grosse Phänomen von Wirkung und Ruhe, Zusammenziehung und Ausbreitung durch alle seine Wege zu verfolgen; lasset uns weiter eilen.»

## 2. Messschnur – Kanon – Monochord

Wir erinnern uns, lieber Freund, dass wir in diesem Kapitel einige der wichtigsten Gesamtaspekte des Lambdoma («T» = Teiltonkoordinaten) betrachten wollen<sup>3</sup>. Nachdem wir im 1. Abschnitt in den sich durchdringenden bzw. polar verbundenen Vektoren (Richtungen, Reihen) des «Begrenzenden und Unbegrenzten» den Prototyp für die pythagoreische Prinzipienlehre erkannten und die entsprechenden Folgerungen und Weiterungen daraus zogen, werden wir in diesem 2. Abschnitt das Gesamtgefüge des Lambdoma unter dem Aspekt eines «Kanon», d. h. als eines Anzeigers (Messschnur)<sup>4</sup> für eine bestimmte psychophysische Ordnung des Systems der Tonzahlen betrachten.

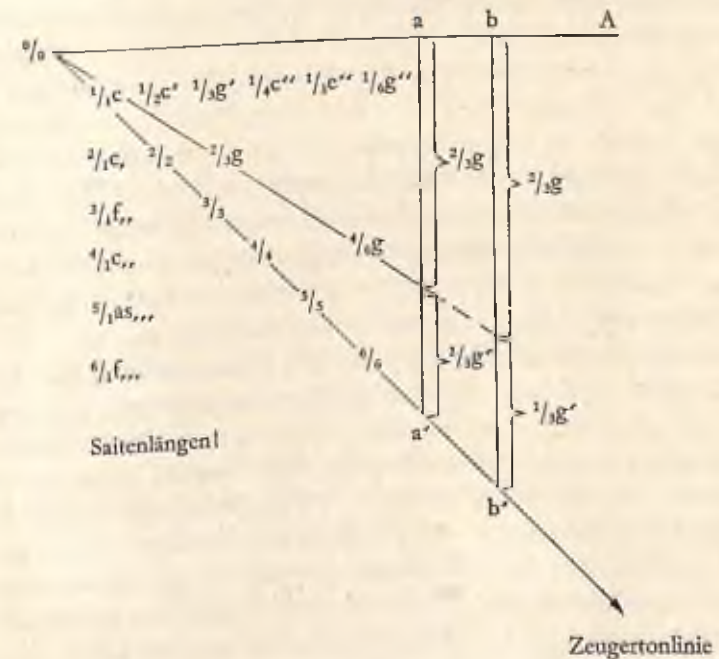
<sup>1</sup> «Vom grossen Leben», Auswahl von Richard Benz, München 1943, S. 254.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 159.

<sup>3</sup> Siehe oben S. 267 f.

<sup>4</sup> Vgl. dazu das Stenogramm 2, S. 267.

Zeichnen wir das Lambdoma so auf, wie wir es in der Form der «T» gewohnt sind, mit  $\frac{1}{1} = c$  und den weiteren Rationen als Saitenlängen, so erhalten wir einen «Teilungskanon», der in unseren Schriften öfters<sup>1</sup> besprochen wurde. Er lässt sich in seinem Aliquotsektor natürlich auch rein mathematisch zu irgendeiner «rationalen» Unterteilung einer beliebig langen Strecke nur mittels des Lineals oder einer um den  $\frac{0}{0}$ -Punkt geschlungenen Messschnur gebrauchen (vgl. die sachlichen und historischen Hintergründe dieses «Harmonikalen Teilungskanon» in meiner gleichnamigen Schrift<sup>2</sup>). «Kanon» bedeutet aber im Griechischen nicht nur allgemein «Massstab, Richtschnur, Regel», sondern speziell auch das *Monochord!* Von dem berühmten Euklid ist uns noch eine Abhandlung «κατατομή τοῦ κἀνωνος» = Teilung des Monochords erhalten.



Wenn wir nun (vgl. die Abbildung oben) vom  $\frac{0}{0}$ -Punkt aus durch irgendeinen Tonzahlpunkt des Lambdoma die «Messschnur» legen, d. h. eine Gerade ziehen, dann trifft diese Gerade eine beliebig lange, zwischen die von  $\frac{0}{0}$  aus gezogene Horizontale A und die Zeugertonlinie gelegte beliebig grosse Senkrechte immer so, dass der Treffpunkt im oberen Teil dieser Senkrechten (Saiten) genau die Zahl abschneidet und den Ton hören lässt, den der betreffende Tonzahlpunkt im Netz des Lambdoma angibt. Sind z. B. die zwei verschieden langen Saiten a' und b' beide auf c gestimmt, so erklingen auf beiden Saiten im oberen Teil der

<sup>1</sup> z. B. «Lehrbuch», § 24, S. 82 ff.

<sup>2</sup> Occidentverlag, Zürich 1946, S. 20 ff.

Ton  $\frac{2}{3}g$ , im unteren natürlich die Restanz, d. h. die Oberoktave  $\frac{1}{3}g$ . Beide Saiten werden, als blosse Streckengrößen, im Verhältnis  $\frac{2}{3}:\frac{1}{3}$  geteilt, wie alle übrigen Strecken (Saiten), die ich von der A-Linie aus senkrecht zur Zeugertonachse ziehe. Wie für den Tonwert  $\frac{2}{3}g$ , so gilt das für alle anderen «Gleichtonlinien», die ich durch die übrigen «T»-Punkte ziehe: alle teilen auf den Senkrechten die Tonzahlen ab, die sie im Netz des Lambdoma angeben.

Rein mathematisch, d. h. geometrisch und arithmetisch, ist dieser Teilungskanon ebenso einfach wie interessant, und es wundert mich, dass er in den Schulen gerade seiner Anschaulichkeit wegen nicht längst so bekannt ist, wie er es zu sein verdiente. Abgesehen von dieser einfachen Gesetzmässigkeit lässt sich aus diesem Teilungskanon, wie im «Lehrbuch»<sup>1</sup> gezeigt ist, auch die Theorie der sogenannten «harmonischen Strahlenbüschel» ableiten, ein geometrisches Theorem, welches bekanntlich die Grundlage und der Ausgangspunkt zu einem der schönsten und modernsten Gebiet der Mathematik, der «projektiven Geometrie», wurde.

Aber dies ist nur der mathematische Aspekt. Harmonikal bekommt dieser Kanon für uns nicht nur eine wesentlich vertiefte, seelische Bedeutung durch die den Zahlen beigefügten Töne, sondern auch eine metaphysisch-geistige und im höchsten Grade symbolische infolge seiner Identität mit dem Lambdoma als eines universellen kosmischen Diagramms – so, wie wir es in diesem Werk bis jetzt entwickelt haben und in der Folge noch weiter schildern werden.

Einige kunstgeschichtliche Folgerungen des «Harmonikalen Teilungskanons» sind in der oben erwähnten zitierten gleichnamigen Schrift gezogen, und im «Lehrbuch» (§ 38) wurde versucht, die Proportionen des menschlichen Körpers mittels dieses Kanons zu ermitteln. Da die «Messschnur» innerhalb des Kanons gleichbedeutend ist mit den von der  $\frac{0}{0}$  ausgehenden, die Tonpunkte durchschneidenden Gleichtonlinien – der Symbolik der letzteren widmeten wir unser Kapitel I d – und da von allen Gleichtonlinien die «Zeugertonlinie»<sup>2</sup> die wichtigste ist, sei es erlaubt, diesem wichtigen harmonikalen Phänomen noch einmal in der Mythologie nachzuspüren. Hierzu gehen wir, wie überall in diesem Werk, von der Tatsache aus, dass das Lambdoma in seiner Totalität wie in seinen Einzelheiten als prototypische Formen in unserer Seele vorgebildet ist; denn wir können ja die in ihm enthaltenen Tonzahlproportionen bis zu einem bestimmten Index *hören*, also spontan, ohne Messung und logische Konklusionen, als rein oder unrein beurteilen. Eben aus diesem Grund, d. h. wegen dieser in der Tiefe unserer Seele schon vorbewusst vorhandenen Formen und Gestalten, sind wir der Überzeugung, dass diese harmonikalen Formen und Gestalten schon seit den Urzeiten der Menschheit immer wieder zu einer Verwirklichung nach aussen drängten, sei es in der Mythologie, der Architektur, der Kunst und der Dichtung, keineswegs nur in der Musik.

<sup>1</sup> § 24, S. 82 ff.

<sup>2</sup> Vgl. Kapitel I c.

Die wichtigste «Messschnur» ist zweifellos die Zeugertonlinie  $\frac{1}{1} \frac{2}{2} \frac{3}{3} \dots$  Von ihr aus, als der Linie des Demiurgen und der von ihm emanierenden «Mittler», werden die Seinswerte ihrer inneren (Tonwert) und äusseren (Tonzahl) Ordnung nach «gemessen», d. h. zwischen dem Begrenzenden und Unbegrenzten

$$0 \leftarrow \frac{1}{1} \rightarrow \infty$$

eingeorordnet. In der Mythologie finden wir die Ektypik dieses Prototyps<sup>1</sup> noch als «Mittelpfahl», «Weltsäule», «Messschnur», «Messbaum» – auch das «Kreuz» in seiner einfachsten, vom ägyptischen «Tau» T abstammenden Form, hinter welchem das Lebenszeichen des sogenannten «Henkelkreuzes» † steht<sup>2</sup>, muss hier erwähnt werden.

Unter den Völkern der arktischen Urkultur gibt es eine merkwürdige Vorstellung von einem «Mittelpfahl» des Heiligen Hauses, welcher die Weltsäule darstellt. Der Welterschöpfer ist dabei die Säule, die das Dasein der Welt trägt<sup>3</sup>. Die für die übliche Mythologie ebenso «merkwürdige» Vorstellung der «Messschnur» lernten wir schon im Schöpfungshymnus des Veda<sup>4</sup> kennen, wo es in der 5. Strophe heisst:

«Als quer hindurch sie ihre Messschnur legten,  
Was war da unterhalb? und was war oben?  
Keimträger waren, Kräfte, die sich regten,  
Selbstsetzung drunten, Angespanntheit droben.»

Harmonikal ist die «Messschnur» hier die Zeugertonachse, die «Keimträger» unterhalb und oberhalb sind die Tonzahlen der Schenkelreihen mit ihren Vektorentendenzen, «Selbstsetzung (das Begrenzende!), drunten, Angespanntheit (das Unbegrenzte) droben».

Wir man sieht und hört, kommt unter dem Ansatz der harmonikalen Prototypen sofort Licht in das der bisherigen religions- und philosophiegeschichtlichen Betrachtung rätselhafte Dunkel dieser Texte.

Ein äquivalentes Bild zur «Messschnur» des Veda ist der an sich nicht weniger rätselhafte Begriff des «Massbaumes» in der Edda. Im gewaltigen Erdschöpfungs- und Weltuntergangsgedicht der Edda, der «Voluspa» (= Der Seherin Gesicht), wird Strophe 2 die Weltesche Yggdrasil der «Massbaum» genannt, «mjotvidr», d. h. der Baum mit dem rechten Masse, welcher der Welt das Mass gibt, das Schicksal zumisst<sup>5</sup>. Doch der Betrachtung des «Baumes» als des allgemeinsten ektypischen Bildbegriffs des Lambdoma werden wir den nächsten Abschnitt widmen. Hier interessiert er uns in seiner speziellen Bedeutung als «Massbaum»,

<sup>1</sup> Wir ergänzen hier die Beispiele unseres Kapitels I c.

<sup>2</sup> Vgl. dessen harmonikale Analyse im «Lehrbuch», S. 282.

<sup>3</sup> Pater W. Schmidt: «Der Ursprung der Gottesidee», Bd. 6, Munster 1935, S. 67; hier noch weitere Beispiele.

<sup>4</sup> Siehe oben S. 237.

<sup>5</sup> W. Golther: «Handbuch der germanischen Mythologie», 1895, S. 529.

dessen kosmologische Bedeutung als einer unzerstörbaren Norm noch dadurch unterstrichen wird, dass er vom Weltenbrande verschont bleibt – gewiss eines der tiefstnigsten Symbole, welche innere Anschauung und Intuition der alten nordischen Welt hervorgebracht hat!

Die Beziehungen einer der ältesten Runen  $\downarrow$  (= Mensch, Mann), des ägyptischen Henkelkreuzes  $\ddagger$  (Lebenszeichen), überhaupt des Kreuzes  $+$ , des Geheimzeichens X (griechisch Chi) der pythagoreischen Schule zur Grundstruktur unseres Lambdoma haben wir oben (S. 57 f., 169 f.) teilweise erwähnt. Von der altgermanischen Rune  $\Psi$  aus unternimmt Hermann Wirth im 32. Hauptstück seiner *«Heiligen Urschrift der Menschheit»*<sup>1</sup> eine ausgiebige symbolbegriffliche Umschau über das weltweite Vorkommen dieses Zeichens in den alten Kulturen und gibt dazu eine Menge von Bildbelegen.

Zum Schluss dieses Abschnitts wollen wir jedoch noch einen hierhergehörigen Begriff diskutieren, der in dem herrlichen 19. Psalm der Bibel enthalten ist. Da dieser Psalm eine erhabene akroatische Schönheit verrät, teilen wir ihn unseren Lesern nach der Übersetzung der Zürcher Bibel in seinem 1. Teil mit:

- 1 *«Ein Psalm Davids.*
- 2 Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,  
Und die Feste verkündigt das Werk seiner Hände.
- 3 Ein Tag sagt es dem andern,  
Und eine Nacht tut es der andern kund –
- 4 ohne Sprache, ohne Worte,  
mit unhörbarer Stimme.
- 5 Ihr *Klingen* geht aus durch alle Lande,  
ihr Reden bis zum Ende der Welt.  
Dort hat er der Sonne ein Zelt gesetzt,
- 6 und sie, wie ein Bräutigam geht sie hervor aus ihrer  
Kammer,  
läuft freudig wie ein Held die Bahn ...»

Der uns hier interessierende Begriff liegt in dem Wort *«Klingen»* (Vers 5) verborgen. Luther übersetzt Vers 5 folgendermassen:

*«Ihre Schnur geht aus in alle Lande  
und ihre Rede an der Welt Ende.  
Er hat der Sonne eine Hütte an ihnen gemacht» ...*

*«Klingen»* und *«Schnur»* darf man aber nur unter ein Phänomen subsumieren, wenn es einen Sinn haben soll, und das ist die klingende Saite, die Saite des Monochords, des *«Kanons»*! Den Beweis dafür, dass diese Deutung richtig ist, gibt das hebräische Wort *«qâw»*, welches beiden Übersetzungen (*Klingen*, *Schnur*) zugrunde liegt. Die Hauptbedeutung von *«qâw»* ist *«Schnur»*, *«Messschnur»*, *«Richtschnur»*; die übertragene ist *«Norm»*, *«Gesetz»* und *«Klingen»*. Und eben von

<sup>1</sup> Leipzig 1936, S. 676ff.

hier aus, d. h. von dem für die üblichen Bibelausleger ziemlich schwierigen, aber harmonikal leicht verständlichen Doppelbegriff der *«Schnur»*, des *«Klingens»* (der Saite) und *«Norm»*, *«Gesetz»* aus wird auch das Lob der *«Gesetzes»* im 2. Teil des Psalmes (ab Vers 8) klar: der Begriff des *«qâw»* gibt sozusagen den Auftakt für dieses Gesetzeslob. Ob und wie weit *«qâw»* mit *«Kanon»* etymologisch zusammenhängt, mögen die Sprachforscher entscheiden. A. W. Ambros<sup>1</sup> schreibt: *«So soll nach Julius Pollux das Monochord, welches in der griechischen Musiklehre eine so grosse Rolle spielt, eine Erfindung der Araber sein, so dass also der 'Kanon' oder Qânon der Araber ... gleichsam in seine Heimat zurückgekehrt sei.»* Ambros meint jedoch, der Ursprung des Monochords sei schon im alten Assyrien zu suchen. Von da bis zu den Sumerern wäre es nicht weit, und woher erhielten ihn diese? Also: der *«Qânon»* der Araber und das *«qâw»* unserer Psalmenstelle – vielleicht haben wir die Etymologie gar nicht mehr nötig!

### 3. Der Weltenbaum

Betrachten wir das Lambdoma in irgendeiner Form und beurteilen es nicht nur nach seinem graphischen Ausdruck, sondern seinem inneren Habitus nach, so steht es in seiner Totalität auf dem Hintergrund einer gesetzmässigen *Verzweigung*. Unser Stenogramm<sup>2</sup> vereinfacht diese Dichotomie noch weiter, indem es nur die äusseren und inneren Oktavpunkte einzeichnet. Die Ähnlichkeit der verschiedenen Teiltonmodifikationen mit Grundformen des Pflanzenwachstums, der Pflanzenform und insbesondere mit Blatt und Baum als Urtypen der Pflanzengestalt<sup>3</sup> rechtfertigt es, wenn wir uns nun den *«Baum»* als *geistigen Prototypus* näher ansehen. Die wenigen nachfolgenden, aus einer fast überreichen Fülle ausgewählten Beispiele werden in der Tat zeigen, dass in der Seele der Menschheit ein solcher Prototypus vorhanden sein muss, sonst wären diese vielen ektypischen Verwirklichungen in den verschiedensten Gebieten gar nicht möglich. Da wir nun das Lambdoma als Gesamttendenz seiner inneren Formenstrukturen nach für einen *Prototypus unserer Seele* halten, so ist für uns Harmoniker der Bildbegriff des *«Weltenbaumes»*, des *«Lebensbaumes»* usw. und die grosse Verbreitung, die er in der Mythologie, den Religionen, der Kunstgeschichte und Philosophie aller Zeiten gefunden hat, geradezu ein Musterbeispiel für die Prägnanz der harmonikal Prototypen überhaupt.

Jamblichus berichtet in seinem Kommentar zur Arithmetik des Nikomachus<sup>4</sup>, dass die Pythagoreer von der Monas (Einheit) sagten, sie sei *«die Grenzscheide*

<sup>1</sup> *«Geschichte der Musik»*, Bd. 1, 2. Aufl. 1880, S. 81.

<sup>2</sup> Stenogramm 3, S. 268.

<sup>3</sup> Vgl. die *«Harmonia Plantarum»*, wo diese Beziehungen ausführlich dargelegt wurden.

<sup>4</sup> Nach Thimus, Bd. I, S. 124.

der Ganzzahl und der Teile, weil von ihr aus, wie aus einem Samen und einer unvergänglichen Wurzel, nach beiden Seiten hin, dem Gesetze der Wiedervergeltung gleichsam entsprechend, die Rationen der Zahlen vermehrt würden – und zwar die einen durch ins Unendliche gehende Teilung, die immer kleinere Werte gebe, nach je grösseren Zahlen deren Namen laute –, die andern aber wachsend an Grösse bis ins Unendliche, entsprechend ihren aus immer grösseren Wertausdrücken gebildeten Namen. Diese Stelle aus Jamblichus ist eine der für uns Harmoniker so wichtigen Angaben, nach denen dann Thimus das Lambdoma wieder rekonstruiert hat. Den in dem Zitat angedeuteten Vergleich: «wie aus einem Samen und einer unvergänglichen Wurzel» führt dann Thimus<sup>1</sup> selbst, hinsichtlich der Verzweigung des Lambdoma, weiter aus: «Man dürfte auch sagen: die Hauptäste des Baumes sind von gedrängterem Baue und kräftiger als die aus diesen Hauptästen erst erzeugten Äste zweiter Ordnung» usw. – wie man sieht, ist also schon bei den legitimen Vertretern der Harmonik die Vorstellung eines «Baumes» hinsichtlich des pythagoreischen Hauptdiagramms hintergründig.

Wir freuen uns, auf ein bereits zitiertes Werk<sup>2</sup> hinweisen zu können, in dessen Kapitel VIII der 7. Abschnitt «Weltbaum und Lambdoma» überschrieben ist und worin das Lambdoma und seine Verzweigung (Dichotomie) in gewissem Sinne als Prototyp der ganzen Weltbaumvorstellungen angesehen wird. Nun wissen wir Harmoniker, dass die innere Struktur des Lambdoma sich gleichbleibt, in welcher Art wir das Diagramm auch aufzeichnen oder vor uns hinlegen, z. B. mit der Spitze  $\frac{1}{1}$  oben, auf der Seite oder unten. Aber die Entwicklung der harmonikalen «Hörbilder» zeigt uns andererseits, dass die Lage (Situs), die «Ortung» und die geometrische Anordnung des Lambdoma sehr variabel sein kann und eben durch die Variationen und Kombinationen des Grunddiagramms (die, trotz gleichbleibender innerer Struktur, ihre Eigenwerte in sich tragen) jene fruchtbare Anwendungsmöglichkeit des Hörbildes entsteht, die wir ja<sup>3</sup> unter Beweis gestellt haben.

Während wir das Lambdoma als Ganzes, sei es unter welchem Habitus immer, als Prototyp aller mythischen, folkloristischen, sagengeschichtlichen usw. Vorstellungen ansehen, hält sich Julius Schwabe an seine primäre Form



also mit seinem Verzweigungs-(Wurzel-)Punkt *oben* (Wipfel unten), stellt es dann auf den Kopf, also mit der  $\frac{1}{1}$  nach unten (Wipfel oben)

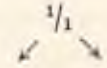


<sup>1</sup> Bd. I, S. 140.

<sup>2</sup> Julius Schwabe: «Archetyp und Tierkreis», Benno Schwabe Verlag, Basel 1951.

<sup>3</sup> «Lehrbuch», §§ 31, 32, 35, 38.

und findet diese letztere Form schon auf neolithischen Tonvasen sowie auf dem «ältesten Glasgefäss der Welt», einer ägyptischen Vase 1500 v. Chr., verwirklicht<sup>1</sup>. Interessanter als diese «normale» Baum- bzw. Verzweigungsemblematik – die sich, wie z. B. das 15. Hauptstück «Der Jahres-, Welten- oder Lebensbaum» in H. Wirth's «Heilige Urschrift der Menschheit» erweist, schon in vorgeschichtlichen Epochen ver Hundertfachen lässt – ist für uns aber das Nachspüren Julius Schwabes nach ektypischen Beispielen der ursprünglichen Lambdomaform



das heisst, «dass paradoxerweise der akustische Baum nicht von unten nach oben, sondern vom Wipfel (oder seinem scheinbaren Wipfel) her gewachsen ist»<sup>2</sup>. J. Schwabe formuliert die Frage so: «Gibt es Anzeichen dafür, dass den Völkern des Altertums das paradoxe Entfaltungsgesetz des im Himmel wurzelnden und mit der Spitze abwärts hängenden Weltbaums bekannt war? Wenn ja, so wäre dies vielleicht ein neuer Beweis, dass sie das harmonikale Grundschema, das Lambdoma und seine eigentümliche Gesetzmässigkeit, gekannt haben.»<sup>3</sup>

J. Schwabe zitiert nun folgende Beispiele:

«Wurzelaufwärts, zweigeabwärts,  
so steht der ewige Feigenbaum»

(Baghavadgita 15, 1)

«Als Baum am Himmel wurzelnd steht der Eine,  
Der Purusha, der diese ganze Welt erfüllt.»

(Shvetâshvatara Upan. 3, 9)

«Wurzelaufwärts, zweigeabwärts  
Steht dieser ewige Feigenbaum –  
Das ist das Lichte, das ist Brahman,  
Das nennt man das Unsterbliche;  
Auf dem beruhen alle Welten,  
Über das geht niemand hinaus –»

(Kâth. Upan. 6, 1)

«Mit gutem Grunde», schreibt L. v. Schroeder<sup>4</sup>, «wird dieser Baum als ein umgekehrter gekennzeichnet; denn er ist ja nichts anderes als die Welt, das Leben, deren Wurzel droben im ewigen Brahman ruhend gedacht sind. Poesie und Philosophie zugleich: das gesamte Weltwesen, alles Leben im Bilde eines mächtigen Baumes gefasst, der droben, im Ewigen wurzelnd, abwärts in die Welt der Erscheinungen hinein sich entfaltet hat. Darum ... das Ewige oder der Ewige, das

<sup>1</sup> Vgl. Abb. 114 seines Werkes.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 355.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 357.

<sup>4</sup> «Lebensbaum und Lebenstraum», in: «Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte», Ernst Kuhn zum 70. Geburtstag, 1916.

Brahman, der Purusha selber.) Julius Schwabe<sup>1</sup> bemerkt hierzu: «Das ist alles sehr richtig, und ich bin nicht unempfänglich für den dichterischen und philosophischen Gehalt dieser indischen Poesie. Trotzdem will mir scheinen, so bestimmte und übereinstimmende Äusserungen fliessen letztlich aus der Kenntnis des akustischen Baumes und seines Wachstumsgesetzes. Der indische Weltbaum ist deshalb nicht nur ein Bild und Gleichnis, nicht nur eine poetische Metapher, sondern entspricht mit seiner umgekehrten Entfaltung dem ganz bestimmten, überaus wirklichen Grundgesetz der Harmonik. Im Purusha, dem persönlichen Gott und Himmelsmann, verkörpert sich die unwandelbare Eins [ $1/1$ ], die den Stamm des Baumes bildet; im überpersönlichen Brahman jene unbestimmbare Grösse [ $0/0$ ], die ausserhalb, oberhalb der Welt steht, gleichwohl aber jedes ihrer Teilchen lebendig durchdringt [Gleichtonlinien], so dass der Baum wie ihre Ausstrahlung erscheint.»

Das alles ist für uns Harmoniker sehr aufschlussreich, und wir können es direkt am Lambdoma ablesen. Dr. J. Schwabe sagte mir noch mündlich, dass sich weit aus mehr Beispiele dieses im Himmel verwurzelten Baumes beibringen liessen, so z. B. aus den religiösen Sagen indonesischer Völker u. a.

Kehren wir nun zum harmonikalen Prototypus des «Baumes» schlechthin zurück, so müssen wir uns im folgenden aufs Wichtigste beschränken.

Da sind zunächst die beiden Paradiesbäume der Bibel: der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse und der Lebensbaum. Die merkwürdige Ungereimtheit, dass Jaweh das erste Menschenpaar aus dem Paradies hinausgeworfen habe, weil sie 1. vom Baum der Erkenntnis assen und 2. damit sie *nicht* vom Baum des Lebens assen (weil sie dadurch unsterblich würden – wozu dann die ursprüngliche Erschaffung im Paradies?!), löst J. Schwabe durch die Annahme, dass es in der Urfassung des Sündenfallberichtes nur *einen* Baum gegeben hätte<sup>2</sup>. In diesem Baum wäre also das Lebensprinzip (Zeugung usw.) mit dem Erkenntnisprinzip (Gut – Böse usw.) vereinigt. J. Schwabe weist bei dieser Gelegenheit auf das harmonikale Hörbild der tierischen Urform hin, wie ich es als «Hörbild des Urmenschen» schon im «Hörenden Menschen»<sup>3</sup> sowie im «Klang der Welt»<sup>4</sup> und im «Lehrbuch»<sup>5</sup> veröffentlicht habe. Es handelt sich hier um einen «Kombinationstyp» zweier in der  $1/1$  verkoppelten Lambdomavarianten, wobei im oberen «Wipfel»-Bereich und im unteren «Wurzel»-Bereich genau an den enharmonischen Differenzierungsstellen durch Einzeichnung der Tonleiterkreise die Erkenntnisphäre (oben) und die Sexualsphäre (unten) zum Vorschein kommt. Beide Sphären entsprechen sich also harmonikal nicht nur bildlich (mathematisch:

<sup>1</sup> a. a. O., S. 358.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 305.

<sup>3</sup> S. 231 ff. und Tafel 8.

<sup>4</sup> S. 118 ff. und Fig. 12 und 13 a-c.

<sup>5</sup> § 38 a, 2, S. 181 und Fig. 343, 344, 346, 348, 350.

gruppentheoretisch), sondern sind im Gehalt ihrer Tonzahlen identisch. Dieser Rapport von Zeugen und Erkennen, von Sexualtrieb und Erkenntnistrieb wird in der Bibel durch dasselbe Wort «erkennen» bezeichnet, und J. Schwabe gibt hierzu noch mehrere Belege, so z. B. griechisch *γίγνεσθαι* (geboren werden) und *γινώσκειν* (erkennen), lateinisch *gnaritas* (Kenntnis) und *genitalis* (zeugend), Sanskrit *ganami* (ich erzeuge) und *gnanami* (ich weiss), deutsch können und kennen usf. Wir werden hierauf noch im Abschnitt II J zu sprechen kommen.

«Es fällt auf», schreibt J. Schwabe<sup>1</sup>, «wie häufig der Weltbaum auf alten und ältesten Darstellungen *unbelaubt* erscheint, als kahles, rein geometrisches oder halb architektonisches Gebilde.» Ist der Weltbaum ein Prototyp unserer Seele, so wie ihn uns das Lambdoma zeigt, dann sind seine abstrakten Darstellungen bei den frühen Völkern nicht verwunderlich; denn hier formt der Mensch seine Bildbegriffe noch in urtümlicher Weise ohne alles Beiwerk. Auch die Polarität, die im Lambdoma zwiefach enthalten ist – einmal durch die Rechts- und Linkshälfte ( $>1$  und  $<1$ ) ab der Zeugertonlinie und die sich im ganzen Diagramm kreuzenden Dur- und Mollreihen – findet J. Schwabe<sup>2</sup> im Weltbaum wieder, und zwar in der ethischen Polarität Gut-Böse des biblischen Paradiesbaumes und als Sonnen- und Mondbaum in verschiedenen anderen Sagen und Mythologien. So heisst es z. B. in einem griechischen Märchen, dass Alexander in Indien einen Park mit einem Heiligtum der Sonne und des Mondes gefunden hätte. «Dort standen auch (die mit menschlicher Stimme orakelnden) beiden Bäume, die fast bis zum Himmel reichten, Sonnen- und Mondbaum ...» Im finnischen Kalewala schmiedet der Schmied Ilmarinen eine goldene Sonnen- und eine silberne Mondscheibe und befestigt sie auf den Spitzen zweier Bäume – J. Schwabe gibt noch mehr Beispiele von solchen Doppelbäumen, die er aber, meines Erachtens mit Recht, als «Missverständnisse» bezeichnet und auf die ursprüngliche Polarität des einen Weltbaumes zurückführt, wie sie ja schon im Lambdoma enthalten ist.

Das zweitwichtigste Baummotiv, wenigstens für uns Mittel- und Nordeuropäer, ist neben dem biblischen Paradiesbaum die Weltesche Yggdrasil der Edda. Die merkwürdige Bezeichnung dieser Weltesche als «Massbaum» haben wir oben S. 299 erwähnt. Er ist das Mass der Welt und beweist schon durch diese Abstraktion seine Herkunft aus einem prototypischen Bildbegriff unserer Seele, so, wie er uns durch das Lambdoma erschlossen wird.

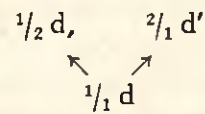
Aber wir bemerken an dieser Weltesche noch weitere charakteristisch harmonikale Eigenschaften. F. J. Mone<sup>3</sup> weist auf die Bedeutung der germanischen Weltesche für den alten Rechtsbegriff hin (Norm, Gottesrecht, der Stabbaum der deutschen Rechtsymbolik!), wobei wir die Begriffe des Richtigseins, des «Stimmens» hinzufügen, die ja im «Massbaum» des Lambdoma ausschlaggebend sind.

<sup>1</sup> a. a. O., S. 298.

<sup>2</sup> S. 300 ff.

<sup>3</sup> «Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa», Bd. I [1822], § 65, S. 347 ff.

Die Yggdrasil hat *drei* Wurzeln: «Von dort kommen Jungfrauen, vieles wissende, drei, aus dem Saal, der unter dem Baum liegt. Urd nannte man die eine, die andere Verdandi – sie schnitten Runen auf Stäbe ein – Skuld die dritte; sie legten das Schicksal fest, sie bestimmten den Menschenkindern das Leben, das Schicksal [zu künden].»<sup>1</sup> «In zwiefacher Weise dachten sich die Germanen das Schicksal, als *Urgesetz* und als *Gewebe*.»<sup>2</sup> Wenn wir die Trias der drei Schicksalsfrauen im Massbaum des Lambdoma suchen, so finden wir sie an der «Wurzel»



als Auftakt des «Urgesetzes» der ganzen Konfiguration des Diagramms und seines «Gewebes».

Im «Hovamol», einem der Götterlieder der Edda<sup>3</sup>, spricht Odin:

«Ich weiss, dass ich hing  
am windbewegten Baum  
neun Nächte hindurch,  
verwundet vom Speer,  
geweiht dem Odin  
ich selber mir selbst,  
an dem mächtigen Baum,  
von dem Menschen nicht wissen,  
aus welchen Wurzeln er wuchs.»

Gegenüber anderen Erklärungsversuchen dieser dunklen Stelle vermutet Julius Schwabe<sup>4</sup>, dass der Mittelstamm der Weltesche als *Speerschaft* gedacht wurde. Damit stünde aber die Mittelachse (Zeugertonlinie) des Lambdoma als Prototyp im Hintergrund. Und bezüglich der Funktion des Speers, mittels dessen Odin den «ersten Weltkrieg»<sup>5</sup> zwischen Asen und Wanen eröffnet, werden wir nachher<sup>6</sup> eine äusserst interessante harmonikale Deutung kennen lernen: im Quintendiagramm (die Quint = Intervall der Götter!) bricht tatsächlich der «Speer Odins», d. h. die Mittelachse des Diagramms, die «Zeugertonlinie», das Lambdoma in zwei sich befehdende Hälften entzwei – Asen und Wanen, wie es denn in fast allen Mythologien schon im Schosse der Götter zu einem furchtbaren Kampf kommt, der dann das weitere Schicksal der Welt bestimmt.

<sup>1</sup> Völuspa, nach «Religionsgeschichtliches Lesebuch», Heft 12, «Die Germanen», von F. R. Schröder [1929], S. 49.

<sup>2</sup> W. Golther: «Handbuch der germanischen Mythologie», 1895, S. 105.

<sup>3</sup> Übersetzt von H. Gering, S. 105.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 350.

<sup>5</sup> Völuspa, übersetzt von Gering, V. 24.

<sup>6</sup> Kapitel I i.

Im Lied vom Grimnir (Grimnismol) der Edda<sup>1</sup> steht V. 32:

«Ratatosk heisst das Eichhorn,  
das da rennen muss  
an Yggdrasil auf und ab ...»

Ich sehe in dem Auf- und Abrennen des «Eichhorns» an und in der Weltesche ein Analogon zu der inneren Dynamik der Lambdomareihen – zu den sich kreuzenden Dur- und Mollreihen einerseits und zu der vektoriellen «Richtung» der Lambdomareihen überhaupt, deren Tonwerte sich ja in einer dauernden «Aussprache» (Intervallierung, Resonanz) untereinander befinden und stets von «oben» oder «unten» alimentiert werden.

Das prägnanteste akroatische Symbol an der Weltesche ist aber das unheimliche «Gjallarhorn».

«Ich weiss Heimdalls  
Horn<sup>2</sup> verborgen  
unterm Himmelsluft trinkenden  
heiligen Baum.»

heisst es in der Völuspa V. 27<sup>3</sup>. Dieses Horn ruht verborgen unter der Esche Yggdrasil, und Heimdall, der Wächter der Götter, ruft damit am Ende der Tage, wenn der Angriff der Riesen kommen wird:

«Es meldet das Ende  
der gellende Ton  
des Gjallarhorns  
laut bläst Heimdall  
in der Luft ist das Horn ...»<sup>4</sup>

Dann kracht die Weltesche, ihr Baum rauscht, in Angst sind alle in der Unterwelt, ganz Riesenheim rast, es stöhnen die Zwerge, Garm bellt laut vor Gnipahellir, es reisst die Fessel, es rennt der Wolf, die Sonne wird schwarz, es sinkt die Erde ins Meer, vom Himmel fallen die Sterne, den Himmel beleckt die heisse Lohe – – –

Und doch findet diese grandiose Weltuntergangsvision in der Völuspa einen versöhnlichen Abschluss:

«Aufsteigen seh ich  
zum andern Male  
aus der Flut die Erde  
in frischem Grün» – – –

<sup>1</sup> Gering, S. 75.

<sup>2</sup> Sophus Bugge («Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensaga», übersetzt von O. Brenner, München 1889, S. 522) sagt anstatt «Horn» *Schall*!

<sup>3</sup> Ebda., S. 7.

<sup>4</sup> Völuspa 46, Gering S. 12.

Das drittichtigste Baummotiv im deutschsprachigen Umkreis ist der «Weihnachtsbaum». Es ist kaum anzunehmen, dass dieser Weihnachtsbaum, der ja erst sehr spät auftaucht (ca. 1600), eine so schnelle Verbreitung gefunden hätte, wenn ihm nicht ein Prototyp in unserer Seele zu Hilfe gekommen wäre – eben das Lambdoma als innere psychische Form. Auch geht er natürlich auf die ältere Baumsymbolik zurück – so z. B. der Festbaum der Wintersonnenwende u. v. a. –, und es wäre aufschlussreich, nähere harmonikale Analysen über die *Lichter* dieses Baumes anzustellen, die, wie die Tonwerte unseres Diagramms, von der Spitze aus durchstrahlt werden und infolgedessen aufleuchten. Aber aus Raummangel müssen wir uns mit diesem kurzen Hinweis bescheiden.

Wir wollen nun, notgedrungenenerweise nur im Vorübergehen, aber immer unter dem Aspekt des Lambdoma-«Baumes» als seelischen Prototyps, eine Reihe weiterer hierhergehöriger Daten nennen.

Das Werk Herman Wirths «Die Heilige Urschrift der Menschheit» haben wir bereits oben S. 300 erwähnt. Man schlage dort im Register das Stichwort «Lebensbaum» (Weltenbaum, Jahresbaum, Kinderbaum) nach und wird im Text eine Fülle von prähistorischen und historischen Emblemen und Deutungsversuchen aus aller Welt finden – auf dieses unbestrittene Verdienst einer fast fanatisch anmutenden Quellendurchstöberung konnten wir schon früher (S. 57, 99) hinweisen. Die runenartigen Zeichen dieser über den ganzen Planeten verbreiteten «Heiligen Urschrift» berühren sich grossenteils mit stenogramatischen Verkürzungen unserer harmonikalen Diagramme, und zukünftigen Harmonikern steht hier ein reiches Material für spezielle Untersuchungen und Analysen bereit.

Vom Lichte, welches vom *Tao* ausgehend den Menschen erleuchtet, sagt der Taoteking-Interpret Li-si-tschai in einer Anmerkung zum 52. Kapitel: «Der Tao ist einem Baum vergleichbar, dessen Licht die Wurzel ist und dessen Ausstrahlung die Äste sind. Diese Äste verzweigen sich und bringen im Menschen das Vermögen zu sehen, zu hören, zu empfinden und wahrzunehmen hervor. Der Tao strömt von den Wurzeln zu den Zweigen hin. Das menschliche Streben nach Wissen beginnt von den Ästen, um die Wurzel zu suchen [!!]. Darum sagt Lao-tse: 'Wenn der Mensch dem strahlenden Glanze des Tao sich zuwendet, um zu seinem Lichte zurückzukehren, so wird von ihm gesagt, dass er ewiglich erhellet sei.'<sup>1</sup> – Der heilige Augustinus schreibt in seiner «De musica»<sup>2</sup>: «Ja, auch für des Baumes räumliche Zahlhaftigkeit sind zeitliche Zahlen [d. h. Tonzahlen] Voraussetzung gewesen.» – «Die orphische Kosmogonie des Pherekydes (frg. 2 Diels), die zum Teil an uralte mythische Anschauungen anknüpft, spricht von einer 'geflügelten

<sup>1</sup> Nach Thimus, Bd. I, S. 335.

<sup>2</sup> Übersetzt von Joh. Perl, 1937, S. 277.

Eiche'. Sie kombiniert bereits das freie Schweben, das Anaximander lehrt, mit der Vorstellung des *Baumes*, der seine Wurzeln im Unendlichen hat (vgl. H. Diels, Archiv f. Gesch. d. Phil. X). Bei Parmenides frg. 15 a heisst die Erde 'im Wasser wurzelnd'.<sup>3</sup>

Dass Heilige Bäume «in allen Religionen nachweisbar sind», belegt Chantepie de la Saussaye in seinem «Lehrbuch der Religionsgeschichte»<sup>4</sup> mit mehreren Beispielen, wobei natürlich, der positivistischen Mentalität der Verfasser nach, alle derartigen Mythologeme auf irgendwelchen primitiven «Animismus», «Magie» usw. vermaterialisiert werden. – Wenn Jotham nach dem furchtbaren Brudermord Abimelechs<sup>5</sup> den Bürgern von Sichem sein merkwürdiges «Baumlied» vorsingt, so dürfen wir auch hinter diesem Baumgleichnis ein Sichbewusstwerden eines seelischen Prototyps sehen. – Eine Fülle von ikonographischen Beispielen bietet die Baumsymbolik der christlichen Kunst und die Stammbaumsymbolik überhaupt. Grundlegend für eine diesbezügliche Forschung ist der Artikel «Baum» im «Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte»<sup>6</sup>. «In arbore perivimus, in arbore redempti sumus; in ligno mors, in ligno vita pependit» sagt Augustinus<sup>7</sup>. Dass Baum und Kreuz («Holz») schliesslich identifiziert werden, zeigt unter andern Christus, am Baum des Lebens hängend – im Evangeliar aus dem Bamberger Domschatz<sup>8</sup>, vor allem aber die an sich nicht häufigen Darstellungen, wo Christus in einem nach oben sich verzweigenden Baumgebilde hängt, so z. B. das merkwürdige gotische, fast skizzenhaft anmutende Fresko The Budding Cross, Godshill Church, I.W. in England, wo Christus auf drei sich verblätternen Pflanzenästen schwebt. – Eine der grossartigsten Darstellungen des Lebensbaumes hat sich im Mosaikfussboden der Kathedrale von Otranto (Süditalien) erhalten. Über den ganzen Boden, vom Portal beginnend, breitet sich der Baum aus, in seinen von Zweigen rechtwinklig eingefassten «Kammern» eine Fülle von damals üblichen Emblemen (Tiere der Schöpfung, Fabelwesen, Adam und Eva, Arche Noah usw.) darstellend. Auf diesem altpythagoreischen Gebiet Grossgriechenlands haben noch in anderen Kathedralen, so in Tarent, Lecce und Brindisi, solche Fussböden existiert; sie sind alle verschwunden. – Im Bogenfeld eines karolingischen Portals zu Bierstadt bei Wiesbaden<sup>9</sup> finde ich das Kreuz in ein Dreieck (Lambdoma) eingezeichnet, womöglich noch ein Relikt pythagoreischer Überlieferung durch die Kanäle des Boethius und anderer früherer Musiktheoretiker. – Den Lebensbaum ins Schicksalhafte und Kämpferische gewandelt, zeigt der

<sup>1</sup> Werner Jäger: «Paideia», Bd. I, 1936, S. 215, Anm.

<sup>2</sup> 4. Auflage, 1925, Bd. I, S. 34 ff.

<sup>3</sup> Richter 9.

<sup>4</sup> Bd. II, 1948, mit Literatur.

<sup>5</sup> Sermon. 84, cap. 3.

<sup>6</sup> Jetzt München; Faksimileausgabe von Georg Leidinger, München 1921.

<sup>7</sup> «R.D.K.», Bd. II, S. 998, Abb. 2.



«Schlachtenbaum und das Rad der Fortuna» in einer Miniatur des 15. Jahrhunderts<sup>1</sup> – eine weitere Aufzählung ikonographischer Beispiele des «Baumes» als Prototypus würde uferlos, auch sinnlos, wenn wir uns nicht immer wieder bewusst würden, dass schon die weltweite bildliche Verwirklichung des Baumsymbols einem tief in unserer Seele vorhandenen Bildbegriff entspräche.

Zum geistigen Baumsymbol zurückkehrend, müssen wir noch einige Realisationen im indischen Kulturkreis erwähnen. Von dem Mystiker Trisanku (7. Jh. v. Chr.) ist nur ein «dunkler» Vers überliefert: «Ich bin es, der den Baum schüttelt, ich, dessen reines Licht sich hoch erhoben hat, bin das, was wahrhaft unsterblich ist und in der Sonne wohnt. Ich bin der strahlende Schatz, bin weise, unsterblich, unvergänglich.»<sup>2</sup> Das Lambdoma («Baum»), das Symbol  $\lambda$  («Licht, strahlender Schatz») und die Gleichtonlinien hellen diesen «dunklen» Satz sofort auf. – Da ist ferner der berühmte Buddha-Baum, der Açvattha-Baum (*ficus religiosa*), unter welchem der angehende Buddha dem Versucher Mara widersteht. Er sitzt unter diesem Baum, «nur auf sich selbst gestellt, erhaben, unbekümmert, nur seinen Gedanken nachgehend. Er ringt um die ewige Wahrheit, und die ganze Natur umher in wildem Aufruhr scheint an seinem Ringen teilzunehmen.»<sup>3</sup> In vier Wochen entdeckt er dann, unter vier verschiedenen Bäumen sitzend, die «vier heiligen Wahrheiten»<sup>4</sup> und stirbt nach langen Jahren des Umherziehens und Lehrens unter zwei Calabäumen, «welche sich über und über mit Blüten bedeckten, obgleich es nicht die Zeit des Blühens war, und während Blumen vom Himmel herunterregneten und himmlische Instrumente ertönten, ging unter Donner und Erdbeben der Erhabene in das Nirvanam ein.»<sup>5</sup> – Dieser Welt-Açvattha-Baum (*ficus religiosa*) kommt schon in den Upanishaden vor<sup>6</sup>:

«Die Wurzel hoch, die Zweige abwärts  
Steht jener ew'ge Feigenbaum;  
Das ist das Reine, ist Brahman,  
Das heisst das Unsterbliche.  
In ihm die Welten alle ruhen,  
Ihn überschreitet keiner je.»

Hier wird der Mensch auch mit einem Baum verglichen:

«Gleich wie ein Baum, des Waldes Fürst,

<sup>1</sup> Propyläen-Weltgeschichte, «Gotik und Renaissance», Abb. S. 127.

<sup>2</sup> W. Ruben: «Die Philosophen der Upanishaden», 1947, S. 155.

<sup>3</sup> Deussen, «Allgemeine Geschichte der Philosophie», Bd. 1, 3. Abt., 3. Auflage 1920, S. 135.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 136.

<sup>5</sup> a. a. O., S. 144.

<sup>6</sup> Kathaka Upanishad, Sechste Valli. Nach Deussen: «Die altindische Philosophie nach den Grundworten der Upanishads», Folioausgabe Diederichs, 1914, fol. 172.

So ist der Mensch, das ist gewiss.  
Die Haare sind an ihm die Blätter,  
Die Haut der Aussenrinde gleicht.  
Aus seiner Haut entströmt das Blut,  
Wie aus des Baumes Haut der Saft;  
Es fließt aus dem Verwundeten,  
Wie Saft des Baums, wenn der verletzt.  
Das Fleisch dem Holz vergleichbar ist,  
Dem Bast die Sehne, darum stark.  
Die Knochen sind das Innenholz,  
Das Mark vergleicht dem Marke sich.  
Es wächst der Baum, wenn man ihn fällt,  
Aus seiner Wurzel wieder neu.  
Aus welcher Wurzel wächst hervor  
Der Mensch, wenn ihn der Tod gefällt?»<sup>1</sup>

Die Frucht des Nyagrodha-Baumes, dessen Zweige nach unten wachsen und in der Erde Wurzeln schlagen, so dass aus dem Baume ein ganzer Wald wird, benützt ein Lehrer als Gleichnis: «Die Feinheit, die du nicht wahrnimmst, o Teurer, aus dieser Feinheit fürwahr ist dieser grosse Nyagrodhabaum entstanden. Glaube, o Teurer, was jene Feinheit [die Feinheit des Samens, harmonikal die  $\lambda$ ] ist, ein Bestehen aus dem (ein dieses-als-Wesen-Haben) ist dieses Weltall, das ist das Reale, das ist die Seele, das bist du, o Çvetaketu!»<sup>2</sup>

Eine der wichtigsten Vorstellungen der *Kabbala* ist der «Sefirenbaum». Wie wir uns erinnern (s. oben S. 225), entsteht durch Strahlung (Entfaltung) aus dem göttlichen Urgeheimnis, dem Ungrund En-Sof ( $\lambda$ ) der lebendige Gott Elohim ( $\lambda/\lambda$ ) und aus diesem der Baum der 10 Sefirot. Das Wort Sefirot bedeutet letztlich nur Zahlen, Urzahlen, und zwar eine Art geistiger Zahlen von eins bis zehn. Im weiteren Sinne wird dann von den Sefirot als Urpotenzen, Abglänze, Ausflüsse gesprochen. «Dieser Begriff des Sefirot beherrscht die mystische Theosophie auch des Sohar.»<sup>3</sup> Diese 10 Sefirot sind zugleich Glieder des Urmenschen (Adam Kadmon) und Blätter des himmlischen Baumes. «Woher kommt die Weisheit?» fragt Hiob 28, 20 und gibt sich die Antwort: «Gott, der weiss den Weg zu ihr und er, er kennt ihre Stätte» (v. 23); «als er dem Regen sein Gesetz gab, und seine Bahn dem Wetterstrahl» (v. 26), *da sah er sie und zählte sie*» (v. 27) – wörtlich: *jesaphra*, d. h. er *sefierte* sie! Behalten wir das Bild des Sefirenbaumes bei und versuchen wir mittels des Lambdoma eine harmonikale Analyse:

<sup>1</sup> a. a. O., fol. 38.

<sup>2</sup> Deussen: «Allgemeine Geschichte der Philosophie», Bd. I, 2. Abt., 1899, S. 183.

G. Scholem: «Die Geheimnisse der Schöpfung. Ein Kapitel aus dem Sohar.» Schocken-

<sup>3</sup> Bücherei Nr. 40, Berlin 1935, S. 26.



Anthologie) (‹Bevor die Engel sangen›) S. 123 f. Nicht weniger eindrucksvoll, in seiner Akroasis nur verhüllter, gibt sich das Gedicht Hölderlins:

‹Die Eichbäume›

‹Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!  
 Aus den Gärten, da lebt die Natur geduldig und häuslich,  
 Pflegend und wieder gepflegt mit den fleissigen Menschen zusammen.  
 Aber ihr, ihr Herrlichen! steht, wie ein Volk von Titanen  
 In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem *Himmel*,  
 Der euch nährt und erzog und der *Erde*, die euch geboren.  
 Keiner von euch ist noch in die Schule der Menschen gegangen,  
 Und ihr drängt euch fröhlich und frei, aus der kräftigen Wurzel  
 Untereinander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,  
 Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken  
 Ist euch heiter und gross die sonnige Krone gerichtet.  
*Eine Welt ist jeder von euch*, wie die Sterne des Himmels  
 Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.  
 Könnt' ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer  
 Diesem Wald und schmiegte mich gern ans gesellige Leben.  
 Fesselte nur nicht mehr ans gesellige Leben das Herz mich,  
 Das von Liebe nicht lässt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!›

Die Weltenbäume werden hier zu einem ganzen Wald, sie reichen von der ‹Erde› zum ‹Himmel› ( $\frac{1}{\infty} \leftarrow \frac{1}{1} \rightarrow \frac{\infty}{1}$ ) und umfassen den ‹Raum› als das Urfeld alles Daseins. Der ‹Wald› ist die Synthese aller Verwirklichungsfelder, aller Lambdomasysteme. Von diesen ‹ist noch keines in die Schule der Menschen gegangen›, sie haben, auch in ihrer Integration, rein metaphysische Währung, wenn auch höchste Bedeutung für die Physik, d. h. für die Welt der Wirklichkeiten.

Die grossartigste architektonische Verwirklichung des ‹Lambdoma›, der ‹Teiltonkoordinaten›, des ‹Weltenbaums› oder welche Synonyme wir sonst noch finden mögen, dürfen wir in der Form der Pyramide sehen:



Zu dieser prototypischen Form kommen wir immer, in welcher Weise wir auch das Lambdoma, das griechische ‹L› =  $\wedge$  in seiner Verzweigung, beginnend von der Spitze  $\frac{0}{0}$  bzw.  $\frac{1}{1}$  aufzeichnen wollen. Natürlich kann ein Bauwerk nur dreidimensional sein; aber wir haben ja gelernt<sup>1</sup>, dass die weitere Interpolat-

<sup>1</sup> ‹Lehrbuch›, § 37.

tion der ‹T› zwangsläufig zu kubischen bzw. pyramidenförmigen Körpern führt – letzteres, wenn wir die Lambdomaspitze freigelegt lassen.

Pyramiden – Ägypten! Wir erinnern uns, dass Pythagoras der Tradition nach eine Reihe von Jahren in Ägypten verbracht hat, in die Geheimlehren der Priesterkasten eingeweiht wurde und von dort seine wichtigsten Erkenntnisse mitgebracht haben soll. Zweifellos gehörte zu diesen auch das Lambdoma:  $\wedge$  – die altägyptischen Harfen, die kaum ohne eine genaue Kenntnis der Saitenlängen angefertigt werden konnten, dazu die überaus hohe Wertschätzung der Musik und ihrer Symbolik im ägyptischen Kultus, lassen auch ein gründliches Vertrautsein mit den theoretischen Grundtatsachen der Harmonik als sicher annehmen. Und die Notierung dieser Grundtatsachen, die Evolution der Töne aus der Saiteneinheit sowie die Aufzeichnung der Dichotomie, der weiteren ‹Verzweigung› der Tonzahlen, musste zur Form eines Lambdoma führen, d. h. des Stenogramms der Pyramide. Unter diesem Aspekt einer bewussten Erkenntnis wäre dann die Verwirklichung der Pyramide als Bauform, ja als Bautypus, die grandioseste Realisation einer der wichtigsten priesterlichen Geheimlehren Altägyptens.

Aber wir und unsere Leser wissen, lieber Freund, dass dieses Lambdoma als prototypische Urform ja in der menschlichen Seele vorgegeben ist – wenn dann allerdings noch mittels der Erkenntnis dieser Prototypus aus den Gründen unserer Sinnesapperzeptionen und seelischen Gestalten in unser Bewusstsein heraufgehoben wird, dann nimmt es nicht wunder, wenn ein so symbolträchtiges Volk wie die alten Ägypter diesen Prototypus – die Pyramide – als höchstes Ziel ihres Bauwillens ansprachen! Denken wir noch an die ‹Stufenpyramiden› (Sakkarah u. a. in Ägypten), die bereits in den babylonischen Tempeltürmen, den sogenannten ‹Ziggurat› mit ihren 8 Stufen (Herodot) vorgebildet waren – ‹Haus der Fundamente des Himmels und der Erde› nannten die Babylonier den Stufenturm zu Babel –, so wird die Analogie zum Lambdoma noch enger; denn die Teiltondifferenzierung geschieht nicht kontinuierlich, sondern stufenweise.

Über den Giebel des griechischen Tempels und seine harmonikalen Hintergründe habe ich mich in meiner Paestum-Arbeit ausgesprochen. – Auch im ‹Stiftszelt› der Bibel kann man nicht nur die Form des Lambdoma, sondern auch seinen inneren Gehalt als den eines kosmischen Diagramms wiedererkennen. Dieses<sup>1</sup>, das ‹heilige Zelt›, wird im ‹Sohar›<sup>2</sup> wie folgt kommentiert: ‹An dem Tage, da das Stiftszelt unten errichtet wurde, wie heisst es da? ‹Und es konnte Mose nicht kommen zum Stiftszelt, weil die Wolke darauf lagerte.› Was bedeutet diese Wolke? Ein Faden der Gnade ist es von jener Seite des Urlichtes, der in Wonne allem sich gesellt, sobald es in das ‹untere› Stiftszelt eintritt. Seit dem ersten Schöpfungstage kam es nicht zur Offenbarung, wohl aber tut es seinen Dienst in der Welt, indem es tagtäglich das Werk des Ursprungs erneuert.› Und weiter: ‹Da sprach Rabbi

<sup>1</sup> 2. Mose 40, 35.

<sup>2</sup> Übersetzt von E. Müller, Wien 1932, S. 35.

Jizchak: 'Wir haben gesehen, dass das Werk des Stiftszeltes im Werke des Himmels und der Erde sein Vorbild hat.' Das <Urlicht> – harmonikal die  $\frac{1}{10}$  – der <Faden der Gnade, der (vom Urlicht) in Wonne allem sich gesellt> – harmonikal die Gleichtonstrahlen – die <Erneuerung des Werkes des Ursprungs> und dass dieses sein Vorbild <im Werke des Himmels und der Erde> hat – deutlicher kann der harmonikal-kosmische <Ursprung> des heiligen Zeltes und wohl auch ihre ursprüngliche Form als <Zelt>  $\wedge$  kaum in Worte gefasst werden.

#### 4. Weltenmantel und Himmelszelt (Der Webstuhl)

Punktieren wir die Tonzahlen des Lambdoma, so löst sich der Weltenbaum gewissermassen auf in ein Gewebe, gewoben am <sausenden Webstuhl der Zeit>.<sup>1</sup> Der Weltenbaum wird zum Weltenmantel und weiter zum Himmelszelt – ein Doppeltitel, unter welchem Robert Eisler ein inhaltsträchtiges und für uns Harmoniker hinsichtlich unserer Symbolik wichtiges Buch<sup>2</sup> veröffentlicht hat, aus dem wir, schon Raumangels wegen, leider nur wenig benützen können.

Der Sprung vom Lambdoma zum Weltenmantel und Himmelszelt wird in unserer an säuberliche Begriffstrennung gewohnten Zeit überraschen. Aber die Alten dachten und empfanden in Entsprechungen, erst in zweiter Linie in Begriffen. Hören wir zu!

Nach der Kosmologie des Pherekydes, des Lehrers des Pythagoras, bringt <Chronos aus seinem Samen Feuer, Wind und Wasser hervor; die drei Urwesen erzeugen sodann in fünf Geschlechtern zahlreiche weitere Götter. Nachdem sich Zeus zum Zweck der Weltbildung in den Eros verwandelt hat, der nun einmal, der älteren Lehre gemäss, die weltbildende Kraft sein sollte, machte er, wie es heisst, ein grosses Gewand, auf das er die Erde und den Ogenos (Okeanos) einwob, und er spannte dieses über einen auf Flügeln stehenden (*υποπτερος*) Eichbaum ...<sup>3</sup> Hier wird der Weltenmantel von Zeus als Eros über einen geflügelten Eichbaum gespannt – damit ist der Weltenmantel auf eine symbolische Stufe mit dem Weltenbaum (denn nichts anderes ist die geflügelte Eiche!) gestellt. – Nach R. Eisler<sup>4</sup> wurde in der neuplatonischen und späteren Mystik <das Sternenkleid, der Mantel der Welterschöpfung zum mystischen Kleid der Offenbarung>. Er zitiert Stellen aus einer unbetitelten koptischen Apokalypse des Codex Brucianus, wo der Beginn unseres Lambdoma metaphorisch genau beschrieben ist – man darf für die <erste Monade> nur die  $\frac{1}{10}$ , für das <Gewand> die <T> und für das <Licht> usw. die Gleichtonlinien einsetzen: <Die erste Monade sandte dem Logos [ $\frac{1}{1}$ ]

<sup>1</sup> Vgl. das obige Stenogramm Nr. 4, S. 268.

<sup>2</sup> R. Eisler: <Weltenmantel und Himmelszelt>, München 1910, 811 Seiten!

<sup>3</sup> E. Zeller: <Die Philosophie der Griechen>, Bd. I, 1856, S. 65.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 249 ff.

ein unbeschreibliches Gewand (*ενδυμα*), das ganz Licht ist, ganz Leben, ganz Auferstehung (*αναστασις*) ganz ... (folgt eine grosse Reihe von Epitheta wie *απεραντος, βαθος, πληρωμα, μονας, εννεας, δωδεκας, ογδοας, δεκας, εβδομας, εξας, πεντας, τετρας, τριας, δυας, μονας*). In ihm [Logos] ist das All, und das All hat sich in ihm gefunden und erkannt – d. h. harmonikal: im Logos  $\frac{1}{1}$  ist der Ursprung des Alls, des Lambdoma, und dieses <findet und erkennt> sich in der  $\frac{1}{1}$ . – In einem verloren gegangenen, vermutlich apokryphen Genesisbericht wird die Welterschöpfung durch das mystische Gewand folgendermassen geschildert<sup>1</sup>: <Die Monas sammelte ihre Hüllen (*ενδυματα*) um sich und breitete sie aus nach Art eines Vorhangs, der sie allseits umgab, goss sie aus über alle, richtete alle auf und sonderte alle nach Ordnungen, nach Geboten und nach Vorsehung ... Und die Kraft des Kleides hat das Seiende vom Nichtseienden getrennt und Vorhänge dazwischen gelegt.> Eisler fügt hinzu: <Diese letzten Sätze berühren sich in höchst eigentümlicher und bedeutsamer Weise mit den mystischen Ausführungen des Kosmas Indikopleustes über den Vorhang im mosaischen Stiftszelt und mit einer verwandten kabbalistischen Stelle im Sohar.> In diesen <Vorhängen>, die das <Seiende von dem Nichtseienden> trennen, überhaupt in der Struktur des Gewebes des Weltenmantels müssen wir harmonikal das Phänomen der Dichotomie, der Separatio oder modern ausgedrückt das Phänomen der Quantelung verstehen, das Diskontinuum der Tonzahlstufen des Lambdoma, in welchem de facto das <Seiende> (die Seinswerte) von dem <Nichtseienden> (die Zwischenräume) getrennt sind. Von hier aus führt auch ein geheimnisvoller Zugang zu der unheimlichen Synoptikerstelle beim Kreuztestod Christi: <Jesus schrie laut auf und verschied. Und siehe da, der Vorhang im Tempel zerriss in zwei Stücke, von oben bis unten, und die Erde erbebt, und die Felsen zerrissen und die Gräfte öffneten sich und viele Leiber der entschlafenen Heiligen wurden auferweckt.><sup>2</sup> Eisler<sup>3</sup> deutet diese Stelle mit folgenden Worten: <Die Weltordnung, die das erste Wort des Herrn geschaffen hat, vernichtet sein letzter Schrei. Der Himmelsvorhang, den er zur Grenze gesetzt hat zwischen dem Seienden und Nichtseienden ... reisst entzwei, der Lebende stirbt und die Toten stehen auf.> Wir Harmoniker denken hier jedoch an die Zerreiung des Lambdoma in seine zwei Hälften, von <oben bis unten>, d. h. längs der Zeugertonlinie, die wir ja als <Mittlerlinie>, <Erlöserlinie> kennen gelernt haben. Die gottgefügte Ordnung ist in ein Reich der Tiefe (<1) und eines der Höhe (>1) auseinandergerissen, Himmel und Hölle sind getrennt und können erst durch eine <Nachfolge Christi> wieder in ihre ursprüngliche, allerdings von einem neuen Geiste beseelte Ordnung gebracht werden. – Ich finde bei Eisler<sup>4</sup> noch einen für uns Harmoniker besonders interessanten

<sup>1</sup> Eisler: a. a. O., S. 250.

<sup>2</sup> Matth. 27, 51–52; Mark. 15, 37; Luc. 23, 45.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 252.

<sup>4</sup> S. 252 f.

Hinweis auf einen ehemaligen Handelsreisenden Kosmas (Mitte des 6. Jh. n. Chr.), der sich in einem ägyptischen Kloster zur Ruhe setzte und unter andern auch über die «tiefsinnige Symbolik vom Himmelsgewand als Kosmosgrenze zwischen Zeit und Ewigkeit» schrieb [32]. Kosmas nennt die Quelle seines kosmologischen Systems ausdrücklich und sagt, was er wisse, habe er der mündlichen Unterweisung und den Diagrammen [1] seines grossen göttlichen Lehrers Patrikos zu verdanken, der, wie einst Abraham, aus dem Lande der Chaldäer nach Ägypten gekommen sei. Dass die Alten ihre Weisheitslehren mittels geometrischer und auch arithmetischer Diagramme gerade in ihren Geheimschulen anschaulich zu machen versuchten, darauf konnten wir schon öfters hinweisen. Von Pythagoras wie auch von Platon wird berichtet, dass sie «Theologie in Gestalt mathematischer Figuren» lehrten; die erhaltenen Fragmente des Pherekydes sprechen von einer «Dreiheit», «Fünfheit», einer «Siebenzahl» der kosmischen Emanation, und allerorts von den ältesten Zeiten an bis herauf in die alchemistischen Spekulationen begegnet uns eine Zahlen- und Figurensymbolik, in deren Gewirr und Gestrüpp wir eben mit dem «Anker» unseres Lambdoma, dem Kern der pythagoreischen Symbolik, einen festen Halt und Grund gewinnen.

Noch eine nähere Beziehung des maschenartigen «Gewandes» des Lambdoma zur Akroasis finden wir im Mythos der Göttin «Harmonia». Harmonia, Tochter der Venus und des Mars, gezeugt, als Hephästus das Liebespaar in seinem Netze fing, war von grosser Schönheit und Lieblichkeit. Aus dem Streit (Mars) mit der Einigung (Venus) entsteht die Weltordnung im harmonikalen Sinne (Harmonia) – dasselbe, was Empedokles mit den in seinen erhaltenen Fragmenten immer wieder auftauchenden Begriffen *νεῖκος* Streit und *φιλα* Liebe meint und was Heraklit in seinem 8. Fragment (Diels) sagt: «Das auseinanderstrebende vereinigt sich und aus verschiedenen (Tönen) entsteht die schönste Harmonie und alles entsteht durch den Streit.» Nun hat Nonnos in seiner «Dionysosfahrt»<sup>1</sup> einen Mythos aufbewahrt, worin Aphrodite in ein Haus eintritt, welches ein Abbild der Welt darstellt und worin eine am Webstuhl wirkende Gottheit sitzt: die Allmutter Harmonia (*ἁρμονία παμμήτωρ*)<sup>2</sup> Hier hebt sich also die Verbindung des Webens mit der Harmonie auf einem umfassenden kosmischen Mythologem – *ἁρμονία* als *παμμήτωρ* – ab!

Aber auch anderen weiblichen Göttertypen schrieben die alten Griechen das Weben als eine Art Urbeschäftigung, die Welt zu weben, zu. «Nach der Theologie der Eleusinier blieb Kore-Proserpina einmal im Hause der Mutter oben auf unerklümbaren Anhöhen. Da erhielt sie sich als Jungfrau. Dort begattete sie sich mit Zeus, dem es gelang, sie zu überwältigen. Nun kam aber auch von unten Pluto und raubte sie, und sie musste auch sein Weib werden. Das will nach eleusinischer Lehre sagen: die Kore [Proserpina] ist Lebensquell im Weltall. Sie

<sup>1</sup> 41, 277ff.

<sup>2</sup> Vgl. Eisler, Bd. I, S. 162.

begattet sich mit jedem Demiurgen, mit dem unteren wie mit dem oberen; sie strahlet allen Wesen nach Einem ungeteilten Grunde (*κατὰ μίαν ἀμέριστον αἰτίαν*) das Leben zu. Sie ist die lebengebende Kraft des Ganzen. Sie webt für die Regenten des Weltalls das Erste, das Mittlere und das Äusserste zusammen (*συνυφαίνουσα*). Ihr Gewebe ist die Schöpfung beseelter Wesen (also Proserpina wieder die Weberin)<sup>3</sup>. Zur harmonikalen Deutung dieses Mythos bedürfen wir nur weniger Prototypen des Lambdoma: 1. das Ganze als «Gewebe» und 2. die beiden Schenkelreihen, aus denen sich die Proserpina vom «oberen» (>1) und «unteren» (<1) Demiurgen, von Zeus und von Pluto ( $\frac{1}{1}$ !) begatten lässt, um eben das «Pleroma» zu füllen und damit das «Erste, Mittlere und Äusserste» als Weltenmantel zusammenzuweben.

«In Lebensfluten, im Tatensturm  
Wall ich auf und ab  
Webe hin und her!  
Geburt und Grab, ein ewiges Meer,  
Ein wechselnd Weben, ein glühend Leben,  
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit  
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.»

Das sagt der «Geist» in Goethes Faust, und für uns, die wir das harmonikale Grunddiagramm des Lambdoma erschaut, erhört, durchdacht und erlebt haben, könnte es in seiner Ganzheit kaum treffender intuitiv erfasst worden sein als in dem Wunder der obigen Verse! Eisler<sup>2</sup> weist auf Genesis 1, 2 hin:

«... und der Geist Gottes schwebte über den Wassern»

eine Stelle, die in manchen deutschen Bibeln mit:

«... und der Geist Gottes *webte* über den Wassern»

übersetzt wurde. Er sagt hierzu: «Der Urtext hat [bezüglich 'schweben' bzw. 'weben'] ein eigentümliches Verbum, das wörtlich 'brüten' bedeutet ... und durch seine innere Wortform auf eine Vorlage hinweist, in der die «ruah» vogelförmig wie die *Ἀλκυόνη* ein auf den Wassern schwimmendes Welt-Ei ausbrütend gedacht war.» Wir werden uns später<sup>3</sup> an diese Stelle gelegentlich unserer Analysen über das Welt-Ei erinnern. Wenn wir noch bedenken, dass der Sohar<sup>4</sup> «ruah» (den Geist Gottes usw.) mit der «Urstimme» gleichsetzt, die über dem Bohu waltet, so fügt sich das alles in eine harmonikale Entsprechungskette:

Stimme (Ruah) – schweben, weben – brüten (Welt-Ei)

ein, hinter welcher letztlich wieder das Urphänomen der Tonzahl, das aus ihm geborene Lambdoma und die weiteren harmonikalen Konfigurationen stehen. – Bei den Hindus wird die Weltschöpfung mit dem Gewebe, mit einem Gewebe

<sup>1</sup> F. Creuzer: «Symbolik und Mythologie» 4. Teil, 2. Auflage, 1821, S. 546f.

<sup>2</sup> Bd. I, S. 53.

<sup>3</sup> Kapitel II i.

<sup>4</sup> ed. E. Müller, Wien 1932, S. 86.

der Spinne verglichen: «wie die Spinne den Faden und das Gewebe, das sie daraus verfertigt, dieses scheinbar von ihr völlig Verschiedene, aus sich heraus, aus ihrer Substanz spinne und in sich zurücknehme, so entwickle die Gottheit aus sich heraus die Dinge, und seien diese von derselben Substanz und sei also Gott der Weltweber und das Weltgewebe, beides zugleich»<sup>1</sup>.

Wollten wir mit unserer Suche nach weiteren Beispielen des «Weltenmantels» so fortfahren, so wäre schier kein Ende abzusehen (der kosmische Kaisermantel Ottos III. im Bamberger Domschatz; die spinnende und webende Sonne griechischer Dichter bei Eurip., Hicet. 650; u. v. a.) – eine Fundgrube hierfür ist das Eislersche Werk, welches auf seinen 810 Seiten auch eben nur das Wichtigste bringt. Eisler bezieht sich wohl sehr oft auf pythagoreische Quellen und Hintergründe, kannte aber offenbar die «Harmonikale Symbolik» A. v. Thimus' nicht, sonst hätte ihm das von diesem wiederentdeckte Lambdoma vieles vereinfacht, besonders sein Bemühen um die Aufhellung der alten Buchstaben- und Zahlensymbolik. Die Beziehung des Weltbaum-Mythologems zum Lambdoma hat jedoch Julius Schwabe<sup>2</sup> klar erkannt, und unsere Leser werden gebeten, anhand des Stichworts «Weltbaum» im Register dieses Werkes ihre weiteren diesbezüglichen Forschungen auszurichten.

Nur noch die Stimmen zweier grosser Dichter der neueren Zeit wollen wir uns zum Schluss anhören, die Herman Melvilles, des Amerikaners, und die Jeremias Gotthelfs, des Schweizers. Vermutlich haben beide nichts voneinander gewusst, und man kann sich wohl kaum zwei verschiedenere menschliche Typen denken. Aber die dithyrambischen Sätze, die aus ihren Seelen anlässlich des Begriffs «Weben» hervorbrechen, ordnet sie in eine zeitlose Geistesbruderschaft ein.

In Melvilles «Moby Dick» (1851), dem grandiosen Auftakt der amerikanischen Romanliteratur, einem Werk, welches 1. einen Abenteuerroman, 2. ein Lehrbuch der Walfischfängerei und 3. tiefgründige philosophische Bekenntnisse zu einer künstlerischen Einheit verschweisst, lesen wir<sup>3</sup> folgende Stelle:

«Der Webergott webt. Und vom Lärm des Webens ist er so betäubt, dass er keine menschliche Stimme vernimmt. Und wenn wir auf den Webstuhl sehen, sind auch wir betäubt. Erst wenn wir entfliehen, hören wir die tausend Stimmen, die aus ihm sprechen. So ist es in allen Tuchwerkstätten. Die gesprochenen Worte gehen unter im Klappern fliegender Spindeln. Aber die gleichen Worte sind ausserhalb der Mauern, etwa durch ein offenes Fenster, deutlich zu verstehen. So ist man schon manchen schurkischen Verabredungen auf die Spur gekommen. Oh, ihr Sterblichen, seid achtsam! Denn im Getöse des Webstuhls der grossen Welt können die zartesten Gedanken in der Ferne gehört werden!»

Wird hier, um in unserer harmonikalen Sprache zu reden, schon auf die «dunkle»

<sup>1</sup> Colebrooke: «On the philosophy of the Hindus», Bd. II, S. 20.

<sup>2</sup> «Archetyp und Tierkreis», Basel 1951.

<sup>3</sup> Übersetzt von M. Möckli-v. Seggern, Büchergilde Gutenberg, Zürich 1942, S. 356.

Seite des Lambdoma ( $1/\infty \leftarrow 1/1$ ), auf das «Getöse des Webstuhls der grossen Welt» angespielt, so in anderer Weise noch mehr bei Jeremias Gotthelf in seinem «Schulmeister» (1838), wo es vom Sterben des alten Webers heisst:

«So war der alte Weber im Boden, und doch wob der alte Weber auf Erden an der Zetti [Kette] fort, die er aufgespannt hatte. Es meinen die Menschen, wenn die Stimme verhallt sei, wenn sein Fuss im Grabe ruhe, so sei sein Leben zu Ende, sein Wirken abgeschnitten. Die Kurzsichtigen! Seine Worte, vielleicht vierzigjährige Worte, hallen fort in der Welt der Geister, sein Wirken spinnt seine Faden fort und fort durch das grosse Gewühl dieser Erde; es webt der Weber fort und fort auf seinem unsichtbaren Webstuhl, den er in den Herzen derer aufgeschlagen hat, die mit ihm lebten. – Aber erkennen wohl einst die Weber selbst ihr Gewebe, können wohl ihre geschärften Augen ihre eigenen Fäden verfolgen durch das unendliche, tausendjährige Geflecht! Und wie wäre es, wenn uns im Tode die Augen aufgetan werden, und wenn wir nun zuschauen können und müssen, wie unsere Worte und Taten fortwuchern, wie sie von Herzen zu Herzen gehen, vielleicht von Weltteil zu Weltteil, wie sie vergiften und heilen. Wenn wir so zusehen und zittern müssen vor den unermesslichen Schwingungen, zu denen wir den Anstoss gegeben, die freilich keine Throne der Welt umstürzen, aber doch vielleicht den Thron Gottes in dem Herzen des Menschen, liebe Leute, wie muss uns da zu Mute sein? Muss uns da der alte Webstuhl, auf dem wir so sorglos oder so anmasslich gesessen, nicht feurig werden unter dem Gesäss? Muss er nicht wie ein feuriger Wagen scheinen, auf dem wir aber nicht gen Himmel, sondern direkt zur Hölle fahren?»

Um diese ganzen bisherigen Beispiele richtig, mit Kopf und Herz, begreifen zu können, muss man aber nicht nur Harmoniker sein, wo sie sich im Lambdoma wie in einem Quellpunkt sammeln, sondern man muss an einem Webstuhl einmal selbst gestanden, zuerst die Kette berechnet, aufgezo-gen und dann mittels des Schiffchens den Schuss eingeschlagen haben. Und da darf ich Dir, lieber Freund, ein kleines Geheimnis verraten. In einer Periode meines Lebens schaute ich mich, wie wohl alle frei schaffenden Gelehrten, Künstler und Schriftsteller, optimistisch und mit Vehemenz nach einem einigermassen einträglichen «Nebenberuf» um, welcher den weniger bzw. kaum lukrativen Hauptberuf stützen sollte. Nach anderweitigen verfehlten Versuchen stand plötzlich in leuchtenden Lettern vor meinem Geiste: Handweberei! Mit Müh und Not, Begeisterung und Phantasie ward zunächst das Material beschafft: Kettenbaum, ein alter Handwebstuhl und ein kleiner Vorrat von Kettengarn und schöner mit echten Farben gefärbter Wolle. Nun ging es ans Werk! Ein kundiger Webmeister lehrte mich die wichtigsten Operationen, und nach einiger Zeit war ich auf eigene Füsse gestellt. Da ist zunächst das sogenannte «Scheren» der Kette. Die Berechnungen, die dazugehören, erfordern nicht nur eine Harmonie des Kopfes, sondern auch eine Art Rhythmik der Arme und Hände! Und wenn die Kette dann glücklich auf dem Warenbaum

mit seinen Schäften und Litzen, waagrecht auf dich zugehend, aufgespannt ist, dann hast Du als Harmoniker das Gefühl, es sprängen Dich lauter Obertonreihen an, Fanfaren des Grundgesetzes der Welt, die jetzt darauf harren, durch den «Einschlag» der Untertonreihen gebändigt und dann erst zu einem lebendigen, farbigen Ganzen verknüpft zu werden. Hierzu brauchst Du das Weberschiffchen, in dem die kleine Garnspindel verborgen liegt, wie der Dotter im Welt-Ei, und Du musst dieses Schiffchen in ruhigen Takten unter gleichzeitigem Heben und Senken der «Tritte», also mit einem apollinischen Pöan der Arme und Beine so durch den Spalt der Kette hin und her werfen, dass allgemach ein schönes, festes Gewebe mit all den Farben und Formen entsteht, die Deine Phantasie Dir ausgedacht – ja, die Du Dir oft gar nicht ausgedacht hast, weil das Spiel des Zufalls oft selbsttätig die merkwürdigsten Kombinationen schafft! Eine geheimnisvolle, ja metaphysische Tätigkeit, wenn du alles zusammennimmst: das sich in unvordenkliche Zeiten der Menschheit verlierende hohe Alter der Webekunst, Mass und Zahl des Gesetzes der Kette, Rhythmik und Harmonie Deines Körpers während des Arbeitens, das langsame Entstehen des Gewebes, an welchem sich Dein verwundertes Auge erfreut und welches Dein Geist zum Weltenmantel, Deine Seele zu den Gewändern der Engel und aller himmlischen Heerscharen erhebt – sag, war das nicht eine Tätigkeit, die einen Harmoniker aufs höchste begeistern konnte? Nun waren aber meine Freunde über die Ergebnisse meiner Weberei ebenso begeistert, und aus Freude darüber gab ich die etwas merkwürdigen, den üblichen Erzeugnissen der Handweberei gar nicht gleichenden Stoffe umsonst hin – ad majorem dei gloriam. Und da bekam die dunkle Seite des Lambdoma, sein Streben zum Nichts ( $0 \leftarrow 1/\infty \leftarrow 1/1$ ) die Oberhand bzw. Unterhand. Bald war nichts mehr da, keine Kette, keine Wolle und kein Geld. Aber etwas Unverlierbares ist mir dadurch und seither geblieben: Das Weben als Symbol des Sich-Fügens, des Ordners, ja des buchstäblich Sich-Einschiffens mit Kurs auf eine andere, bessere, schönere und richtigere Welt!

Robert Eisler nennt sein Buch: «Weltenmantel und Himmelszelt». Schlagen wir das oben S. 268 gezeichnete Punktdiagramm 4 des Lambdoma nach, welches uns als Stenogramm für diesen Abschnitt 4 diente, so können wir es, ausser dem eines Gewebes, auch als das des «Himmelszeltes» auffassen. Symbolika hierfür mag man bei R. Eisler und J. Schwabe (l. c.) nachlesen, wir würden sonst nicht zum Ende kommen. Nur eine rein astronomische Überlegung möchte ich nicht vorenthalten, weil sie die rein haptische, mit unseren Instrumenten zu errechnende de-facto-Situation des Sternenhimmels am bündigsten illustriert.

Reduzieren wir die durchschnittliche Grösse eines Fixsterns auf einen Stecknadelknopf, so beträgt die durchschnittliche Distanz dieser Knöpfe 100 Kilometer! Ist also unsere Sonne als Stecknadelknopf, sagen wir, ein Körnchen Materie hier irgendwo in Bern, so ist die uns nächste Sonne  $\alpha$  Centauri ein Knöpfchen Materie irgendwo in Basel – nichts dazwischen als Leere und Dunkelheit

des eisigen Weltraums! Die Materie ist im Weltraum unserer Milchstrasse so dünn verteilt, wie wenn man einen einzigen Liter Wasser über die ganze Erde versprengte!

Macht das einmal nach! Macht diese winzigen Pünktchen in ihrer Verlassenheit noch leuchtend! Schafft dazu noch eine Kraft, die doch offenbar diese Materiepünktchen in diesem leeren Raum an ihrem Ort hält und mit den anderen irgendwie kommunizieren lässt! Nicht anders steht es mit der Materieverteilung unseres Sonnensystems. Die gesamte Materie, inklusive Saturn – die anderen Familienmitglieder Uranus usw. lassen wir grosszügig aus – , macht innerhalb unseres Planetensystems weniger als ein Millionstel eines Millionstels des ganzen dazugehörigen Raumes aus! Kepler hat herrliche Harmonien im Bewegungsspiel von Sonne und Planeten gefunden, keineswegs nur drei Gesetze, von denen die Astronomie heute wissen will – siehe seine «Harmonice mundi»! Aber was ist das für ein Dirigent, der ein zahlenmässig so kleines «Kammerorchester» auf solche ungeheure Entfernungen hin dirigiert? Die Sonne? Aber welche Kraft befähigt sie dazu, von wem hat sie das Dirigieren und die Musiker (Planeten) das Musizieren gelernt? Denkt darüber nach, Freunde, und wenn ihr dabei nur bis zum «Urphänomen» Goethes kommt, wo das Wissen aufhört und das Staunen, das Sich-Wundern beginnt, dann ist schon viel gewonnen!

#### 5. Die Separatio (Dichotomie – Diairesis)

«Dichotomie» und «Diairesis» heisst Verteilung, Teilung; «Separatio» heisst Trennung. Dichotomie (Diairesis) ist ein wichtiger Begriff der platonischen Philosophie; Separatio ein solcher der Paracelsischen Naturphilosophie. Beiden Begriffen ist aber gemeinsam, dass diese Teilung bzw. Trennung nicht willkürlich, sondern nach einer bestimmten Ordnung oder, wie wir uns auch ausdrücken können, «hierarchisch» vor sich geht – wobei hierarchisch hier nichts mit Priesterherrschaft zu tun hat, sondern im Sinne einer «Rangordnung» gemeint ist. Im engeren Sinne wird heute «Dichotomie» mehr in den Naturwissenschaften gebraucht (z. B. Dichotomie der Verzweigung) und «Diairesis» hinsichtlich der Evolution der platonischen Ideen.

Schauen wir uns zuerst das Stenogramm Nr. 5 S. 268 an! Es zeigt, wie die vorhergehenden Nr. 1–4, einen bestimmten Extrakt des Lambdoma, und zwar den Typ seiner Verzweigung (Dichotomie, Diairesis, Separatio). Der «Weltenbaum» des Lambdoma verzweigt, teilt («Teiltonkoordinaten», «Teiltonreihen»!) sich also vom Wurzelpunkt  $1/1$  aus in ein Feld von Maschen, dessen Gewebe, Äste von den zwei Schenkelreihen (Ober- und Untertonreihe) begrenzt wird und

deren einzelne (Knoten) zum Ausgangsort von zwei parallelen Scharen sich kreuzender Ober- und Untertonreihen werden. Eben dies ist im Stenogramm Nr. 5 angedeutet.

Konzentrieren wir uns nun auf diese innerhalb der hierarchischen Ordnung des Lambdoma bestehenden Momente der sukzessiven Teilung (Dichotomie, Diairesis) und des sukzessiven Getrenntseins (Separatio) der einzelnen Tonpunkte (Seinswerte) untereinander, so führt uns eine Meditation darüber ganz von selbst auf die tiefere Bedeutung dieser Bildbegriffe.

Lasst uns zunächst, wie es der Übung dieses Werkes entspricht, Umschau in den Zeugnissen des Geistes und der Natur halten!

Bei Paracelsus spielt der Begriff der (Separatio) eine grosse Rolle. Ganz im Sinne der Harmonik war für Paracelsus vor der Entstehung der Welt das Nichts [0/0]. Dieses Nichts denkt sich Paracelsus in zwei Teile zerlegt [der Dual der 0/0 bzw. 1/1], die sich jedoch in innigster Vereinigung befinden: die Urkraft und die Urmaterie [wir würden sagen Tonwert und Tonzahl bzw. Seinswert und Seinszahl]. Beide sind als präexistierend zu denken [Urphänomene]. Die Kraft haftet der Materie an wie die Seele dem Körper, und die Materie erscheint wie der Schatten oder das Spiegelbild der Kraft. Damit nun aus diesen beiden die sinnlich wahrnehmbare, vielgestaltige und lebendige Welt entstehe, dazu bedarf es noch eines dritten Momentes, welches die ruhende Urkraft gleichsam auslöst und in aktive Kraftenergie verwandelt, ebenso der formlosen Materie Gestalt und Qualität verleiht. Paracelsus nennt dieses Moment *Separatio*, die Erzeugerin und Gebälerin. Urkraft, Urmaterie und *Separatio* (oder das Urgesetz) sind für unseren menschlichen Verstand unbegreiflich. Alle drei zusammen bilden das *Mysterium magnum*. Hier einige Exzerpte aus Paracelsus:

«Da nun das *Mysterium Magnum* in solcher *Essentia* und *Deität* [Göttlichkeit] voll ist gewesen, mit einer *Zusatzung* des mehristen Ewigen [0/0]: ist am ersten aller Geschöpfen angangen *Separatio*: und als die geschehen ist, do ist erfunden worden ein jedes Geschöpf in seiner *Majestät*, *Gewalt* und *freiem Willen*: welches also bleiben wird bis zum *End* aller Dinge.»<sup>1</sup> «Am Anfang aller *Gebärung* ist gewesen die *Gebälerin* und *Erzeugerin Separatio*: denn *Separatio* das grösste *Wunder* der *Philosophien* ist.»<sup>2</sup> – Ob wohl Paracelsus *Plato* gekannt und von dessen (Diairesis der Ideen) etwas gewusst oder gehört hat?

*Jakob Böhme* erforscht die *Separatio*, die er dem (Archeus), dem (ausgeflossenen wirklichen Wort Gottes) gleichsetzt, in tieferen Gründen.

«Also ist der *Ausfluss* des göttlichen *Ein* das *Wort* [1/1 = *Logos*] und doch *Gott* selber als seine *Offenbarung* ... Aus solcher *Offenbarung* der *Kräfte*, darinnen sich der *Wille* des ewigen *Ein* beschauet, fleusst aus der *Verstand* und die *Wissenschaft* des *Ichts*, da sich der ewige *Wille* im *Ichts* schauet, und in der *Weisheit* in *Lust*

<sup>1</sup> Huserische Quartausgabe 1589–1591, Bd. VIII, S. 6f.

<sup>2</sup> Ebda., S. 5f., beide Stellen aus der (Philosophia ad Athenienses).

einführt zu einer Gleichnis und Ebenbildnis. Und dieselbe Ebenbildnis ist das *Mysterium Magnum* als der Schöpfer aller Wesen und Kreaturen; denn es ist der *Separator* in dem *Ausfluss* des *Willens*, welches den *Willen* des ewigen *Ein* schiedlich machet: er ist die *Schiedlichkeit* im *Willen*, daraus *Kräfte* und *Eigenschaften* urständen.»<sup>1</sup> – «Aber der *Separator* oder *Scheider* ist der *ausgeflossene Wille* aus der *geistlichen Welt* *Wesen*, der ist in solcher *Bewegniss* aus sich selber *ausgeflossen* und hat ihm einen *Gegenwurf* seines *Wirkens* gemacht, da in solcher *Bewegniss* ist immerdar ein *Gegenwurf* aus dem andern *geflossen* bis auf die *alleräusserste Materiam* der *Erden*.»<sup>2</sup> – «Ein jedes *Ding* hat seine *Separation* in sich. Das *Zentrum* jedes *Dinges* ist *Geist* vom *Urstande* des *Wortes*. Die *Separation* in dem *Dinge* ist *eigener Wille* seiner *Selbst-Infassung*: da sich ein jeder *Geist* in *Wesen* einführt nach seiner *essentialischen Begierde*. Die *Förmlichkeit* [Form] der *corporum* entstehet aus der *Experienz* des *Willens*, da sich eines jeden *Dinges* *Zentrum*, als ein *Stücke* vom *ausgesprochenen Worte* wieder *ausspricht* und in *Schiedlichkeit* führt, auf *Art* und *Weise* des *göttlichen Sprechens*.»<sup>3</sup>

Übersetzen wir das *harmonikal!* Aus dem *Mysterium Magnum* (0/0) entsteht das (göttliche Ein) (1/1), und hier ist es der (Separator) als *metaphysische Kategorie*, welcher (den Willen des ewigen Ein), des (Wortes) Gottes (*Logos*) (schiedlich machet), d. h. die *Teilung* der *Seinswerte* von der 1/1 aus und aus ihr *heraus* erst ermöglicht. Daher hat auch (jedes Ding seine Separation in sich), was zweierlei heissen will: 1. ist es eine *Individualität* an sich; (die Separation in dem *Dinge* ist *eigener Wille* seiner *Selbst-Infassung*), dadurch bekommt es seine *Form* und *Gestalt*. Und 2. ist das *Ding* selbst wieder einer *weiteren Teilung* – (Schiedlichkeit)! – *unterworfen*, (auf *Art* und *Weise* des *göttlichen Sprechens*) oder, wie wir auch sagen können, nach *Massgabe* der *Diairesis* der *platonischen Ideen*. – Auch hinter diesen *Gedankenfolgen* *Jakob Böhmes* steht deutlich die *Dichotomie* des *Lambdoma* als *vorbewusste Form*, als *Prototypus* einer *inneren*, *seelischen Anschauung*.

Wir lernten bereits das *welterhaltende Prinzip* der *indischen Spekulation*, das (Brahman) (0/0) kennen, aus welchem sich der (einheitliche Atman) (1/1) zur *vielheitlichen Welt* *ausbreitet*, was mit dem *Gleichnis* verdeutlicht wird:

«Die *Wurzel* hoch, die *Zweige* abwärts  
Steht jener ewige *Feigenbaum*»<sup>4</sup>

ein *Gleichnis*, dessen *Bildbegriff* mit dem *unseres Lambdoma* *identisch* ist. Andererseits hat aber der (Atman) in den *Upanishaden* auch wieder den *Charakter* einer *allesdurchdringenden* und *allem* seine *Wesenheit* gebenden *göttlichen Urkraft*, die *jeden Seinswert* (bis in die *Nagelspitzen*) *hinein durchflutet*. *Harmonikal*

<sup>1</sup> Von göttlicher Beschaulichkeit. *Theosopia*, cap. 3, 2, 4–5.

<sup>2</sup> Erklärung über die *Tafel* der 3 *Prinzipien*, 60.

<sup>3</sup> 47. *Theos. Sendbrief*, 5.

<sup>4</sup> *Deussen*: (Allgemeine Geschichte der Philosophie) Bd. II, 1899, S. 183; vgl. auch oben S. 310.



sind das die aus dem Brahman (0/0) ausstrahlenden Gleichtonlinien. Es gibt eine Stelle in den Upanishaden<sup>1</sup>, welche hier das Moment der Teilung bzw. «Entfaltung» mit einbezieht:

«Die Welt war damals nicht entfaltet; eben dieselbe entfaltete sich in Namen und Gestalten, so dass es hiess: 'der so und so mit Namen Heissende hat die und die Gestalt'. Ebendieselbe wird auch heute noch entfaltet zu Namen und Gestalten, so dass es heisst: 'der so und so mit Namen Heissende hat die und die Gestalt'. In sie ist jener Atman eingegangen bis in die Nagelspitzen hinein, wie ein Messer verborgen ist in einer Messerscheide oder das allerhaltende Feuer in dem feuerbewahrenden Holze. Darum sieht man ihn nicht: denn er ist zerteilt; als atmend heisst er Atem, als redend Rede, als sehend Auge, als hörend Ohr, als verstehend Verstand; alle diese sind nur Namen für seine Wirkungen. Wer nun eines oder das andere von diesen verehrt, der ist nicht weise; denn teilweise nur wohnt jener in dem einen oder anderen von ihnen. Darum soll man ihn allein als den Atman verehren; denn in diesem werden jene alle zu einem.» – Mit nur drei harmonikalen Prototypen: 0/0, Gleichtonlinien und die aus der 1/1 evolvierende Verzweigung des Lambdoma sehen und hören wir hier die Hintergründe dieser altindischen Spekulation, wobei wir noch in «Namen» und «Gestalt» das Urphänomen der Ton-Zahl vernehmen können: dass jeder Seinswert seinen Eigenton, seinen «Namen» und seine Zahl, d. h. seine materielle und psychische «Gestalt» hat. An sich illustriert gerade diese Upanishadenstelle wunderbar das Sich-Einsenken der Gottheit (Brahman, 0/0) in jegliche Manifestation. Hier, durch die Berührung des göttlichen Funkens des Atman (Gleichtonstrahlen) sind alle Dinge dieser Welt in dieselbe Ordnung gestellt, unter die Hut, den Klang, das Licht der Gottheit. Da ist das Sandkorn ebenso wichtig wie der Himalaya und der Ozean, diese sind ebenso von dem Höchsten durchdrungen wie die Fliege, die kleinste Pflanze und das höchstorganisierte Tier oder Gewächs und der Mensch. Und alles eint sich in dem geheimnisvollen, verborgenen Ungrund (0/0), dem obersten Symbol der *ἀπομυρία ἀφανής*, die jeder Wirklichkeit auf dieser Welt ihren innersten Wert verleiht und eben deshalb der Inbegriff aller Realität sein muss.

In dem Buch «De mysteriis»<sup>2</sup> des Neuplatonikers Jamblichus – der uns eine Reihe von Nachrichten über die alten Götterlehren aufbewahrt hat, die wir anderswo nicht mehr besitzen – wird<sup>3</sup> geschildert, dass die Ägypter eine «Grund- und Urform» des Gottesbegriffes [harmonikal die 0/0] angenommen hätten, dass aus diesem «Einen», dem «Urgott», der «Einfache» [harmonikal die 1/1] emanierete, welcher auch der «Sich Selbst Vater» und «Sich selbst Genügender» genannt wird und der Gott der durch weitere Emanationen aus ihm entstandenen

<sup>1</sup> Übersetzt von Deussen, Diederichssche Foliausgabe 1914, fol. 69.

<sup>2</sup> «Über die Geheimlehren», übersetzt von Th. Hopfner, Leipzig 1922.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 170.

Götter ist. «Auf diese Weise nimmt die Behandlung der Prinzipien bei den Ägyptern von oben herab bis zum Niedrigsten immer ihren Anfang von einer Einheit [1/1] und steigt zur Fülle der Vielheit herab, die stets von dem Einen [0/0, via Gleichtonstrahlen] gelenkt wird: und überall wird die unbegrenzte Natur von dem einen festumgrenzten Mass [1/1] und von dem höchsten einheitlichen Prinzip [0/0] alles Existierenden beherrscht.»<sup>1</sup>

Aus den gnostischen Systemen, die ja alle ihre Wurzeln in dem grossen Pantheon der ägyptischen Mythologie haben, liessen sich viele Beispiele der «Separatio», der «Dichotomie», kurz der «Teilung» und Verzweigung der verschiedenen Emanationen Gott→Welt anführen. Bevor wir uns zum philosophisch-logischen Begriff der «Diairesis» wenden, möchte ich noch eine merkwürdige Analogie zum «umgekehrten Lichterbaum» mitteilen, die ich in der Lehre und Religion des Mani fand. Mani, ein Perser, geboren 215 n. Chr., begründete eine Lehre – «ein grossartiger Versuch, auf Grund des iranischen Dualismus eine Erlösungsreligion aufzubauen»<sup>2</sup>, die sich schnell verbreitete, aber wegen ihrer Gefährlichkeit dem Christentum gegenüber besonders von diesem, wie auch von den Persern, später von Diokletian u. a. aufs grausamste unterdrückt und fast gänzlich ausgerottet wurde. Mani selbst wurde ca. 273 (277) von den persischen Orthodoxen gekreuzigt. Seine Anhänger flohen teils nach Ostasien, teils nach dem Westen und von den vielen Schriften Manis, eines offenbar hochgebildeten Menschen, ist fast alles verloren gegangen. Erst neuerdings sind durch die Funde der Turfan-Expeditionen (seit 1890) viele Fragmente manichäischer Texte wieder ans Licht gebracht worden. [33] Die christliche «Version» des Manichäismus fand in den Kreuzzügen gegen die «Katharer» Südfrankreichs (1209–1229) ein tragisches Ende, und man muss das Buch Otto Rahns «Kreuzzug gegen den Gral»<sup>3</sup> gelesen haben, um das Entsetzliche zu ermessen, was sich da die «Ecclesia militans» im Namen Christi gegen eine religiöse Bewegung geleistet hat, die, nur durch Beispiel und Haltung und längst vor Luther, unhaltbar gewordene kirchliche Zustände reformieren wollte.

Aber wir können hier nicht näher auf den Manichäismus eingehen; die Forschung ist ohnehin noch völlig im Fluss. Nur auf ein Moment wollen wir hinweisen, weil es uns im Sinne unserer harmonikalen Prototypik besonders interessiert: auf die sogenannten «Electi», eine Art von Mönchen, die «ausschliesslich durch Belehrung und Beispiel wirkten oder viel eher durch die blosse Existenz. Sie sind sozusagen Behälter der Lichtteile» (jedes Wesen hat einen göttlichen Lichtteil in sich); «je höher sie steigen, desto voller sind sie geladen; nach dem Tode steigen sie in noch reinere Sphären hinauf, zunächst zum Monde, sodann zur Sonne, um immer mehr gereinigt und lichterfüllt zu werden, bis sie zuletzt

<sup>1</sup> a. a. O., S. 171.

<sup>2</sup> Chantepie de la Saussaye: «Lehrbuch der Religionsgeschichte», 4. Auflage 1925, Bd. II, S. 268.

<sup>3</sup> Freiburg i. Br. 1933.

in die himmlische Welt mit dem Ertrag ihres Lebens hineingelangen<sup>1</sup>. Hier findet also der «Lichtteil» im Menschen – harmonikal die durch den Gleichtonstrahl «erleuchtete» Seele – auf der *ὁδὸς ἄνω* seine Heimat in der himmlischen Welt –  $\frac{1}{0}!$  – wieder, nachdem er zuerst durch die  $\frac{1}{1}$  auf dem Weg der Dichotomie (Emanation) seinen Platz auf der Welt erhalten hat.

Mit dem platonischen Begriff der «Diairesis der Ideen» kommen wir wieder, bildlich gesprochen, ganz auf den Begriff des Weltenbaumes zurück.

Schon im «Phaedrus» gibt Plato als die zwei Methoden des dialektischen Verfahrens an: erstens, dass man «in eine Sicht (Idee) zusammenschau das vielfältig Zerstreute, damit man durch Definition klar mache, wovon allemal man unterrichten will». Das zweite Verfahren ist der Gegensatz des Vereinigens, die Scheidung (Separatio), Zerlegung in die Arten «nach der natürlichen Gliederung des Gegenstandes». Hierdurch wird der eine «gemeinsame» Begriff in zwei zerlegt, dann etwa jeder wieder in zwei und so fort «bis zum Unzerleglichen». Diese beiden Verfahren werden festgelegt durch die Begriffe Vereinigung (*συναγωγή*) und Auseinanderhaltung (*διαίρεσις*).<sup>2</sup>

Im Grunde haben wir hier wieder die zwei mystischen Wege des «Weges nach oben» (*ὁδὸς ἄνω*) und des «Weges nach unten» (*ὁδὸς κάτω*), wobei sich der letztere als der eigentlich diairetische erweist und der erstere zu den Ideen vorstösst. Beide Wege sind untrennbar voneinander, wie ein einziger Blick auf unser Lambdoma zeigt.

Mit dieser relativ einfachen Schilderung ist natürlich die platonische Diairesis der Ideen nicht abgetan. Abgesehen davon, dass sie im Verlauf des Lebenswerkes Platos, und später seines Schülers Aristoteles, noch Wandlungen erfährt, ist sie nur in Verbindung mit der platonisch-aristotelischen Zahlenlehre einigermaßen erschöpfend abzuhandeln. Dass für uns Harmoniker grundlegende und am besten orientierende Buch für eine diesbezügliche Weiterforschung ist Julius Stenzels «Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles»<sup>3</sup>. Beim Lesen dieses ausgezeichneten Buches bedauerte ich oft Seite um Seite, dass Stenzel das Thimussche Werk nicht bekannt war, woraus er allein mittels des Lambdoma und der darin enthaltenen pythagoreischen Prinzipienlehre mindestens die Hälfte seiner Probleme hätte lösen und die oft verwirrende Exoterik der platonisch-aristotelischen Zahlenlehre im Sinne der echten pythagoreischen Esoterik vereinfachen und durchsichtig hätte machen können. Auch Dutzende von anderen Fragen lösen sich auf dem harmonikal-hintergrund – so z. B. die «zunächst so befremdliche Gleichsetzung von Ideen und Zahlen»<sup>4</sup>, die Tetraktis des Timäus<sup>5</sup>, die ja durch Thimus längst aufgeklärt ist, der Begriff der «Harmonie», das «anschauliche Sinnlichwerden des

<sup>1</sup> Chantepie de la Saussaye: a. a. O., S. 273.

<sup>2</sup> Hierzu Paul Natorp: «Platos Ideenlehre», Leipzig 1922, 2. Auflage, S. 68.

<sup>3</sup> Teubner, Leipzig 1924.

<sup>4</sup> a. a. O., S. 35.

<sup>5</sup> a. a. O., S. 40.

Geistigen», was Stenzel<sup>1</sup> sehr richtig für «das Thema der ganzen platonischen Spätphilosophie» hält – all dieses wird sofort klar, wenn wir die pythagoreische Ton-Zahl mit ihren Konfigurationen dahintersetzen, ein Urphänomen, in welchem ja gerade das Geistig-Seelische sinnlich wird und obendrein noch durch die Zahl legitimiert werden kann!

Aber wir haben hier die Diairesis der Ideen nur erwähnt, weil sie sich auf dem Bildbegriff der Verzweigung des Lambdoma abhebt und dessen logisch-begrifflichen Aspekt verdeutlichen soll.

Und nun, lieber Freund und freundlicher Leser, machen wir einen waghalsigen, ja lebensgefährlichen Salto mortale von der «Diairesis der platonischen Ideen» zur «Kettenreaktion» bei der Kernspaltung der Atome! Seht euch einmal ein solches Kernspaltungsbild an.<sup>2</sup> Grundsätzlich handelt es sich hier, genau wie bei der Zellteilung, um eine Oktavpotenzierung  $1 \rightarrow 2 \rightarrow 4 \rightarrow 8$  usw., also um eine «Intervallpotenzreihe I. Ordnung» innerhalb des harmonikal-systems (Lambdoma), wobei noch auszumachen wäre, ob nicht noch andere Intervalle (3, 5, 7 usw.) oder überhaupt die Diairesis des Lambdoma als Ganzes hinter dieser Kettenreaktion steht. Exakt gezählt wird das noch niemand haben, sicher ist nur die hinter der ungeheuren Expansion, Explosion liegende Dichotomie des Kernspaltungsprozesses an sich.

Aber was spaltet sich denn da? Das «Atom»? Was ist denn das «Atom»? Nach den neuesten Forschungen eine rein logisch-mathematische Grösse, Wesenheit, die jeder Anschaulichkeit entbehrt. Taucht da nicht wieder der alte Demokrit aus der Versenkung hervor, der die Atome, obwohl alle unwahrnehmbar, Ideen (*idéai*) und Zeichen (*σημματα*) nannte?<sup>3</sup> Die alten und die neuen «Materialisten» reichen sich also brüderlich die Hand und schwerlich wird mehr zu entscheiden sein, bei wem diese «Entmaterialisierung der Materie» grösseres Erstaunen hervorgerufen hat: bei den alten Philosophen, bei den neuen Physikern oder bei uns Laien, die Hiroshima (und was noch kommen wird!) und die aus logischen Ideen und mathematischen Zeichen komponierte Atombombe nur schwer auf einen Nenner des Herzens bringen können.

Doch sei dem, wie ihm wolle – auf alle Fälle scheint zwischen dieser Dichotomie der atomaren Kernspaltung und der formal mit ihr identischen Dichotomie der Zellteilung ein gewaltiger Unterschied zu bestehen. Nicht ein solcher der Materie und des Lebens, der ja die Dichotomie an sich gar nicht berührt, sondern ein solcher hinsichtlich der «Zeit». Während sich nämlich die Natur bei der Zellteilung «Zeit lässt», lässt der Mensch der Atomteilung keine Zeit, das heisst: eben durch die Eliminierung der Zeit auf ein Minimum kommt es zur rasanten

<sup>1</sup> a. a. O., S. 93.

<sup>2</sup> Etwa im neuen «Grossen Brockhaus», Bd. I, 1952, das Diagramm S. 476 (Kettenreaktion) oder die Tafel «Kernphysik I», Bd. VI, 1955, S. 352.

<sup>3</sup> W. Windelband: «Lehrbuch der Geschichte der Philosophie», 1935, S. 88 und 92.

Wirkung der Atombombe. Man wird sagen: das ist die Wirkung der Atomspaltung selbst, damit hat der Mensch nichts zu tun. Welch ein Unsinn! Gerade weil der Mensch etwas damit zu tun hat, weil er mit den Fühlern seines Verstandes in den geheimnisvollen Bezirken der *idéai* und *σχήματα* herumpfuschte, zwang er das Atom dazu, sich durch eine apokalyptische Machtdemonstration zu rächen! Eine der zwei Grundlagen unserer menschlichen Anschauungsformen (oder Seinsformen, je nach dem philosophischen Aspekt), nicht der Raum, sondern die Zeit, wird hier durch die Hybris des Menschen in Verlust gesetzt – ein notorisches Verbrechen, welches diesen Kettenreaktionären offenbar noch gar nicht zum Bewusstsein gekommen ist. Nicht nur der heutige Mensch leidet an der Krankheit, «keine Zeit» mehr zu haben; er zwingt jetzt auch das Atom dazu: in Bruchteilen einer Minute, Sekunde ist ein gigantisches Zerstörungswerk perfekt. Und was da noch alles nebenher läuft und danach kommt, wie der Gestank des Teufels, wenn er in die Hölle fährt: die furchtbaren Nachwirkungen der radioaktiven Strahlungen – da spielt dann die Zeit keine Rolle mehr, das wird dann in einem ganz anderen, nicht weniger verruchten Sinne wieder «zeitlos»!

Lasst uns hier einhalten. Lasst uns glauben, dass diese, dem innersten Empfinden und dem geistigen Wissen aller Mythologien nach unerlaubte Lüftung des «Schleiers der Maya» letztlich sich doch noch zum «Guten» auswirke – zu einer weiteren Steigerung des Komforts der Menschheit, ihrer Überwindung von Raum und Zeit(!) zu einer weiteren Beherrschung der Natur, wobei er, der Mensch, sich selbst nicht einmal beherrschen kann und sich sozusagen, um Macht, Ehrgeiz und Eitelkeit willen, mitsamt seinem Wissen und seiner Seele dem Teufel verkauft hat – lasst uns in Gottes Namen daran glauben, helft dann aber auch als Wenige unter den Wenigen mit, diesen «Namen Gottes» wieder mit allen Kräften eures Herzens, eures Wissens und eures Lebens laut zu verkünden, wo und wie ein jeder kann: vielleicht ist dann noch eine Hoffnung der Wendung zum Besseren! Aber wir müssen zum Schluss dieses Abschnittes noch auf einige ruhigere und ungefährlichere Gebiete der Dichotomie – als Abstraktum des «Weltenbaumes» und symbolisiert durch das Lambdoma – hinweisen, sind aber auch hier der notwendigen Beschränkung wegen gezwungen, uns kurz zu fassen.

Im Reiche des Organischen ist die Dichotomie (Gesetz der Spaltung) eine der entscheidenden Faktoren des Aufbaus und der Struktur der Formen. Von der Zellteilung, die mit einer imposanten Oktavteilung  $1 \rightarrow 2 \rightarrow 4 \rightarrow 8 \rightarrow 16 \dots$  beginnt, wurde schon gesprochen. In meiner «Harmonia Plantarum» habe ich die Bedeutung der harmonikalen Dichotomie, sowohl diejenige in der Form des Lambdoma als die auf Grund der einfachen Saitenteilung, was auf dasselbe hinausläuft, unter Beweis gestellt. Die Gegenüberstellung der Heidenhainschen Theorie der Spaltungsgesetze der Blätter mit unserer harmonikalen war dort besonders aufschlussreich. Der Hamburger Anatom Hermann Bautzmann hat 1949 ein kleines Buch «Natur und Entfaltung organischer Gestalten. Von Pflanzen,

Tier und Mensch»<sup>1</sup> veröffentlicht, welches eine Menge von Daten zu unserem Thema enthält. Der Aufbau einer Speicheldrüse z. B. gleicht einem Baum, dessen Stamm (Ausführungsgang) sich in Äste gabelt, diese in feinere Verzweigungen übergehen und endlich in die den Speichel bereitenden Drüsenstöcke münden. Diesem mehr mikroskopischen «Drüsenbaum» lässt sich der makroskopische «Lungenbaum» zur Seite stellen, ferner ein «Nierenbaum», welcher letzterer allerdings einem «Baum im Gewächshaus» gleicht, für das er zu gross wurde. Weiterhin gibt es einen «Blutaderbaum» und einen «Nervenfasernbaum». Auch an äusseren Knochen wird das Spaltungsgesetz erkennbar, was die Folge 1 Oberarmknochen  $\rightarrow$  2 Unterarmknochen  $\rightarrow$  einen ganzen Strahlenfächer von Mittelhand- und Fingerknochen zeigt. Alle diese Formen, sagt Bautzmann, sind stets ein Ausgleich zwischen der ihnen angeborenen Wuchsform und den aus den Umgebungen kommenden Raumwiderständen. Das mag für solche raumbegrenzten Formen wie die Nieren u. a. gelten. Wir Harmoniker nennen aber diese Gestaltung von innen (Wuchsform) «Generator» und die Begrenzung nach aussen «Index», also zwei harmonikale Kategorien, die beide prototypisch sind und vermutlich jeder organischen Form zugrunde liegen<sup>2</sup>.

So sehen wir also die Separatio, Dichotomie und Diairesis wieder in den «Lebensbaum» münden, und wir wollen im nachfolgenden Exkurs uns über die Beziehungen der Diairesis zur «Dialektik» klar zu werden versuchen.

### Exkurs: Dialektik

Das Wort «Dialektik» erinnert uns sofort an die «dialektische Methode», von den Sophisten vorgebildet, von Sokrates-Platon zur Methodik der Philosophie erhoben, ferner an das philosophische System Hegels, in welchem die Dialektik eine entscheidende Rolle im Denken und seiner Prozesse spielt.

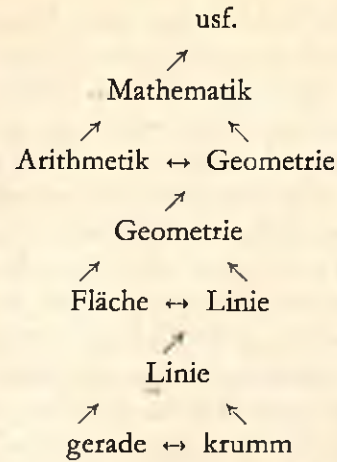
Die Sache selbst ist schnell erklärt.

Jeder Begriff (Thesis) produziert sein Gegenteil (Antithesis) und beide werden in einem höheren Begriff (Synthesis) vereinigt.

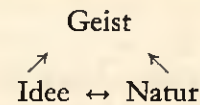
Beispiel: Der Begriff «krumm» erzeugt als Thesis seinen Gegensatz, den Begriff «gerade» als Antithesis. Beide werden durch den übergeordneten Begriff der «Linie» (Synthesis) vereinigt. Diese Synthesis «Linie» wird aber wieder zur neuen Thesis und erzeugt als Antithesis die «Fläche»; «Linie» und «Fläche» vereinigen sich zur neuen Synthesis «Geometrie». Das Spiel geht nun weiter: «Geometrie» (Thesis) – «Arithmetik» (Antithesis) – «Mathematik» (Synthesis) usf. Diagrammatisch aufgezeichnet von unten nach oben:

<sup>1</sup> Classen Verlag, Hamburg.

<sup>2</sup> Vgl. «Harmonia Plantarum», S. 40–45 und 72, ferner im «Grundriss eines Systems der harmonikalen Wertformen» die Theoreme 20 und 21.



Natürlich hat die Dialektik von den Sophisten über Plato zu Kant, Fichte und Hegel ihre Wandlungen oder besser: Wandlungen in ihrer Bewertung durchgemacht. Für Kant ist sie eine «Logik des Scheins», für Hegel hingegen der Angelpunkt aller Philosophie. Nach Hegel ist das Gesetz, das die Welt im kleinen wie im grossen befolgt, eben der Fortgang vom Satz (Thesis) zum Gegensatz (Antithesis) und von dort zur Vereinigung (Synthesis). Das umfassendste Beispiel bei Hegel ist die Triade



wonach er die Einteilung seines Systems bestimmt. In der so verstandenen Dialektik steckt ein tiefer Gedanke: Alles Treibende in der Entwicklung der Welt ist der Gegensatz, der Widerspruch. Dieser darf aber nicht einfach negiert, ausgelöscht werden, sondern die einander widerstrebenden Dinge, Begriffe, Momente des Seins müssen in einer dritten, höheren, umfassenderen Synthesis zusammengefasst werden, in welcher sie sich nun nicht mehr widersprechen. Freilich beginnt dann der Turnus von neuem – aber dies ist eben der Lauf der Welt und keineswegs nur ein willkürliches Begriffsspiel des denkenden Subjekts.

Wie sieht nun dieser dialektische «Begriffsbaum» – auf seinen diairetischen Ursprung kommen wir sofort zu sprechen – harmonikal aus?

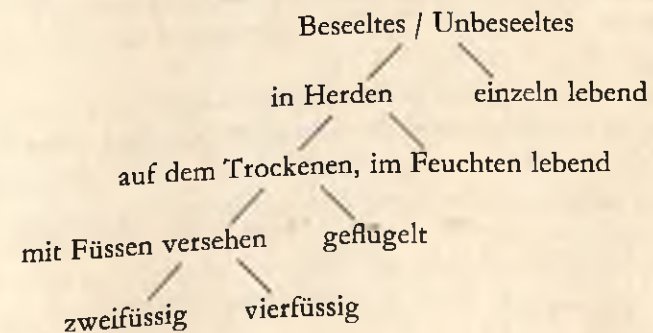
In meinem «Grundriss» S. 182 habe ich unter dem Titel «Die Stufendialektik» folgendermassen zu deuten versucht. Irgendein Seinswert innerhalb des Lambdoma, sagen wir die Ration  $\frac{5}{3}a$  (bei  $\frac{1}{1} = c$ ) hat ihr Komplementär und ihren Gegensatz in der Ration  $\frac{3}{5}es$ . Der eine Seinswert als Thesis steht dem andern als Antithesis gegenüber und kann nur durch einen Multiplikationsakt in die Einheit zurückgeführt werden:

$$\frac{3}{5}es \cdot \frac{5}{3}a = \frac{1}{1}c \quad [34]$$

Diese Einheit  $\frac{1}{1}c$  fordert aber wieder ihren Gegensatz, indem sie sich in ein anderes «T»-System einfügt und dort denselben Prozess unter einem anderen Zeugerton wiederholt (der «Zeugertöne» gibt es ja unendlich viele) – das ist theoretisch der eine mögliche Fall. Oder aber, wir greifen zwei beliebige, sich nicht symmetrisch (gleiche Intervalle!) gegenüberliegende Tonwerte heraus, z. B.  $\frac{3}{4}g$  und  $\frac{5}{2}e$ . Analog zum vorigen Beispiel wäre dann die Synthesis

$$\frac{3}{4}g \cdot \frac{5}{2}e = \frac{15}{8}h$$

also ein neuer, aus Thesis und Synthesis der beiden anderen gebildeter Tonwert. Dieser Dreischritt könnte dann im System des Lambdoma infinit durchgeführt werden unter der Voraussetzung, dass, wie hier, unter  $\frac{3}{4}g$  und  $\frac{5}{2}e$  ein bestimmtes Intervall – jedes Intervall ist ja im Grunde ein Gegen-Satz – verstanden wird, welches auf dialektischem Wege (hier Multiplikationsakt) zur Synthesis drängt. Hinsichtlich der weiteren Verfolgung dieser Gedanken und ihrer Ektypik verweise ich auf den oben genannten Abschnitt im «Grundriss» S. 182–188. Würden wir diese Operationen weiter fortführen – so, wie es ja die Welt in unendlicher Weise tut – oder denken wir uns umgekehrt sämtliche Seinswerte in einer dauernden unendlichen triadischen Aspektierung, so sind wir bereits wieder mitten in der Dichotomie des Lambdoma, allerdings eines oder mehrerer vom Index  $\infty$ . Denn diese Dichotomie (Teilung) an sich, so wie sie das Lambdoma als Ganzes am einfachsten und anschaulichsten symbolisiert, enthält die «Diatresis der Begriffe und Ideen» bereits in sich. J. Stenzel<sup>1</sup> gibt aus Platons «Politikos» folgendes Beispiel:



«In dieser Weise gelangt Platon schliesslich zu einer Definition der Staatskunst als der Hütung menschlicher Wesen»<sup>2</sup>. Das ist aber nichts anderes als die dialektische Methode! Platon sagt in seinem «Philebos» dazu weiter: «Wir müssten, wenn die Dinge so [nach Einheit und Vielheit] geordnet sind, immer *eine* Idee von allem jedesmal voraussetzend suchen – und wir würden sie, da sie darin liegt, finden – sobald wir aber *eine* haben, sehen, ob nach dieser einen etwa zwei darin liegen, wenn nicht, drei oder eine andere *Zahl*, und jede jener Einheiten wieder

<sup>1</sup> a. a. O., S. 11.

<sup>2</sup> Stenzel, a. a. O., S. 11.

in derselben Weise, bis man nicht nur sieht, dass die ursprüngliche Einheit *eins* und vieles und unendliches ist, sondern auch wievieles, die Idee des Unendlichen aber nicht eher an die Vielheit heranbringen, als bis man ihre [der Vielheit] gesamte Zahl übersieht, die zwischen dem Unendlichen und dem Einen liegt, und dann erst jegliche von allen Einheiten, indem wir sie ins Unbegrenzte entlassen, verabschieden<sup>1</sup>.

Dem genauen Kenner des Lambdoma und Leser unserer obigen Bemerkungen und unserer Ausführungen besonders des 1. Abschnitts dieses Kapitels werden anlässlich dieser Stelle aus Platons Philebos ganze Gedankenbündel lebendig, die als harmonikaler Kommentar hierzu anzuführen wären. In eben diesem Philebos werden zudem noch die musikalischen Intervalle zur Verdeutlichung der «Lehre von der Eins, dem Mittleren, Vielen und Unbegrenzten» diskutiert und mit den «Lauten der Stimme» konfrontiert. Stenzel<sup>2</sup> bemerkt hierzu: «Platon hat niemals die phänomenale, erlebnismässige Seite der Vorgänge so verkannt, wie es gelegentlich in der neueren Zeit geschehen ist; er hat die Bedeutung, den Sinn der Phänomene «Ton» überhaupt, Konsonant, Vokal, Ton der Skala stets festgehalten und in irgendeinem Logos wissenschaftlich zu fassen gesucht.» Und ferner<sup>3</sup>: «Die Paradoxie, die Einheit oberster Gattungen zu zerlegen, zu «vielen» – aber endlichen, *zählbaren!* – zu machen, dem Atombegriff dieses Teilungsverfahrens, dieselbe Vielheit sämtlicher übergeordneter Begriffe als ebensovieler endlicher Bestimmungselemente im Gegensatz zu dem Apeiron, dem nur durch unendliche Bestimmungen, also nie zu erschöpfenden Individuellwirklichen verknüpft zu sehen – das Thema des Sophistes – stellt sich also als das Kernproblem aller Philosophie dar.»

Goldene Worte! Aber wir und unsere Freunde wissen, dass diese «Paradoxie» für uns keine Paradoxie mehr ist und dass dieses «Kernproblem aller Philosophie» durch das pythagoreische Lambdoma *gelöst* ist – falls man nur seine *σχήματα*, seine «Zeichen» richtig zu schauen, zu hören und geistig zu beurteilen versteht.

<sup>1</sup> Nach Stenzel, a. a. O., S. 12.

<sup>2</sup> a. a. O., S. 14.

<sup>3</sup> a. a. O., S. 16.

## H. Die Zweiheit (Dualismus, Polarität, Reziprozität)

Schauen wir auf unser Lambdomadiagramm, so erkennen wir als ein weiteres charakteristisches Merkmal seine innere und äussere Zweischichtigkeit (Polarität, Dualismus), und zwar in doppelter Weise.

Diese «Zweiheit» gründet sich einmal auf die klare Trennung der beiden Diagrammhälften rechts und links der Zeugertonlinie in zwei Sektoren, deren einer zahlenmässig lauter Rationen enthält, die kleiner als 1 (<1) sind und tonal tiefer als der Zeugerton  $\frac{1}{1}$  stehen, und deren anderer zahlenmässig lauter Rationen enthält, die grösser als 1 (>1) sind und tonal höher als der Zeugerton  $\frac{1}{1}$  stehen.

Zum andern gründet sich diese Zweiheit auf dem Sichdurchdringen der beiden im Typus sich immer wiederholenden zwei Schenkelreihen (Ober- und Untertonreihe) vom Dur- und Mollcharakter. Hier liegt also das Moment der Polarität gewissermassen in jedem einzelnen Tonwert eingebettet, wird aber deutlich verursacht durch die beiden Prinzipien des Unbegrenzten und Begrenzenden,

Begrenzend  $\leftarrow \frac{1}{3} \frac{1}{2} \boxed{\frac{1}{1}} \frac{2}{1} \frac{3}{1} \rightarrow$  unbegrenzt

also durch jene *ἀρχαί* (Anfänge, Pole), die wir schon zu Beginn des vorhergehenden Kapitels anlässlich der pythagoreischen Prinzipienlehre besprochen haben.

Beide Momente hängen natürlich zusammen, da sie letztlich auf die beiden «Urgegensätze» der Ober- und Untertonreihe zurückgehen.

Die Begriffe, die wir hinter dieser Zweischichtigkeit des Lambdoma auftauchen sehen: *Zweiheit*, Dualismus, Polarität, Reziprozität – wird eine spätere harmonikale Forschung weiter differenzieren müssen. In diesem Werk verwenden wir sie aber der Einfachheit halber synonym und trennen davon nur den ethischen Gehalt des Dualismus ab, das Problem von Gut und Böse, dem wir das nächste Kapitel widmen werden.

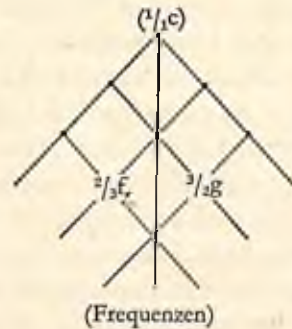
Schon ein erstes Nachdenken über die «Ektypik» (Anwendung, Verwirklichung) der Begriffe Dualismus und Polarität zeigt uns, dass das Lambdoma auch hier die Aussage für eine ungeheuer wichtige Kategorie enthält, welche den gesamten Kosmos, die uns umgebende Natur und unsere eigene innere seelische Verfassung durchtönt.

Üblicherweise werden unter «Dualismus» zwei Prinzipien verstanden (Gott-Welt; Eines-Vieles; Geist-Stoff; Leib-Seele; politisch Kaiser-Papst; physikalisch Welle-Korpuskel usw.) verstanden, die wohl zusammengehören, aber nicht auseinander herzuleiten sind. Der Gegensatz zu diesem Dualismus ist der Monismus, d. h. die Ableitung von allem aus einem Prinzip.

Die «Polarität» wird als «äusserster Gegensatz bei wesenhafter Zusammengehörigkeit» oder als «die Entfaltung einer Wesenheit nach zwei einander entgegengesetzten, aber sich ergänzenden Richtungen» definiert. Offensichtlich wird hier mehr an biologische Bereiche (Mann-Frau; Stamm-Wurzel usw.) gedacht.

Aber es gibt auch eine Plus- und Minuselektrizität u. a.; ausserdem liegen auch in vielen Dualitäten Momente der Polarität.

«Reziprozität» ist Wechselseitigkeit, wobei zwei verschiedene Dinge aufeinander Bezug haben. Das bekannteste Beispiel sind reziproke Brüche, z. B.  $\frac{3}{2}$  und  $\frac{2}{3}$ . In der Harmonik heisst das gleiche Intervallierung:



also rechts und links von der Zeugertonlinie dasselbe Intervall, hier eine Quinte nach oben und eine nach unten. Gerade an diesem Beispiel wird klar, dass in der «Reziprozität» auch Momente des Dualismus und der Polarität enthalten sind.

In diesem Werk liegt es uns nun nicht ob, einen Abriss des Dualismus, der Polarität und Reziprozität zu geben, sondern vom Lambdoma aus, welches diese Prinzipien als Prototypen enthält, Ausschau besonders auf die Ektypik dieser prototypischen Formen in den mythologischen, religiösen und geistigen Bereichen zu halten. Am Schluss werden wir noch einige wichtige Anwendungen in unserem heutigen Weltbild zu erwähnen haben.

Dass wir in der Harmonik, und zwar gerade auf Grund des in unserer Seele und in der Natur verankerten Urdiagramms des Lambdoma, die exzeptionelle Möglichkeit besitzen, den Dualismus schon in die beiden obersten Symbole  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  zurückzuverlegen bzw. in sie hineinzusetzen – was ein Jakob Böhme bereits intuitiv erschaute – und dass wir aus diesem «Dualis» den Begriff des Dual und der Dualgottheiten überhaupt zu verstehen suchten, haben wir in unseren ersten beiden Kapiteln über die  $\frac{0}{0}$  und die  $\frac{1}{1}$  gesehen. Auch das vielschichtige Problem des «Androgyn», der Mannweiblichkeit, haben wir dort erwähnt und beziehen uns hier noch einmal auf das Kapitel 3 («Androgyn und Janushaupt») in Julius Schwabes «Archetyp und Tierkreis»<sup>1</sup>, in welchem die vielen damit zusammenhängenden Symbole, Mythologeme und Theoreme aus einer visionären Gesamtschau heraus besprochen und gestaltet sind.

Harmonikal liegt also der Ursprung des Dualismus, der Polarität usw. bereits im Schöpfungsakt der Origo  $\frac{1}{1}$  selbst.

Seit den ältesten Zeiten mühen sich die Philosophen um die Lösung der Frage, wie aus der Eins die Zweiheit hervorgehen könne, und noch neuerdings stellt

<sup>1</sup> Benno Schwabe Verlag, Basel 1951.

Erich Brock in der «Neuen Zürcher Zeitung»<sup>1</sup> kategorisch fest: Aus der Eins kann niemals eine Zwei werden. – Nun, im Lambdoma haben wir die Lösung, und wenn es bei Johannes von Philadelphia (Ioannes Lydus, geb. um 490 n. Chr.) noch heisst: «Παρά τοῖς Πυθαγορείοις ἡ δύναξ ὡς θεοῖν τινῶν καὶ ἐπιβάδρα τῶ ἀριθμῶ ἐπιδοῦσα ἐλευσίην καλεῖται, ὡς προέλοισιν ἐπὶ τὸ πλεῖον καὶ ἄπειρον παρέχουσα»<sup>2</sup>, so ist noch hier die hintergründige Vorstellung des «Hervorgehens» aus der Eins gemäss der pythagoreischen Anschauung «zum Mehr und Unbegrenzten» offensichtlich. Ich entnehme diese Stelle aus F. Creuzers «Symbolik und Mythologie»<sup>3</sup> und bitte den Leser, besonders den § 21<sup>4</sup> nachzulesen, in welchem sich eine Fülle von Material zu unserem Thema findet.

Wir wenden uns jetzt den ausgesprochen dualistischen Weltanschauungen zu, wie sie uns besonders in den östlichen Mythologien, Götter- und Weisheitslehren entgegentreten.

Im Grunde genommen steckt in jeder Religion, ja in der Religion überhaupt a priori ein Dualismus: der von Gut und Böse, von Gott und Teufel. Den Zustand des «Numinosen», des Verhaltenseins höheren Mächten gegenüber als das religiöse Urverhalten anzunehmen, halte ich, wenigstens seit dem Sich-Bewusstwerden der Menschheit, für zu flach. Selbst in den primitivsten Religionen konkretisieren sich aus den «höheren Mächten» sofort Götter und Dämonen, schliesslich Gott und Teufel, und auf je höherer Stufe die Religionen stehen, desto schicksalträchtiger, desto formbestimmender in bezug auf die Dogmatik, desto eingreifender in die seelische Substanz wird das grosse, dem Denken unlösbare Rätsel von Gut und Böse, mit welchem sich der Mensch zeit seines Lebens herum-schlagen und kämpfen muss wie Jakob mit dem Engel. Jedoch den harmonikalen Zugang zu diesem entscheidenden «Numinosum» werden wir, wie gesagt, im nächsten Kapitel zu gewinnen versuchen. Hier fassen wir dieses Problem vorläufig als ein rein dualistisches auf.

Der Prototyp aller dualistischen Religionen ist die Hochreligion des Parsismus (später Manichäismus, Mazdaismus und Mithraismus), die Religion des Zarathustra. Gott = Ahura Mazda wird, ganz im Sinne der harmonikalen Origo  $\frac{1}{1}$ , als ein Schöpferwesen aufgefasst, dem ein kluger Geist (Spenta Mainyu) und ein böser Geist (Angra Mainyu) «zur Seite» steht; beide sind ebenbürtig an Macht. Diese beiden Geister erschaffen zwei Welten, und letztere halten einander im ganzen und Glied für Glied die Waage. Ein genaues Analogon hinzu haben wir in den, von der  $\frac{1}{1}$  gezeugten, sich gegenseitig durchdringenden Ober- und Unter-tonreihen mit ihrem Dur- und Mollcharakter, wobei alle entsprechenden Glieder sich die Waage halten, d. h. reziprok sind. Noch enger wird die Analogie, wenn wir an zwei weitere Charakteristika dieser beiden «Geister» oder Prinzipien, die später Ormazd und Ahriman genannt werden, denken: an Licht und Finsternis.

<sup>1</sup> Im Sommer 1955.

<sup>2</sup> Lib. de mensibus.

<sup>3</sup> 2. Auflage, Bd. 4, 1821, S. 542.

<sup>4</sup> S. 538ff.

A. v. Thimus wies bereits darauf hin, dass die Obertonreihe in ihren Schwingungen sich mehr und mehr den Undulationen des Lichtes näherte (Ormazd!), während die Untertonreihe sich in ihren verlangsamenden Schwingungen schliesslich in der Finsternis des Weltalls verliere. Hier haben wir den harmonikal-seelischen Prototypus für das gerade im Parsismus so auffallend hervortretende Licht-Finsternis-Prinzip. Interessant ist, dass im frühen Avesta dieser Dualismus (durchaus noch nicht als gleichbedeutend mit dem Guten und Schlechten empfunden wurde)<sup>1</sup>. Wir merken uns dies für unsere im nächsten Abschnitt zu versuchende harmonikale Deutung von Gut und Böse an. Im Bundahish, der parsischen Kosmogonie, ist die Identifikation von Ormazd-Ahriman, Licht-Finsternis mit Gut und Böse bereits vollendet. Hier heisst es<sup>2</sup>: «Diese beiden Wesen, in Unendlichkeit des Guten und Bösen verschlungen und ohne Grenzen künftiger Fortdauer, werden sichtbar durch Vermischung [!]; ihre Wohnungen, des grossen Ormazd erstes Lichtreich und Ahrimans Urfinsternis, hatten auch keine Grenzen. Einsam lebten sie inmitten dieser Abgründe: und Einer nahete sich zum Andern. Jedes dieser Urwesen war begrenzt nach seiner Umhülle. Ahriman weiss alles, wie Ormazd. Beide haben alles was ist geschaffen ...»

Mani, der Begründer des Manichäismus, trat um 242 n. Chr. im gleichen Jahre mit seiner Lehre auf, als Plotin mit dem Kaiser Gordianus in Mesopotamien reiste. In Babylonien geboren, aus parthischem Hochadel stammend, sah er als seine Vorläufer Zarathustra, Buddha und Jesus an und hinterliess ein grosses literarisches Werk, welches, lange fast verschollen, erst in jüngster Zeit durch die Turfanexpeditionen in umfangreicheren Teilen wiedergefunden wurde. Mani war wohl der erste *theosophische* Religionsstifter. Er ging, dem Parsismus folgend, von den Urprinzipien der zwei Grundsätze des Guten und Bösen, des Lichtes und der Finsternis aus. «Ein Grundzug des manichäischen Lebens ist die positive Bewertung und die von dekadenten Zügen nicht freie Pflege [!?] des Schönen: Malerei, insbesondere Buchkunst, Lyrik und Musik wurden schon von Mani selber kultiviert; auch für ein differenziertes Naturempfinden, für Freude an Wohlgerüchen, für ästhetisch verfeinerten Freundschaftskult gibt es Zeugnisse».<sup>3</sup> Manis Lehre breitete sich mit «fast unbegreiflicher Schnelligkeit» aus, wurde eben deswegen für die anderen Religionssysteme, insbesondere das Christentum, gefährlich und in der Folge nach Möglichkeit ausgerottet. Trotzdem blieben Relikte übrig, als letztbekannte die sogenannten Katharer in Oberitalien und Südfrankreich – über deren tragischen Untergang berichtet das bereits von uns erwähnte Buch von Otto Rahn «Kreuzzug gegen den Gral»<sup>4</sup>. Leider sind die Turfanfragmente immer noch nicht (1955) so ausgewertet, dass man einen erschöpfenden

<sup>1</sup> O. G. v. Wesendonk: «Das Weltbild der Iranier», München 1933, S. 213.

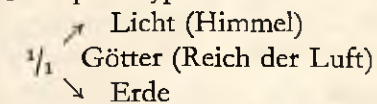
<sup>2</sup> «Zend-Avesta» nach Anquetil, übersetzt von Kleuker, Riga 1777, Bd. III, S. 56.

<sup>3</sup> «Religion in Geschichte und Gegenwart», 2. Auflage, Bd. III, 1968.

<sup>4</sup> Freiburg i. Br. 1933.

Überblick über die Theosophie und Religion des Manichäismus gewänne. Aber so viel kann man wohl heute schon sagen, dass in der Persönlichkeit des Mani – ähnlich wie in der des Pythagoras – sich ein gewaltiges Wollen konzentrierte, ein Weltbild zu schaffen, welches neben der klaren Erkenntnis der Abgründigkeit alles Irdischen auch die Schönheiten dieser Welt anerkannte und sich durch eine innere Katharsis (Reinigung) diesem Schönen, Wahren und Guten als würdig erwies. Also nicht eine Abkehr vom Irdischen, sondern eine Überwindung der Negationen dieser Welt, der dunklen Abgründe der Seele und eine Hinwendung zur lichtvollen Welt der Werte, auch derjenigen Werte, die uns die Natur bietet! Das war damals gegenüber dem Parsismus, dem Buddhismus, dem Christentum und der Gnosis etwas völlig Neues, setzte aber zum völligen Verständnis geistig hochgebildete Menschen voraus, und eben dies wird letztlich der Grund für seine «Gefährlichkeit» – einerseits der Priesterherrschaft gegenüber, andererseits durch die Seltenheit einer Elite bedingt – gewesen sein und die Ursache für seine Verfolgung und schliessliche Ausrottung. Das Geistige mit dem Religiösen zu verbinden, Wissenschaft, Ästhetik und Religion in einer höheren Einheit zu verschweissen, war von jeher ein gefährliches Unternehmen früher so wie heute!

Nach R. Roth<sup>1</sup> unterscheidet die *indische* Naturanschauung der ältesten vedischen Periode scharf zwischen Luft und Himmel. Das Licht hat mit der Luft nichts zu tun, auch ist es nicht gebunden an die Sonne, sondern jenseits im unendlichen Raum eine ewige Kraft. Zwischen der Lichtwelt und der Erde liegt das Reich der Luft, in welcher Götter walten, um zwischen Licht und Erde zu vermitteln. Harmonikal also die prototypische Vorstellung:



wobei wir, als noch engeres Analogon, die im «Reich der Luft» tönenden senarischen Göttergestalten als die im Anfang des Lambdoma auftretenden je 6 Dur- und Mollakkorde verstehen können – über die in vielen Mythologien paarweise auftretenden senarischen Göttertypen und das damit zusammenhängende Problem des «Paradieses» werden wir im Kapitel III D [unausgeführt] noch zu sprechen haben.

Über das *altchinesische* Dualprinzip Yang – Yin (— — —), auf welchem die ganze Weltanschauung des alten China beruht und welches sich im Weisheits- und Orakelbuch des I-Ging verdichtet hat, konnten wir schon in den vorhergehenden Abschnitten harmonikal Wichtiges anmerken. Die Schriftzeichen für Yang und Yin stellen zwei Flussufer dar, von welchen das eine im Schatten, das andere im Sonnenlicht liegt. «Die beiden kosmischen Regulatoren dürfen nun aber nicht etwa so aufgefasst werden, dass das Yin eine unheilvolle Kraft, ein

<sup>1</sup> «Die höchsten Götter der arischen Völker», in: Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 6, 1852, S. 67–77.

böses Prinzip, das Yang dagegen die segnende Kraft, ein gutes Prinzip wäre. Der Gegensatz von nützlich und schädlich, gut und böse ist hier nicht bestimmend, sondern der Gesichtspunkt ist rein kosmisch, wie es ja der Ausgangspunkt von Licht und Dunkel schon mit sich bringt.<sup>1</sup> Also auch im frühchinesischen Dualismus des Yang-Yin fehlt noch die Transzendierung in Gut-Böse ebenso wie im frühen Avesta die Verschärfung des Licht-Finsternis-Prinzips ins Gute und Schlechte. Den harmonikalen Prototyp hierzu haben wir in dem «unbegrenzt» Hellen, Hohen und dem «begrenzenden» Dunklen, Tiefen der beiden ursprünglichen Teiltonreihen des Lambdoma, deren Dur- und Mollcharakter, und den im «Pleroma» des Senarius liegenden und sich durchdringenden reinen Dur- und Mollakkorden, die an sich noch keine Transzendierung ins Ethische (Gut-Böse) erlauben. Der eigentliche Sinn der Yang-Yin-Lehre (Yang = männlich, harmonikal Dur; Yin = weiblich, harmonikal Moll) besteht nun darin, dass sich diese beiden Prinzipien gegenseitig durchdringen und, genau wie im Lambdoma durch stete «Wandlungen» (I-Ging = das Buch der Wandlung!) neue Aspekte, Seinswerte = Tonwerte hervorbringen, die einen grossen, harmonisch arbeitenden Organismus schaffen, in welchem sowohl das Menschenleben als auch die Natur eingebettet sind.<sup>2</sup> Ein späteres, auch nach Indien und Europa übergegangenes Stenogramm des altchinesischen Yang-Yin-Dualismus ist das Zeichen:



welches der freundliche Leser im «Lehrbuch der Harmonik» S. 284 sowie auf dem Lambdomadiagramm dieses Werkes (Abb. 1) eingezeichnet findet, und zwar als exakter Ausdruck der Logik der Tonzahlrationen. Bis in unsere Zeiten herauf war es eines der wichtigsten Anliegen des in alten Traditionen aufgewachsenen Chinesen, einen günstigen Begräbnisplatz («Hong Soei», wörtlich «Wind und Wasser») für sich oder einen verstorbenen Ahnen zu finden. Hendrik Borel erzählt<sup>3</sup> eine hübsche Geschichte von seinem chinesischen Lehrer Tio: «So nahm Tio mich einmal mit, als ein sehr alter Freund von ihm 'Hong Soei' in den Felsenbergen um Amoy suchen wollte. Und niemals werde ich es vergessen: die wilde, düstere Felslandschaft am Meer, und darin der uralte Mann, zur Erde gebeugt und furchtlos sein eigenes Grab suchend! Wie hat mein Erstgeborener [der Lehrer Tio] sich geplagt, nach seinen schönsten Worten gesucht, seine subtilsten Gebärden mit seinen spitzen Fingern geformt, um mich die Geheimnisse von Hong Soei und Tod vorfühlen zu lassen! Wieviele Wege bin ich mit ihm entlang an zahllosen Gräbern in den Felsenbergen gegangen, wo er mir verständlich zu machen suchte, warum das 'Hong Soei' hier so günstig wäre und prachtvoll in Harmonie mit den Bodenerhebungen und den Sternen und dem Meer! Denn die

<sup>1</sup> H. Hackmann: «Chinesische Philosophie», München 1927, S. 33.

<sup>2</sup> Hackmann, a. a. O., S. 34.

<sup>3</sup> Basler National-Zeitung vom 30. Oktober 1944.

ganze Kunst des 'Hong Soei' ist das In-Harmonie-Bringen von Drache und Tiger (von Yang und Yin), von Geist und Stoff, Bewegung und Ruhe, Männlich und Weiblich, welche die Urprinzipien des Weltalls sind und die ihre geheimen Schwingungen gehen lassen durch Wind und Wasser, durch Sternenhimmel und Meer ...» – Interessant ist der chinesische Begriff «Siang», der soviel wie Wechselseitigkeit = Reziprozität bedeutet und welcher für die Kombinationsmöglichkeiten der Yang-Yin-Prinzipien grundlegend ist. In den dem Konfuzius zugeschriebenen Kommentaren zum I-Ging heisst es<sup>1</sup>: «Aus den mannigfachen verschiedenen Kombinationen und wechselnden Gruppierungen dieser beiden Signaturen [Yang — und Yin — —] sei dann ein System von Zeichen gebildet worden, mittels dessen die Möglichkeit gegeben gewesen sei, die Grundregeln der Welt und aller das menschliche Leben erfüllenden Dinge in der Wechselseitigkeit (Siang) ihrer Beziehungen für die Kontemplation des forschenden Weisen bedeutsamer und eindringlicher selbst für die Vorstellungsweise des in den ethischen Vorschriften der alten Weisheitslehre unterrichteten Volkes darzustellen, als dies in weitläufigen mündlichen oder schriftlichen Expositionen hätte geschehen können.» – Denken wir von hier aus an unser Lambdoma, überhaupt an die harmonikalen Diagramme sowie an den Ausspruch: «Theologie in Gestalt von mathematischen Figuren lehrt Plato und das Pythagoreische 'Heilige Wort' (*ἱερός λόγος*) und Philolaos in den Bacchen»<sup>2</sup>, so sehen wir auch hier über Völker und Rassen hinaus eine gemeinsame Art anschaulicher Erkenntnis der alten Weisheitslehren und der modernen Harmonik. – Wie sich das dualistische, besser polare Reziprozitätsprinzip der Yang-Yin-Lehre weiter in das harmonikale Lambdomaschema einordnet, haben wir bereits oben in den ersten beiden Kapiteln dieses Werkes dargestellt.

In Plutarchs «De Iside» ist die Rede von einer «sowohl unter Griechen als unter Barbaren» gelehrten «uralten Meinung» über die zwei polaren Grundkräfte der Welt, die sogar geometrisch mit den pythagoreischen Urprinzipien des Begrenzenden und Unbegrenzten übereinstimmt. Diese Meinung besage, «dass es zwei besondere Grundwesen und einander entgegengesetzte Kräfte geben müsse, von denen das eine *rechter Hand und geradeaus führt*, das andere aber *umlenkt und wieder zurücktreibt*.» Erinnern wir uns an die geometrische Darstellung der pythagoreischen Prinzipien des «Begrenzenden und Unbegrenzten», des «Ungeraden und Geraden»<sup>3</sup>, so sehen wir, dass Plutarch sehr wahrscheinlich noch exakte Vorstellungen der pythagoreischen Geheimlehre hatte, sonst wäre die an sich merkwürdige und durchaus nicht sofort verständliche Bezeichnung: «von denen das eine rechter Hand und geradeaus führt» usw. kaum zu verstehen. Hier haben wir es also Plutarch zu verdanken, wenn er die «sowohl unter Griechen als unter

<sup>1</sup> Nach Thimus, Bd. I, S. 83.

<sup>2</sup> Diels: «Fragmente der Vorsokratiker», Philolaos, Fragm. 19.

<sup>3</sup> Oben S. 269 ff., 273 f., 279 ff.



Barbaren gelehrte uralte Meinung) zweier polarer Weltkräfte auf die pythagoreische Prinzipienlehre zurückführt! Bachofen zitiert dieselbe Stelle Plutarchs in seiner Abhandlung «Das Ei als Symbol» und weitet sie in seiner Weise bildbegrifflich, historisch und symbolisch auf dem Hintergrund dualistischer Mythologeme und Vorstellungen aus.

Was die wesensverschiedene Polarität von Rechts und Links betrifft, so konnten wir diese bereits<sup>1</sup> berühren. Harmonikal kommt sie im Lambdoma auf dreierlei Art zum Ausdruck. Erstens im Dur-Moll-Charakter der primären Teiltonreihen (Schenkelreihen), zweitens in dem «Gewicht» der beiden Lambdomahälften rechts und links der Zeugerton-(Mittler-)Linie, wobei die eine Hälfte grösser als 1 ist und höhere Töne als der Zeugerton enthält, die andere kleiner als 1 und tiefere Töne als der Zeugerton enthält, und drittens im verschiedenen geometrischen Habitus der beiden primären (und folgenden) Teiltonvektoren, wie sie unsere Abbildung S. 280 zeigt.

Den psychologischen Aspekt dieser letzteren geometrischen Form (rechts gerade, links gekrümmt) kann man auch so fassen, dass der Mensch auf seiner «rechten Seite» ein gleichmässiges, «gerades» Fortschreiten, Tun und Handeln fühlt, während er «links» ein ungleichmässiges, «gekrümmtes», ja ungeschicktes Verhalten erwartet, welches sich bis zu Angstzuständen steigern kann – bei normal Veranlagten; sogenannte «Linkshänder» sind Ausnahmen. Ein interessantes Paradigma hierzu findet sich bei Pascal. Von ihm wird erzählt, dass ihn in seinem 24. Jahr Schlaflosigkeit quälte: «Ihm schien, als klaffe auf seiner linken Seite ständig ein schauerlicher Abgrund. Um sich selbst zu beruhigen, pflegte er links einen Stuhl hinzustellen ... ein riesiges schwarzes Loch drohte ihn zu verschlingen»<sup>2</sup>. Das «schwarze Loch» ist harmonikal nichts anderes als die Richtung der linken Lambdomaseite

$$0 \leftarrow \frac{1}{\infty} \dots \frac{1}{3} \frac{1}{2} \leftarrow \frac{1}{1}$$

auf dem «Abgrund» der Null, des «Nichts» zu. –

Das ganze Links-Rechts-Problem mit seinen üblichen Zuordnungen

Links	Rechts	
Weiblich	Männlich	
Krumm	Gerade	I Frequenzen
Aliquotreihe	Ganzzahlreihe	(Zeit)
Moll	Dur	

gilt, harmonikal gehört, natürlich nur unter zeitlichem Aspekt (Frequenzen). Setze ich den räumlichen Aspekt (Saitenlängen, Wellenlängen) ein, so ändern sich die Zuordnungen wie folgt:

<sup>1</sup> Oben S. 276 ff.

<sup>2</sup> Zenta Maurina: «Pascal, der Mensch mit dem gespaltenen Herzen», in: Schweiz. Rundschau, April 1948.

Links	Rechts	II Saitenlänge
Männlich	Weiblich	(Raum)
Krumm, Ungerade (Zahl)	Gerade (Zahl)	
Aliquotreihe	Ganzzahlreihe	
Dur	Moll	

was erklären würde, dass, wenn Bachofen<sup>1</sup> vom «Links» als «der weiblichen leidenden» und vom «Rechts» als «der männlich tätigen Naturpotenz» spricht, dann die zeitliche Modifikation des harmonikalen (I) Prototypus zugrunde liegt.

Um noch einmal auf die Polarität Rechts-Links zurückzukommen, so ist ihre anthropologisch-physiologische Seite von der heutigen Wissenschaft noch nicht geklärt. «Auf die Frage nach der heute überall gültigen Bevorzugung der rechten Hand vermag der Verfasser keine befriedigende Antwort zu geben», heisst es in einem sonst sehr positiven Referat der «Neuen Zürcher Zeitung»<sup>2</sup> «Das Problem der Linkshänder» über das gleichnamige Buch von Eugen Schkölziger<sup>3</sup>. «Hier müsste vielleicht noch tiefer geschürft werden, wenn es eine klare Antwort überhaupt gibt.» Nun, die harmonikale Deutung, vom Prototyp des Lambdoma aus, erklärt zum mindestens zwei Momente: erstens das der äusseren, anatomischen spiegelbildlichen Gleichheit von Links und Rechts und zweitens das der inneren, psychologischen Verschiedenheit. Das erste Moment kommt in der Intervallgleichheit rechts und links der Zeugertonlinie zum Ausdruck; das zweite Moment in der «Verkürzung», der Richtung auf die Null der linken Seite und des «Ausholens», der Richtung auf das Unendliche der rechten Seite (bei Frequenzen; bei Saitenlängen umgekehrt, was vielleicht auf eine mehr «chronetische» zeitbezogene psychische Struktur der Rechtshänder und eine mehr «choretische», raumbezogene<sup>4</sup> der Linkshänder schliessen lassen könnte!). – Abschliessend zu dem auch hier nur sehr rudimentär behandelten Rechts-Links-Problem zitieren wir eine Stelle aus dem Sohar<sup>5</sup>, die genau der harmonikalen Wechselseitigkeit des Lambdoma entspricht und in wenigen Worten den Kern des Problems trifft: «Die Linke vollendet sich immer an der Rechten.» – Und noch eine andere Stelle<sup>6</sup>: «Bei der Schöpfung war der Streit der Linken wider die Rechte, und in diesem Streit, zu dem die Linke sich erhob, entsprang die Hölle und blieb an der Linken haften. Die «Mittlere Säule» [Zeugertonlinie], die der dritte Urtag ist, trat zwischen beide und schlichtete den Streit und brachte beide Seiten zu einem Ausgleich; da fuhr die Hölle nach unten, die Linke wurde in die Rechte einbezogen [d. h. erst im Pleroma des Lambdoma, angedeutet durch die es haltende Zeugertonlinie, können

<sup>1</sup> «Das Mutterrecht», Basel 1948, Bd. I, S. 17.

<sup>2</sup> 19. Juni 1953.

<sup>3</sup> G.B.S.-Verlag, Schwarzenburg.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu meinen «Grundriss», S. 217.

<sup>5</sup> Übersetzt von E. Müller, Wien 1932, S. 24.

<sup>6</sup> «Die Geheimnisse der Schöpfung», ein Kapitel aus dem «Sohar», übersetzt von G. Scholem, Schocken-Bücherei Nr. 40, S. 60.

sich die «linken» und «rechten» Teiltonreihen durchdringen!), und es war Harmonie im All.»

Die Lehre vom «Schutzengel», der jedem Menschen vom Augenblick seiner Geburt an vom Schöpfer beigeordnet sei, findet ihre dualistische Ergänzung in der Lehre von den bösen Engeln oder Teufeln, die die Seele zeit ihres Lebens versuchen. Im Abfall Luzifers, des ursprünglich «schönsten» Engels von Gott und seiner Verdammung in den Abgrund der Hölle sehe ich die beiden pythagoreischen ἀρχαί des Unbegrenzten–Begrenzenden, Geraden–Krummen usw. durchtönen. Im Sohar Mischpathim<sup>1</sup> heisst es: «Zwei Engel sind dem Menschen zu Wächtern gegeben, der eine zur Linken, der andere zu seiner Rechten. Wenn nun der Mensch wandelt im geraden Wege, so freuen sie sich über ihn; geht er aber in krummen Wegen, so trauern sie über ihn und entfernen sich von ihm.» Hier handelt es sich offenbar nicht um einen guten und einen bösen Engel, sondern um Symbole der den Menschen begleitenden und ihn durchdringenden reinen Dur- und Mollakkorde. Stört der Mensch dieses Verhältnis durch eigene Schuld, so «entfernen sie sich von ihm», d. h. seine innere Harmonie ist gestört, die Trauer waltet über ihm, und er ist allen Dissonanzen preisgegeben.

Bachofen gibt zu Anfang seiner «Gräbersymbolik» eine grosse Anzahl von Beweisen aus der Antike über die Schwarz-Weiss-Symbolik, das optische Korrelat zur harmonikalen Polarität:

(Finsternis) 0 ← 1/1 → ∞ (Licht)  
Schwarz Weiss

In Jakob Böhmes «4. Büchlein Von wahrer Gelassenheit» («Der Weg zu Christo») v. 10 heisst es: «Es ist ein ewiges Contrarium zwischen Finsternis und Licht: Keines ergreift das ander / und ist keines das ander / und ist doch nur ein einiges Wesen / aber mit der Qual (Qualität) unterschieden / auch mit dem Willen / und ist doch kein abtrennlich Wesen / nur ein Prinzipium scheidet das / dass eines im andern als ein Nichts ist / und ist doch / aber nach dessen Eigenschaft / darinnen es ist / nicht offenbar.»

Genauer könnte man die Dur-Moll-Polarität innerhalb des Lambdoma gar nicht ausdrücken, die man hier durchaus mit der Licht-Finsternis-Polarität identifizieren kann. Die beiden Polaritäten (Licht–Finsternis, unbegrenzt–begrenzend, Dur–Moll [bei Frequenzen] usw.) scheidet in der Tat nur «ein Prinzipium», nämlich die *Richtung* innerhalb des Diagramms. Dessen Tonzahlen sind immer «ein einiges Wesen», d. h. dieselbe Konfiguration: lese ich die Reihen obertonale (Durimpulse), so sind die Untertonreihen ein «Nichts», sie sind aber doch da, nur «nicht offenbar», d. h. ich höre sie dann nicht. Wende ich meinen Blick um 90°, so lese ich dieselbe Tonzahlkonfiguration unertonale (Mollimpulse); ich höre jetzt die Durakkorde nicht, obwohl sie ihrer «Eigenschaft» nach im Diagramm enthalten sind.

<sup>1</sup> Molitor: «Philosophie der Geschichte», Bd. III, 1839, S. 627.

Dur und Moll sind die eigentlich psychischen Aspekte des allgemeinen Welt-dualismus oder der Weltpolarität. Am reinsten kommen sie als Dur- und Mollterz in der europäischen Musik von der Renaissance ab zur Geltung, und man geht wohl nicht fehl, wenn man besonders die Höhepunkte der Barockmusik, der Klassik und Romantik, also der «absoluten» Musik überhaupt, mit der Emanzipation der beiden Terzen in melodischer *und* akkordischer Hinsicht und der durch sie bedingten Konzentration in die zwei Tongeschlechter Dur und Moll gleichsetzt. Natürlich waren die Terzen, wie alle übrigen gebräuchlichen Intervalle, schon seit Urzeiten im «linaren» Musizieren bzw. Singen bekannt. Zu völligem Bewusstsein, und zwar melodisch und akkordisch, kamen sie jedoch erst in der Neuzeit und ich bin überzeugt, dass gerade diese, erst im Unterbewusstsein vollzogene «Entdeckung» der beiden Terzen sowie die nachher bewusste theoretische Fixierung (Zarlino) den ungeheuren Aufschwung und die bisherigen Gipfelleistungen der europäischen Musik verursacht haben. Man stelle sich doch nur Bach, Mozart, Beethoven, Schubert, Bruckner e tutti quanti ohne die bewusste Anwendung von Dur und Moll vor! Vielleicht wären nur die heutigen Zwölftonmechaniker mit ihren Rechenschiebern darüber froh – oder auch nicht, denn dann könnten sie ja nichts Neues bieten. Jedenfalls ist eines klar: die unter den Neutönern heute übliche Vermeidung der Terz wie einer Pest ist ein effektiver Rückschritt und führt durch die langweilige Quint-Quarten-Akkordik und -Melodik bereits dazu, dass man derartige Werke schon nach den ersten Takten ob ihrer Eintönigkeit nicht mehr hören kann. Die Terzen als «Pflanzstätten der Sentimentalität»? O Freunde, macht aus der Not keine Tugend! Wenn euch echtes Sentiment, Gefühl und Begeisterung abgeht, wenn eure «Musik» ins Intellektuelle, rein Mechanische verrutscht ist und mathematischen Permutationsübungen gleicht, wenn sich also mein Verstand wie ein Häftlimacher anstrengen und aufpassen muss, dass er eurer Permutationsaktobatik folgen kann, dann – ja dann musiziert ruhig allein weiter, lasst euch von einer zahlenmässig minimalen und fanatischen Gefolgschaft Beifall klatschen, mich aber überlasst einem guten Buch, einem Philosophen oder einem mathematischen Werk: da ist dann mein Verstand in seiner legitimen Sphäre zu Hause. Aber wenn ich wirkliche *Musik* hören will, dann pilgere ich zu unseren Grossen, denen die Intervalle und die Tonleiter noch von Gott gegebene Dinge waren! Das Alphabet hat 24 Buchstaben, die Musik, bis heute, 12 Töne. Mit den 24 oder ein paar mehr Buchstaben hat die Menschheit allezeit Neues gesagt und wird Neues sagen können unter der Voraussetzung, dass man die Buchstaben nicht sinnlos permutiert (was ja der Dadaismus längst getan hat!), sondern zu sinnvollen Silben, Worten und Sätzen, die jeder Sprache a priori vorgegeben sind, gestaltet. Mit den 12 bisherigen Tönen hat die Musik immer etwas Neues ausgesagt und wird Neues aussagen können, aber nicht durch mechanische Permutierung der 12 gleichgeschalteten Töne, sondern unter Beobachtung der Tongesetze selbst, als da sind: die Hier-

archie der Intervalle, die Weltpolarität Dur-Moll, die Beobachtung der Gesetze der Skalenbildung, der Akkordik, Melodik, der Kadenzierung und der Formenbildung. Wirft man all dies – wie die Harmonik beweist: aus dem Tongesetz selbst gewachsenen Normen, also ebenfalls a priori vorgegeben! – über den Haufen, so kommen wir auf den prähistorischen Zustand der Buschneger zurück und landen auf dem Niveau einer primitiven Paukerei, Jazzerei, Jaulerei und motorisiertem Gestampfe, was einem von der ‹Neuen Musik› ja oft genug bereits im Konzertsaal als Neuestes vom Neuen vorgesetzt wird. Und klatschst Du dann, von dem Lärm fast taub geworden, nachher nicht wie ein Besessener oder bist Du damit irgendwie nicht 100%ig einverstanden, dann wirst Du von ‹höchster Ebene› noch, mit tiefstem Ton als ‹dumm› erklärt – wie ich es anno 1954 im Radio Bern zu meiner grossen Belustigung hörte! *Difficile est ...!*

Auf welche Abwege einen die Dur-Moll-Polarität doch bringen kann! Das heisst: ihre Nichtbeachtung und künstliche Unterdrückung! Natürlich bin ich mir klar darüber, dass es im Tristanstil nicht mehr weitergehen konnte und die Brahms- und Brucknerthematik und -akkordik ebenfalls erschöpft bzw. ausgeschöpft war. Ebenfalls darüber, dass neuer Wein brodelte und gärt und dass es, wahrscheinlich das einzige Verdienst der Neutöner war, neue Türen aufzustossen. Ich gehe sogar noch weiter: Vielleicht sitzt heute unerkant und unbekannt vor seinen Notenblättern ein neuer ‹Hölderlin›, vielleicht sogar mehrere, und schon aus diesem Grunde wäre ein prinzipielles Anrennen gegen alles Moderne, in der Musik wie anderswo, Unsinn. Versuchslaboratorien gibt es überall, wenn auch jeder weiss, dass die grossen Entdeckungen gegenüber der unendlichen Masse der Prübeleien zahlenmässig minimal sind. Und Du, mein Freund und Leser, warst immer mit mir einig, dass jeder entscheidende Schritt nach vorne, sei es in welchem Gebiet auch immer, mit einer Rückwendung zu einfacheren Formen und Problemen begonnen werden muss, sozusagen mit einem Sich-Wiederbesinnen auf die Wurzeln und das Wesentliche, auf Gesetz und Norm – hierin sehen wir das eigentlich schöpferische Moment der Tradition. Diese Rückwendung auf wieder einfache Ausgangspositionen darf aber nicht ein Rückfall in die Steinzeit oder in den Urwald sein, wie es in den heutigen Künsten Mode geworden ist. Im Urwald gibt es keine Tradition, nur Gewalt, Mord, Totschlag und ein wildes Sichauffressen im ‹Kampf ums Dasein›. [35] Tradition beginnt und *wird* durch eine dem menschlichen Unbewussten entspringende bewusste Gestaltung der Ordnungen und Normen, wie sie der Schöpfer in unsere Seele gelegt hat, von Ordnungen und Normen, die wohl auch in der Natur rudimentär enthalten sind, aber dort unter dem Zwang des Gleichgewichtes der Naturgesetze stehen, während der Mensch, und nur dieser, Gesetz, Ordnung und Norm schliesslich bewusst freischöpferisch zu gestalten vermag. Die ‹Sprache› und ‹Grammatik› dieser Normen, Ordnungen und Gesetze zu finden, darum bemühte sich die Menschheit von Anfang an in ihren Mythologien, Religionen, Dichtung und Künsten, Philo-

sophien und Wissenschaften. Und eben diese ‹Sprache› und ‹Grammatik› der Tradition ist es, in deren Urgründe man sich gerade dann immer wieder zurückversetzen und auf sie hinhören muss, wenn die alten Geleise ausgefahren sind und man neue Wege suchen will. Wirft man alle Tradition über Bord, so sitzt man unversehens in einer neuen Barbarei – Beispiele hierfür zu geben, erübrigt sich.

Nun kehren wir zur Ektypik unserer Kapitelüberschrift zurück und werden noch einige neuere Beispiele über den Dualismus, die Polarität usw. bringen.

Die ‹Zweiheit› der polaren Schenkelreihen unseres Lambdoma und seiner Dur-Moll-Vektoren:

Endlich  $0 \leftarrow \frac{1}{1} \rightarrow \infty$  Unendlich

kommt in der Philosophie *Hegels* zu einem Ausdruck, den wir uns näher anschauen müssen. Für Hegel gibt es kein Unendliches, das vom Endlichen, und kein Endliches, das vom Unendlichen ‹abgesondert wahrhaft real› wäre<sup>1</sup>. Der wahre ‹Begriff› ist die Untrennbarkeit des einen von dem andern. Nun macht aber Hegel dem für den ‹Idealismus› charakteristischen Sprung, ‹das Endliche *nicht* als ein wahrhaft Seiendes anzuerkennen›, anstatt Endlich *und* Unendlich in das ‹Konkrete, wahrhaft Seiende des Ideellen› hinaufzuheben. In diesem ‹Sprung› oder besser: in dieser Sonderung des Endlichen in das ‹nicht wahrhaft Seiende›, also in die Illusion der Maja, wo er zunächst diese Sonderung als ‹nicht real› ablehnt, sehe ich den Keim all jener Diskrepanz von Idee und Wirklichkeit, die ja für alle ‹idealistischen Systeme› seit den ältesten Zeiten charakteristisch ist. Für die Mystiker war von jeher, also auch ab initio, schon ‹im Sandkorn› die Idee Gottes oder ‹im Wassertropfen› das Meer der Gottheit, und zwar nicht als blosser Metapher, sondern ganz konkret im Sinne unserer Vorstellung:



Alle Seinswerte, seien sie aus dem ins Endliche, Begrenzende (0) oder ins Unendliche ( $\infty$ ) strebenden Sektoren des Lambdoma, streben nach der Gottheit ( $0/1$ ) und empfangen ihren Wert aus ihr. Hier wird auch der Unterschied des üblich logischen vom harmonikalen Philosophieren deutlich: die Logik bleibt in der ‹Zweiheit› stecken oder überbaut sie allenfalls durch die Einheit ( $\frac{1}{1}$  = Monismus). Vom Eidos ( $0/1$ ) weiss sie wohl als ‹Idee›, ‹Begriff›, ‹Geist› usf., aber sie identifiziert diese, die ‹Idee›, unzulässigerweise mit dem Begriff des ‹Unend-

<sup>1</sup> W. Moog: ‹Hegel und die Hegelsche Schule›, München 1930, S. 245.

lichen), welches aber – harmonikal (gehört) – noch in der (Zweiheit), im Dualismus steckt und ohne die (Materie), das (Nichts der Maja) (0), gar nicht existent ist, aber an sich (oder (für sich) in der Hegelschen Sprache) noch nichts mit dem Eidos (0/0) zu tun hat.

In einer wunderbaren Stelle seiner (Aesthetica in nuce) spricht Hamann intuitiv das aus, was das obige Stenogramm des Lambdoma enthält: (Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die Gott der Kreatur durch die Kreatur, die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, die Gott durch Menschen dem Menschen hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers spiegelt sich bis in dem Dialekte seiner Werke – *in allen ein Ton von unermesslicher Höhe und Tiefe!* Ein Beweis der herrlichsten Majestät und leersten Entäusserung! Ein Wunder von solcher unendlichen Ruhe, *die Gott dem Nichts gleich macht*, dass man sein Dasein aus Gewissen leugnen oder ein Vieh sein muss; aber zugleich von solcher unendlichen Kraft, *die alles in allem erfüllt*, dass man sich vor seiner innigsten Zutätigkeit nicht zu retten weiss!)

Typisch für die volle Erfassung des Dualismus als einer (Grundidee) einerseits, aber das Steckenbleiben in ihr andererseits – etwas, was gerade für viele Dichter und Philosophen, charakteristisch ist, so z. B. Pascal, Dostojewski, Schestow u. a. – ist ein Notiz *Friedrich Hebbels* in seinen (Tagebüchern)<sup>1</sup>: (Der Dualismus geht durch alle unsere Anschauungen und Gedanken, durch jedes einzelne Moment unseres Seins hindurch, und er selbst ist unsere letzte, höchste Idee. Wir haben ganz und gar ausser ihm keine Grundidee. Leben und Tod, Krankheit und Gesundheit, Zeit und Ewigkeit, wie eins sich gegen das andere abschattet, können wir uns denken und vorstellen, aber nicht das, was als Gemeinsames, Lösendes und Versöhnendes hinter diesen gespaltenen Zweiheiten liegt.) – Dieses (Gemeinsame, Lösende und Versöhnende) können wir uns aber harmonikal sehr wohl vorstellen – vgl. hierzu noch unseren nachfolgenden (Exkurs)! –; es liegt in dem Zeichen 0/0 beschlossen, und zwar nicht als Glaubenstat-sache (*credo quia absurdum*), sondern als ein von der Harmonik als (exakter Wissenschaft) erworbenes Wissen. Ein Pascal, Dostojewski und Denker und Dichter ihrer Art glauben wenigstens noch an Gott, an das (Gemeinsame, Lösende und Versöhnende) der Zwiespältigkeit dieser Welt. Aber nicht als folgerichtige Konsequenz, wonach der Dualismus drängt und aus der positiven Bewertung derselben, sondern aus der Verzweiflung darüber, dass sie aus diesem Widerstreit keinen Ausweg finden und sich nun in das (*credo quia absurdum*) flüchten. Im Grunde ist dies das Verhalten einer jeden Religion, aber es ist immerhin eine Haltung! Hebbel fehlt – wenigstens nach diesem Tagebuchzitat – jene Spitze der Vollendung, welche im Lambdoma das Zeichen 0/0 symbolisiert oder welche der Gläubige mit (Gott), Laotse mit (Tao), der Philosoph mit einem sinnvoll waltenden (Weltgeist) bezeichnet, und vielleicht mag dies ein Grund dafür

<sup>1</sup> Bong-Ausgabe, 9. Teil, Nr. 1766 vom Dezember 1840.

sein, dass, bei aller Anerkennung hoher dichterischer Qualitäten, einem beim Lesen und Hören der Hebbelschen Dichtungen immer ein Gefühl des Abrupten, Gewaltamen, Unvollendeten überschleicht, eben weil die versöhnende Einheit nicht erreicht wird.

Anlässlich des Auf- und Abwegs der beiden das Lambdoma sich polar durchdringenden Dur-Moll-Reihen merkt A. v. Thimus<sup>1</sup> in seiner etwas umständlichen Art an: (Die Entdeckungen der Naturwissenschaften unserer Tage drängen immer unwiderstehlicher dahin, die Wärme als ein Phänomen der Molekularbewegungen und die Erscheinungen der Wärme daher als mechanische Phänomene aufzufassen. Gegenüber insbesondere den neuesten Ermittlungen über das mechanische Äquivalent der Wärme, die Umwandlung der mechanischen Kraft in ein zu berechnendes Mass und der Wärme in die Leistung einer bestimmten Art mechanischer Arbeit – wird im Hinblick auf die neuere Hypothese über [das] Wesen des Stoffes, durch dessen Oszillationsbewegungen die Wärme erklärt werden soll, es auch erlaubt sein, die obigen Gegensätze auf die Antithese zu beziehen einer Massenbewegung oder Molekularbewegung der in den verschiedenen Formen der Aggregatzustände der stofflichen Gebilde in die Erscheinung tretenden dul-denden ponderablen Materie, und einer die aktive Quelle dieser Wirkung darstellenden ursprünglichen und lebendigen Kraft eines in den Wellenzügen seiner Lichtvibrationen den Weltenraum erfüllenden Äthers. Dies imponderable Fluidum zeigt in der Erscheinung der Absorption des Lichtes und der strahlenden Wärme und der aus dieser Absorption hervorgehenden mechanischen Leistung gleichsam einen Teil jener durch das Schöpferwort 'Es werde Licht' am ersten Schöpfungstage ihm verliehenen lebendigen Kraft, welche sich in den Erscheinungen der physikalisch-chemischen Wirkungen oder des physiologischen Lebens auf die einander verbundenen ponderablen Körperatome überträgt. Die Wissenschaft der Neuzeit ist mit den hier angedeuteten Lehrsätzen aber zu den Theoremen der urältesten Weisheitslehre zurückgekehrt.) – Dies schrieb Thimus in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Was würde er erst heute sagen, wo es schon beinahe bei den Physikern Mode geworden ist, den lieben Gott gleich einem Deus ex machina aus den Proszenien ihrer Formeln wieder auftauchen zu lassen! Ganz abgesehen von einer noch viel grösseren Anzahl von (Theoremen urältester Weisheitslehre), die besonders in der modernen Atomphysik und Naturphilosophie plötzlich wieder Aktualität gewinnen!

Mit diesen Bemerkungen A. v. Thimus' sind wir an der Grenze der Naturwissenschaften angelangt. Selbst der schwächste Versuch, innerhalb dieser Polaritäten und Dualismen [das übergeordnete Prinzip<sup>2</sup>] aufzustöbern, würde uferlos, ja oft genug zu Banalitäten führen – (Banalitäten) allerdings, weil wir des Nach-

<sup>1</sup> Bd. I, 180–181.

<sup>2</sup> Anm. des Herausgebers: So oder ähnlich müsste das Objekt lauten, das im Manuskript fehlt.

denkens über den bedeutsamen Hintergrund längst entwöhnt sind. Immerhin sind Atomkern und Elektronenhülle, die Polarisationserscheinungen der Kristalloptik, Hoch- und Tiefdruck der Meteorologie, Gravitation und Expansion in der Astrophysik, Wurzel und Stamm im Pflanzenreich, die Polarität des Geschlechts im Reich des Lebendigen, die vielen Symmetrien (Reziprozitäten) in fast allen Naturreichen und tausend andere hierhergehörige Dinge bei tieferem Nachdenken eben nicht nur «selbstverständlich», noch weniger Banalitäten, sondern weisen auf einen schon im Schöpfungsakt liegenden geheimen Dualimpuls hin, deren Prototypen wir in unseren harmonikalen Diagrammen und Theoremen, insbesondere dem des Lambdoma, klar und einfach ausgedrückt, «angesagt» finden. Fügen wir noch die logischen Polaritäten der reinen Geisteswissenschaften, der Mathematik und Philosophie hinzu und versuchen von letzterer eine Liste aufzustellen:

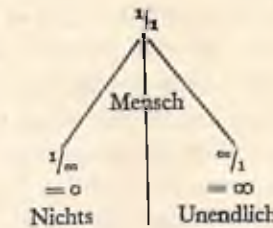
- Subjektivismus – Objektivismus
- Voluntarismus – Intellektualismus
- (Wille) – (Vorstellung)
- Aktivismus – Passivismus
- Freiheitslehre – Determinismus
- Rationalismus – Empirismus
- Dogmatismus – Kritizismus
- Theismus – Pantheismus
- usf.,

so sehen wir auch hier im menschlichen Bewusstsein dieselben polaren und dualistischen Kräfte ringen, die schon im Atom ihr Wesen treiben, ja es eigentlich konstituieren. Bis hierher hat also Hebbel durchaus recht, und es ist dabei besonders instruktiv, folgendes zu bemerken: Immer, wenn ein Denker durch Beobachten, Vergleichen, kausale Schlüsse oder direkt durch intuitive Schau zu den zwei Polen gelangt, so geschieht eines von dreien. Entweder er baut von hier aus eine Philosophie auf (Typ: Schopenhauers Welt als «Wille und Vorstellung») oder eine naturwissenschaftliche Lehre (Typ: Goethes Farbenlehre, wobei die Farbe aus einem Zusammenwirken des hellen mit dem dunklen Prinzip entsteht). Oder zweitens: er sucht nach einer Vereinigung der Gegensätze (Typen: Nikolaus von Kues mit seiner «coincidentia oppositorum», dann alle «monistischen» Bestrebungen). Oder drittens: er macht den Sprung aus dem «credo quia absurdum», d. h. weil er die Einung besonders in ethischer Hinsicht nicht findet, ins Religiöse (Typ: Pascal, Dostojewski, Schestow – heute gehören zu diesem Typ, allerdings weniger aus ethischen Gründen als von modernen physikalischen Entdeckungen und Überlegungen bestimmt, eine ganze Reihe der bekanntesten Physiker wie Einstein, C. F. von Weizsäcker u. a.).

Überall ist hier der Dualismus, eine ursprüngliche, nicht weiter rückführbare Polarität, das zeugende Moment und, anstatt die Beispiele weiter zu häufen, dür-

fen wir uns rückbesinnend die Frage stellen, was diese «Zweiheit» im tieferen Sinne eigentlich bedeutet, was sie uns zu sagen hat.

Das uns Nächststehende ist unser Ich. Das Zweite ist das «Du» – sei es die Welt ausserhalb von uns, sei es das durch Reflexion zu Beobachtende in uns. Dieses «Zweite» ist aber harmonikal selbst dual bzw. polar – wir können diese Situation des Menschen so in das Lambdoma einbauen:



Der Mensch steht harmonikal «in der Mitte» eines polaren Dualismus oder einer dualistischen Polarität zwischen dem Unendlichen und dem Nichts. *Er steht also nicht nur – der Irrtum der areligiösen Existentialisten – «vor dem Nichts», sondern ebenso vor dem Unendlichen!* Grenze und Grenzenloses, die Angst vor dem Nichts, der Mauer des Sinnlosen und die Freude, Hoffnung, ja die Gewissheit einer sich ins Unendliche weitenden und öffnenden Welt bestimmen zusammen das Wesen seiner Seele. Innerhalb dieser Zweiheit steht aber nicht nur der Mensch, sondern die gesamte Natur. Das ist eine unverrückbare Tatsache, die man durch tausende von Beispielen unterbauen kann und die wir nur mit wenigen belegten. Als eigentlichen Sinn dieses – noch nicht durch «Gut und Böse» verschärften – Dualismus sehe ich, genau wie in der Harmonik, das gegenseitige Sichdurchdringen zweier Weltprinzipien an (Dur-Moll, Begrenzendes-Unbegrenztes usw.), welche überhaupt erst das «Pleroma» (πλήρωμα = «Füllung») des Lambdoma, also den ganzen Reichtum, die Gestaltenvielfalt der Seinswerte ermöglichen. Natürlich kann ich mich rein intellektuell oder gefühlsmässig *nur dem einen Prinzip* von beiden hingeben: das eine Mal lande ich im Pessimismus, in der Verzweiflung des Nichts ( $0 \leftarrow 1/1$ ), im Nihilismus. Das andere Mal in einem ebenso einseitigen «Wolkenkuckucksheim» eines zerflatternden Optimismus, eines leeren Unendlichkeitsgefühls, dem jeder Halt nach dem «Begrenzenden» hin fehlt und welcher im «Unbegrenzten» verschwindet. Nur beide Prinzipien zusammen stellen den Menschen in die Mitte, gestalten den Kosmos zu dem, was er ist.

Wir wollen nun im nachfolgenden Exkurs untersuchen, wie sich die «Zweiheit» – immer noch unter absichtlicher Vermeidung des Gut-Böse-Dualismus, dem wir das nächste Kapitel widmen werden – in das harmonikale System einordnet und in welcher Beziehung der Dualismus zum Monismus ( $1/1$ , Origo, Monas, Schöpfergott) einerseits und zur Mystik ( $0/0$ , Eidos, Gottheitsbegriff der Mystiker) steht.

Exkurs: Dualismus – Monismus – Mystik  
(ihre Synthese im Lambdoma)

In der Geschichte der Philosophie und Naturphilosophie ist es seit alters üblich, unter den obigen drei Stichworten oder ihren Varianten drei verschiedene Verhaltensweisen des Menschen zur Welt und zu sich selbst zu bezeichnen, die sich nicht nur ausschließen, sondern sich mitunter aufs schärfste befehlen. Der Dualismus sieht die Gegensätze, die Antinomien dieser Welt und unseres eigenen Wesens, gibt sich entweder resigniert mit ihnen ab (Schopenhauer) oder flüchtet sich infolge der Unlösbarkeit des Dilemmas in die Religion. Der Monismus führt alle Erscheinungen entweder auf *ein* stofflich-materielles oder auf *ein* geistiges, besser logisch postuliertes Wesen zurück. Prototypen dafür sind der Haeckelsche Monismus und die Weltgeistlehren der idealistischen Philosophien. Auch der Pantheismus gehört hierher; denn wenn «Alles Eins» ist, dann ist eben Gott nicht nur Eins, die Monas, sondern Alles, d. h. der Theismus wird zum Pantheismus. Nur dann, wenn ich an die Spitze des Theismus den Schöpfergott stelle und unter Pantheismus die Einheit von Gott und Welt verstehe, bilden beide polare Begriffe. Die Mystik, die zu allen Zeiten und innerhalb aller Religionen und Philosophien ihre Vertreter hatte, lehnt sowohl den Dualismus als auch den Monismus und Pantheismus als «unwesentlich» ab und dringt zu einer obersten Wesenheit vor, die mit Worten nur unzulänglich fassbar und letztlich ein Geheimnis, ein Mysterium, aber dennoch höchste Wirklichkeit ist: das Nirvana der Buddhisten, die Gottheit Meister Eckhardts, der Ungrund Jakob Böhmes.

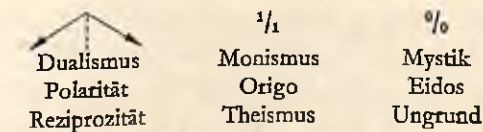
Lieber Freund und Leser! Wenn wir irgendeinem an philosophischen Problemen Interessierten, aber mit der Harmonik noch nicht Vertrauten sagen, dass in unserer Lehre diese obigen drei divergierenden Weltansichten sich «versöhnen», ja in logisch einwandfreier Weise in eine sinnvolle Beziehung zueinander treten, dass sie unter Beibehaltung ihres Eigenseins sich zu einer Synthese integrieren und, was für einen «Historiker» das Schlimmste ist, dass wir diese Synthese aus einem 2500 Jahre alten pythagoreischen Diagramm gewinnen, dass wir also die ganzen 2500jährigen Bemühungen der Philosophen um die Lösung dieses Problems nicht benötigen – dann begegnen wir oft genug einem mitleidigen Lächeln, ja einer entrüsteten Ablehnung und dem Vorwurf der Arroganz. Wenn wir dazu noch auf ein «Diagramm» verweisen, dann wird die ganze Sache als «Gnosis» oder kabbalistische Zahlenspielererei abgetan und, der Anforderung der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnistheorie nach, nicht ernst genommen.

Da nun aber alle harmonikalen Theoreme, insbesondere das Lambdomadiagramm, auf exaktwissenschaftlicher Basis gegründet sind und obendrein noch psychophysisch (Ton-Zahl!) ableitbar sind, also jenen verlangten Evidenzcharakter haben, wie sie ihn die Mathematik (Tonzahlen), die Physik (Gesetz der Obertonreihe) und die Psychologie (die Intervallnormen in unserer Seele) verlangen,

so sind wir nach allen Seiten hin gesichert und haben durchaus das Recht, aus unseren Diagrammen eben solche Folgerungen zu ziehen, wie es der Mathematiker und Physiker aus seinen Formeln tut. Die zeitliche Differenz von 2500 Jahren zwischen der pythagoreischen «Formel» und den Formeln der heutigen exakten Wissenschaften spielt dann gar keine Rolle; die Hauptsache ist, dass beide etwas auszusagen haben.

Wir behaupten also, dass nicht nur der Dualismus, sondern auch der Monismus (religiös: Theismus) und die Mystik harmonikal vereinbar sind und, unter Beibehaltung ihrer Eigenart, in einer sinnvollen Beziehung zueinander stehen. Diese Behauptung schwebt nicht in der Luft, sondern gründet sich auf bestimmte Gestalten des Lambdoma – einer Formel, deren «Wahrheit» jeder Mathematiker, Physiker und Psychologe mit den Mitteln und Methoden *seiner* Denkungsart und seiner Forschungsweise nachprüfen kann.

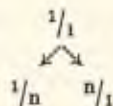
Wir werden diese drei Prinzipien, die sich im Lambdoma in den Symbolen:



finden, noch einmal kurz besprechen, da wir ihnen ja die vorhergehenden Kapitel I a, I b und I h mit entsprechenden ektypischen Beispielen ausführlich gewidmet haben. Ebendeswegen sind wir auch jetzt erst in der Lage, sie zusammenfassend zu betrachten.

1. Die *Monas* ( $\frac{1}{1}$ ) ist der Tatbestand, der gesetzt ist, von dem die Erkenntnis, die Untersuchung, die Forschung ausgeht. Ein Physiker setzt sich das Atom zum Ausgangspunkt seiner Forschung, ein Chemiker das Element, ein Botaniker die Pflanzenzelle usw. und ein Harmoniker den Ton. Forschungsmittel sind das Instrumentarium und die logischen Begriffe – für den Harmoniker das Monochord und die Mathematik und Geometrie der Tonzahlen. Überall wird der Tatbestand als «Einheit» gesetzt, d. h. Grund und Ausgang, Anfang der Untersuchung. Harmonikal ist es die Einheit der Saite, das Symbol  $\frac{1}{1}$ . Von da aus wird unterteilt, überteilt, das «Pleroma», die Fülle der Tonzahlen wird gewonnen, eine bestimmte Ordnung entsteht, kurz, die harmonikale Forschung macht da nichts anderes wie jede Forschung auch: sie sucht aus dem «Tatbestand» das Möglichste herauszuholen, Folgerungen zu ziehen und diese Folgerungen in ein System zu bringen. Und das System der aus der Einheit  $\frac{1}{1}$  der Saite entwickelten Folgerungen ist eben das Lambdoma. In diesem Symbol  $\frac{1}{1}$  des Lambdoma sehen wir nun alle jene Einheitslehren, Einheitsbegriffe, theistischen Gottesvorstellungen usw. ausgedrückt, die wir oben angeführt und in unserem Kapitel 2 ausführlich mit Beispielen aller Art belegt und erläutert haben.

2. Der in der  $\frac{1}{1}$  bereits implicite vorhandene Dual verlangt nun eine polare Evolution der Tonzahlen nach oben und unten, zunächst in den zwei primären Reihen



die wir «Schenkelreihen» nennen und in welchen sich die Dur-Moll-Polarität mit all ihren weiteren oben erwähnten und mit Beispielen illustrierten Varianten am augen- und ohrenfälligsten, ebenso in der «Haptik» ihrer Teilungen und Mehrungen, ausdrückt. Der «Dualismus» ist also innerhalb des Lambdoma und damit innerhalb der Harmonik eine ebensolche Wirklichkeit, Realität wie der «Monismus», und zwar sind sie hier keine Tatsachen, die nichts miteinander zu tun haben, sondern Prinzipien, die, trotz ihres Eigenseins und ihrer Besonderheit, in einer Vorstellung enthalten sind, nämlich in der harmonikalen Formel des Lambdoma.

3. Verbinden wir die Töne gleichen Charakters und gleicher Höhe, also die identischen Tonwerte innerhalb des Lambdoma oder mit anderen Worten: schreiten wir von einem Ton zum anderen gleichen Wertes und gleicher Höhe nach der Richtung der Entstehung des Diagramms zu, so bewegen wir uns immer auf geraden Linien (Richtungen), die sich alle in einem Punkt vereinigen, der oberhalb (ausserhalb) der  $\frac{1}{1}$  liegt. Nach der Logik der Tonzahlrationen erhält dieser Punkt den mathematischen Ausdruck  $\frac{0}{0}$ ; harmonikal bezeichnen wir dieses oberste Symbol mit Eidos, Gottheit, Ungrund. Gleich zu Anfang des Kapitels I A haben wir die harmonikal-technische Ableitung dieses  $\frac{0}{0}$ -Symbols beschrieben und eine grosse Anzahl von ektypischen Beispielen für seine geistige Bedeutung gegeben. Dieses Symbol  $\frac{0}{0}$  ist mathematisch nicht mehr rationalisierbar. Harmonikal bedeutet es jedoch den Inbegriff aller Seinswerte; denn von ihm aus wird, eben durch die Gleichtonlinien, jeder Tonwert durchstrahlt, erhält seine geistige Existenz, und umgekehrt richtet sich jeder Seinswert nach der  $\frac{0}{0}$  aus, kehrt durch alle seine Wiederverkörperungen in dieses geheimnisvolle, mystische Zentrum wieder zurück. Da das Symbol  $\frac{0}{0}$  keinen Tonwert mehr verkörpert, ist es für uns das Zeichen der «unbekannten Gottheit», eines Mysteriums, für das uns ein eindeutiger Name fehlt, von welchem wir aber wissen, dass es *existiert*. Dieses Mysterium ist das Ziel der Mystiker aller Völker und Zeiten, und es ist als Wirklichkeit im Lambdoma ebenso enthalten wie der Monismus und der Dualismus.

Und jetzt, lieber Freund, stellst Du die Hauptfrage: In welcher Beziehung stehen diese drei Prinzipien innerhalb des Lambdomas zueinander? Dass sie sich in *einem* System mit- und nebeneinander vorfinden, ist gewiss schon viel. Aber wie aspektieren sie sich, in welcher Weise sind sie sinnvoll aufeinander bezogen? Rein «geschichtlich», der Sukzession ihrer Entstehung nach, ist die Frage leicht

zu beantworten. Der Dualis der Einheit der Saite ( $\frac{1}{1}$ ) provoziert die Teilung und Mehrung nach unten und oben und damit implizite die «Füllung», das Pleroma, also den Dualismus, woraus das Lambdoma entsteht und welcher es durchdringt. Und aus den Gleichtonlinien dieses Pleroma gewinnen wir das oberste mystische Symbol der  $\frac{0}{0}$ .

Aber alle drei Symbole und Prinzipien, wie überhaupt alle Normen, haben einen geschichtslosen Eigenwert, sie stehen als «Ideen» hinter Raum, Zeit und Kausalität und müssen eben deswegen eine Kommunikation haben, die von einer kausalen Folge unabhängig ist. Diese Kommunikation ist, in unserem Falle, sechserlei Art:

1. Das Mysterium ( $\frac{0}{0}$ ) fasst sich als Einheit ( $\frac{1}{1}$ ), und diese tritt in die Zweiheit ( $\wedge$ ) ein, wodurch die Welt «ist».
2. Das Mysterium ( $\frac{0}{0}$ ) durchdringt den Dualismus der Welt ( $\wedge$ ); beide erhalten ihre kosmische Existenz durch die Einheit ( $\frac{1}{1}$ ).
3. Die Einheit ( $\frac{1}{1}$ ) existiert geistig nur durch das Mysterium ( $\frac{0}{0}$ ), aber sie allein schafft den Dualismus der Welt ( $\wedge$ ).
4. Die Einheit ( $\frac{1}{1}$ ) gebiert den Dualismus der Welt ( $\wedge$ ), aber diese ist bis in ihre letzten Seinswerte durchdrungen vom Mysterium ( $\frac{0}{0}$ ).
5. Der Dualismus ( $\wedge$ ), innerhalb dessen der gesamte Kosmos steht, hat seinen realen Ursprung in der Einheit ( $\frac{1}{1}$ ), diese aber ihren geistigen im Ungrund des Mysteriums ( $\frac{0}{0}$ ).
6. Der Dualismus – durch die Gleichtonlinien des Pleroma – führt auf das Wissen um die geistige Existenz eines Mysteriums ( $\frac{0}{0}$ ); von beiden ( $\wedge$  und  $\frac{0}{0}$ ) hätten wir aber keine Kenntnis, wenn die Einheit ( $\frac{1}{1}$ ) nicht wäre.

Diese sechs Permutationen scheinen zunächst ein Spiel mit Worten und Begriffen, aber ein genaues und aufmerksames Durchdenken der sechs Triaden wird zeigen, dass jede von der anderen, trotz scheinbarer Wiederholungen, dennoch eine andere Gestalt für unsere Erkenntnis hat. Ein musikalisches Beispiel möge das erläutern. Die drei Töne

g e d

kann ich, genau wie die obigen Symbole, in sechsfacher Weise permutieren (s. S. 356).

Man darf sich diese 6 melodischen Typen nur auf einem Klavier vorspielen, um sofort zu *hören*, dass es sich um 6 ganz bestimmte verschiedene musikalische Gestalteinheiten handelt, trotz einem Tonmaterial von nur 3 Tönen!

In eben dieser Weise möge der freundliche Leser die Permutationen der obigen 3 harmonikalen Symbole innerlich aufnehmen. Da er ja über diese Symbole  $\frac{0}{0}$ ,  $\frac{1}{1}$  und  $\wedge$  in den vorhergehenden Abschnitten ausführlich unterrichtet worden ist, bleibt ihm die Freiheit, auch andere Worte und Begriffe dafür zu wählen. Wesentlich an unserem Beispiel war zu zeigen, wie drei in der Philosophie entweder isolierte, auseinanderfallende oder logisch schwer zu vereinigende Begriffe



sich im harmonikalen Grunddiagramm nicht nur vereinigt finden, sondern ontologisch, seinsmässig, vom Aspekt des Ewigen her in eine ganz bestimmte Kommunikation zueinander treten, Und die Permutation soll eben zeigen, dass die zeitliche Reihenfolge hier keine Rolle mehr spielt, sondern dass jede Norm von jeder andern aspektiert, jede zur andern in Beziehung treten kann. Wir können das in unserer Begriffssprache freilich nur sukzessiv ausdrücken, aber die sechsfache «Wandlung» der drei Symbole soll zeigen, dass das Kausalprinzip hier im Grunde irrelevant ist und in ein Entsprechungsdenken übergeht, wo das Vorher und Nachher im Jetzt, d. h. im Sein der Idee verschwindet.

## J. Der Kampf der Götter (Gut - Böse; Wert - Unwert; Das Quintendiagramm)

Lieber Freund! Lange, sehr lange habe ich gezaudert, dieses Kapitel zu beginnen. Mit zunehmendem Alter wächst die Verantwortung eines Schreibenden. Nicht, dass sie vordem gefehlt hätte - jedes Wort ist für einen hörenden Menschen eine tönende Signatur aus dem Ewigen - aber es gibt eine Witterung des Alters, eine fortschreitende Sublimierung des geistigen Sinnes, ein Sich-wieder-Zuwenden zu den Ursprüngen, zu den einfachen Dingen des Denkens und des Daseins, was einen oft genug dazu verführt, die Feder aus der Hand zu legen und sich einer reinen Meditation zu ergeben.

Aber hier handelt es sich noch um ein Anderes, Zusätzliches. Das Problem Gut-Böse - ein Problem für den Verstand, aber ein Kampf der Götter im Kosmos und in unserem Herzen - trifft Bewusstsein und Existenz in derart bedrohender Weise, dass Erzengelkräfte dazu gehörten, wenn man sich einbilden wollte, die Summe des Unheils auf dieser Welt mittels unseres Erkenntnisvermögens auch nur annäherungsweise bewältigen zu können. Was wären da Worte, und seien sie aus puren Edelsteinen der Logik geschliffen, und hätten sie alle Klänge der himmlischen Heerscharen in sich - arm und hilflos bleiben wir zurück, weiter in die teuflischen Kreise dieses Weltübels eingespannt und ohne jede Hoffnung, ihm irgendeinen Sinn im Unsinn abzurufen.

Wie Du weisst, lieber Freund, ist für uns alles letztlich rätselhaft, ein Geheimnis, ein Mysterium. Mysterien aber *sind*, sagt Hölderlin. Sie sind die Grenzen für den Mythos, wie die Urphänomene die Grenzen für die Wissenschaft. Bis zu diesen können wir vorstossen - in unserem Falle bis zu den harmonikalen Wertformen und den Signaturen der harmonikalen Diagramme.

Dem Nicht-Harmoniker ist es schwer zu erklären, warum für uns diese Signaturen doch noch mehr bedeuten als die rein logisch-denkerischen Versuche, irgendein Problem so weit zu entschleiern, bis hinter den Schleiern das Urphänomen sichtbar, hörbar wird. Auch uns erfasst vor dem Urphänomen das Staunen, die Ehrfurcht und das Schweigen. Aber es ist für uns das Schweigen der *ἁρμονία ἀφανής*, der geheimnisvollen Harmonie, hervortönend aus der Wirklichkeit des Symbols («Mysterien aber *sind*!») und als solches - jedes Urphänomen ist Symbol! - in einer viel tieferen Weise unsere Wesenheit affizierend, erfüllend und bestimmend als ein blosses *Wissen* um die Grenze des Noli me tangere.

Wir werden also nicht mit Worten und Begriffen, die aus rein intellektuellen Überlegungen stammen, das Problem von Gut und Böse zu «lösen» versuchen, sondern wir werden die Worte und die Begriffe dazu benutzen, um die Signaturen, die Symbole zu beschreiben, die uns die harmonikale Forschung hinsichtlich dieses «Kampfes der Götter» zur Verfügung gestellt hat.

Fast in jedem unserer Werke, lieber Freund, haben wir uns in geheimer Rede



und Gegenrede mit diesem – im Sinne logischen Denkens wohl einzigen ›Welt-rätsel‹ auseinandergesetzt. Es wird also schon zu unserer Selbstkontrolle gut sein, wenn wir, nach der Sukzession unserer Bücher, uns der Beschreibungen dieser Versuche erinnern. Danach wollen wir, wie in diesem Werke üblich, die Geister der Vergangenheit beschwören und zum Schluss die Summe dessen ziehen, was sich aus dem Verhältnis der harmonikalen Ansätze zu den bisherigen anderweitigen Lösungsversuchen gewinnen lässt.

### 1) Die harmonikalen Ansätze

a. Im ›Hörenden Menschen‹ (1932) habe ich S. 191 ff. mittels einer bestimmten Methode die Planetenabstände untersucht, sie in Noten aufgezeichnet und ebenda S. 365 ff. das Fazit aus dieser Untersuchung gezogen: ›Wir haben anlässlich der harmonikalen Analyse der Planetenabstände gesehen, dass hier innerhalb des reinen diatonischen Anlageplans, dem auch heute noch die Planetenörter ausserordentlich nahe kommen, gerade der offenbar zertrümmerte Asteroidenplanet ›Luzifer‹ die wichtigste und sozusagen schönste Stelle einnahm. Der harmonikale Ort für diese Stelle war die Dur-Terz, d. h. der Ton, welcher die durtonale, positive, optimistische Konfiguration des Planetenraumes entschied. Er stand aber auch an der gefährlichsten Stelle, nämlich an dem Ort der Teiltonentwicklung, wo sich diese zum ersten Mal enharmonisch spaltet. Für den Harmoniker ist es evident, dass diese Zertrümmerung den tiefen äusseren und inneren Grund für die Tragik der ›Zerrüttung‹ schuf, an der unser Planetensystem und alles, was sich auf ihm befindet, leidet. Noch ist das Gesetz der Planetenharmonik genau zu erkennen, aber jeder dieser Himmelskörper steht nicht mehr genau an der ihm durch das Gesetz zugemessenen Stufe. Es ist so, als ob man ein Schachbrett durch einen Stoss kurz erschüttert hätte; die vordem genau auf ihren Plätzen sich befindenden Figuren sind dadurch alle etwas aus ihrer Lage gebracht, der aufmerksame Schachspieler wird jedoch aus der Gesamtsituation schnell wieder die richtigen Positionen erkennen und die Figuren wieder ordnen. Es muss eine ungeheure, alle Vorstellung überschreitende Katastrophe gewesen sein, welche damals in den Urzeiten unseres Kosmos das Sonnensystem erschütterte, und es ist gar nicht anders möglich, als dass diese Zerrüttung sich tief in die Individualität eines jeden Planeten hineinfraß und jede seiner Manifestationen bis ins Innerste infizierte. Wir finden denn auch eine mehr oder weniger klare Überlieferung dieses ›Abfalls‹ nach einem vorhergehenden ›paradiesischen‹ Zustand nicht nur in sämtlichen Religionen und Mythologien, sondern auch in den Sagen und Märchen, die bis in unsere Zeit hinauf lebendig geblieben sind. Erst der von der Natur und dem Empfinden losgelöste Intellekt darf den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, so ›klug‹ gewesen zu sein und diese kosmische Tatsache für

einen ›Irrtum‹, Ammenmärchen oder bestenfalls für einen astronomisch ›möglichen‹ Fall zu halten.›

Hier ist also der ›Zerrüttungsfaktor‹ in gewissem Sinne kosmogonisch-harmonikal nachgewiesen. Natürlich muss man, um diesen Nachweis für unsere Erkenntnis realisieren zu können, dem ›Leittonschritt‹ von der bisherigen wissenschaftlichen Denkungsweise zur harmonikalen vollziehen. Das heisst, man muss dem Hören und seinen Gesetzen (Akustik) als Sinnesapperzeption denselben wissenschaftlichen Erkenntniswert zugestehen wie dem Sehen (Optik) und dem Tasten (Haptik), als auf welchen beiden letzten Sinnesdaten letztlich unsere ganze heute ›wissenschaftliche‹ Denkungsweise beruht. Und dass wir das Denken, mit dem Gehirn als physiologische Basis, mitsamt seinen Gesetzen (Logik) zu den *Sinnen* rechnen und es nur als ein Regulativ, ein ›Schaltwerk‹ für die übrigen Sinnesdaten ansehen<sup>1</sup> und dass wir das ›Geistige‹, als die höchstmögliche dem Menschen erreichbare Stufe, jedem Sinn zugestehen, durchaus nicht nur dem Denken allein – das ist eine weitere Voraussetzung, ohne die meiner Überzeugung nach keine Weltauslegung zu einer wirklich umfassenden Synthese kommen kann.

b. Im ›Grundriss‹<sup>2</sup> habe ich mich wieder auf den obigen kosmogonischen ›Zerrüttungsfaktor‹ bezogen, das Problem Gut–Böse aber in die Differenz von *Norm–Gesetz*<sup>3</sup> transzendiert. Ich schrieb dort<sup>4</sup>: ›Ganz allgemein ist bei allen derartigen harmonikalen Untersuchungen die harmonikale Methode die, dass mittels der Mathematik der Tonzahlen die in uns liegende psychische Norm in der Natur der Dinge aufgesucht und die Differenz dieses Normenhaft-Morphologischen zum Naturhaft-Gesetzmässigen festgestellt wird. Im Hintergrund steht also das Begriffspaar Rein–Unrein, welches sich auf der Seite der Welt des Seins in das Begriffspaar Richtig–Falsch und auf der Seite der Welt der Werte in das Begriffspaar Gut–Böse potenziert. Zwischen diesen Endfällen liegt dann die ganze Fülle der ethischen und moralischen Beziehungen und Bindungen.‹ Die Harmonik unterscheidet also das Gesetzhafte vom Normenhaften. Das Gesetz unterliegt dem Muss, der allgemeinste Ausdruck hierfür ist das System der Naturgesetze, von der heutigen Physik und Naturwissenschaft in den Wahrscheinlichkeitsformeln eingefangen und determiniert. Die Norm unterliegt dem Soll, von der bisherigen Philosophie als die Welt der Werte (das Wahre, das Gute, das Schöne) bezeichnet. Die Harmonik zeigt jedoch, dass das Normenhaft weit in die Natur hineinreicht, dort längst vor dem Auftreten des Menschen existiert und dass andererseits das Gesetzmässige ebenso viele Äusserungen der menschlichen Zivilisation und Geschichte bestimmt – wir werden in Kapitel III b ausführlicher darauf zurück-

<sup>1</sup> Vgl. die harmonikale Sinnentheorie in der ›Akroasis‹ S. 105 ff. und im ›Lehrbuch‹ S. XLVII ff. sowie die harmonikale Anthologie ›Bevor die Engel sangen‹ S. 9.

<sup>2</sup> ›Die Wesensethik‹, 1938, S. 299 ff.

<sup>3</sup> Vgl. nachher Kapitel III b.

<sup>4</sup> S. 302.

kommen. Es ist klar, dass innerhalb der Dialektik dieser beiden Prototypen Norm und Gesetz ein universelles ethisches Prinzip verborgen sein muss, welches in unserem menschlichen existenziellen Bewusstsein dann als Gut und Böse zum Ausdruck kommt.

c. Im «Lehrbuch» § 57, 5 (S. 234f) ist anlässlich des Raum-Zeit-Problems bei dessen harmonikaler Analyse auch das Zerrüttungsproblem damit in Beziehung gebracht. Die merkwürdige Erfahrung, dass «Raum» und «Zeit» für unser Denken kaum zu vereinbarende Tatsachen sind – ihre Subsumierung unter den Begriff der «Anschauungsformen» bei Kant ist keine Erklärung, noch weniger eine Vereinheitlichung dieser doch so verschiedenen ungeheuren Tatsachen! – bekommt unter harmonikalen Aspekten eine neue Deutung. Schon im Urphänomen der Tonzahl ist Raum und Zeit in einer ganz bestimmten Weise, nämlich reziprok, verknüpft:

	Frequenzen (Zeit)							
.	.	$\frac{1}{3}f_{,,}$	$\frac{1}{2}c$	$\frac{1}{1}c$	$\frac{2}{1}c'$	$\frac{3}{1}g'$	.	.
.	.	$\frac{3}{1}f_{,,}$	$\frac{2}{1}c$	$\frac{1}{1}c$	$\frac{1}{2}c'$	$\frac{1}{3}g'$	.	.
	Saitenlängen (Raum)							

Bei gleichbleibenden Tonwerten verhalten sich also die Zahlen der Frequenzen (Zeit) und die Zahlen der Saitenlängen (Raum) reziprok zueinander. Im System der Teiltonkoordinaten bzw. des Lambdoma kommt diese Reziprozität noch innerhalb der räumlichen (Saitenlängen) und der zeitlichen (Frequenzen) isoliert zum Ausdruck: rechts und links der Zeugertonachse stehen, gleich weit entfernt, lauter reziproke Rationen mit gleichen Intervallwerten:

(1/1)

$\frac{1}{3}f_{,,} \quad \cdot \quad \frac{3}{3}c \quad \cdot \quad \frac{3}{1}g'$

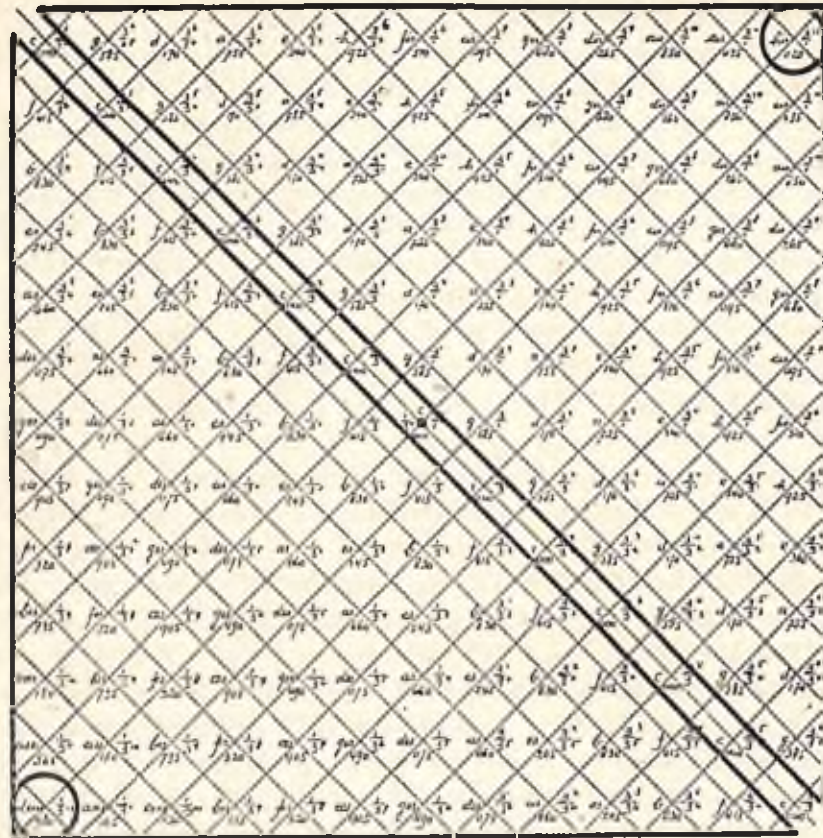
Quintoktav Oktavquint

wobei aber die zwei Sektoren (>1 und <1) in ihrer Zahlenmorphologie verschieden sind: der eine weitet sich äquidistant aus ins Unendliche nach oben ( $\rightarrow \infty/1 = \infty$ ), der andere zieht sich perspektivisch zusammen ins Unendliche nach unten ( $0 = 1/\infty$ ). Verfolgt man diesen Befund weiter<sup>1</sup>, so bemerkt man, dass bei maximaler Indizierung (beim Index =  $\infty$ ) die äquidistante Diagrammhälfte die perspektivische, sei es räumlich (Saitenlängendiagramm) oder zeitlich (Frequenzdiagramm), derart überragt, dass die perspektivische dagegen, obzwar in ungeheurer Konzentration, völlig verschwindet. Da nun unser wissenschaftliches Denken immer vom «Unendlichen» her befruchtet, organisiert ist, sehe ich in diesem harmonikalen Befund eine der Ursachen dafür, warum unser übliches

<sup>1</sup> Das Nähere ist im «Lehrbuch» S. 234f. zu finden.

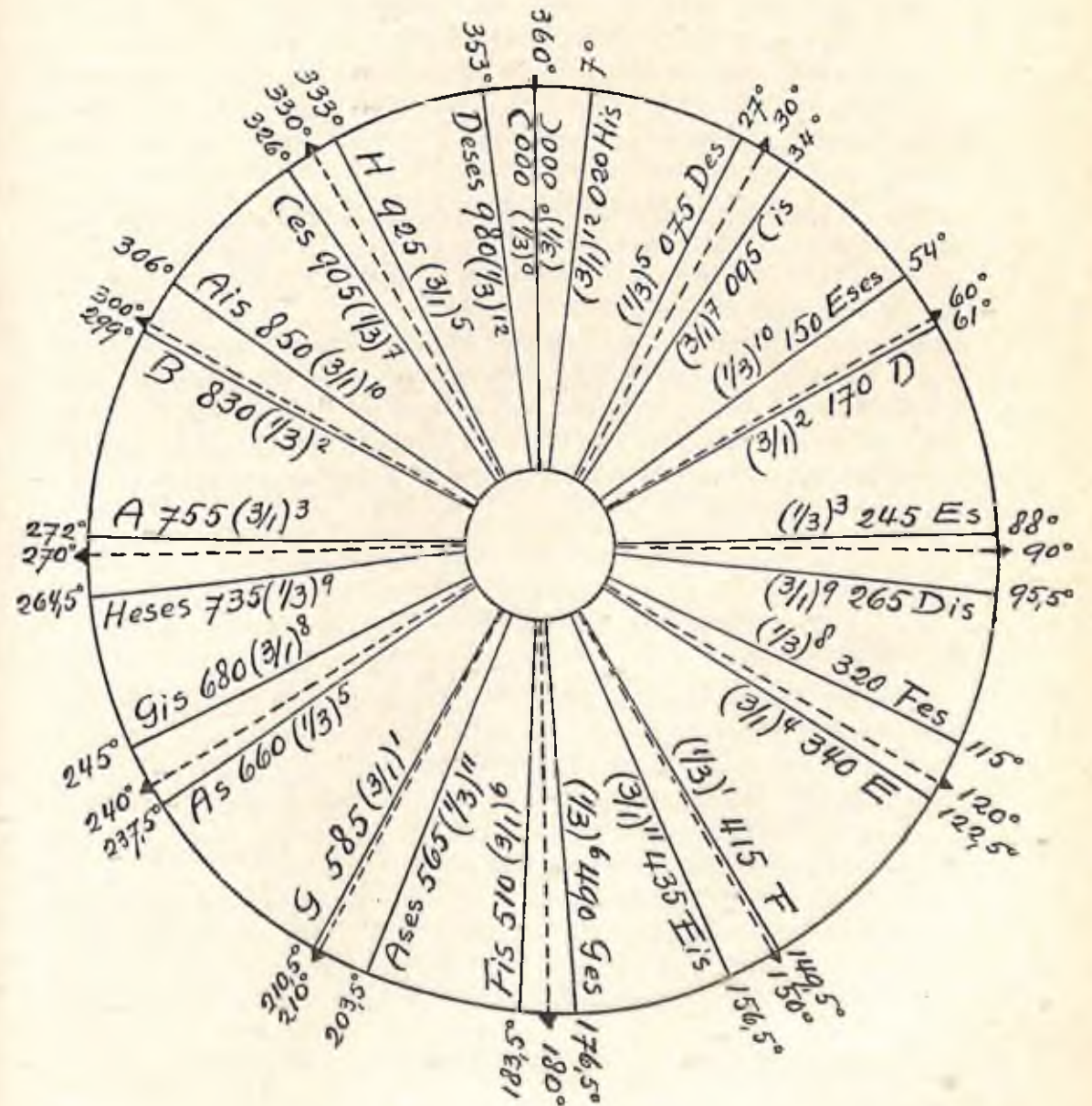
wissenschaftliches Denken Raum und Zeit nicht zusammenbringen kann, allen falls durch eine rein formal-logische Operation als «Anschauungsformen», was aber selbst unserem Denken so gut wie nichts sagt. Hier, an diesem Punkt, liegen nun auch die Ansätze dafür, dass alle nur-dualistischen Denkungsweisen diese beiden Pole des ins Nichts Verschwindenden, in einer ungeheuren, abgründigen Zusammenschumpfung sich Verlierenden einerseits und des ins Unendliche sich maximal nach oben Ausweitenden mit den beiden ethischen Polen Böse-Gut gleichgesetzt haben. Allenfalls kann man in den <1-Vektor dieser Polarität mit Jakob Böhme die ideelle Möglichkeit für den «Abfall», den «finsternen Grund», den «Stachel» der Welt sehen, aber nicht das effektiv Böse hineinragen (Ormazd-Ahriman) – doch darüber haben wir bereits oben im vorangehenden Kapitel I h (Die Zweiheit) gesprochen. Abschliessend, und dies Problem nach dem heutigen Stand der Harmonik darstellend, sei aus dem «Lehrbuch» (S. 235f.) die hierhergehörige Stelle zitiert: «Harmonikal können wir noch einen Schritt weitergehen. Diese 'ideelle Möglichkeit' des Negativen (des <1-Sektors des Lambdoma), die ja in jedem begrenzten Index schon sichtbar wird und ist, steigert sich zur 'ideellen Wahrscheinlichkeit' eben dann, wenn die Indices nicht mehr begrenzt sind, sondern maximal auf Unendlich angesetzt werden. Dann tritt das ein, was ich den 'Bruch zwischen Raum und Zeit' nenne. Dann verschwindet der <1-Sektor zu jener erwähnten ungeheuren Konzentration und es bleibt das Nur-Raumhafte oder Nur-Zeithafte (Saitenlängen oder Frequenz) übrig, also diejenige Art unseres Raum- und Zeitbegriffs, die keine Teilnahme aneinander zu haben scheint und deren begriffliche Synthese uns so grosse Schwierigkeiten macht [weil wir nur vom Unendlichen her zu denken gewohnt sind]. Dieser Raum- und Zeitbruch, dieses Auseinanderfallen zweier so existenzwichtiger Prinzipien in unserem Denken macht dieses aber im tieferen Sinne 'luziferisch', d. h. unser Denken ist damit a priori mit dem 'Stachel' des Negativen infiziert, und wir können nur durch Meditationen und Betrachtungen der obigen Art uns wieder hinsichtlich des Entstehens, des Charakters und der gegenseitigen Beziehungen des Negativen zu den zwei grossen Prinzipien Raum und Zeit einigermassen zurechtfinden.» Und – so fügen wir heute hinzu – diese Beziehungen innerhalb der weiteren harmonikalen Deutungen des Gut-Böse-Problems einordnen.

d. Von diesen ist die zweifellos interessanteste das von Gustav Fueter nach dem Schema des Lambdoma konstruierte «Quintendiagramm» – ein Intervallpotenzdiagramm auf Grund des ersten und wichtigsten Intervalls nach der Oktave, der Quinte. Dieses Quintendiagramm ist, wie alle derartigen Diagramme, im Grunde ein Extrakt aus den Teiltonkoordinaten, dem Lambdoma. Seine Konstruktion findet sich, nach Massgabe des «offenen» oder «vollständigen» Teiltondiagramms, im «Lehrbuch» § 39, 2 c (S. 190ff.) angegeben, seine kosmogonische Bedeutung ist ebenda § 54,7 (S. 287) diskutiert. Wir geben das Diagramm hier wieder:



Kann man das Intervall der Quinte in gewissem Sinne als das «Götterintervall» bezeichnen, weil es als erstes nach dem Rahmenintervall der Oktave die wichtigste, das Tongeschehen in Gang bringende Position einhält, so verkörpert es im Gegensatz zum Lambdaoma eine hieratische Tonwelt, eine Götterwelt, welche, des Dur-Moll-Dualismus noch nicht teilhaftig und geschlechtslos, in unnahbarer Vollkommenheit rein lineare Prinzipien (identische Tonlinien von links oben nach rechts unten; Ganztonleitern von links unten nach rechts oben; Quintschritte in den Senkrechten und Waagrechten; Material zu diatonischen, chromatischen und enharmonischen Tonleitern) auszudrücken scheint. [36] Das Wichtigste aber ist, dass in diesem Diagramm die merkwürdige Tendenz besteht, sich in zwei völlig voneinander unabhängige Teile zu spalten und ohne den Zeugerton (die Origo  $\frac{1}{2}$ ) auszukommen – die obige Figur verdeutlicht das durch Einfassung der zwei Sektoren mit dicken (roten) Linien. Dieser Zeugerton – in der harmonikalen Symbolik der Schöpfungsgott – ist hier völlig isoliert; die beiden feindlichen Hälften stehen sich kampfbereit gegenüber und jede bildet sich einen Ersatzzeugerton, die obere in der Ration  $(\frac{3}{1})^{12}$  his und die untere in der Ration  $(\frac{1}{3})^{12}$  deses rechts

oben und links unten. Die einzige «Verbindung» zwischen den beiden Diagrammhälften (wenn wir die Quintschritte als das stereotype Moment ausser acht lassen) besteht in den Ganztonleitern, den Schrägdiagonalen von links unten nach rechts oben; aber man darf diese Ganztonleitern nur hören, um noch ein zusätzliches, ja unnatürliches Spannungsfeld zwischen den beiden Sektoren feststellen zu müssen.



Noch eindeutiger wird dieses feindliche Verhalten, dieser «Kampf der Götter», wenn wir sämtliche Rationen des Quintendiagramms oktavreduziert in Polarkoordinaten (vgl. die Abb. auf S. 363) übertragen und sie noch linear getrennt wie folgt herauschreiben:

	$(\frac{1}{3})^9$	$(\frac{1}{3})^{10}$	$(\frac{1}{3})^3$	$(\frac{1}{3})^8$	$(\frac{1}{3})^4$	$(\frac{1}{3})^6$	$(\frac{1}{3})^{11}$	$(\frac{1}{3})^5$	$(\frac{1}{3})^9$	$(\frac{1}{3})^2$	$(\frac{1}{3})^7$	$(\frac{1}{3})^{12}$
	des	cses	es	fes	f	ges	ases	as	bes	b	ces	deses
Log:	075	150	245	320	415	490	565	660	735	830	905	980
Diff:	75	75	95	75	95	75	75	95	75	95	75	95

(5 × 95); (7 × 75)

	$(\frac{2}{3})^7$	$(\frac{2}{3})^2$	$(\frac{2}{3})^9$	$(\frac{2}{3})^4$	$(\frac{2}{3})^{11}$	$(\frac{2}{3})^6$	$(\frac{2}{3})^1$	$(\frac{2}{3})^8$	$(\frac{2}{3})^3$	$(\frac{2}{3})^{10}$	$(\frac{2}{3})^5$	$(\frac{2}{3})^{12}$
	ces	d	dis	e	eis	fis	g	gis	a	ais	h	his
Log:	095	170	265	340	435	510	585	680	755	850	925	020
Diff:	75	75	95	75	95	75	75	95	75	95	75	95

(5 × 95); (7 × 75)

Hier sehen und hören wir zwei sich enharmonisch äusserlich wohl nahestehende, aber innerlich, d. h. ihrer Herkunft nach grundverschiedene chromatische Skalen mit ihren Ersatzzeugertönen. Sie verzichten auf den Demiurgen, die Origo  $\frac{1}{1}$ , der sie doch eigentlich ihr Dasein zu verdanken haben, sie emanzipieren sich, stehen einander gegenüber, was durch die gestrichelt eingezeichneten temperierten 12 Halbtöne noch anschaulicher hervorgehoben wird. Wir haben hier also, harmonikal-symbolisch gesprochen, den exakten psychophysischen Nachweis eines uralten mythologischen und religiösen Theorems: nämlich eines bereits in der «Götterwelt» eingetretenen Bruches, Streites, Kampfes und einer damit verbundenen Abwendung von Gott (Origo =  $\frac{1}{1}$ ). [37]

## 2. Ektypik

### a. Mythologisches

Nach den neuesten Anschauungen der Astrophysik steht «im Anfange der Kosmologie eine Katastrophe, über die nichts Näheres ausgesagt werden kann».<sup>1</sup> Vor  $2 \times 10^9$  Jahren ist das in einer hypothetischen Urmasse konzentrierte Universum auseinandergeplatzt, explodiert und in die Milchstrassensysteme auseinandergestoben. Noch heute hält diese Fliehkraft an – auch über sie gibt es exakte Masse, die unsere Vorstellung ebenso übersteigen wie  $2 \times 10^9$  Jahre.

Bewegt sich also die moderne Physik in solchen Katatrophenvorstellungen, so knüpft sie da im Grunde nur an die alten Mythen von einem «Kampf der Götter» an, die fast in allen Mythologien am Beginn ihrer Kosmologien stehen und den wir in unserem «Quintendiagramm»<sup>2</sup> harmonikal-prototypisch nachgewiesen haben.

<sup>1</sup> Hermann Friedmann: «Wissenschaft und Symbol», 1949, S. 145.

<sup>2</sup> Oben S. 362 ff.

In den Upanishaden<sup>1</sup> heisst es: «Zwiefach waren die Kinder des Prajapati [Personifikation der Schöpferkraft der Natur], Götter und Dämonen. Von ihnen waren die schwächeren die Götter, die stärkeren die Dämonen. Selbige stritten um diese Welten. Da sprachen die Götter: «Wohlan, lasst uns die Dämonen beim Opfer durch den Udgitha [Gesang] überwinden!» Da sprachen sie zur Rede: «Singe du für uns den Udgitha!» «So sei es», sprach sie. Da sang die Rede für sie den Udgitha. Der Nutzen, der in der Rede ist, den ersang sie für die Götter, dass sie Schönes redet, das für sich selbst. – Da merkten jene [die Dämonen]: «Durch diese als Sänger werden sie uns überwinden», drangen auf dieselbe ein und erfüllten sie mit Übel. Das Übel, dass sie so Unziemliches redet, das eben ist jenes Übel.» Genau so sprechen die Götter zum Geruche, zum Auge, zum Ohre, zum Manas, zum Lebensodem (lauter Gottheiten!) und bitten diese, durch ihren Gesang ihnen zu helfen, was aber nur zum Übel ausschlägt. Erst als sie den Prana, den Lebensodem, bitten, ihnen durch seinen Gesang beizustehen und die Dämonen auf diesen eindringen, «stoben sie auseinander und vergingen». Dadurch erlöst wiederum Prana die anderen Gottheiten vom Übel und transzendiert jede über den Tod hinaus: die Rede macht Prana zum Feuer, darin flammt sie; den Geruch macht er zum Winde, als dieser reinigt er; das Auge macht er zur Sonne, als diese glüht es; das Ohr macht er zu den Weltgegenden, hierdurch ist auch es über den Tod hinausgeschritten; das Manas wird zum Monde, als dieser glänzt es. Und die Dämonen versetzt Prana mit dem Übel an die Grenzen der Welt ( $0 \leftarrow \frac{1}{\infty} \leftarrow \frac{1}{1}$ )!

In diesem Kampf der Götter mit den Dämonen interessiert uns – neben anderen, hier nicht zu diskutierenden harmonikalen Momenten – vor allem die Überwindung des Naturhaft-Gesetzmässigen (Dämonen) durch den Gesang (Udgitha) der Götter, also durch akustische Beschwörung.

Am Beginn der altpersischen Kosmologie steht der Kampf zwischen Ormazd und Ahriman, des guten und bösen Prinzips. Beide sind durch die (ewige) Zeit geschaffen – jenen obersten metaphysischen Begriff der Zend-Spekulation, den wir bereits oben als «Zervan akaranan» kennengelernt haben und in welchem wir vielleicht eine vorbewusste Erkenntnis des Akroatischen (Zeit, Schwingung) annehmen dürfen. Im «Bundahish», der Kosmogonie der Parsen<sup>2</sup>, wird über Ormazd und Ahriman gesagt: «Diese beiden Wesen, in Unendlichkeit des Guten oder Bösen verschlungen und ohne Grenzen künftiger Fortdauer, wurden sichtbar durch Vermischung; ihre Wohnungen – des grossen Ormazd Erstes Lichtreich und Ahrimans Urfinsternis – hatten auch keine Grenzen. Einsam lebten sie in der Mitte dieser Abgründe: und Einer nahete sich zum Andern ...» Und nun rüsten sich beide zum Kampf: «Ormazd, der alles weiss, erhob sich, sah Ahrimans

<sup>1</sup> Übersetzt von Deussen, Jena 1914, fol. 64 ff.

<sup>2</sup> Vgl. zum Folgenden: «Zend-Avesta», nach Anquetil-Duperron, übersetzt von Kleuker, Riga 1776, Bd. III, S. 55 ff.

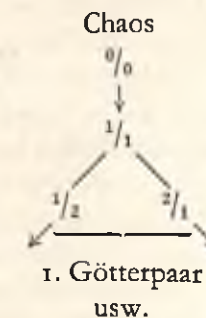
Volk – grässliches Volk! Sein Hauch nur Fäulniss, Bosheit der Schöpfung unwert. Ahriman erblickte Ormazd's Volk, Volk in Scharen, Volk in Herrlichkeit ... Ormazd bietet zwar Ahriman mehrfach Frieden an, den jedoch Ahriman ablehnt, und es beginnt der Jahrtausende dauernde Kampf zwischen Licht und Finsternis, aus dessen hochdramatischen Episoden nur eine herausgehoben sei: «Ahriman drang ins Feuer und liess schwarzen Rauchdampf daraus aufsteigen. Geschützt durch ein Heer der Dews (böse Dämonen) mischte er sich in die Planeten, mass sich gegen den Himmel der Sterne, drang durch Standsterne und alles, was geschaffen war, und plötzlich hoben sich Dampf Wolken aus allen Feuern aller Örter empor. Neunzig Tage durch und neunzig Nächte standen des Himmels Izeds (gute Geister) in Kampf mit Ahriman und allen Dews in der Welt. Sie stürzten ihn entkräftet in den Abgrund. Der Himmel half den Izeds, dass Ahriman sich nicht mehr an sie wagen durfte. Aus des Abgrunds Mitte stieg Ahriman die Erde herauf, durchbrach sie, zeigte sich darauf, durchreiste sie; alles in der Welt kehrte er um. Dieser Feind des Guten mischte sich in alles, zeigte sich in allem, suchte Böses zu schaffen droben und drunten.» Dass natürlich dieser Kampf der Götter letztlich zugunsten Ormazds, also des Guten ausgehen muss, ist hier, wie für alle Mythologien selbstverständlich. Wichtig für uns Harmoniker ist, wie der Begriff der «ewigen Zeit» (Zervan akaranan), so auch das Wort «Honover». Honover bedeutet eigentlich «reiner Wille», ist der allgemeine Name für Ormazds lebendiges Wort. Es existierte vor allen guten und bösen Wesen, und Ormazd sprach es anfangs aus, wodurch er über Ahriman triumphierte, dass er die Schöpfung fortsetzen konnte. «Ewige Zeit» (Zervan akaranan) und «Wort» (Honover) stehen also noch vor dem «Kampf der Götter». Diese beiden Begriffe sind aber mit dem Urphänomen der Tonzahl isomorph; in der Zeit «spricht» der Ton, das Zahlenmässige der Schwingung (Zeit) ist mit dem Wertmässigen des Tones (Wort) aufs engste verbunden. – Wenn nun in der Eschatologie (Lehre von den letzten Dingen) des jüngeren Avesta die beiden Prinzipien Gut-Böse in Ahura-Mazda (Ormazd) selbst hineinverlegt werden, als «die zwei bewegenden Ursachen im Weltall, die von Anfang an vereinigt sind und daher 'Zwillinge' (yema) genannt werden, die überall gegenwärtig sind, sowohl in Ahura Mazda als im Menschen»<sup>1</sup> – so werden wir an unser harmonikales Dual-Symbol  $\frac{1}{1}$  erinnert, aber auch daran, dass im System des Lambdoma alle Obertonreihen vom Dur-Charakter (Ormazd) implicite auch die Untertonreihen vom Moll-Charakter (Ahriman) in sich tragen, was eben den strengen Dualismus des Avesta charakterisiert. Der «Kampf der Götter» wird also schon in das übliche Lambdoma selbst hineinverlegt, nicht erst im Quintendiagramm extrahiert – dies harmonikal symbolisch gemeint.

In der griechisch-mythologischen Sphäre findet sich das klassische Beispiel des Götterkampfes bei Hesiod. In dessen «Theogonie» besiegen die Götter das verhasste Geschlecht der Giganten, die von Uranos (Himmel) und Gaea (Erde) ge-

<sup>1</sup> Vgl. F. Max Müller: «Theosophie», 1895, S. 181.

zeugt waren; die Giganten erscheinen hier als Götterwesen. – Ähnlich ergeht es den Titanen, einem uralten Göttergeschlecht, welches durch Zeus und die Olympier in den Tartaros gestürzt wird. – Bezeichnend für alle diese urweltlichen Götterkämpfe (auch bei Pherekydes und den Orphikern treten sie auf) ist ihr Erscheinen schon zu Beginn der betreffenden Kosmogonien oder zum mindesten in deren Anfängen.

Im babylonischen Weltschöpfungsgedicht (2000 v. Chr.) entstehen aus dem Chaos die Götter paarweise. Thiamat, der Chaosdrache, ist die Mutter der Götter, die ihr von Apsu, dem «Uranfänglichen», gezeugt werden. Dadurch wird aber der Thiamat ihre Macht genommen, sie sinnt der Götter Verderben, jene werden von grosser Furcht ergriffen, und beide Parteien sammeln ihre Kräfte zum Kampf. Dieser endet mit der Besiegung Thiamats durch Marduk, den von den Göttern erwählten Führer. Marduk ist hier zweifellos, ähnlich wie Zeus, das ordnende Prinzip gegenüber den immer wieder durchbrechenden bösen Chaosmächten. – Ich finde hier beim näheren Einblick in diesen noch sehr rudimentär erschlossenen Mythenkreis doch schon eine ganze Anzahl Harmonikalia: Einmal die aus dem Chaos geborenen Götterpaare:



Dann der Kampf zwischen den Mächten der Ordnung und denen des Chaos, harmonikal deutbar entweder als Durchsetzung der Ordnung des Lambdoma durch die Gleichtonstrahlen des «Chaos» (hier wohl am besten mit «Ur-Macht» definierbar) oder als ein prototypischer «Bruch» analog dem Quintendiagramm, welches sich von den zwei Symbolen  $\frac{0}{0}$  und  $\frac{1}{1}$  emanzipiert. Dann die merkwürdige Stelle aus der 3. Tafel des Weltschöpfungsgedichts, wo Marduk durch sein blosses Wort den «Weltenmantel» (Kleid) vergehen und wiederentstehen lässt, also, harmonikal, Herr über das System des Lambdoma, die kosmische Ordnung bleibt: erst hiernach «jubeln (die Götter) huldigend: Marduk ist König»

In der ägyptischen Mythologie stehen sich als gutes und böses Prinzip Osiris-Isis und Typhon gegenüber. Plutarch<sup>1</sup> berichtet: «Nach der Lehre der Ägypter nämlich ist diese Welt entstanden und zusammengesetzt aus entgegenstehenden Kräften, die indes keine gleiche Macht besitzen, indem das Bessere die Oberhand

<sup>1</sup> «De Iside et Osiride», cap. 49.

hat ... In der Seele nun heist Verstand und Vernunft als Herr und Fürst von allem Besten Osiris ... Typhon hingegen bedeutet das Leidenschaftliche der Seele, das Titanische, Unvernünftige und Ungestüme ... Ebenda<sup>1</sup> findet sich ein ungewöhnliches «Akustikon»: «Merkur hat nach der ägyptischen Mythologie die Nerven des Typhon ausgeschnitten und zu Saiten [1] gebraucht» – dies scheint anzudeuten, «dass der alles ordnende Verstand aus unharmonischen Teilen [Typhon, Prinzip des Bösen] eine Harmonie gebildet und die verderbliche Natur nicht zerstört, sondern vervollkommen hat». Hier erinnern wir uns natürlich sofort an den Ausspruch Heraklits: «Das auseinander Strebende vereinigt sich, und aus den verschiedenen Tönen entsteht die schönste Harmonie, und alles entsteht durch den Streit.»<sup>2</sup>

Das dem Christen nächstliegende Beispiel eines urtümlichen, schon vor der Erschaffung des Menschen stattgehabten Bruches in der Schöpfung ist der Aufruhr und Fall der Engel, personifiziert durch Luzifer. Dieser «strahlende Morgenstern»<sup>3</sup> empörte sich aus Hoffart gegen Gott und wurde mitsamt seinen englischen Heerscharen zur Hölle verurteilt, wo sie, nach katholischer Dogmatik, in ewiger Verdammnis verweilen. Interessant ist, dass Origenes sich gegen die «ewige» Höllenstrafe wandte und dereinst eine Restitution der verdammten Engel und Menschen vertrat, dass aber seine Lehre auf der Synode zu Konstantinopel (543) verurteilt wurde. Über die «ewige Verdammnis» werde ich mich am Schluss dieses Kapitels äussern, möchte aber hier bereits sagen, dass die dieses Problem betreffenden Stellen<sup>4</sup> meines Erachtens unmöglich Christi Worte wiedergeben können, da sie dem sonstigen Geist seiner Lehre völlig entgegengesetzt sind – hier geht es nicht mehr um «Textkritik», sondern um die Tiefe christlichen Denkens, Verstehens und *Verzeihens!* Eine «ewige Verdammnis» kann nicht verziehen, gesühnt werden, sonst ist sie keine! Übrigens, um auf «Luzifer» zurückzukommen, ist sein «Fall» bereits Jesaja 14, 12 ff. erwähnt: «Ich (Luzifer) will über Wolkenhöhen emporsteigen, dem Höchsten mich gleichstellen!» Doch ins Totenreich wirst Du hinabgestürzt, in der Grube tiefsten Grund.» Das ist zwar, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, metaphorisch auf den Sturz des Königs von Babel bezogen; aber hier ist noch nicht von einer «ewigen Verdammnis» die Rede, nur von der Verbannung des Bösen ins Totenreich, in «der Grube tiefsten Grund».

Hintergründig beim Luzifermythologem, wie bei allen Theomachien, steht natürlich das Erklärungsbedürfnis für den Hereinbruch des Bösen in diese Welt. 1947 wurden in der jüdischen Wüste althebräische Handschriften aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. gefunden, deren eine vom «Kampf der Söhne des Lichts und der

<sup>1</sup> Cap. 55.

<sup>2</sup> Diels, Fragm. 8.

<sup>3</sup> Jesaja 14, 12.

<sup>4</sup> Matthäus, cap. 24 und 25.

Söhne der Finsternis» handelt. Nach dem Sieg zieht das Heer der «Lichtsöhne» mit Musik und Psalmensingen nach Hause. Die in dem Manuskript gebrauchten Völkernamen aus dem Alten Testament werden rein archaisch gebraucht<sup>1</sup>, und es ist wohl offensichtlich, dass hier ein geschichtlicher Vorwurf dafür gebraucht wurde, um die im vorderen Orient seit alters lebendige Vorstellung vom Kampf der guten und bösen Mächte auch in die heiligen Schriften der Juden mit hereinzunehmen.

Höchst dramatisch wird der «erste Weltkrieg» im Götterkampf der Asen und Wanen in der Edda (Völuspa) geschildert:

«Odin den Ger  
In die Gegner warf:  
Der erste Krieg  
Kam in die Welt;  
Es brach der Bordwall  
Der Burg der Asen,  
Wanen stampften  
Streitkühn die Flur.»

...

«Ich weiss Heimdalls  
Horn (Gehör) verborgen  
Unterm heiligen  
Himmelsbaume;  
Darauf sah ich fallen  
In feuchtem Sturz  
Aus Waldvaters Pfand ...»

...

«Brüder kämpfen  
Und bringen sich Tod;  
Brudersöhne  
Brechen die Sippe;  
Arg ist die Welt,  
Ehbruch furchtbar,  
Nicht einer will  
des andern schonen»

<sup>1</sup> Bericht nach der Neuen Zürcher Zeitung vom 9. Februar 1949: «Althebräische Handschriften», von W. Baumgartner.

«Es gärt bei den Riesen,  
Des Gjallarhorns,  
Des alten, Klang  
Kündet das Ende.  
Hell bläst Heimdall,  
Das Horn ragt auf;  
Odin murmelt  
Mit Mimirs Haupt.»

...

«Yggdrasils Stamm  
Steht erzitternd,  
Es rauscht der Baumgreis;  
Der Riese kommt los.  
Alles erbebt  
In der Unterwelt ...»

...

«Gellend heult Garm  
Vor Gnipahellir:  
Es reisst die Fessel,  
Es rennt der Wolf.  
Vieles weiss ich  
Fernes schau ich,  
Der Rater Schicksal  
Der Schlachtgötter Sturz.»

...

«Die Sonne verlischt,  
Das Land sinkt ins Meer,  
Vom Himmel stürzen  
Die heiteren Sterne.  
Rauch und Feuer  
Rasen umher,  
Hohe Hitze  
Steigt himmelan.»

...

«Seh aufsteigen  
Zum andern Male  
Land aus den Fluten  
Frisch ergrünend ...»

«Auf dem Idafeld  
Die Asen sich finden  
Und reden dort  
Vom riesigen Wurm  
Und denken da  
Der grossen Dinge  
Und alter Runen  
Des Raterfürsten.»<sup>1</sup>

In dieser schon rein dichterisch grossartigen Vision<sup>2</sup> muss man die Leitlinien festhalten: Die Asen sind das geistige, gute Prinzip; die Wanen das materielle, böse. Der Kampf ist unvermeidlich und setzt sich innerhalb eines Äons in der Welt und im Menschen dauernd fort. Aber am Ende der Zeiten (Götterdämmerung) winkt doch immer wieder eine Versöhnung: das Land steigt frisch ergrünend aus den Fluten auf!

Ausser diesen obigen Beispielen vom Kampf oder Abfall der Götter schon in den Anfängen der Schöpfung wären noch leicht mehrere anzuführen, und wir mögen nun die Mythen der Hochkulturen oder die der frühesten Völker daraufhin untersuchen: immer werden wir in irgendeiner Form Berichte von einem Aufruhr der schöpferischen Mächte entweder unter sich oder gegenüber dem welterschaffenden Urprinzip finden. Schon in den Schöpfungsmythen der nordamerikanischen Urvölker gibt es einen Widerpart des (an sich guten) Schöpfers, eine «interessante, rätselvolle Gestalt des Vertreters des Bösen, der dem höchsten absolut guten Wesen allezeit entgegentritt und seine Bemühungen für das Glück der Menschen ins Gegenteil zu verkehren sucht».<sup>3</sup>

#### b. Philosophisch-Religiöses

«Es muss endlich ein für allemal festgestellt werden, wer auf dieser Erde etwas zu sagen hat, Gott oder Satan» – diese lapidaren Worte, aus deren Urgestein seit Jahrtausenden die Mythologien und Religionen ihre Lebensäfte zogen, stehen in der Jugendgeschichte «Die glücklichen Augen» eines Professors der Slavistik, Gerhard Gesemann (1888–1948)<sup>4</sup>. Offenbar hat die Frage auch heute nichts von ihrer Aktualität verloren.

Unsere Leser wissen, dass die Harmonik als einzige der heutigen Wissenschaften und Philosophien die Tatsache der Zerrüttung und des Bösen nicht nur als

<sup>1</sup> Auszüge aus: «Der Seherin Gesicht» [Völuspá], übersetzt von Felix Genzmer, in «Edda», Bd. 2, Jena 1920.

<sup>2</sup> Vgl. oben S. 369 ff.

<sup>3</sup> Pater W. Schmidt: «Der Ursprung der Gottesidee», Münster 1936, Bd. 6, S. 390.

<sup>4</sup> Erschienen im Steinberg-Verlag, Zürich 1952.

im Menschen, sondern in der gesamten Natur vorhanden ansieht. Eine universelle Ethik wird dadurch erkennbar, und der einzige Unterschied zwischen menschlicher und naturhafter Ethik besteht im Bewussten der ersteren und Unbewussten der letzteren. Wir befinden uns da in völliger Übereinstimmung mit den alten Mythen und einigen wenigen Philosophen und Theosophen früherer und späterer Zeiten, während die Fachphilosophie, auch die moderne Theologie, besonders die protestantische, eine universelle Ethik nicht kennt oder ausdrücklich ablehnt.

Für eine Existenz des Zerrüttungsfaktors in der Natur gebe ich einige wenige Beispiele.

In der anorganischen Natur gibt es dafür einen Begriff, der sofort die entsprechenden Assoziationen herbeiruft: den der Naturkatastrophe. Von den «Novae» der Sternenträume bis zu den plötzlichen, gewaltsamen Veränderungen auf und in unserem Planeten zeigt sich hier noch der Hereinbruch von etwas Zusätzlichem zum rein natürlichen Geschehen: eben das Plötzliche, Unerwartete, Katastrophale, ein Zerrüttungsmoment, welches der sonstigen Kontinuität des Geschehens fremd ist. Mag man alle diese Katastrophen letztlich «kausal» erklären, so bleibt doch, das Phänomen als solches gesehen, der Eindruck von etwas Unheimlichem, Irrationalem, «Bösartigem» zurück, und man darf sich nur als Teilnehmer an solchen Katastrophen, etwa an einem Erdbeben, einem Vulkanausbruch, einer Überschwemmungskatastrophe vorstellen, um zu begreifen, dass hier Dämonien walten, die, im tiefsten gesehen und gefühlt, jenseits aller Kausalbetrachtung oder, besser, jenseits eines Nur-Abfolgens von Ursache und Wirkung liegen.

Im Einzelnen gibt es in der anorganischen Natur weitere Zerrüttungsmerkmale. Da sind z. B. die «Ermüdungserscheinungen» der Metalle in hochbeanspruchten Maschinenteilen; winzige Metallkristalle zersetzen dann die Legierungen. Katalysatoren, die durch ihr blosses Vorhandensein die chemische Verbindung anderer Stoffe beschleunigen oder überhaupt erst ermöglichen, ohne selbst angegriffen zu werden, können plötzliche «Vergiftungserscheinungen» zeigen. Man muss dann durch umständliche Prozeduren den toten Katalysator wiederzubeleben versuchen wie einen vergifteten Organismus.

Hier, im Bereich des Lebendigen, wo ohnehin fast alles auf Kampf und den Willen zur Macht eingestellt ist – altruistische Äusserungen, Drang zur Schönheit und Harmonie dabei nicht ausgeschlossen – sind die Beispiele der Zerrüttungsfaktoren, des brutalen Kampfes ums Dasein, des Unzweckmässigen, Widersinnigen, ja Bösartigen Legion.

Schon der Genfer Botaniker Candolle erkannte (1820), dass alle Pflanzen überall in einem beständigen Kriegszustand untereinander leben, besonders die Geschlechter der Bäume. Bereits unter der Erde, im Wurzelbereich gibt es ein zähes und erbittertes Ringen, und ich kann mir nicht versagen, hier Oswald Spengler<sup>1</sup>

<sup>1</sup> «Untergang des Abendlandes», Bd. II, 1922, S. 425.

zu zitieren: «Wer mitten in einem Walde fühlt, wie der schweigende Kampf um den Boden rings um ihn vor sich geht, Tag und Nacht, ohne Gnade, den erfasst ein Grauen vor der Tiefe dieses Triebes, der mit dem Leben beinahe eines ist. Hier gibt es ein jahrelanges, zähes, erbittertes Ringen, aussichtsloser Widerstand des Schwachen gegen den Mächtigen, der so lange dauert, bis auch der Sieger gebrochen ist, Tragödien, wie sie sich nur im ursprünglichsten Menschentum wiederholen ...»

Aber es herrscht im Reiche der Pflanzen nicht nur ein dauernder, erbarmungsloser Kampf auf Leben und Tod, sondern es gibt da auch absolut bösartige Individuen, die Unheil um sich verbreiten. Hierzu gehört vor allem Familie und Gattungen der Lianen, der Pflanzenwürger. F. J. Lentz schreibt in seinem Buch «Aus dem Hochlande der Maya» von diesen unheimlichen Gewächsen: «... Aber Würger klettern hoch, auch den edlen Corozo erfassen und ersticken sie, drücken die schwersten Wedel nieder und umklammern die jüngeren, von innen heraus aufstrebenden, mit zäher, gewalttätiger Kraft ... Wild und trotzend schiesst's aus den feuchten Gründen herauf, den Nachbar niederzuhalten und zu töten ... Harte zähe Stränge umwickeln sich in mörderischer Kraft gegenseitig zu schweren, dicken, drehenden Girlanden, in denen neue Vegetationsmassen sich fest verankern. Vom Matapolo erwürgte Baumleichen heben ihre toten mit Pflanzenketzen behangenen Arme in das Dämmerlicht auf ... Wohin das Auge trifft, alles ist lautlose Wut, brutale Gewalt, gieriges kochendes Leben, erbitterter Kampf voll stummer Verzweiflung, erschreckende Urgewalt, erhabene Schönheit, titanisches Ringen, erbarmungsloses Niederzwingen und Herrschen, grauenvolles Streben, ein unsägliches Triumphieren und Leiden einer schauervollen Natur, die, zu immerwährendem Kampfe verdammt, dem Menschenohre stumm, in heisser Verzweiflung um Erlösung schreit.» Hier kann man wohl sagen, dass einmal ein «hellhöriger» Naturforscher zu Tiefen einer Erkenntnis gelangt ist, die bereits im Römerbrief<sup>1</sup> des Paulus einen so erschütternden Ausdruck gefunden hat!

Ein weiteres Beispiel von Dämonien im Lebendigen sehe ich in den Giften. Ihre chemische Zusammensetzung ist untersucht, wo nicht, wird man sie noch finden. Aber was ist das Wesen des Giftes? Warum sind manche Lebewesen gegen sie immun, manche nicht? Hier ist noch alles rätselhaft, vor allem die Tatsache, dass es Gifte gibt. Beim Tier mag man sie aus Zweckmässigkeit (Schutz, Abwehr) erklären, aber bei Pflanzen? Und warum erzeugen manche Lebewesen Gifte, manche, die meisten, wiederum nicht? Ausserdem gibt es auch anorganische, dem Leben tödliche Gifte. Was steckt dahinter für ein Sinn? Ist es die Sinnlosigkeit, der Nihilismus plus Zufall plus rabiate Abwehr in Reinpotenz? Katalysatoren beschleunigen in der Regel anorganische und organische (hier Enzyme genannt) Vorgänge. Blausäure, Arsenik und alle starken Gifte vermögen die Katalysatoren

<sup>1</sup> 8, 19 ff.



der anorganischen und organischen Vorgänge zu vergiften. Alles ist hier geheimnisvoll, nur nicht das eine: nämlich die Tatsache der Dämonie der Gifte selbst!

Die «Mörder» im Tierreich, die über ihr Lebensbedürfnis (Nahrung) hinaus einem Blutrausch verfallen, sind bekannt. Marder, Füchse, selbst sonst «normale» Hunde können den Hühnerstall dezimieren, und nicht nur der Mensch «läuft Amok».

Das sind nur ein paar Hinweise. Man muss in den üblichen Lehrbüchern der Botanik und Zoologie schon sehr herumsuchen und Glück haben, wenn man Probleme dieser Art überhaupt erwähnt findet. Sowenig man von einem Pastor Auskunft über den Teufel erhält, so wenig von den Naturwissenschaftlern über die Zerrüttungsmomente in der Natur. Und die Philosophen? Nun, wir wollen nachher sehen, was sie uns darüber zu sagen haben.

Vorläufig halten wir noch den Finger auf dieser nicht wegzudisputierenden «Wunde der Natur».

Den effektiven Dämonien im Naturreich schliessen sich die effektiven Unvollkommenheiten, Widersinnigkeiten und Fehlentwicklungen an.

Stickstoff! Das Leben aller Lebewesen, insbesondere das der höheren ist ein Stickstoffproblem. Die Biotechnik der Pflanze (Bodenalgen, Spaltpilze) reichert diese mittels einer komplizierten Alchemie mit Stickstoff an. Die Tiere müssen die Pflanzen und die Menschen Pflanzen und Tiere fressen, um überhaupt existieren zu können. Aber die Atmosphäre besteht aus 78% Stickstoff; wir leben also in einer ungeheuren Menge desjenigen Nahrungsmittels, welches das wichtigste für uns ist, ohne es direkt assimilieren zu können – in einem Schlaraffenland sozusagen! Nur auf einem Umweg über Vernichtung und Totschlag von Pflanzen und Tieren können wir leben. Warum fehlt uns ein Organ, um dieses kostbare Element direkt aus der Luft aufzunehmen? Welche Probleme wären da gelöst: das des Hungers, des Sichauffressens, Tötens und Raubens – die ganze Menschheitsgeschichte hätte ein anderes Aussehen!

Pflanzenblüten sind für gewöhnlich dazu da, um Insekten zur Befruchtung anzulocken. Die Fliegenorchis (*Ophrys muscifera*) hat eine Blüte, die samtot auf dem grünen Stengel sitzt wie eine Fliege. Genaue Beobachtungen haben festgestellt, dass die Insekten durch diese Blüte gerade abgeschreckt werden, ihr Zweck also verfehlt ist. Dies gilt für alle *Ophrys*-arten: «Der Insektenbesuch ist ein äusserst spärlicher, weshalb die Blüten sehr häufig unbefruchtet bleiben.»<sup>1</sup>

Im Tierreich gibt es Fehlentwicklungen en masse. Die Hypertrophie der Saurier, die zu deren Aussterben führte! Man begegne einem kapitalen Vierzehner im Wald und wird sich, vorausgesetzt, dass man in der Brunftzeit als Nichtjäger heil davongekommen ist, nachher fragen, wie das Tier mit einer solch unsinnigen Belastung (die jedes Jahr erneuert wird!) überhaupt existieren und sein Leben fristen kann!

<sup>1</sup> Hegi: «Illustrierte Flora von Mitteleuropa», Bd. II [1. Auflage], S. 329.

Im organischen Gewebe gibt es nicht nur «gutartige» Wucherungen, sondern rabiat gewordene, bösartige Zellen, die Amok laufen: die Krebse.

Das sind alles nur wenige Stichproben. Jeder genaue Kenner irgendeines Gebietes wird sie leicht ver Hundertfachen.

Was bedeutet das? Hier mit dem Argument zu kommen, dass man «anthropomorphe» Vorstellungen in die Natur hineintrage, ist eine völlige Verkennung der Tatsachen selbst. Erstens deswegen, weil wir gar nicht anders als «anthropomorph» denken können, und zweitens, weil Katastrophen, mörderische Lianen, Gifte samt dem Unsinn, den Fehlentwicklungen und den «Krebsen» schon Millionen von Jahren vor dem Auftreten des Menschen existierten. Mag dieses Sichauffressen und Vernichten von Tieren und Pflanzen längst vor Entstehung des Menschen, mögen die Fehlentwicklungen, Hypertrophien noch so «unbewusst» geschehen sein und dem «Gesetz der Natur der Dinge» entsprechen: für die Ceiba bedeutet die Erwürgung durch die Lianen eine *Existenzvernichtung* ebenso wie für jedes aufgefressene Tier im Meer und auf dem Lande, wie jeder Hereinbruch des Dämonischen (Krankheit) in die lebendige Substanz. Hier muss man sein anthropologisches Denken und Fühlen ins Kosmologische transzendieren, sonst bleibt man in einem intellektuellen Spiessbürgertum stecken, welchem diese Welt «die beste aller Welten» zu sein dünkt, und welches vor nichts so sehr Angst hat als vor der Anerkennung des Bösen, des Unvollkommenen als einer Realität, einer *Macht*. Da wanken dann die Fundamente einer eingebildeten Selbstsicherheit, man muss sein Denken in vielem, ja in allem revidieren, die Grenzpfähle neu stecken und sich in neue Verteidigungslinien zurückziehen.

Nach diesen Beispielen aus der Natur wollen wir uns nun den eigentlich philosophischen und religiösen Betrachtungen über das «Böse» zuwenden, wie sie das bisherige Denken da und dort zeigt.

«Vom Guten kann das Böse nicht getrennt sein.

In rechtem Mass ist beides stets vermischt.»

In diesem Ausspruch des *Euripides*<sup>1</sup> steht das Böse, wie fast bei allen Klassikern, noch durchaus im Rahmen einer hellen und dunklen Welt, so wie sie von den beiden Hälften des pythagoreischen Lambdoma symbolisiert wird. Die religiöse Frage katexochen kündigt sich jedoch schon dort an: «Daher fragte auch dein Jünger [der Philosophie!] Epikur nicht mit Unrecht: «Wenn es einen Gott gibt, woher stammt dann das Böse, und woher das Gute, wenn es keinen gibt?»<sup>2</sup>

Jakob Böhme<sup>3</sup> sagt: «Der Leser soll wissen / dass in Ja und Nein alle Dinge bestehen / es sei göttlich / teuflisch / irdisch / oder was genannt mag werden. Das Eine / als das Ja / ist eitel Kraft und Leben / und ist die Wahrheit Gottes oder Gott selber. Dieser wäre in sich selber unerkennlich / und wäre darin keine

<sup>1</sup> Nach Plutarch: «De Iside et Osiride».

<sup>2</sup> Boethius: «Die Tröstungen der Philosophie», 1. Buch.

<sup>3</sup> «177 theosophische Fragen» 3, 2.

Freude oder Erheblichkeit / noch Empfindlichkeit ohne das Nein. Das Nein ist ein Gegenwurf des Ja / oder der Wahrheit / auf dass die Wahrheit offenbar / und etwas sei / darinnen ein Contrarium sei ...) Alle, die göttlichen und die teuflischen Dinge stehen also nach J. Böhme im «Ja» und «Nein», diese bilden einen «Gegenwurf», und ohne dieses «Contrarium» kann das «Ja» nicht erkennbar werden – wir sehen hinter diesen Gedanken als Prototypus sofort das Lambdoma mit seinen sich kreuzenden Ja-(Dur-) und Nein-(Moll-)Reihen, deren «Ja» ( $\frac{1}{1} \rightarrow \infty$ ) nicht realisierbar wäre ohne das «Nein» ( $0 \leftarrow \frac{1}{1}$ ). Wir wissen bereits, dass Böhme mit diesem Ja und Nein seine zwei ersten kosmologischen Kategorien («Naturgestalten» oder «Qualitäten») gewinnt: die des Sich-Zusammenziehens, Sich-Verhärtens, des Abgrundes und der Finsternis, und die des Sich-Ausbreitens, -Öffnens zur Höhe und zum Licht. In dem «Abgrund» des «Nein», der Finsternis, sieht Böhme noch nicht das Böse selbst, sondern nur die Möglichkeit für den «Zorn Gottes», der aber sein muss, weil ja sonst das «Ja» als Gegenwurf nicht möglich wäre. Das Böse selbst ist nach Böhme durch eine kosmologische *Katastrophe*, den Abfall Lucifers von Gott entstanden, durch die egozentrische Verabsolutierung seines (Lucifers) Intervallwertes, was genau der Signatur unseres Quintendiagramms entspricht, dessen Intervall (Quinte), wenn es verabsolutiert wird, ebenfalls eine «Empörung» bzw. Abwendung von «Gott» ( $\frac{1}{1}$ ) zeigt.<sup>1</sup>

Dass *Luther* mit der Realität des Teufels rechnete und einmal sein Tintenfass nach ihm warf, ist bekannter als sein Ausspruch: «Der Mensch ist ein Reittier, auf dem entweder Gott oder der Teufel reitet.» Teufel, Satan, das Böse, die Sünde sind in der christlichen Theologie identische Begriffe und drücken das luziferische Moment nur in verschiedenen Varianten aus. Nach der Nivellierung dieses Moments, besonders in der Aufklärungstheologie, scheint sich heute wieder eine Art «Rehabilitation» anzubahnen: «Die Existenz des Teufels in einer von Gott geschaffenen Welt ist nicht zu erklären, kann aber auch nicht bestritten werden.»<sup>2</sup> Ja, das Verschwinden des Teufelsglaubens wird (ebenda) als ein «Verlust an Glaubenserkenntnis und Glaubenstiefe» erklärt. Für Kant war der Teufel eine symbolische Darstellung des Reiches der Finsternis; Schelling folgt Böhme darin, dass er einen dunklen Urgrund der Welt annimmt, der in Gott hineinreicht, und gelangt dadurch zu einem letztlich unerklärlichen bösen Prinzip.

*Hamann* schürft tiefer: «Ohne die Freiheit böse zu sein findet kein Verdienst und ohne die Freiheit gut zu sein keine Zurechnung einiger Schuld, ja selbst keine Erkenntnis des Guten und Bösen statt.»<sup>3</sup> «Die Erkenntnis des Guten und Bösen und der zureichende Grund eines auf diesem Widerspruch beruhenden Systems ist das älteste und höchste Problem der Vernunft.»<sup>4</sup> «Anstatt also zu

<sup>1</sup> Vgl. hierzu Böhme: «177 theosophische Fragen», die 7. bis 10. Frage.

<sup>2</sup> «Die Religion in Geschichte und Gegenwart» 2. Auflage, S. 1067f.

<sup>3</sup> Joh. Georg Hamann: «Sämtliche Werke», hrsg. von Nadler, Bd. III, 1951, S. 38.

<sup>4</sup> Ebda., S. 212.

fragen: wo kommt das Böse her? sollten wir vielmehr die Frage umkehren und uns wundern, dass endliche Geschöpfe fähig sind, gut und glücklich zu sein. Hierin besteht das wahre Geheimnis der göttlichen Weisheit, Liebe und Allmacht.<sup>1</sup> – Die «Freiheit», gut oder böse zu sein, sehr richtig! Aber welches furchtbare Geschenk ist dann diese Freiheit! Hängt sie nicht wie ein Hinrichtungsschwert über dem Menschenleben, ja, hat sich Gott damit nicht dem Menschen verkauft? Und dies Menetekel wird noch weitgehend dadurch verschärft, dass der Mensch nicht nur von seinen Schwächen und Stärken weiss, sondern dass auch die Natur nach Erlösung «seufzt und sich ängstigend sehnt» und von uns, den «Söhnen Gottes», Hilfe verlangt! Wahrlich das «älteste und höchste Problem der Vernunft»! Hamann gibt aber dem Gegenwurf das gleiche Gewicht und wundert sich nicht weniger über das Böse, sondern auch über das Gute: dass wir überhaupt zum Guten und zum Glückseligsein fähig seien!

Für *Hegel* ist der «Begriff» das Wahre, die Realität oder Existenz das Unwahre: «Gott allein ist die wahre Übereinstimmung des Begriffs und der Realität; alle endlichen Dinge haben eine Unwahrheit an sich, sie haben einen Begriff und eine Existenz, die aber ihrem Begriff unangemessen ist. Deshalb müssen sie zugrunde gehen, wodurch die Unangemessenheit ihres Begriffs und ihrer Existenz manifestiert wird. Das Tier als Einzelnes hat seinen Begriff in seiner Gattung und die Gattung befreit von der Einzelheit durch den Tod.»<sup>2</sup> – «Begriff» und «Realität» sind hier in gewissem Sinn die äussersten logischen Abstraktionen, Verdünnungen des dahinter liegenden, schon ethisch angehauchten «Wahren» und «Unangemessenen» – harmonikal glauben wir da in der Gegenüberstellung von «Norm» und «Gesetz»<sup>3</sup> von der Akroasis her eine neue Sicht zu erschliessen. Aber Hegels tiefer Gedanke, dass «die Gattung von der Einzelheit durch den Tod» befreie, d. h. dass der Begriff, die Wahrheit das Einzelne von der Unwahrheit immer wieder durch dessen Tod erlöse, lässt ahnen, dass hinter diesem Hegelschen «Tod» doch womöglich der Tod als «der Sünde Sold» stecke. Denn was wäre das für eine merkwürdige «Befreiung» vom «Unwahren» der Einzelexistenz, wenn damit nur der abstrakte Thron der Wahrheit unerschüttert bliebe?

Sünde! Mit diesem Wort, diesem Begriff gewinnt das Böse eine spezifisch im Menschen lokalisierte und nur ihm und seinem Wesen eigentümliche unheimliche Realität. Verfolgt man diesen Begriff durch die verschiedenen Zeiten, dann steht man vor einer verwirrenden Verschiedenartigkeit der Definitionen, hinter denen aber doch ein gemeinsames dunkles Feuer glimmt: die Tatsache der Sündhaftigkeit des Menschen selbst. Aber wie hat die Vernunft des Menschen und sein religiöses Bewusstsein sich mit dieser Tatsache auseinandergesetzt?

Ursprünglich gilt die Sünde als etwas Unreines: Rein-Unrein! Bis in die höhe-

<sup>1</sup> Ebda., Bd. I, 1949, S. 305.

<sup>2</sup> Hegel, «Werke», Bd. 6, Berlin 1840, S. 52.

<sup>3</sup> Nachher Kapitel III b.

ren Religionen hinein (Parsismus) wird sie als Krankheit empfunden: Gesund-Krank! Da die Götter als Hüter der Sitte gelten, wird die Sünde zur Übertretung göttlicher Gebote: Gerecht-Ungerecht! Der Ursprung der Sünde: Einfluss böser Geister, ungünstiger Gestirnkonstellationen, Folgerung der Karmalehren, Gegenspieler Gottes (Teufel, Satan). Das Bewusstsein der Sünde provoziert das Schuld-bewusstsein; dieses fordert Strafe bzw. Reue und Gnade (Sündenbekenntnis). Gegen den Sünder richtet sich im Alten Testament Gottes Zorn, im Neuen Testament verzeiht ihm Gottes Liebe – allerdings stehen demgegenüber die Gerichtsvorstellungen, die Höllenstrafen usw. der Evangelien; diese widersprechen aber so diametral der Liebeslehre Christi, dass sie später bei der Niederschrift eingeschoben sein müssen. Sünde als Folge der Erbsünde (Fall Adams), wodurch eine Art metaphysischer Notwendigkeit der Sünde und des Sündigens entsteht. Jesus kennt keine Lehre von der Sünde; diese ist für ihn eine Verkehrung des Herzens und eine Abkehr von Gott. Er geht sogar so weit, die Sünder vor die Gerechten zu stellen – wohl sein stärkster Angriff auf das Gesetzesjudentum. Der Tod ist die Folge «des Fehltritts des Einen»<sup>1</sup>, also des Sündenfalls Adams, insofern ebenfalls ein metaphysisches Ereignis: im irdischen Tod zeigt sich der ewige Tod an als «Sold der Sünde»<sup>2</sup>. Die Gnosis sieht den Ursprung der Sünde in der Materie als dem schlechthin Bösen. Dies wehrten die Kirchenväter ab, und bei Klemens von Alexandrien ist die Sünde eine auf Irrtum und Schwäche beruhende Vernunftwidrigkeit, für Origenes sogar ein Nicht-Seiendes, ein Nichtwirkliches. Damit wurde Tür und Tor geöffnet für die bis heute herauf sich haltende Beurteilung des Bösen als eines Mangels, einer Absenz des Guten. Augustinus verschärft das Problem wieder: Die durch Adam verursachte Erbsünde hat die Menschen an Leib und Seele vergiftet, der Mensch wird dadurch unfähig zum Guten (non potest non peccare). Die Ostkirche kennt wiederum keine totale Verderbnis. Die Reformation ist in der Bewertung der Sünde zwiespältig. Melancthon beschrieb das Wesen der Sünde als religiösen Mangel, Luther glaubt an die Erbsünde als eine der Vernunft nicht zugängliche Glaubens-tatsache. Die antitrinitarische Bewegung der Sozinianer entschliesst sich für den Fortfall des Erbsündendogmas und in der Aufklärung wird es endgültig abgelehnt: «Alle Kreatur Gottes ist gut.» Zwingli sieht Gott als Urheber der Sünde und rabulisiert folgendermassen: «Es ist ein und dieselbe Handlung, z. B. Ehebruch oder Mord, sofern Gott ihr Urheber, Beweger und Antreiber ist, kein Verbrechen; soweit sie aber dem Menschen zugehört, ist sie ein Verbrechen!» Leibniz hält das Böse für einen niedrigeren Grad des Guten; Böse und Gut sind nicht mehr absolute Gegensätze, sondern werden relativiert. Kant spricht von einem «Radikal Bösen» als einem «Gattungsmangel» und hält dessen Herleitung aus der adamitischen Erbschaft für eine «unschickliche Vorstellung». Das Lexikon «Die Religion in Geschichte und

<sup>1</sup> Röm. 5, 12.

<sup>2</sup> Röm. 6, 23.

Gegenwart», dessen Artikel «Sünde» die obigen Beispiele entnommen sind, resümiert zum Schluss<sup>1</sup>: «Verständlich wird dieser Gegensatz (der Widerspruch des Urzweifels zur menschlichen Bestimmung) erst durch die *Annahme einer selbständigen Realität des Bösen in der Welt, der der Mensch wie alles andere verfallen ist.*» Frei von der Sünden knechtschaft kann der Mensch erst werden durch Gottes Gnade. Und «dass Gott nicht die ewige Vernichtung der Menschen will (dass er uns die Wesensschuld vergibt), bringt er uns am sinnfälligsten durch das Wirken der Heilsgemeinschaft (Kirche) zum Ausdruck.»

Womit wir nun nach all dem sündigen Wirrwarr in einen geruh-samen Hafen eingelaufen sind!

Aber dieser Hafen ist nur für den bekenntnisgebundenen Menschen sicher, und für den nicht immer. Das Buch der Bücher macht sich keine Illusionen. Gott der Herr lässt sich nach der Sündflut<sup>2</sup> vom Brandopfer Noahs zwar besänftigen, aber er erbarmt sich nicht des Menschen, sondern der Erde: «Ich will hinfort nicht mehr die Erde um der Menschen willen verfluchen; ist doch das Trachten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf!» Nach Goethe «schlafen wir sämtlich auf Vulkanen». Adalbert Stifter: «Wir alle haben eine tigerartige Anlage, so wie wir eine himmlische haben ... Wir alle können nicht wissen, wie wir unter den gegebenen Umständen handeln würden, welche unbekanntem Tiere durch die schreckliche Gewalt der Tatsachen in uns emporgerufen werden können.»

### c. Harmonikales

Lieber Freund und Leser! Überblicke Dein Leben, schau und höre in Dich selbst hinein, so wirst Du die Essenz der obigen Blätter in Dir selbst finden. Aber kein Menschenherz, ja der unermesslichste Geist nicht, könnte existenziell auch nur einen Augenblick bestehen, wenn er seinen inneren Blick, sein inneres Ohr und sein äussere Aufmerksamkeit *nur* auf das Negative in sich und in der Welt richtete, und wenn es ihm durch irgendeine teuflische Macht gelänge, die Summe des Übels in ihrer Gesamtheit seelisch zu erleben. Nach christlicher Lehre nahm Jesus alles Leid der Welt auf sich – ebendeswegen starb er am Kreuz. Nein, es muss noch etwas in uns und in der Welt geben, was diesem Negativen diametral entgegengesetzt ist, nicht diesem gleichwertig, sondern übergeordnet, eine Welt der Werte schlechthin, welche den Unwerten gegenübersteht, aber nicht wie das Rechts dem Links, das Licht dem Schatten, sondern wie Kopf und Fuss etwa – Du weisst, was ich meine.

Dass das Leid, das Böse und alle Unvollkommenheiten dieser Welt notwendig sind, gilt zweifellos für den Aeon dieses Kosmos. Wir dürfen hier nicht mit der Frage kommen: Wenn es einen Gott gibt, warum hat er auch das Böse erschaffen,

<sup>1</sup> 2. Auflage, S. 898 f.

<sup>2</sup> Gen. 6.

warum lässt er das Übel in der Welt zu? Mit demselben Recht könnten und müssten wir dann, mit Hamann<sup>1</sup>, fragen: Wie kommt es, dass endliche Geschöpfe fähig sind, gut und glücklich zu sein? Aber wir bemerken sofort, dass diese beiden Fragen nicht gleichwertig sind. Diejenige nach dem Übel, dem Bösen widerspricht unserem Gottesbegriff, den wir mit dem Guten schlechthin verbinden. Diejenige nach dem Guten scheint uns selbstverständlich, also im Grunde keine Frage; denn Gott ist ja der Inbegriff des Guten.

Aber sicher sind beide Fragen unstatthaft oder besser: in unserem derzeitigen kosmologischen Zustand unmöglich. Wir leben, denken und fühlen ja inmitten einer Welt, die gut *und* böse ist, unsere Existenz inbegriffen. Das «Warum» ist der Organisation unseres Denkens gegeben, welche letzteres ja in jedem Moment selbst vom Guten und Bösen durchdrungen ist. Wir wissen freilich oder glauben zu wissen (Ge-Wissen), was gut und böse ist, aber das abstrakte Denken mit seinem «Warum» ist selbst, als Organisation, in diesen Zwiespalt eingespannt und wird niemals weder das Gute noch das Böse «erklären» (logisch!) können, ebensowenig wie ein Mensch mit einer blauen Brille das «Blau» oder einer mit einer roten Brille das «Rot» erklären kann, und zwar deswegen, weil er «Blau» und «Rot» eben nicht sieht.

Nun aber die verschiedene Bewertung von Gut und Böse! Sich «jenseits von Gut und Böse» zu stellen und als Ideentöter par excellence eine neue Idee: den «Willen zur Macht» einzuführen, wie Nietzsche es tat, ist eine Flucht, keine Lösung. Das Problem der Ethik und dem Religiösen zu überlassen und den Verstand auszuschalten, ist nur eine Verschiebung, ebenfalls keine Lösung. Der Mensch ist eine Einheit, und wenn bei so entscheidenden Fragen sein logischer Verstand versagt, so muss er ausser seinem Kausalitätsdenken noch andere Arten seines Denkvermögens zu Hilfe nehmen: das Denken in Entsprechungen und das Denken in Symbolen.

Zunächst: es muss doch unsere höchste Verwunderung erregen, dass wir Menschen immer wieder in einer Welt voller Unwerte, Widersinnigkeiten, Teufeleien, erbarmungsloser Härten, als Menschen, die wir selber von Leidenschaften, Dummheiten, Komplexen und Schwierigkeiten aller Art bis an den Rand unserer Seele gefüllt sind, dass gerade so unvollkommene Wesen wie wir trotz alledem immer wieder Ausschau nach einer Welt der Werte halten, dass eine geheimnisvolle Kraft in unserer Seele wirkt und west, immer wieder «nach oben» zu sehen, an ein Reich des Wahren, Guten und Schönen zu glauben und für diese «Ideale» unsere besten Kräfte und, wenn es sein muss, unser Leben einzusetzen! Und je weniger wir unserer Konstitution nach zu einem solche Aufschwung fähig sind, desto mehr quält, zerrt und plagt uns ein Irgend-Etwas in uns, dass wir diesem «Soll» nicht folgen und vor dem «Muss» des Alltäglichen resignieren. Was ist das also für eine geheimnisvolle Kraft, die da in uns tönt?

<sup>1</sup> Siehe oben S. 376.

Nun, für mich und gewiss auch für Dich, mein Freund, und für Euch, unsere Leser, ist gerade dieser geheimnisvolle Drang in uns der stärkste Beweis dafür, dass es eine Welt der Werte *gibt*, dass ein Reich des Wahren, Guten und Schönen *existiert!* Und nicht nur das! Diese Normenwelt muss der Welt des Unvollkommenen, des Bösen unendlich übergeordnet sein, in ihrem Wert diese Unwerte unendlich übersteigen; denn wenn Gut und Böse gleichwertig wären, wenn sie nur zwei Aspekte wie Schwarz und Weiss wären, so wäre es das Rätsel aller Rätsel, warum wir es *nicht* in der Ordnung hielten, wenn einer dem andern anstatt Gutes auch Böses antut, wenn wir jedes Verbrechen nicht genau so legitimierten wie alle guten Taten.

Ferner, um beim Denken in Entsprechungen zu bleiben: Welchen Sinn hat die passive Aktualität des Bösen, das *Leiden*? Hier dürfen wir den Dichter sprechen lassen. Hebbel sagt in seinem Sonett «An den Künstler»:

«Drum nimm sie hin, die Ungerechtigkeiten  
Der Welt, die dir die Lust des Daseins trüben  
Und bittren Zwiespalt in dir selbst erwecken.

Sie sind bestimmt, von Anbeginn der Zeiten,  
Die höhere Gerechtigkeit zu üben  
Und einen Zwiespalt grösster Art zu decken.»

«Höhere Gerechtigkeit zu üben» und «einen Zwiespalt grösster Art zu decken» – das ist die Sicht in einer Spirale nach oben, die immer wieder einen Punkt erreicht, wo der Zwiespalt unter ihr liegt und höhere Gerechtigkeit gewonnen wird, deren Achse aber nach dem Ewigen verweist, in welchem alles Unvollkommene verschwindet. Und der grosse amerikanische Dichter Melville in seinem «Moby Dick»: «Allem Leiden eignet eine mystische Kraft, welche die inneren Wesenheiten mancher Menschen bis zum Erzengelhaften steigern kann». Die «mystische Kraft» ist für uns Harmoniker im Symbol  $\frac{0}{0}$  verborgen, und in diesem ist alles zentriert, Gutes und Böses, aber als *ἀρμονία ἀφανής*, als ein geheimnisvolles Zentrum aller harmonischen und disharmonischen Gestalten. Seine Emanation (Gleichtonstrahlen) kann jede Wesenheit (Seinswert) bis zum «Erzengelhaften» steigern, selbst wenn ihr Ort auf der Welt noch so disharmonisch zu seiner Umgebung liegt, eben weil sie durch die  $\frac{0}{0}$  mit allen Wesenheiten verbunden ist und weil sie fühlt und weiss, dass das Symbol  $\frac{0}{0}$ , trotz seiner Nichtaussprechbarkeit, *existiert*. Aus denselben geistigen Gründen nannte Heraklit die «unsichtbare Harmonie» besser als die «sichtbare», in welcher der «mischende Gott» die Gegensätze und Unterschiede «verhüllte und untertauchte».

Der Tod, metaphysisch betrachtet, ist für die meisten Religionen «der Sünde Sold», für die philosophischen und religiösen Richtungen besonders indischer Herkunft ein Übergang zum «Nirvana» oder zu neuen Reinkarnationen. Immer

winkt ein ‹anderes Leben›. Entweder eines der Belohnung und Strafe im Ewigen oder ein ‹besseres Jenseits› mit Verzeihung in einem himmlischen Reich, die ‹Wonne des Nirvana›, oder eine Wiederverkörperung als Wiedergutmachung. Auch hinter diesen Todesspekulationen steckt letztlich der Glaube und das innere Wissen an und um die Wirklichkeit von etwas Höherem, Besserem, als es unser Leben auf diesem Planeten gewährt. Die Götter haben ein anderes Vorrecht: ‹Die Götter, die sich vor dem Tode fürchteten ... hüllten sich ein in die Metra ... sie flüchteten sich in den Klang ...›, heisst es in den Upanishaden bei Meditationen über das ‹Om›<sup>1</sup>.

Frägt man nach dem Sinn der Dissonanzen (mit welchem Wort man schlechthin alle Auswirkungen des Bösen zusammenfassen kann), so kommen wir durch diesen harmonikal-musikalischen Begriff einer neuen Deutung auf die Spur: die Dissonanz muss da sein, um die Konsonanzen, die Harmonien voller ertönen zu lassen, sie sind das eigentlich vorantreibende Moment der Entwicklung. An sich ist dieser Gedanke durchaus nicht neu und steht auf ähnlicher Ebene wie die Meinung, dass das Böse nur dazu da sei, um das Gute desto reiner und strahlender leuchten zu lassen. Aber während die ethische Beurteilung dem Bösen nicht seine Härte nimmt, weist die musikalische Analogie doch auf ein neues Moment hin: Die Dissonanz muss sich der Konsonanz unterordnen und nicht die Konsonanz ihr; die Dissonanz treibt wohl auf eine ‹Lösung› zu, kann so scharf sein wie sie will, ja in Übermacht gegenüber der Konsonanz. Aber da ihre Akkorde aus denselben Tönen, wenn auch anderer Anordnung bestehen, wie diejenigen der Konsonanzen, der reinen Harmonien, hat sie in gewissem Sinne teil an den letzteren und die letzteren wieder an ihr.

Zu Anfang dieses Kapitels gaben wir Hinweise auf die Zerrüttungsfaktoren in der Natur. Victor Goldschmidt<sup>2</sup> sagt dazu hinsichtlich der Kristallflächenentwicklung:

‹Der *Disharmonie* in der Musik nach obiger Auffassung entspricht bei den Krystallformen folgende häufige Erscheinung: Zwei oder mehr *heterogene* Ursachen suchen Flächen-Normalen ähnlicher Richtung hervorzubringen. Die Flächen-Normale kann nicht diesen zugleich gerecht werden, sie erhält schwankende Position. Die Fläche wird krumm oder uneben, der Reflex ausgedehnt, das Symbol schlecht, in die Reihen nicht passend. Es verschwindet die, der Harmonie entsprechende, ebene Ausbildung und die Einordnung an einen durch die Gesetze der Complication und der freien Entwicklung vorgezeichneten Ort.›

Kommen also ‹heterogene Ursachen› beim Aufbau einer Kristallflächenentwicklung zusammen, d. h. will die Norm des Kristalls etwa den Durakkord, und treffen zwei verschiedene Durakkorde als aufbauende Impulse zusammen, etwa

<sup>1</sup> Übersetzt von Deussen, Diederichs-Ausgabe, fol. 80.

<sup>2</sup> ‹Über Harmonie und Complication›, Berlin 1901, S. 65.

C-Dur und Des-Dur, so entsteht innerhalb des Kristallindividuums eine Dissonanz, die Flächen werden uneben, die sonst klare Formel ist gestört<sup>1</sup>. Also längst vor Auftreten des Menschen und vielleicht des Lebens, als noch die Erdkruste in ihrer Bildung war und unter ungeheuren Schub- und Druckkräften im erstarrenden Gestein nach harmonikalen Gesetzen und Normen die Kristallisationen begannen, schon da traten die Dissonanzen auf! Der Mineraloge und Kristallograph wird freilich eine solche ‹universelle Ethik› ablehnen, für ihn sind ‹Störungen› nichts weiter als ein Abweichen von der Formel des normalen Naturgesetzes. Aber für den Harmoniker sind die Kristallformeln keine blossen Zahlen, sondern Tonzahlen, die er hören kann, die in einen Bereich seiner Seele hinabreichen, wo Harmonie und Disharmonie, Gutes und Böses zusammen beheimatet sind. Und eben diese Erfahrung gibt ihm das Recht, ja die Pflicht, von einer ‹universellen Ethik› zu sprechen.

‹Moral› ist ein schillernder Begriff, noch mehr das Wort ‹Sitte›. Beide haben im Lauf der menschlichen Entwicklung oft genug gewechselt, sich gewandelt (Einehe – Vielehe usw.), wogegen es, wie ich überzeugt bin, eine allgemeine Ethik gibt, deren Normen unverrückbar feststehen, solange die Menschheit existiert. In diesem Sinne einer universellen Ethik ist sicher der Ausspruch des Novalis zu verstehen: ‹Gott hat gar nichts mit der Natur zu schaffen; er ist das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie einst harmonieren soll. Die Natur soll moralisch werden ... Wir müssen Magier zu werden versuchen, um recht moralisch sein zu können ... der moralische Sinn ist Sinn für Harmonie, für das Ding an sich, der ächte Divinationssinn.› Setzen wir hier für ‹Gott› unser Symbol  $\%_0$ , dann wird erst der Anfang dieses Fragments verständlich: dass Gott ( $\%_0$ ) nichts mit der Natur zu schaffen habe, dass er aber ihr Ziel (Gleichtonlinien!) sei. Und der moralische Sinn für Harmonie liegt auf derselben ‹Linie›; wir als Menschen müssen Magier zu sein versuchen, um moralisch sein zu können, d. h. wir müssen auf magische Weise unsere Richtung, unseren Auftrieb zur Harmonia aphanes der  $\%_0$  zu verwirklichen suchen.

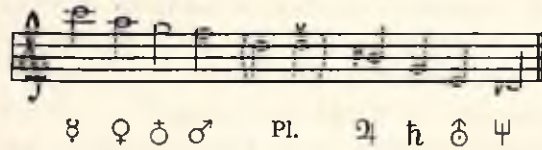
In gültigster Form hat die Diskrepanz zwischen Gut und Böse Hölderlin am Schluss seines Hyperion ausgesprochen: ‹Wie der Zwist der Liebenden sind alle Dissonanzen in der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit, und alles Getrennte findet sich wieder.›

Erst jetzt, nach den vielfältigen Meinungen und Aussprüchen über unser Problem, angefangen vom Kampf der Götter in mythischer Zeit bis den uns näher liegenden Gedanken unserer Dichter und Denker, können wir die Aussagen unserer anfangs entwickelten harmonikalen Symbole, ohne weitere Bezugnahmen, zu deuten versuchen. Viele Harmonikalia, die oben bereits eingefügt und bei den Zitaten diskutiert wurden, werden diese Deutung erleichtern.

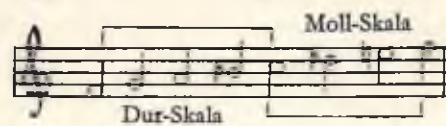
<sup>1</sup> Beispiele und Analoga a. a. O.

### 1. Das Lucifer-Problem (vgl. S. 358 ff.)

Vor etwa 40 Jahren fand ich bei der Untersuchung der Planetenabstände, deren Transformierung in Logarithmen auf Basis 10 und der Vergleichung dieser Logarithmen mit solchen auf Basis 2 in grosser Annäherung folgendes Tonmaterial<sup>1</sup>:



Im harmonikalen Tonsystem treten die ersten enharmonischen Spaltungen bei  $d^{\flat}$  und  $b^{\flat}$  auf. Jupiter (♃) steht mit seinem Ton  $b$  noch knapp ausserhalb der Spaltung. Der Planet X jedoch, der offenbar eine Katastrophe erlitt und zertümmert wurde, stand, wie die heute an seine Stelle getretenen Planetoiden (Pl.), mitten innerhalb der Spaltungszone  $d^{\flat}$ . Dies würde einen genuin-harmonikalen Beweis dafür bilden, warum der Planet X a priori gefährdet war, Jupiter hingegen nicht. Reduzieren wir die obigen Töne auf eine Oktave und lassen den Planeten X als derzeit nicht mehr existierend aus, so erhalten wir die Tonleiter:



Diese hat einen eigenartigen Charakter. Der erste Teil ist der Anfang einer Durtonleiter, der zweite Teil das Ende einer Molltonleiter, also in gewissem Sinne eine Mischung aus optimistischen und pessimistischen Tendenzen, so wie wir die heutige Welt empfinden. Zu bemerken ist noch, dass ich seinerzeit diese Töne der Planetenabstände erst nach einer Relation der beiden Logarithmensysteme Basis 10 zu Basis 2 entdeckte, dass also der Quotient 10:2 oder oktavreduziert  $5/4$  dahintersteckt.  $5/4$  aber ist die grosse Terz, das Intervall der Erde (als Zahl die Fünf!), so dass noch eine weitere Folgerung dieser Analyse erlaubt ist: die Tonskala der Planeten weist durch die Art ihrer Entdeckung darauf hin, dass das Moment der Erde hinter der Morphologie des Planetensystems steckt; das Eigenintervall der Erde, die grosse Terz, scheint auf eine geheimnisvolle und bisher unbekannt Weise die Proportionen der Planetenentfernungen zu bestimmen! Am wichtigsten für uns ist natürlich die Katastrophe des Planeten X. Wir haben hier jedenfalls, ganz abgesehen noch von unseren harmonikalen Analysen dieser Katastrophe, einen kosmogonischen Beweis dafür, dass in den Urzeiten unseres Planetensystems der 'Zerrüttungsfaktor' am Werke gewesen sein muss. Wenn man 'von oben' her denkt und den rein materiellen Katastrophen so grossen Aus-

<sup>1</sup> 'Hör. Mensch', S. 193 ff.

masses auch seelisch-geistige Entsprechungen zuordnet, so ist es sicher nicht abwegig, wenn wir unsere damalige Ansicht auch heute noch vertreten und die entsprechenden Folgerungen daraus ziehen.

### 2. Norm-Gesetz (vgl. oben S. 6 ff.)

Kann man gegenüber der gestörten Norm der Planetendistanzen einwenden, dass dieses Unheil, etwa wie eine geologische Katastrophe, noch in erdgeschichtlicher Zeit eingetreten sei und es unstatthaft wäre, daraus eine universelle Lädierung unseres Planetensystems zu folgern, dass es überhaupt nicht angehe, materielle Ursachen (unsere Analyse bezeugt hier freilich das Gegenteil!) und materielle Folgen für das Weltübel haftbar zu machen, so bewegen wir uns in den folgenden drei Punkten in einer rein harmonikalen Sphäre.

Die Unterscheidung von Norm und Gesetz ist eine der wichtigsten Folgerungen, zu denen jede harmonikale Forschung kommt und kommen muss. Wir werden ihr später<sup>1</sup> aus diesem Grunde einen eigenen Abschnitt widmen. Norm und Gesetz ist zwar nicht gleichbedeutend mit Gut und Böse. Aber im Zwang eines jeden Gesetzes, sei es der Naturgesetze oder der menschlichen, liegt immer die Härte eines unausweichlichen Muss, welches zur Gewalt, zur Macht und damit zum Bösen prädestiniert. Während jede Norm wohl ein Soll, aber in diesem Soll die Freiheit enthält, innerhalb derer sich das Gute erst entfalten kann. Aus diesem Grunde sind diese beiden Prinzipien auch hier erwähnt. Methodisch sind alle Normen letztlich geistiger Natur, also innerhalb der Werte des Wahren, Guten und Schönen mittels unseres menschlichen Bewusstseins erfassbar. Aber durch den Ansatz der Tonzahl, die psychophysische Währung hat, also in uns und ausserhalb von uns gültig ist, hat die Harmonik die Möglichkeit, die Normen, welche sie in der Seele findet, auch in der Natur zu suchen und umgekehrt: die Gesetze, die sie in der Natur findet, auch im Bereich des Menschen festzustellen, besonders in seinem seelischen und geistigen Leben. Hier müssen wir dann freilich alle drei Ebenen der Harmonik zu Rate ziehen: die Harmonik als Wissenschaft, als Entsprechungslehre und als Symbolik. Wie weit wir hier kommen und wie viel noch 'Arbeitshypothese' bleiben muss, wird III B zeigen.

### 3. Raum - Zeit

Denkt man die Diskrepanz von Raum und Zeit bei der Indizierung auf Unendlich ( $\infty$ ) genauer durch und meditiert 'akroatisch' über dieses Phänomen, so darf man sich nur einmal rein zeitliche Wesenheiten ohne Raumexistenz und rein räumliche Wesenheiten ohne Zeitexistenz vorstellen. Eine nur 'chronetische' (von χρόνος = Zeit) Existenz hat etwas Ahasverisches an sich. Die Unruhe eines

<sup>1</sup> Kapitel III B, 'Die Hand von oben'.

innerhalb der blossen Sukzession endlosen Umhergetriebenseins ist für unser Empfinden der Prototyp für eine erbarmungslose Hetze, deren einzelne Momente sich in eine dauernde metaphysische Angst summieren. Eine nur «choretische» (von  $\chi\acute{o}\rho\alpha$  = Raum) Existenz hat etwas Höllisches an sich. Das Gefangensein in einem unentrinnbar Stationären, einem «Raum» ohne Zeit, ist für unser Empfinden der Prototyp für eine Unterwelt, eine Art von metaphysischem «Hades», einen Raum der Schatten ohne irgendein Geschehen, die völlige Stagnation, das Aufhören jedes Lebens. Hier ist also der Bruch zwischen Raum und Zeit vollendet, er provoziert auf der einen Seite (chronetisch) die metaphysische Angst, auf der anderen Seite (choretisch) das metaphysische Nichts. Vielleicht kann man unter dem Begriff der «Angst» beides so ausdrücken: auf der einen Seite die Zeitangst, auf der anderen die Platzangst. Beides sind Grundübel der menschlichen Seele, wie alle Psychotherapeuten wissen.

Der Mensch kommt aus diesen Verranntheiten nur heraus, wenn man ihn, oder er sich selbst, wieder in die «Mitte» führt, was, harmonikal gesprochen, heisst, dass er aus den Extremen heraus kommt und sich in die Mitte, die Zeugertonachse des Lambdoma stellt. Da steht er dann nicht in dem einen ( $\infty$ ) oder anderen (0) Extrem, sondern im Leben und Dasein selbst und die Extreme ( $\infty$  = Unendlich; 0 = Nichts) sind nur die beiden Pole, innerhalb deren sein Leben zeit-räumlich geschieht und ist. Die Antinomien werden dann zu Ambivalenzen.

#### 4. Das Quintendiagramm (vgl. oben S. 361 ff.)

Dass die Tonzahlen dieses Diagramms im Lambdoma enthalten sind, ersieht man schon aus der ersten Reihe rechts vom Zeugerton der Mitte:

$$3^0/1 c \quad 3^1/1 g \quad 3^2/1 d \quad 3^3/1 a^* \quad 3^4/1 e \quad 3^5/1 h$$

Rechne ich die Zahlen aus und setze die Töne in die richtigen Oktaven, bekomme ich die Rationen:

$$1/1 c \quad 3/1 g' \quad 9/1 d''' \quad 27/1 a^{''''} \quad 81/1 e^{''''''} \quad 243/1 h^{''''''''}$$

Wollte ich diese und die übrigen Rationen des Quintendiagramms in das System des Lambdoma (Teiltonkoordinaten) einschreiben, so brauchte ich dazu einen Index von  $243 \times 243$  Feldern. Das Quintendiagramm ist also ein Extrakt einer Intervallpotenzreihe (hier das Intervall der Quinte) aus dem Lambdoma. Interessant ist nur, dass, wenn die Quinten sich verselbständigen und analog dem Lambdoma ein eigenes Diagramm bilden, wenn also dasselbe geschieht wie mit Luzifer, der sich aus der göttlichen Hierarchie löste, verselbständigte, dass dann ein Diagramm entsteht, welches ein total anderes Aussehen hat: «Gott», die Zeugertonlinie ist isoliert, und es bilden sich zwei feindliche Parteien, deren jede sich einen «Ersatzgott» schafft; der Kampf der Götter hat begonnen und wirkt sich in Signaturen aus, die bereits oben S. 361 ff. beschrieben sind. [38]

Dieser Befund ist von grösster Bedeutung für die harmonikale Symbolik. Wir sehen hier also bereits im Lambdoma zerstörerische Kräfte am Werk, die so lange im Zaume gehalten werden, als sie sich der Hierarchie, der Rangordnung des Systems fügen. Emanzipieren sie sich und wollen sie in ihrem Ehrgeiz und Egoismus gar «Gott gleich sein», d. h. die göttliche Rangordnung kopieren, so geraten sie automatisch in Aufruhr unter sich und gegen ihren eigentlichen Schöpfer.

Wenn wir nun der festen Überzeugung sind, dass das Lambdoma und seine Formen und Gestalten Signaturen von Formen und Gestalten sind, die in unserer Seele und ausserhalb von uns in der Natur wurzeln – der bisherige Verlauf unseres Werkes gab schon genügend Beweise, und der weitere wird noch mehrere geben – so erwächst uns hier aus den Tiefen der Aktoasis eine neue Erkenntnis: nicht die individuelle Vereinzelung des Seinswertes wird ihm zum Unheil, sondern seine Emanzipation aus der kosmischen Ordnung der Dinge und sein Egoismus, sein Hochmut, aus eigener Kraft und Macht an Stelle dieser Ordnung zu treten, sie nachzuahmen und das Feld der Verwirklichung zu beherrschen. Jeder Seinswert hat nur einen Sinn an dem Ort, auf den ihn der Schöpfer gestellt hat; er hat tausend Möglichkeiten der Intervallbeziehungen (Proportionen) zu seinen näheren oder ferneren «Nachbarn», seien sie leichter (Konsonanzen) oder schwieriger Art (Dissonanzen). Immer hält ihn dabei das Gefügtsein an den «Ort» seiner Bestimmung, und in diesem Sinne ist er einzigartig, ein unteilbares Individuum. Fährt der Teufel in ihn und bläst ihm ein, er könne selbst Gott sein, so löst er sich selbst aus der Ordnung der Dinge, er wuchert mit seinem Intervall wie ein Krebs weiter, bildet verkehrte Hierarchien und schleudert Dämonien in die Welt, an welcher diese und alles was in und auf ihr ist, leidet, womöglich zugrunde geht. Das ist der *metaphysische* Aspekt des Quintendiagramms; die Anwendung auf das konkrete Einzelne, insbesondere den Menschen, mag jeder in seinem Denken und Fühlen selbst versuchen.

#### Exkurs: Wert – Unwert

Wir haben in diesem Kapitel Gut–Böse das Gewicht auf die letzte Hälfte dieses Begriffspaares gelegt, auf die harmonikalen Hintergründe des Bösen, der Zerrüttung, des Unheils und Übels in dieser Welt. Wenn es schon kaum eine Religion gibt, welche sich an diesem Problem nicht erzündet hätte und welche ohne das Ringen des Menschen um Gut und Böse existierte, so hat es die Philosophen von jeher beschäftigt, ja die tiefsten unter ihnen, wie Jakob Böhme, haben es sich zu ihrem zentralen Anliegen gemacht. Es kann uns Harmonikern also niemand den Vorwurf machen, dass wir dieses Problem aller Probleme, diesen «Kampf der Götter» in der Welt und in unserer eigenen Brust, wenn nicht zu lösen, so doch mit unserer akroatischen Denkungs- und Anschauungsweise nicht irgendwie ein-

zuordnen versuchen. Die Punkte, wo uns dies innerhalb des derzeitigen Standes der Harmonik (1955) möglich schien, haben wir aufgezeigt. Ausserdem haben wir einen spezifisch harmonikalen Begriff, welcher dem von Gut-Böse akustisch konform ist, nämlich den der Konsonanz und Dissonanz.

Dies führt uns aber aus der alleinigen Überbetonung des Bösen wieder zurück auf eine Reihe von Begriffspaaren, die alle unter der Devise des Harmonischen und Disharmonischen stehen und die sich jeder, fast darf man sagen «ad infinitum» verlängern und ausbauen kann:

Gut	Böse
Freude	Leid
Fromm	Sündig
Wert	Unwert
Rein	Unrein
Konsonanz	Dissonanz
Gestalt	Ungestalt
Harmonie	Disharmonie
Gesetz	Gesetzlosigkeit
Recht	Unrecht
Liebe	Hass
Staat	Anarchie
Ordnung	Unordnung
usw.	

Alle diese Begriffspaare sind Antinomien, die aber nicht gleichwertig, sondern ungleichwertig sind, und man fragt sich, warum die Philosophie sich eigentlich bisher in der Hauptsache nur mit einer Eruiierung der Werte (die Wahrheit, das Gute, die Schönheit) abgegeben und weshalb sie nicht a priori neben jeden Wert dessen Unwert, neben jede Konsonanz deren Dissonanz als für die Erkenntnis ebenso wichtig einsetzte? Als Grund für diese Asymmetrie vermute ich weniger eine Art von innerer Abneigung, ja eine Angst vor dem Negativen dieser Welt, als einen geistigen Instinkt, dass das Reich der Werte demjenigen der Unwerte weitaus übergeordnet sei und dass der Unwert, als solcher, überhaupt nur am Masstab des Wertes erkannt werden dürfe.

Nach den letzten furchtbaren Dezennien, in denen der Teufel zu triumphieren schien – und wer weiss, wie oft er noch aus der Hölle heraus kommt; erfahrungsgemäss trifft man zu 99<sup>0</sup>/<sub>0</sub> immer die Wahrheit, wenn man in politischen und kulturellen Dingen die düstersten Prognosen macht – nach all diesem Entsetzen und diesem Graus hat sich zwar eine bestimmte Literatur herausgebildet, die sich mit den Gründen dieser Abgründe auseinandersetzt. Diese Bücher sind mehr oder weniger gut, die Tatbestände kritisch abgewogen, auf die ethische Waage gesetzt, aber die eigentlichen Gründe all dieser Dämonien bleiben in historischen

Kausalitäten stecken, während sie doch ungeschichtlicher, metaphysischer, ja mystischer Natur sind. Wenn ein Volk von den Traditionen des deutschen – Eckhardt, Nikolaus von Kues, Luther, Grünewald, Dürer, Paracelsus, Böhme, Leibniz, J. S. Bach, Kant, Goethe, Beethoven, Bruckner, lauter Riesengestalten, die ans Ewige grenzen – wenn ein solches Volk plötzlich in den Atavismus einer Barbarei stürzt und mit noch unverbrauchten, ja aufs höchste gesteigerten materiellen Energien die halbe Welt fast in den Abgrund mitreisst, so ist «Schuld und Sühne» demgegenüber eine reine Pharisäerei. Was da in den 13 Jahren des «tausendjährigen» Reiches geschah, ist nichts anderes als ein genaues Analogon zum Abfall und zur Empörung «Luzifers» aus dem Verbund göttlicher Normen. Es war eine metaphysische Katastrophe, bereits zu Beginn der Schöpfung geschehen, sich im Laufe der Weltentwicklung unendliche Male wiederholend, in der ganzen Materie, in der Substanz des Lebens heute wie immer latent vorhanden und, solange diese Welt existiert, wie ein böses Tier oder der mythische Drache nur darauf lauernd, um immer wieder aus den Abgründen, Winkeln und Verstecken hervorzubrechen und das Unheil zu erneuern. Natürlich hat, im konkreten Fall, immer jemand «Schuld» und muss «sühnen». Aber jedes Herausbrechen des Dämon, im Verlauf der Menschheitsgeschichte bei *jedem* Volk einmal irgendwann und irgendwo geschehen, ist ein ungeheures Menetekel für die Menschheit als Ganzes. So verstanden und objektiv betrachtet, ist Schuld und Sühne im einzelnen geschichtlichen Fall dann immer zugleich ein ebenso ungeheures *Opfer* für diese Menschheit als Ganzes, eine Signatur dafür, wohin es «führt», wenn ausserhalb der Welt der Normen dem Willen zur Macht allein gehuldigt wird. Nun bliebe aber «Hitler in uns» ein pastorenhafes Bonmot, wenn man die lauernden luziferischen Gefahren *nur* auf die Seele des Menschen lokalisierte. Erst wenn man die Gefahren einer Ur-Katastrophe schon im Weltenplan selbst nachzuweisen vermag, so wie es die Harmonik zu können glaubt, erst dann wird sie aus dem Nur-Menschlichen herausgehoben und damit zu einem kosmischen und letztlich metaphysischen Problem. Damit vergrössert sich aber auch die dauernde Gefahr ins Riesengrosse. Und ebenso, wie sich die Natur durch den Gleichgewichtszustand ihrer Wahrscheinlichkeitsgesetze vor einem alleszerstörenden Ausbruch luziferischer Gewalten schützt, ebenso müssen Völker und Menschen kraft ihrer Normenerkenntnisse ihre Dämonen an Ketten legen und darüber «wachen und beten», dass sie nicht ausbrechen und immer wieder erneut Unheil um sich verbreiten.

Keine Forschung hat einen Sinn, keine Wissenschaft, keine Philosophie und keine Kunst hat eine Berechtigung, wenn sie dem Menschen und durch ihn der Natur nicht *hilft*. Unter Hilfe verstehe ich hier eine Stärkung der Welt der Werte und ein Überwinden oder zum mindesten ein Ertragen der Unwerte.

Wissenschaft nur für die Wissenschaft führt zur Verantwortungslosigkeit, Religion nur für die Religion zum Fanatismus und zur Verdummung, Kunst nur für



die Kunst zur Spielerei. Dieses, allgemein ausgedrückt, L'art-pour-l'art-Prinzip kennt keine Hilfe, es weiss nicht mehr vom andern, nur von seinem Ehrgeiz und seinem Egoismus, Seele und Welt ziehen sich zusammen wie eine vertrocknende Materie, Risse bilden sich, erweitern sich, und die Dünste der Hölle steigen aus den Spalten auf. Da gibt es dann keine Hilfe mehr, und die schizophrene Isolierung ist vollendet.

Wir Harmoniker sind von einem Hereinbruch des Bösen schon im Urzustand dieser Welt überzeugt, wir sind aber ebenso überzeugt von der Existenz des Wahren, Guten und Schönen in der Welt und im Menschen und glauben an den Adel der Normen.

Wir wissen ferner, und die Menschheit hat es von jeher gewusst und geglaubt, dass die Normen, die Werte unsere, der Menschheit und der Natur Leit motive sind und nicht die Unwerte. Auch diese können in Katastrophenzeiten motivbildend werden. Aber wir haben es ja erlebt, dass sich dann die noch intakte Menschheitsseele erhob und, wenigstens politisch, die Dämonen zur Strecke brachte – einen Teil davon nur, muss man korrekter sagen. Alles weitere hängt davon ab, wie weit es auch fernerhin gelingen wird, das Normenhafte im einzelnen Menschen so weit zu erhalten, zu aktivieren, dass es für das Gute hinsteht, es verteidigt und das Böse letztlich als eine Bewährung in seinem Kampf ums Ewige hinnimmt.

*Diese Welt ist keine Interpretation, weder für Gott noch für den Menschen. Diese Welt ist eine Schöpfung!*

Gott hat die Welt nicht aus einem vorhandenen Urstoff interpretiert, sondern er hat sie nach einem unermesslichen, uns nie völlig verständlich werdenden Plan geschaffen. Eine Interpretation, typisch für das <kritische> Denken, hält alle Möglichkeiten <offen>, man kann immer so oder so interpretieren, wie der Philologe einen Text. Eine Schöpfung kann man aber nicht interpretieren; man muss eine eigene Schöpfung, ein eigenes abgeschlossenes Werk von Form und Gestalt, und wenn es noch so klein und unvollkommen wäre, dagegen setzen, um vom Geist der Schöpfung im Grossen angeweht, angehaucht zu werden. Erst dann schaut man in die Werkstatt des Kosmos hinein, hört dessen Harmonien und Disharmonien, erst dann schaut und hört man aber auch inmitten der Rätsel, Geheimnisse und Mysterien die *δομολία ἀφανής*, die Welt der Normen, die grosse Planidee, die alles einhüllt, durchdringt bis ins Einzelne und nach welcher alles wird und geschieht.

Wenn es in der heutigen Philosophie Mode geworden ist, von den Kathedern zu predigen, dass die Zeit für die grossen philosophischen Systeme endgültig vorbei sei, so gleicht das verzweifelt einem Mann, der Enthaltensamkeit predigt, weil er nicht mehr kann! Die Impotenz im Schöpferischen versucht sich immer in einer Pseudopotenz, einer Betriebsamkeit, einer vermeintlichen <Wissenschaftlichkeit> zu rehabilitieren, die aber nichts anderes ist als eine Flucht vor der eige-

nen Erbärmlichkeit, welche sich, ihrer Schwäche genau bewusst, diese in eine Stärke nach aussen zu kompensieren sucht. Betrieb, Vorträge, Tagungen, Artikel und Traktätchen, Radio und Television, damit Dein Name täglich in der Öffentlichkeit genannt wird, dazu organisieren und lavieren um jeden Preis, schon sitzt Du auf einem Lehrstuhl, und das Publikum hält Dich für einen grossen Mann! Sogar Deine Kollegen bewundern Dich; denn Du hast es nur fixer und besser verstanden als sie, Dich in Positur zu setzen. Und die Substanz, die Du gibst? Nun, das Publikum hält mich doch für ein Genie, also muss ich doch eines sein, und wenn ich auch nichts Neues gebe, so koche ich doch das Alte so geschickt zusammen, dass es ihm ausgezeichnet schmeckt! Nur diejenigen armen Teufel, die sich ihr Leben lang einer Idee verschrieben haben und sich einbilden, ein neues Ganzes, ein Weltbild vermitteln zu können – nein, das ist <prinzipiell> unmöglich, das darf nicht sein, denn ich kann es ja beweisen, dass es nicht sein kann und darf! Ausserdem: wie soll es dann mit ergeben, wenn der ganze Schwindel unseres Karriere-Machens und unserer Serviererei herauskommt?

Also neue philosophische Systeme, vor allem Weltanschauungen, sind heute prinzipiell nicht mehr möglich! Nun frage ich aber einmal Dich, lieber Freund und Leser: was hat eine Philosophie überhaupt noch für einen Sinn, einen Wert, wenn sie keine Weltanschauung mehr ist? Philosophie heisst Liebe zur Weisheit. Diese kann nur vermittelt werden, wenn sie aus einer Weltanschauung kommt, die ein abgeschlossenes, in sich fertiges Ganzes ist und dem, der ein Weltbild sucht und noch nicht hat, entgegenkommt und ihm ein solches vermitteln *hilft*. Hilfe! Das ist auch hier das Entscheidende. Helfen kann man aber einem philosophisch Suchenden nicht, wenn man ihn mit sterilen erkenntnistheoretischen Untersuchungen füttert, wenn man ihm einredet, dass jede philosophische Forschung, wie die wissenschaftliche, <offen> und prinzipiell unvollendbar bleiben müsse, schon allein aus dem Grunde, weil es hunderte von Weltanschauungen und philosophischen Systemen gäbe, die alle versagt hätten.

Nun, hier, gerade an diesem Argument, können wir einhaken! Es ist ein alter Irrtum, von vielen Systemphilosophen selbst genährt und von vielen Laien geglaubt, dass es nur eine Wahrheit gäbe und dass eben darum, weil verschiedene Philosophen zu ebenso verschiedenen Wahrheiten kämen, *die* Wahrheit, um die es doch gehe, nie ermittelt werden könne.

Das ist ein Trugschluss. Es geht nicht um *die* Wahrheit – diese liegt in der Gottheit (ο/ο) und ist unerforschbar. Aber jedem Philosophen geht es um die Wahrheit, wie *er* sie sieht und anschaut, daher: Weltanschauung! Ein Beispiel, das nicht einmal hinkt: ein Berg, sagen wir das Matterhorn. Dieses Matterhorn sei *die* Wahrheit. Der Aspekt dieses Berges von Zermatt aus ist bekannt. Wer ihn vom Wallis aus sieht, kennt ihn kaum wieder, und vom Tessin aus scheint er völlig fremd. Drei völlig verschiedene Aspekte des Matterhorns, drei völlig verschiedene Aspekte *der* Wahrheit! Es sitzen also da drei Philosophen um das

Matterhorn herum, alle drei wollen und werden es richtig beschreiben, und zwar systematisch von oben nach unten, links nach rechts, jeder zeichnet die Konturen, schaut mit dem Fernrohr, was er sonst noch sieht, kurz, die drei schnuppern nicht als Erkenntniskritiker an den Einzelheiten, der Gesteinsstruktur usw. herum, obwohl diese sie natürlich auch interessieren, sondern die Hauptsache ist für sie der Berg als Ganzes, seine Form, Gestalt, kurz seine Ganzheit. Nachher sitzen sie zusammen und zeigen sich ihre Berge, ihre «Wahrheiten». Reitet sie der Teufel, dann bekommen sie Krach miteinander, jeder schreit: «Mein Berg ist die Wahrheit, das richtige Matterhorn», und womöglich schlagen sie sich die Schädel ein. Sind die drei jedoch wirkliche Philosophen, dann freuen sie sich der Verschiedenheit ihrer Aspekte, und zwar gerade deswegen, weil jeder einen Ganzheitsaspekt der Wahrheit gibt, keine erkenntniskritischen Mikrogesteinsuntersuchungen. Form, Ganzheit, Geschlossenheit, Gestalt, kurz: Weltanschauung ist Sache der Philosophie, selbst wenn oder gerade weil sie, je nach Individualität des Philosophen oder des Zeitalters, nur einen von vielen Aspekten gibt. Untersuchungen der Details, erkenntnistheoretische Feinmechanik, logische Artistik ist nicht mehr Philosophie, sondern *Begriffswissenschaft*. Philosophie ist, falls sie ihren Namen zu Recht trägt, immer in sich abgeschlossen oder drängt dazu, etwas Ganzes zu sein. An ihrem Anfang steht eine Konzeption, sie ist also Schöpfung, ein Kunstwerk und von der Idee der Einheit inspiriert. Wissenschaft ist nie abgeschlossen, «prinzipiell» unvollendet, wie Max Planck sagt, und immer vom Infinitesimalen her orientiert. Sie ist nie fertig, kann nie Weltanschauung sein oder werden, will es ja auch gar nicht. Der echte Philosoph arbeitet mit Integralen, der echte Wissenschaftler mit Differentialen: Wenn nun heutige «Philosophen» wie N. Hartmann, Jaspers u.a. einfach dekretieren: es darf keine «Weltanschauung» mehr geben, die Philosophie muss den Prinzipien der Wissenschaft folgen und prinzipiell «offen» für alle Möglichkeiten sein, so sägen sie den Ast ab, auf dem sie sitzen. Ihr Ideal ist nicht Philosophie, sondern Wissenschaft. Ehrlicher und sauberer wäre es freilich, diese Pseudophilosophen würden ihr schöpferisches Unvermögen zugeben und es nicht als ein Axiom objektivieren, auf Grund dessen sie eine Weltanschauung und eine systematische Philosophie überhaupt verunmöglichen. Die schlimmsten Folgen einer solchen Einstellung liegen auf der Hand. Diesen Leuten gehen Tausende von Schülern und Studenten durch die Finger, welche einen geistigen Grund und Boden unter den Füßen haben wollen und nun von autoritativer Seite hören, dass es diesen gar nicht gibt! Was will denn ein junger Mensch von einer «Philosophie», wenn nicht gerade dies, dass sie ihn über Gott und die Welt orientiere, ihm ein Bild von diesen hohen und höchsten Dinge gebe, an das er sich in seinem Leben halten könne, und welches sein Denken und Schaffen befruchte. «Philosophieren lernen» durch logische und «erkenntnistheoretische» Mühlen gehen, um schliesslich an allem und jedem zu zweifeln, wie der Ochs vor dem (durchaus nicht «offenen»!) Scheunentor zu stehen, auf dem in grossen Buch-

staben NICHTS steht – das sind Steine statt Brot, das ist Nihilismus, aber keine Philosophie!

Noch einmal: Philosophie ist keine Wissenschaft, und diese kann niemals Philosophie werden! Man sehe sich dazu noch die jämmerlichen, bestenfalls kindlichen Versuche etwa der heutigen Physiker an, in philosophischen Gefilden zu lustwandeln! So enge, auf Grund engster Spezialisierung gefundene, rein physikalische und logisch-mathematische Theoreme, wie die Formeln der Relativitätstheorie, die Unbestimmtheitsrelationen, die Akausalität im Atominnern e tutti quanti sollen plötzlich (höchste philosophische Bedeutung) besitzen! Erstens ist hierzu der Ansatz viel zu mager, zweitens fehlen alle psychophysischen Relationen, also Wege zu unserem seelischen und geistigen Leben (so, wie sie die «Formeln» der Harmonik haben) und drittens werden alle Akausalitäten, Ungereimtheiten dieses «mikroskopischen» Weltbildes sofort wieder mittels Wahrscheinlichkeitsformeln der mathematischen Statistik «makroskopisch» eingefangen und *kausal* zu erläutern, zu begreifen versucht! Da war der Physiker Schrödinger in den zwanziger Jahren wenigstens noch so ehrlich, zu sagen: Wenn wir die Kausalität anzweifeln, dann können wir überhaupt unsere Koffer packen; unser Verstand ist nun einmal kausal organisiert, und ein akausales Denken ist ein Widerspruch in sich selbst!

Alles in allem und um zum Schluss zu kommen: je mehr «Weltanschauungen» es gibt, desto reicher ist die Menschheitsperiode, die sie hervorbringt. Der schöpferische Reichtum einer Epoche hängt genau vom Wert ihrer Konzeptionen, ihrer Gestaltungen, ihrer Schöpfungen ab, aber nicht von einer Detailkrämerei, von Kartotheken, kritischen Seziermaschinen und vom Sitzleder derer, die jeden schöpferischen Elan verloren haben, diese «Haltung» noch als vorbildlich predigen und sich wie ein Schimmel über jede schöpferische Regung legen.

Wert und Unwert sind überall verteilt, Wahrheit und Irrtum überall möglich. So, wie es Fehlkonstruktionen gibt, gibt es auch Fehlkonzeptionen. Während sich aber eine Fehlkonstruktion bald von selbst korrigiert, kommt es bei einer Fehlkonzeption zum Kampf zwischen Wert und Unwert, zwischen Gott und Teufel. Und vielleicht ist es das Schicksal der Menschheit, dass sie diesen Kampf bis zu ihrem Ende austragen muss, damit die Welt der Werte um so heller leuchte und um so reiner töne!

## II. TEIL. DIE WELT DES MENSCHEN

### A. Von der Bewegung (Schwingung)

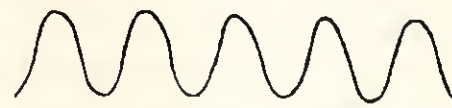
Wenn wir nach einem Phänomen suchen, welches unsere derzeitige Welt, «die Welt des Menschen», am umfassendsten und zugleich am abstraktesten charakterisiert, so finden wir zunächst den Begriff der *Bewegung*. Πάντα ῥεῖ, alles fließt, sagt schon der alte Rätsler Heraklit. Und in der Tat ist alles im Fluss: die Sphären der Gestirne, die elektromagnetischen Bahnen im Atominnern, die Entwicklungsstadien unserer Erde und des Lebens auf ihr. Alles ist in unaufhörlicher Bewegung, alle Ruhe ist nur scheinbar; denn selbst das «toteste» Ding, wie etwa ein Stein, hat vor Jahrmillionen sich bilden, werden müssen, und wenn Du seine Atome mittels irgendeiner Vergrößerungstechnik sehen könntest, so würdest Du einen rasenden Taumel von gesetzmässig gebändigten Elektronenbahnen bemerken, die dem makroskopischen Wunder der Sphärenharmonien in nichts nachstehen.

Aber was ist das: Bewegung? Eine göttliche Unruhe des Werdens, ein immer sich erneuernder Schaffensprozess vom Urbeginn des Schöpfungsaktes her oder eine teuflische Unruhe der an den Ketten der Naturgesetze rüttelnden Welt?

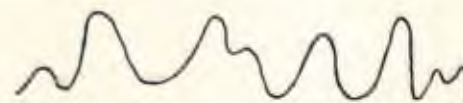
Gehen wir noch weiter zurück, versuchen wir, den Begriff der «Bewegung» aus dem Allgemeinen ins Konkrete zu bringen, suchen wir das, was allen Bewegungen gemeinsam ist, so stossen wir, als weiter nicht mehr Rückführbares auf den Begriff der *Schwingung*. Schwingung ist aber das, was dem Urphänomen der Tonzahl zugrunde liegt, also selbst ein harmonikales Urphänomen.

Wie alle Urphänomene, können wir auch das der Schwingung nicht erklären, woher es kommt, wie es entstand. Aber wir können es beschreiben, seine Bedeutung untersuchen, seine Beziehungen feststellen. Vor allem aber werden wir zu untersuchen haben, welche Bedeutung und welchen Sinn die «Schwingung» als Urphänomen für den Aufbau unseres harmonikal-akroatischen Weltbildes hat.

Es gibt regelmässige



und unregelmässige



Schwingungen. Letztere sind aber Resultanten regelmässiger Schwingungen (vgl. «Lehrbuch» S. 18 ff.), d. h. man kann sie in regelmässige Schwingungen auflösen.

Verfolgen wir nun das Schwingungsphänomen weiter, so kommen wir zum *Metrum* (Takt), zur *Periodizität*, zum *Rhythmus* und schliesslich zum *Ton*.

Wir wollen hier nicht auf Definitionsfragen eingehen, wodurch sich *Metrum*, *Periodizität* und *Rhythmus* unterscheiden, um so weniger, als wir im «Lehrbuch» § 8 («Rhythmus und Periodizität») auf diese alte Streitfrage eingegangen sind und uns auch hierorts nach unserem eigenen Ermessen entscheiden müssen.

So werden wir im Nachfolgenden zusammen mit deren Ektypik und Symbolik zuerst die «Schwingung» allgemein, dann die *Periodizität* und *Rhythmen* in ihren naturwissenschaftlichen, biologischen usw. Anwendungen besprechen und zeigen, wie aus all diesen «Pulsationen» heraus das Tonphänomen entspringt.

### 1. Schwingung

«Alle Bewegungen sind ein Werk von Göttern», sagt Plato in seiner *Epinomis*. Unter diesem höchsten Aspekt werden wir auch die nachfolgenden Schwingungsphänomene betrachten.

Dass sich auch unperiodische Vorgänge durch Überlagerung von reinen periodischen Vorgängen darstellen lassen, wurde bereits bemerkt. So entsteht z. B. ein Knall durch eine kontinuierliche Folge musikalischer Töne von geeignet gewählter Stärke und Phase. Profile, Gebirgslinien ähnlich, sind ein Integral verschiedener reiner Schwingungen («Lehrbuch» S. 18, Abb. 29).

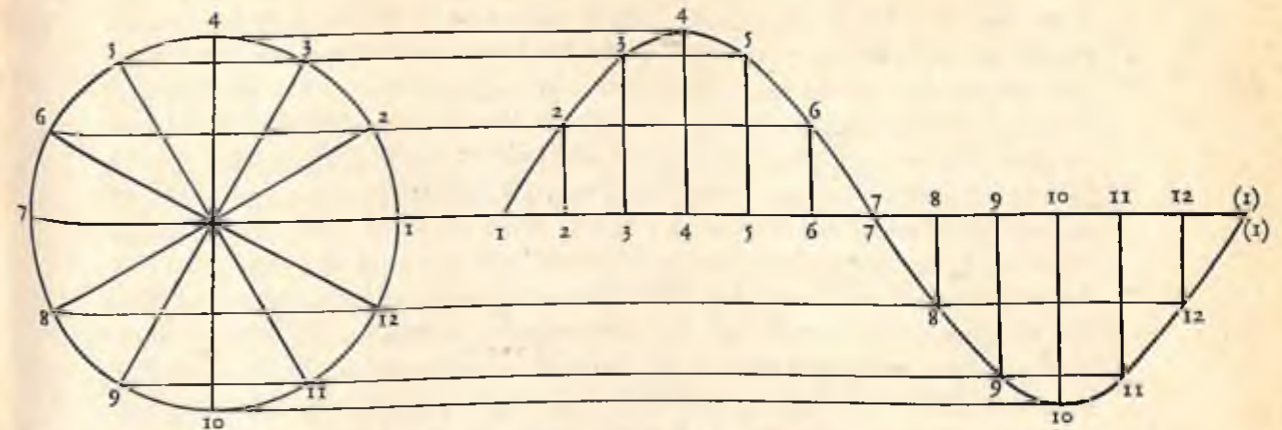
Nach der üblichen Definition entsteht eine Welle oder Schwingung, wenn durch eine Kraft das Gleichgewicht eines Punktes gestört wird, dieser sich eine neue Gleichgewichtslage sucht und dann nach Aufhebung der Kraft wieder zurückwandert. Hiernach bezeichnet die Mathematik die Schwingung (Welle) als einen zeitlich-räumlich periodischen Vorgang;  $p =$  die periodische Funktion von  $t$ .

Hier stock ich schon: Was ist «Kraft», was ist «Gleichgewicht eines Punktes», hebt sich die Kraft auf und warum, was ist «Zeit», was ist «Raum»?

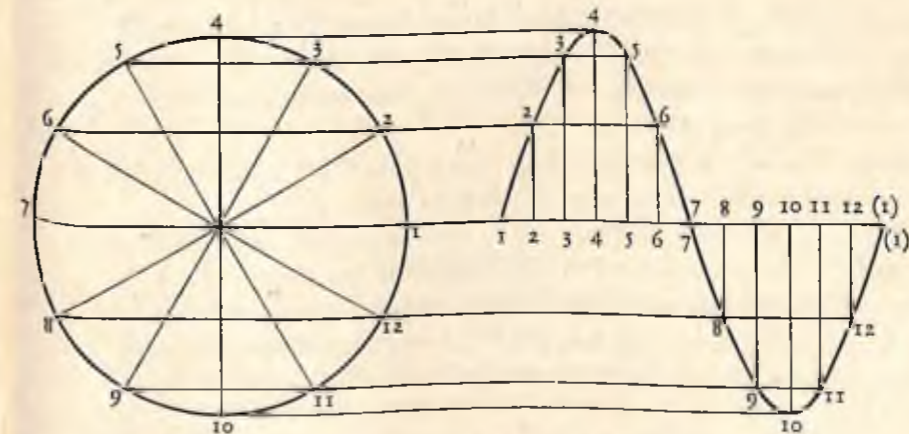
Blieben wir vorläufig bei den «Göttern» – sie sind wahrscheinlich zuverlässiger als die physikalischen Termini! Wenn in 1000 Jahren die Physik ihre  $x$ -te «revolutionäre Umwälzung» erlebt haben und «Kraft», «Zeit» und «Raum» usw. welterschütternden neuen Sensationen Platz gemacht haben wird: die Götter bleiben ewig!

Aber vorläufig leben wir in der Mitte des 20. Jahrhunderts nach Christus, und so müssen wir uns an die heutigen Termini halten.

Die Bewegungsform also, bei der ein Punkt an die gleiche Stelle zurückkehrt, nachdem er mit gleichförmiger Bewegung einen vollständigen Kreis beschrieben hat, nennt man Sinusschwingung oder harmonische Schwingung. Wie man eine solche Schwingung aus dem Kreis konstruiert, erläutert unsere Abbildung ohne näheren Kommentar:



Konstruktion einer Sinuskurve (harmonische Schwingung)



Die gleiche Konstruktion, jedoch mit halber Wellenlänge. Bei grösserer oder kleinerer Amplitude muss der *Hilfskreis* entsprechend vergrössert oder verkleinert werden!

Spekulativ (unter «spekulativ» verstehe ich hier wie früher eine tiefer forschende philosophische Betrachtung mit dem Ziel, bis zu den Urgründen, Urphänomenen zu gelangen und sich an dieser Grenze meditativ zu verhalten) für uns wichtig ist die Ableitung der einfachsten (Sinus-)Schwingung aus dem Kreis: Ist der Kreis die vollkommenste «statische» Figur, so die Sinuskurve die vollkommenste «dynamische». Raoul Francé schreibt dazu in seinem «Bios»<sup>1</sup>:

«Aber dem Wellengesetz gehorcht jede Energie; aus Wellen der Elektrizität

<sup>1</sup> Bd. II (1921), S. 15.

setzt sich auch das Scheinbild der Materie zusammen – die Wellenbewegung erscheint jetzt als die universale und wichtigste Form der Funktionen. Ein Phänomen durchschwingt das ganze physische Sein, und wenn man es auf sein Innerstes prüft, ist es die Kreisbewegung, die sich als Periodizität kundgibt. Wunderbar ist diese Erscheinung des Periodischen, die auch aus unserm Herzschlag spricht, in unseren Pulsen klopft, in stummem Zug, von dem die Schule Freuds manchen Schleier abgerissen hat, durch das ganze Menschenleben geht, mit 28tägiger Wiederkehr physiologischer Zustände (Menstruation), mit einer grossen und kleinen täglichen Wachstumskurve bei Pflanzen, als Mauserung der Tiere im Ring der Monate, als Zeitempfinden und Zeitrechnung in unserem Innenleben abgeleitet aus der grossen Periodizität am Firmament, als im ewigen Rhythmus daher-rauschende Flutwelle und Luftdruckschwankung und als Gleichmass der Jahreszeiten. Nach Rhythmusgesetzen formt der Künstler den Klang der Worte, nach ihnen tönen die süssen Zauberformeln der Musik. Periodizität und Wellengesetz spricht aus Ornament und Architektur, aus dem Gang der Geschichte und der scheinbaren Regellosigkeit des Verkehrs der Güter und Werte. Wer seine Mechanik voll und ganz beherrscht, der ist auch Herr der Metrik, der Musik, der kulturellen Gesetze, so wie er der Herr der natürlichen ist, denn er hat eines der fundamentalsten Gesetze der Welt erkannt.)

Aber mit diesem Zitat aus R. Francé (1874-1943), einem der hellstichtigsten Naturphilosophen der letzten Zeit, greifen wir bereits vor.

Der Begriff «Welle» oder «Schwingung» setzt die Frage nach dem Medium voraus, in welchem die Welle schwingt. Für die Akustik ist das einfach: die Luft. Für die elektromagnetischen und atomaren Wellen war es einfach: der Aether. Diesen hat die Physik zwar aufgegeben und gesteht dem leeren Raum die Eigenschaft zu, bestimmte physikalische Zustände anzunehmen. Aber wohl ist ihr bei diesem Vakuum nicht.

Ich schneide die Frage des «Mediums» hier nur kurz an, weil der Harmonik von seiten der Physik der Vorwurf gemacht wurde: man könne doch so grobstoffliche Wellen wie diejenigen der Luft nicht mit den subtilen des «Aethers» bzw. der elektromagnetischen des Lichts usw. vergleichen. Das tut ja auch kein Mensch, am allerwenigsten der Harmoniker. Was wir vergleichen, suchen und auf einen Nenner zu bringen suchen, sind die *Gesetze*, die hinter «Ton» und «Licht» stehen, also das tertium comparationis beider Bereiche. Das ist nicht nur erlaubt, sondern geboten: es gäbe überhaupt kein «System der Naturgesetze», wenn es nicht Formeln gäbe, welche für die verschiedensten Bereiche gälten.

Jede Welle schwingt im Raum und in der Zeit. Sie hat eine Wellenlänge (harmonikal: Saitenlänge) und eine Schwingungsdauer oder Frequenz (harmonikal: die Zeit des Hin- und Herschwingens der Saite).

Fasst man das Wellenphänomen universal, dann kann man Tabellen etwa folgender Art aufstellen:

Raum: Wellenlängen		Zeit: Schwingungsdauer		
10 <sup>8</sup> 1000 km	Erdbeben	Funkentelegraphic	1800 Jahre	Planetenumläufe
10 <sup>9</sup> 1 km			30 Jahre	1 Generation Rotation des Planeten
10 <sup>2</sup> 1 m	Wasser	Akustik	1 Jahr	
10 <sup>1</sup> 1 m			1 Monat	Monat
10 <sup>-1</sup> 1 mm	Wärme Ultrarot	Wellen Elektr.	1 Tag	Tag
10 <sup>-4</sup> 1 μ			1 Stunde	
10 <sup>-7</sup> 1 μμ	Licht	Röntgenstrahlen	1 min	Erdbeben
10 <sup>-10</sup> 1 · 10 <sup>-3</sup> μμ	Ultra-violett		1 sec	Puls
10 <sup>-13</sup> 1 · 10 <sup>-6</sup> μμ		Elektronen	$\frac{1}{60}$ sec	Akustik
		Ultrastrahlung	$\frac{1}{3600}$ sec	
			$\frac{1}{216 \cdot 10^3}$ sec	elektr. Wellen
			$\frac{1}{47 \cdot 10^9}$ sec	
			$\frac{1}{282 \cdot 10^{14}}$ sec	
			$\frac{1}{17 \cdot 10^{13}}$ sec	Ultrarot Licht Ultraviolet

Diese Tabelle, die man in modifizierten Formen in neuzeitlichen Werken immer wieder findet, erinnert uns Harmoniker sofort an die beiden pythagoreischen ἀρχαί = Urprinzipien:

(lange Wellen Dunkel  $1/\infty \leftarrow 1/1 \rightarrow \infty/1$  Licht (kurze Wellen  
bzw. Perioden) bzw. Perioden)

Die moderne Physik hat im Zuge der «Mathematisierung» des Atoms zunächst allen Atommodellen den Rücken gekehrt und eine prinzipielle Unanschaulichkeit der atomaren Vorgänge verkündet. Aber sie hält am Atomkern und der Elektronenhülle fest – ist das keine «Anschauung»? – und selbst die komplizierteste mathematische Formel hat mit «Geist» überhaupt nichts zu tun, sondern ist ein rein logisches Gebilde, welches in seinen Elementen immer auf eine «Anschauung» irgendwelcher Art zurückgeht. Ausserdem ist zu bemerken, dass selbst in neuesten atomtheoretischen Abhandlungen und Büchern immer wieder ominöse «anschauliche» Zeichnungen auftauchen und viele heutige Physiker haben das Bohrsche Atommodell durchaus noch nicht ad acta gelegt. Warum dieses Anrennen gegen die «Anschauung»? Wäre es nicht besser, zuzugeben, dass der moderne Mensch infolge der Hypertrophisierung seines abstrakten Denkens derart «anschaulich» verkümmert ist, dass er Gestalten und Formen gar nicht mehr sehen, sie zumindest mit seinen mathematischen Formeln nicht mehr in Einklang bringen kann?

Da ist z. B. die Wellentheorie und die Korpuskulartheorie des Lichts. Newton nahm an, dass die Lichtstrahlung aus kleinen Substanzteilchen bestehe, die von der Lichtquelle ausgeschleudert würden. Huygens folgerte jedoch aus bestimmten Erscheinungen des Lichts dessen Wellennatur in einem hypothetischen Aether. Neuerdings zwangen Beobachtungen dazu, wieder die korpuskulare Natur neben der Wellennatur des Lichts anzunehmen, und diese «scheinbar sich widersprechende Beschreibung der Strahlungserscheinungen findet in der statistischen Interpretation der Wellenfunktionen der Quantenelektrodynamik ihre übergeordnete, einheitlich und innerlich widerspruchsfreie Behandlung» (Brockhaus). «Einheitlich und innerlich widerspruchsfrei» – für die Zauberei der mathematischen Physik natürlich, wie ich denn durch die Sophistik rein logisch-mathematischer Formulierungen alles vereinheitlichen kann! Und man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, dass diese «innerlich widerspruchsfreie Behandlung» durch irgendeine grosse oder kleine Entdeckung zu weiteren Widersprüchen wieder zu neuen widerspruchsfreien Formulierungen führen wird usw. ad infinitum. Mit anderen Worten: Solche reinen Zweckformulierungen sind für den physikalischen Fortschritt ausserordentlich nützlich, sie sind Stationen innerhalb der «prinzipiell unvollendbaren» Wissenschaften, sie kommen aber an das Wesen des Phänomens gar nicht heran, welches ausserhalb von jeder Zweckmässigkeit liegt und prototypischen, urphänomenalen Charakter hat.

Eine solche prototypische Vorstellung der atomaren Strahlungs- und Wellenphänomene liefern uns die «Tonspektren». Unter diesem Titel habe ich in den

«Abhandlungen zur Ektypik harmonikaler Wertformen» (1938) eine Ende der zwanziger Jahre – also zur Hoch-Zeit der damaligen Spektralforschung – entstandene Arbeit veröffentlicht, welche die Gesetzmässigkeiten untersucht und in Vergleich setzt, die beiden Bereichen, dem optischen und dem akustischen, gemeinsam sind, die also hinter Optik und Akustik stehen. Ich habe damals, notabene noch zur Zeit der Blüte des Bohrschen Atommodells, ein harmonikales Atommodell konstruiert, und zwar nicht willkürlich «ad hoc», sondern indem ich einfach die Rationen des *Lambda* in Polarkoordinaten umrechnete und das Ergebnis graphisch aufzeichnete. Schon bei dem kleinen Index 3 des Teiltonquadranten ergab sich da ein vergleichsweise sehr differenziertes Bild des Atomkerns und der Elektronenhülle (a. a. O. Tafel VIII und zugehöriger Text § 11 und § 19), aus dessen Gehalt ich hier nur zwei Folgerungen von vielen herausnehme (§ 19b): Als Ursprung der Spektrallinien wird der Treffpunkt der Spiraltendenz (die das Polardiagramm durchlaufende Tonspirale) mit den Tonsphären postuliert. Jedesmal, wenn eine Sphärenwelle (Tonkreis) die Tonspirale kreuzt, entsteht eine «Spektrallinie». Heute (1955) folgere ich weiter: Die Tonkreise symbolisieren die Wellennatur des Lichts. Ein Treffen dieser Kreise mit dem – der heutigen Atomphysik bisher unbekanntem – Spiralimpuls verdichten die Wellen zu Korpuskularteilchen, die aus dem System hinausgeschleudert werden. Auch hier, von der harmonikalen Anschauung bzw. Anhörung aus kämen wir also zu einer Synthese von Wellen- und Korpuskulartheorie des Lichts. Ferner das akustische Atommodell als Ganzes und die in ihm liegende Möglichkeit einer exakten «Kernphysik» sowie die innere Entsprechung (Resonanz) der Kerngesetze zu denjenigen der Elektronenhülle (§ 19d u. a.). Wer den Aufbau des akustischen Atommodells genau verfolgt, wird höchst eigenartige Entsprechungen zwischen Kern und Hülle bemerken und bald sehen, dass die Emission der Spektrallinien nicht nur Sache der Hülle, sondern auch eine des Kerns ist, dass bei höheren Indices der Kern eine ungeheure Dichte, die Hülle eine äquivalente Amplitude haben muss und vieles andere mehr. All dieses folgt aber nicht nur aus den Zahlen und geometrischen Formen, sondern ebenso aus den Ton-Werten, also aus einer von der Physik bisher nicht angewandten seelischen Bewertung der Zahlen und Formen.

Diese «Tonspektren» entstanden wie gesagt in den zwanziger Jahren, also eigentlich erst in den Anfängen der heutigen Atomforschung. Sie wurden 1938 gedruckt, als für die Physik das Problem der optischen Spektren «gelöst» war und die Atomtheorie auf die viel aktuelleren Probleme der Kernspaltung zu-steuerte. Heute werden ihr die «Tonspektren» noch weniger interessant erscheinen als anno 1938, um so weniger, als sie schon 1938 und seither mit wenigen Ausnahmen keine Notiz davon genommen hat.

Wenn sich nun aber im zweiten Dezennium dieses Jahrhunderts hunderte von Physikern mit der Theorie und exakten Messungen der optischen Spektren abgegeben haben, diese heute noch gelten und aus ihnen sich grossenteils der heutige

Stand der Atomtheorie entwickelt hat, so hat die Analogie der optischen Spektren zu den ‹Tonspektren› und umgekehrt auch heute noch ihre Bedeutung. Dies nicht in dem Sinne, dass die heutige Atomtheorie einen direkten Nutzeffekt aus den ‹Tonspektren› ziehen könnte – was ich seinerzeit nach der Fertigstellung dieser Arbeit in der ersten Entdeckerfreude (siehe die Einleitung zu den ‹Tonspektren›!) noch hoffte. Sondern, wie ich heute glaube, mehr im Sinne einer prototypischen, also immer ihren Wert besitzenden Gültigkeit des akustischen Atommodells als einer Fundgrube für die wirklichen Verhältnisse und das Geschehen im Atom selbst.

Der in der Physik und Mathematik versierte Philosoph Hermann Friedmann († 1957) schreibt in seinem Werk ‹Wissenschaft und Symbol›<sup>1</sup> über die ‹Tonspektren› folgendes: ‹Kaysers Eckpfeiler ist das Gesetz der *Obertonreihe*. Mittels dieser differentiellen Betrachtungsweise versucht er zu bestimmten harmonikalen Grundbildungen vorzudringen. Auf solchem Wege versucht er, etwa die Vorstellung von ‹Tonspektren›, d. h. Beziehungen zwischen Ton- und Spektralgesezen, exakt zu etablieren und damit einen Beitrag zur Materieforschung zu leisten. Ich bin freilich nicht sicher, ob er nicht dabei zu einem so komplizierten Netz von Begriffen gedrängt wird, dass Sicht und Klarheit darüber verloren gehen. Schon die Obertonreihe projiziert aus sich die ‹Teiltonebene›, den ‹Teiltonquadranten› und den ‹Teiltonkubus› heraus; ‹Generatoren› und ‹Indizes› treten in das Begriffsfeld; an arithmetischen Bildungen gibt es ‹Teiltonlogarithmen› und ‹Teiltondezimalen›; an spezialisiert geometrischen den ‹Teiltonwinkel› und die ‹Tonspirale›; an klassifikatorischen ‹Töne gleichen Charakters› und ‹Ton-Isotopen›. Dies alles stellt aber erst das ‹natürliche Tonsystem› dar. Dann erst kommen noch die ‹Tonspektren› – eine zwar mit ganz elementarer Mathematik operierende, aber äusserst verwickelte Sache – und das ‹akustische Atommodell› (ein Begriff, von dem ich allerdings – aus Gründen, die ich hier nicht weiter auseinandersetzen kann – annehme, dass er existiert). Es ist also schon möglich, dass Kaysers harmonikale Analyse, wenn sie eine vereinfachende und durchsichtigere Darstellung erfährt, bedeutende Resultate zeitigen wird.›

Dieser Auszug aus einem Eingehen des von mir hochverehrten Hermann Friedmann auf die Harmonik – auf sein Für und Wider im ganzen ist hier nicht der Ort, zu antworten – zeigt genau den für ein wirkliches Verständnis der ‹Tonspektren› entscheidenden Punkt. Einmal ist natürlich die Harmonik eine Wissenschaft wie jede andere. Man muss sie erlernen, wie etwa eine Sprache oder die Infinitesimalrechnung. Wie hier gibt es auch in der Harmonik grundlegende grammatikalische Formen und Begriffe, die erst erarbeitet sein und ‹sitzen› müssen, ehe man das Ganze verstehen kann. Die oben von Friedmann als ‹kompliziert› bezeichneten Begriffe wie ‹Teiltonebene› usw. erschliessen sich jedem Schüler der Harmonik als höchst einfache, am Monochord demonstrierbare, mit

<sup>1</sup> München 1949, S. 119.

dem kleinen Einmaleins, wenigen geometrischen und akustischen Grundbegriffen erfassbare harmonikale Phänomene. Hat man diese gelernt und weiss, was sie sind – genau wie die Formen der Grammatik, der Differentialquotient usw. –, so ist alles Weitere sehr einfach. Viel wichtiger ist aber, dass alle harmonikalen Formen letztlich Anschauungsformen und Hörformen sind. Friedmann sagt sehr richtig, dass die ‹Tonspektren› (und ich füge hinzu: die ganze Harmonik) mit ‹ganz elementarer Mathematik› operiert. Was soll daran also ‹kompliziert› sein? Meiner Ansicht und bisherigen Erfahrung nach steht all diesen rein intellektuellen Denkern und Physikern, und zwar je gescheiter sie sind, desto mehr, ihr eigenes abstraktes Denken im Wege. Sie sind so sehr der ‹Anschauung› (im Goetheschen Sinne) entwöhnt, dass ihnen die einfachsten anschaulichen Vorstellungen die grössten Schwierigkeiten bereiten, ‹kompliziert› erscheinen, während sie mit den abstraktesten und schwierigsten mathematischen Formeln und logischen Begriffsbildern die schärfsten Bälle schlagen wie die gewiegtesten Tennisspieler. Bei Hermann Friedmann ist das um so mehr zu verwundern, weil er in seinem philosophischen Lebenswerk sich um ein ‹optisch-musisches› Weltbild, um eine ‹Welt der Formen› bemüht und in seinem letzten Werk ‹Wissenschaft und Symbol› einen grossen Gedankenreichtum ausschüttet, um eine ‹symbolnahe Wissenschaft› zu erreichen. Aber er testiert ausdrücklich: ‹Das Instrument dafür ist der Verstand, und nur der Verstand›<sup>1</sup>. Hier scheidet sich sein Weg von dem der Harmonik und der der Harmonik von seiner Welt der Formen. Für die Harmonik kann der Verstand immer nur ein Regulativ für die übrigen Sinnesapperzeptionen sein. Jeder Sinn hat seine eigenen Gesetze und Normen, seine eigenen ‹a priori›s, nicht nur der Verstand, den wir ebenfalls zu den ‹Sinnen› rechnen. Entscheidend für eine vertiefte Welterkenntnis ist die Erhebung (Erzündung) eines jeden gesetzmässigen Sinnesbereiches in seinem ihm zugehörigen Normenbereich, und erst das Zusammenspiel aller Normen garantiert dann eine Welterfassung, die nicht nur intellektuell (Verstand), sondern auch optisch (Sehen) und akustisch (Hören) begründet ist und sehr viel weiter und tiefer reicht als nur das verstandesmässige Erkennen. Dass die Harmonik durch die Hereinnahme des Hörens in den Erkenntnisprozess ein Novum in das neuzeitliche Philosophieren bringt und dass die einzigartige Korrespondenz von Ton und Zahl einen ganz neuen seelischen Bereich für das Philosophieren erschliesst – darüber ist in diesem Werk bereits genug gehandelt worden, und der freundliche Leser weiss hierüber Bescheid.

Ceterum censeo: Falls ein heutiger Physiker einen Zugang zu den ‹Tonspektren› finden möchte, wird er gebeten, nach gründlichem Studium der Harmonik das akustische Atommodell ebenso anschaulich oder unanschaulich zu beurteilen wie seine Formeln der Atomtheorie. Letztlich ist beides nur ein Zeichen, eine ‹Signatura› für dahinter liegende Dinge, Formen und Geschehnisse, deren Ge-

<sup>1</sup> a. a. O., S. 120.

heimnisse wir nur in ihren Wirkungen, ihren Taten und Leiden erfahren können. Mit dem einzigen Unterschied allerdings, dass das akustische Atommodell unverändert seine Gültigkeit bewahren wird, solange es Menschen gibt, während das physikalische Atommodell oder seine ihm äquivalenten «wellenmechanischen» und sonstigen Vorstellungen sich ewig wandeln werden, solange es eine Wissenschaft gibt. Da nun das akustische Atommodell im Lambdoma verankert ist, also in einem Diagramm, dessen psychophysische Herkunft erwiesen wurde und dessen Formen in der sogenannten «toten» anorganischen Natur, in den Gestalten der Organismen, in unserem seelischen und geistigen Leben bis hinauf zu den obersten religiösen Prinzipien nachzuweisen sind, wäre es höchst unwahrscheinlich, wenn wir seine Harmonik nicht auch in den elementaren Materiebausteinen wiederfinden sollten, zumal ja in den «Tonspektren» bereits der Grund dazu gelegt ist.

Es ist wichtig, dass das Urerlebnis der Bewegung als *Welle* und *Ton* sich in zwei Medien manifestiert, die sowohl für unsere Erde als auch für den Menschen prädominant sind: *Wasser* und *Luft*. Die Wellenbewegung des Meeres. Die Symbolik des Wassers in den Mythologien, Künsten und der Dichtung ist ebenso uralt wie diejenige der Luft, des «Aethers». Noch heute leiten die Lehrbücher der Physik die Wellenlehre aus Paradigmata der Wasserwellen und der akustischen (Luft-)Wellen ab. Ohne Wasser und Luft kein Leben! Der Mensch steht zwischen diesen beiden Polaritäten, und es scheint so, als ob er, selbst aus billionenfachen Schwingungen der Materiewellen nach einer bewunderungswürdigen Planidee erbaut, die flüssigen und ätherischen Elemente in geheime Resonanz mit seiner Wesenheit brächte. Noch die mittelalterlichen Mönche wussten davon, dass der Mensch ein Psalterium sei, auf dem «Gottes Finger» – der Makrokosmos oben und der Mikrokosmos unten, seine Weisen spiele. Die immerwährende Bewegung der Welt wurde in den ägyptischen Mysterien durch das «Sistrum» symbolisiert, ein kultisches Instrument mit Stäbchen und Ringen, deren Klirren eben das «*πάντα ῥεῖ*» akustisch andeuten sollte. Plutarch schreibt darüber (De Iside et Os.): «Das Sistrum sollte anzeigen, dass die Dinge in der Welt in einer steten Bewegung seien und niemals ruhten; vielmehr, wenn sie einschlafen und ermatten, wieder aufgeweckt und in Schwung gebracht werden müssten.»

Sinniert man weiter über die «Schwingung» als erste geordnete Bewegung nach, so weitet sich ihre Ektypik in fast universeller Weise aus, so dass wir ihr und der aus ihr folgenden Phänomene der Periodizität des Rhythmus und schliesslich des Tons mit Recht eine der ersten Stellen innerhalb der harmonikalen Prototypen einräumen müssen. Aber es kommt uns in diesem Werk weniger auf eine allgemeine Anwendung der harmonikalen Wertformen an – diese ist in den früheren Werken versucht worden – als auf ihren symbolisch-geistigen Gehalt.

G. Th. Fechner, der zeitlebens den Analogien zwischen höherem Geistesleben und der Natur nachspürte, sagt in seiner «Die Tagesansicht gegenüber der Nacht-

ansicht»<sup>1</sup>: «Überall aber, wo eine Äther-, Luft- oder Wasserwelle in sich selbst zurückgeworfen wird, hat man eine materielle oder physische Selbstreflexion. Kleine und grosse Züge gehen davon durch die Welt, und wenn im Sinne der Tagesansicht die ganze physische Welt von einem psychischen Leben erfüllt ist, das sich über uns hinaus im Geiste der Erde und über alle Geister hinaus im göttlichen Geiste zusammen- und abschliesst, so wird auch die physische Selbstreflexion eine psychische Bedeutung haben, wofür wir nun eben keine andere als die der psychischen Selbstreflexion finden können.» In diesem Analogon zwischen materieller und seelischer «Selbstreflexion» liegt ein tiefer Gedanke. Da, wo immer «Wellen» zurückgeworfen werden, bilden sich Knotenpunkte, sozusagen Besinnungspunkte der Natur und der Seele, «Selbstreflexionen», deren Quantelung im fluktuierenden Wellenspiel Mass und Wert der «Gedanken» bedeuten und bestimmen. – Der Mystiker und Sufist Inayat Khan schöpft aus uralten östlichen Quellen, wenn er in seinem Büchlein «Mystik von Laut und Ton»<sup>2</sup> schreibt: «Schwingungen haben in der Regel ihre Breite wie auch ihre Länge und sie können den einen Bruchteil einer Sekunde oder den grössten Teil vom Leben des Weltalls dauern. Sie bilden verschiedene Formen, Figuren und Farben; wenn sie vorwärts schiessen, schafft jede Schwingung eine andere, und so entstehen Myriaden von Schwingungen aus einer einzigen. Auf diese Weise gibt es Kreise unter Kreisen und Kreise über Kreisen; alle zusammen bilden das Weltall. Nach ihrer Verdichtung sinkt jede Schwingung wieder in ihre Quelle zurück. Die Reichweite der Schwingungen entspricht der Feinheit der Fläche ihres Ausgangspunktes. Einfacher gesagt: es kann das Wort, das aus dem Munde geht, nur das Ohr des Hörers erreichen, aber der Gedanke, der von den Gemüts- und Gedankenkräften (mind) ausgeht, reicht weiter, er springt von Geist zu Geist über. Die Schwingungen der Gemüts- und Gedankenkräfte (mind) sind viel mächtiger als die der Worte. Die ernstesten Gefühle eines Herzens können das Herz eines andern durchdringen; sie sprechen in der Stille, sich in der Sphäre zerstreudend, so dass die Atmosphäre um eine Person ihre Gedanken und Gefühle kundgibt. Die Schwingungen der Seele sind die mächtigsten und reichen am weitesten, sie springen wie ein elektrischer Strom von Seele zu Seele.»

Der freundliche Leser wird Aussagen wie die obigen, die unserem «wissenschaftlichen» Bewusstsein fremd erscheinen, dennoch richtig verstehen: alle Mystiker muss man aus den Tiefen der eigenen Seele, des eigenen Erlebens nachempfinden und sie nicht allein nach der Korrektheit ihre logischen Definitionen beurteilen. Es gibt Wahrheiten, an die der logische Kalkül nicht heranreicht; zu diesen gehören diejenigen der Mystik. Kommen sie aus den Tiefen des Unbewussten ins Bewusstsein herauf, dann geraten sie in die Mühlen des diskursiven Denkens, und da dieses nur begrenzt imstande ist, jene Wahrheiten zu erfassen, entsteht die alte Diskrepanz zwischen Denken und Anschauung (um es modern aus-

<sup>1</sup> 3. Auflage 1919, S. 109.

<sup>2</sup> Zürich 1927, S. 15 f.



zudrücken), welche für die ganze Mystik charakteristisch ist. – Eberhard Buchwald, einer der wenigen heutigen Physiker, die sich noch einen weiten Blick über ihr Fach hinaus bewahrt haben, sagt in seiner *«Symbolischen Physik»*<sup>1</sup>: *«Die schwingende Saite besteht aus einer Unzahl aneinandergespinnter schwingender Massenpunkte. Die Befestigung ihrer Enden erlaubt ihr nur im Grundton und in den Obertönen zu schwingen. Beim Grundton liegt keine Ruhestelle der Schwingung, kein 'Knoten' auf der Saite, beim ersten Oberton einer, beim zweiten zwei und so fort. Nach der Wellenphysik können die stehenden Schwingungen als Überlagerung hin- und rücklaufender Wellenzüge aufgefasst werden. Erregt man sie, wie bei einem Schauversuch unserer Vorlesungen, an einem langen Gummiseil, das an der Decke befestigt ist und dessen unteres Ende man periodisch hin und her bewegt, so kann man im Experiment den ganzen Vorgang entwickeln: von der hinauflaufenden und reflektierten Einzelauslenkung bis zu den aufsteigenden und herabkommenden Wellenzügen, die, selbst in ewiger Bewegung, zusammen ein Ruhendes, die 'stehenden' Wellen bilden. So wäre nach Heraklit alles Sein vorgetäuscht und das Werden das Grundprinzip der Wirklichkeit: den ruhenden Schwingungsknoten, den an die Stelle gebundenen Schwingungsbäuchen läge zugrunde ein unablässiges Hin- und Herfluten. Überflüssig zu sagen, dass die schwingende Saite noch für vieles andere als Sinnbild dienen kann. Wie sie ist der Mensch eingespannt zwischen Geburt und Tod und muss sich diesen räumlich-zeitlichen Gegebenheiten fügen. Oder in anderem Bilde: er ist eingespannt zwischen den Grenzen seiner persönlichen Möglichkeiten. Wie die Saite kann er aus der unendlichen Fülle der Töne nur die ihnen gemässen aufnehmen und ausstrahlen. ... Wie bei ihr wird es von den Erregungsbedingungen abhängen, welcher der Obertöne vollen Klang gibt, welcher zurücktritt oder fehlt. Unsere Klangfarbe ist denn doch sehr verschieden je nach dem Strahlungsfelde, mit dem wir in Austausch stehen.»* – Und wenn wir noch aus Jakob Burckhardts *«Weltgeschichtlichen Betrachtungen»* zitieren, dass die Künste *«auf geheimnisvollen Schwingungen beruhen, in welche die Seele versetzt wird»*, so weisen diese geheimnisvollen Schwingungen wieder auf das uranfängliche Moment der schöpferischen Bewegung zurück, auf den Schaffensprozess im Grossen und Kleinen, dessen verborgene Metra, selbst im Ewigen urständig, das Geschehen in Raum und Zeit durchtönen.

## 2. Periodizität und Rhythmus

Periodizitäten und Rhythmen sind nun nicht mehr nur einzelne Wellen oder Schwingungen oder deren blosses Phänomen an sich, sondern gestaltete Folgen von Schwingungen, seien es solche in der Zeit oder im Raum.

<sup>1</sup> Berlin 1949, S. 57f.

Es ist wichtig zu wissen, dass Töne physikalisch nichts anderes sind, als rhythmisch-periodische Bewegungen der Schallwellen. Man kann dies schon bei genügend langen Saiten beobachten, deren Töne wir eben noch hören, deren Hin- und Herschwingen wir aber bereits sehen. Werden die Schwingungen so langsam, dass die Saite schliesslich nur noch schnarrt, brummt oder überhaupt unhörbar wird, so sind ihre Bewegungen trotzdem noch vorhanden, d. h. die Gesetzmässigkeit der Schwingungsperiode bleibt bestehen, ob sie unser Ohr hört oder nicht. Dasselbe gilt für die Tonhöhe nach oben, nach dem Ultraschall zu. Alle nach unten oder nach oben über den hörbaren Bereich hinausgehenden regelmässigen Schwingungen haben dennoch das Tongesetz latent in sich; infolgedessen ist es uns erlaubt, die harmonikalen Analysen grundsätzlich auf alle Periodizitäten und Rhythmen anzuwenden, und seien diese zeitlich oder räumlich noch so gross oder klein. Im *«Lehrbuch»* § 8f ist gezeigt, wie bestimmte Periodizitäten (1:4, 1:5, 1:6 usw.) und Rhythmen (3:2, 5:3, 4:3 usw.) als Löcher in die Platte einer *«Sirene»* eingestanz werden können und bei der Rotierung der Scheibe in Töne umgesetzt werden: es erklingen dann genau die Intervalle, deren Verhältnisse eingestanz sind – jedes physikalische Institut besitzt derartige Apparate. Genau nun, wie die Optik ihre aus dem sehbaren Bereich des Auges gefundenen Gesetze auf die unsehbaren Bereiche anwendet und ausdehnt, genau so wendet die Harmonik ihre im hörbaren Bereich gefundenen Gesetze auf den unhörbaren aus. Und diesen findet sie überall da, wo es Periodizitäten und Rhythmen gibt, gleich in welchem Medium, ob Luft, Äther, Zeit oder Raum – von den *Tongestalten* (Hörbildern) sprechen wir erst im nächsten Kapitel. Rhythmen und Periodizitäten sind also Töne, und Töne sind rhythmisch-periodische Schwingungen. Wenn der alte Haptiker Aristoteles daher spöttisch fragt: *«Wenn es eine Sphärenharmonie gäbe, warum hören wir sie denn nicht?»* – so beweist das, dass er die Pythagoreer gar nicht mehr verstanden hat. Diese *hörten* hinter allen Periodizitäten, Rhythmen, seien sie himmlisch oder irdisch, immer die hinter den Zahlen liegenden Töne; am Monochord konnten sie die Proportionen der Gestirnbahnen, die Zahlen der Sphären usw. ja einstellen! Aber wahrscheinlich hatte Aristoteles nur noch Kenntnis von der exoterischen Lehre der Pythagoreer, und ihre Esoterik, die geheimgehaltene Lehre von Ton und Zahl, war ihm unbekannt.

Wir wollen nun einige Beispiele von Periodizitäten und Rhythmen nennen und nur hie und da auf eine spezielle harmonikale Analyse verweisen. Hier liegt für eine künftige Harmonik noch ein weites, unbeackertes Feld, und wenn der freundliche Leser sich dabei immer vor Augen und Ohren hält, dass jeder Takt, jedes Metrum, jede Periode und jeder Rhythmus sich via Monochord – oder die modernen elektroakustischen Frequenzen – in Töne und Intervalle, in Akkorde und Melodien umsetzen lässt, dass also diese ganze ungeheure Anzahl der Bewegungsfelder zu unserer Seele und nicht nur zu unserem Verstand sprechen, dann wird

er auch von dieser Seite aus die universelle Bedeutung der harmonikalen Symbolik erahnen.

Die grössten zeitlichen Perioden finden wir am Himmel. Das Hauptinteresse der internationalen Astronomie gilt heute nicht mehr unserem Planetensystem, sondern den transplanetaren galaktischen Systemen, den Sternhaufen, den Nebeln, kurz den mit unseren Riesenteleskopen erreichbaren kosmischen Systemen, denen man irgendeine zeiträumliche Form abzugewinnen, hinter ihnen aufzuspüren sucht. Alles ist da noch im Anfang des Forschungsstadiums, aber es ist offensichtlich, dass der wissenschaftliche Geist auf die Dauer auch hier sich nicht mehr mit blossen Registrierungen zufrieden geben wird, sondern nach den Gründen und Hintergründen (Gestalten) dieser ungeheuren Phänomene suchen will. Schon die Vorstellung einer uranfänglichen «Explosion» (wer legte den Zündstoff und was hat explodiert?) des Weltallkerns und des «Fliehens» aller Fixsterne und Milchstrassensysteme «von uns weg» setzt eine zeiträumliche Formanschauung voraus, einen Hammerschlag auf das kosmische Monochord, dessen Teiltöne ihre periodischen Rhythmen auszuklingen beginnen.

Aber beschränken wir uns auf die «Studierstube» unseres Planetensystems und unserer Erde! Raoul Francé sagt in seinem «Bios»<sup>1</sup> weiter: «Mit absolutem Rhythmus dreht sich die Erde um sich selber und um die Sonne, geht der Sterne Chor auf und nieder, vollzieht sich 'Periodik' am Himmel nach überwältigenden Gesetzen. Der Rhythmus der Jahre, der Jahreszeiten, der Tage und Stunden bedingt hundertfache Rhythmen im irdischen Geschehen. Von ihm hängen ab die Phänomenologie im Aufblühen und Erscheinen von Pflanzen- und Tierformen, der Donnergang der Gezeiten, der Weg der Winde, die Wiederkehr der täglichen barometrischen Schwankung, die jährlich zweimalige Wanderung der Zugvögel, die Periodizität der Frauen, der hochzeitliche Rhythmus einer Brunst- und Paarungszeit, die Jahresringe der Bäume, der Generationswechsel, das Wellenspiel der Transgressionen und Klimamigrationen, kurz fast alles, was uns am Antlitz der Natur als Änderung entgegentritt, weil jede Änderung eine zyklische, in Perioden wiederkehrende Änderung ist. Diesem Pulsschlag ist tägliches Leben und Gemütsleben, Geistesleben, Geschäfts- und Staatenordnung angepasst durch Arbeits- und Erholungseinteilung und durch Gliederung von allem, womit wir uns beschäftigen, in Abschnitte von verschiedener Integrationshöhe.»

Hinsichtlich der planetarischen Harmonik wird für uns immer die «*Harmonice Mundi*» Keplers vorbildlich bleiben, und zwar nicht nur sein berühmtes 3. Gesetz, in welchem die Umlaufzeiten der Planeten um die Sonne und die räumlichen Distanzen zur Sonne im Verhältnis des «Götterintervalls» der Quinte 2:3 stehen («Die Quadrate der Umlaufzeiten der Planeten verhalten sich wie die Kuben ihrer mittleren Entfernung von der Sonne»), sondern die vielen anderen harmonikalen Ergebnisse dieses reifsten Werkes Keplers, welche der «Wissenschaft» bis

<sup>1</sup> a. a. O. S. 61.

heute noch nichts sagen, und zwar aus dem Grunde nicht, weil sie damit nichts anfangen kann. Was soll die heutige Astronomie z. B. mit folgenden Kapitelüberschriften des V. Buches anfangen: «Über die Verwandtschaft der harmonischen Proportionen mit den 5 regulären Körpern»; «Die bei der Betrachtung der himmlischen Harmonien notwendigen Hauptsätze der Astronomie» (worin als achter unter dreizehn Abschnitten das «3. Gesetz» vorkommt!); «Worin bei den Bewegungen der Planeten vom Schöpfer die harmonischen Proportionen ausgedrückt sind und in welcher Weise dies geschieht»; «Dass in den Proportionen der scheinbaren Planetenbewegungen die Noten der Tonleiter, sowie die Tongeschlechter Dur und Moll ausgedrückt sind»; «Dass in den extremen Bewegungen der Planeten in gewisser Weise die musikalischen Modi der Tonarten ausgedrückt sind»; «Dass es Gesamtharmonien aller sechs Planeten gleichsam als gemeinsame vierfache Kontrapunkte gibt»; «Welche Planeten in den himmlischen Harmonien den Diskant, den Alt, den Tenor oder den Bass vertreten» –? Noch weniger kann die heutige Astronomie und Wissenschaft mit dem 9. Kapitel des V. Buches anfangen, betitelt: «Dass die Exzentrizitäten bei den einzelnen Planeten ihren Ursprung in der Vorsorge für die Harmonien zwischen ihren Bewegungen haben.» Hier werden in 49(!) Axiomen und Lehrsätzen meist sehr ausführlich und mit genauen mathematisch-astronomischen Beweisen eine so ungeheure Fülle von «Harmonien» entwickelt, dass Max Caspar, der Übersetzer der «*Harmonice Mundi*», Seite 48\* seiner Einleitung dazu sagt: «Mit einem langen Gebet fängt er [Kepler] an. So wichtig ist ihm, was jetzt kommt. Er bittet Gott, den Vater der Geister, er möge verhindern, dass er etwas aussage, was seiner Majestät unwürdig wäre. Dann beginnt er wiederum mit Axiomen, entwickelt daraus Satz um Satz, stellt neue Axiome auf, wo es die Sache erfordert, und reiht so Glied an Glied zu einer endlos langen Kette. Wer ihm Schritt für Schritt folgt, sieht sich alsbald in ein Dickicht von Beziehungen versetzt, das er nicht mehr weiss, wohin der verschlungene Pfad geht, und sich verwundert fragt, wie der, der ihn führt, dies alles übersehen konnte. Es ist das Allerseltsamste, was man sich denken kann. Wer dieses Kapitel schrieb, muss viele Tage lang alles um sich herum völlig vergessen und in einer höchsten Konzentration des Geistes, gleichsam in einer Ekstase gelebt haben. Anders war es nicht möglich, die Glieder dieser Gedankenkette zu übersehen, das Hinterste mit dem Vordersten in Zusammenhang zu bringen und die verwickelten Zahlenverhältnisse bis ins Kleinste aufeinander abzustimmen.»

Zu diesen Worten Max Caspars ist zu sagen, dass das «Dickicht der Beziehungen», dieses «Allerseltsamste, was man sich denken kann», sich für jeden wissenden Harmoniker sofort in sehr einfache, jedoch ungemein reich gegliederte *harmonikale* Beziehungen auflöst. Es sind durchaus keine «verwickelten Zahlenverhältnisse», zu deren Eruiierung Kepler eine «Ekstase» benötigte, sondern nur die einfachen primären Intervalle wie Oktave, Quint, Quart, Terzen usw., die Kepler in den Bahnproportionen der Planeten in sich und untereinander fand. Das ver-

steht die übliche heutige Wissenschaft nicht, weil sie die Harmonik als Wissenschaft noch nicht kennt und weil gerade das, worum es Kepler ging, um die *Harmonien* nämlich, ihr nichts mehr oder noch nichts sagt. Dabei hätten sich die objektiven Beurteiler doch längst die Frage vorlegen können: wenn das (heute so genannte) 3. Keplersche Gesetz in der *«Harmonice Mundi»* nur *eine* von sehr sehr vielen harmonikalen Funden Keplers war (siehe oben), die ihm die Harmonie d. h. den harmonischen Gedanken des Schöpfers bestätigten, wenn für Kepler bewiesenermassen die *Weltenharmonie* das Wichtige, Grossartige, sein ganzes Denken und Trachten – nicht *«ekstatisch»*, sondern *begeistert* Überwältigende war, wenn er also das *«dritte Gesetz»* und die hunderte von anderen, heute wie damals *«stimmenden»* Tonzahlproportionen nur zur Beweisführung benützte, dass Gott in einer riesigen Partitur, für Verstand *und* Gemüt lesbar und hörbar, jene Harmonien an den Himmel schrieb – wäre es da nicht an der Zeit, sich einmal die harmonikale Tonzahltechnik anzusehen, auf Grund deren Kepler zu einer so wichtigen Entdeckung wie der seines 3. Gesetzes kam?

Nun, lieber Freund und freundlicher Leser – ich habe mir darüber schon fast die Finger wundgeschrieben und weiss, dass das heutige Geschlecht der Wissenschaftler immer noch an seinem trockenen Whewell<sup>1</sup> und dessen Nachfolgern festhält, dass es also hoffnungslos ist, den *wirklichen* Kepler, und nicht nur den der *«drei Keplerschen Gesetze»* heute präsentieren zu wollen, um so hoffnungsloser, wenn man selbst einen so verdienstvollen Keplerherausgeber wie Max Caspar an der Hauptsache vorbeigehen und nicht den Mut aufbringen sieht, zum Harmoniker Kepler als exaktem Wissenschaftler ebenso zu stehen wie zum Astronomen Kepler. Mit allgemeinen Phrasen wie *«Extase»* oder dem Harmoniegedanken als blosser *«Anregung»* (dies schon bei Whewell) kommt man da nicht weiter und verbaut sich den Weg zu Kepler völlig. Eine Hoffnung dürfen wir allerdings haben: das sich später einmal ein junger, in der Harmonik versierter Astronom oder Historiker der Wissenschaftsgeschichte sich ausführlich mit der harmonikalen Deszendenz der Keplerschen *«Harmonice Mundi»* beschäftigen wird. Dazu braucht es wohl einige Jahre gründlichen Studiums (auch die übrigen Werke Keplers müssen dabei herangezogen und ausgewertet werden, vor allem der Briefwechsel); aber das gehört zur Ehrenrettung Keplers und wird ihm in der geistesgeschichtlichen Tradition – Plotin, Porphyrios u. a. – einen weitaus grösseren und bedeutenderen Platz einräumen, als es die Geschichte der Astronomie heute vermag.

Ich bitte ob der Abschweifung zu Kepler um Entschuldigung; aber wenn es sich um *«himmlische»* Bewegungen, Perioden, Rhythmen, Proportionen und Töne handelt, durfte Kepler nicht fehlen, selbst wenn dessen Erwähnung in diesem Werk schon geschah und in der Folge noch weiter geschehen wird.

*Zusatz für eine künftige «harmonikale» Keplerforschung.* Es muss dabei beachtet  
<sup>1</sup> *«Geschichte der induktiven Wissenschaften»*, 3 Bde., deutsch, Stuttgart 1830–1842.

werden, dass Kepler ebenso wenig wie Thimus an eine *«Harmonik»* als selbständige Wissenschaft dachten. Dies ist aber aus dem Grunde irrelevant, weil Kepler mittels typischer harmonikaler Operationen – Oktavpotenzierung und -reduzierung – und harmonikaler Elemente – Intervalle, Skalen, Dur–Moll usw. – seine astronomischen Daten analysierte und eben dadurch zu seinen *«Harmonien»* kam, zu denen auch das *«dritte Gesetz»* gehört. – Hinsichtlich seiner Grundhaltung ist wichtig sein Verhältnis zu dem englischen Rosenkreuzer *Robert Fludd* (Anhänger des Paracelsus und beeinflusst von Nikolaus von Kues), wichtig auch der Keplerschen Argumente wegen, für die heutige Harmonik. Fludd war Kepler offenbar wegen seiner Geheimnistuerei, seines Kabbalistentums und seiner Arroganz zuwider, vor allem aber weil Fludd eine Art von wilder Harmonik trieb, ohne mit den den Phänomenen abgerungenen Massen und Zahlen seine vagen Behauptungen zu belegen – eine *conditio sine qua non* für Kepler. Fludd widerum fühlte sich hoch erhaben über Kepler, diesen für einen engstirnigen Gelehrten und Zahlenfuchser ohne Höhenflug in das Reich seiner rosenkreuzerischen Geheimnisse haltend. Natürlich hat Fludd die wahre Bedeutung der Keplerschen Forschungen nie erkannt, weil ihm der Sinn für Exaktheit abging. Auf der anderen Seite ist aber in den Fluddschen Folianten – so viel ich sehe – doch noch viel von pythagoreischem und naturmystischem Erbgut bewahrt, welches Kepler nicht beurteilen konnte oder wollte, weil ihn die ganze *«augurische»* Art und Weise Fludds, die wir Heutigen ja zur Genüge von den theosophischen Richtungen her kennen, nicht zusagte, sowie seine unverbindlichen, durch keine Exaktheit *«getrübt»* Behauptungen. Das (scheinbare) Hauptargument Keplers gegen Fludd: dass dieser wild in Analogien herumvagabundiere, während er, Kepler, bei der Stange, d. h. bei exakten harmonikalen Beziehungen zwischen Tonzahlen und Planetenbahnen bleibe, ist für Kepler selbst nicht stichhaltig. Er selbst benützt ja auch den Begriff der *«Harmonie»*, um ihn analogerweise auch in anderen als astronomischen Gebieten anzudeuten, hier allerdings, ausser den fünf platonischen Körpern, nicht *«wissenschaftlich»* mittels einer exakten Harmonik, sondern mehr vergleichsweise. – Eine Kepler-Fludd-Forschung hat am Anhangskapitel des Schlusses der *«Harmonice Mundi»* anzusetzen, wo sich Kepler mit einem Angriff Fludds gegen ihn in Kürze auseinandersetzt.

Für Kepler war die Sonne nicht nur Licht- und Wärmespender, sondern Mittelpunkt und Sitz des reinen Verstandes und Quelle der Harmonie im planetarischen Kosmos. Alle Planeten sind daher für ihn beseelt, ein Gedanke, den später Fechner in seinem *«Zend-Avesta»* wieder aufnahm und zu einem tiefsinnigen System von Analogien ausbaute. Aber auch rein wissenschaftlich legen bestimmte Phänomene solche Gedankenanalogien nahe. So z. B. die Rhythmik der Sonnenprotuberanzen und die Periodizität der Sonnenflecken: scheint es nicht, als ob die Sonne, wie der Mensch das Aus- und Einatmen, bestimmte Eigenrhythmen in sich trage, welche in diesen Phänomenen äusserlich, und dadurch für uns erkennbar, zum

Vorschein kommen? Und was ist der Erdmagnetismus anderes als ein kompliziertes Wellenfeld von äusseren und inneren Kraftlinien, die, ähnlich den Wellen und Frequenzen gespannter Saiten, sich in täglichen Variationen wie ein unhörbarer «Sonnengesang» nach dem Auf- und Untergang des Zentralgestirns richten? Zeigt die Magnetonadel nicht die beiden Saitenenden dieses geheimnisvollen Spiels an? «Die Ursache des Erdmagnetismus ist noch nicht mit Sicherheit bekannt; man vermutet, dass er auf Elektronenbewegungen oder konvektive, durch die Erddrehung geordnete Strömungen in metallisch-flüssigem Material der Kernoberfläche der Erde zurückgeht», heisst es im Brockhaus 1953. Vielleicht ist die Darstellung der Erde und des Kosmos als eines Monochords, die man in älteren Werken (Fludd, A. Kircher u. a.) findet, doch nicht so ganz unrichtig und phantastisch!

Atmen wir Menschen Luft, so atmet auch die Erde Luft – Klima! Auf allen Teilen der Erdoberfläche bestehen Klimaschwankungen, Witterungen als Ausgleich zwischen Luftdruck, Feuchtigkeit, Wind und Elektrizität, die sich in einer Reihe von periodischen Schwankungen abspielen, die der Barometerstand mit seinem Auf und Ab nur teilweise anzeigt. In der erdgeschichtlichen Vorzeit gibt es die Eiszeitperioden, das Abwechseln von trockenem und feuchtem Klima – für alle diese offenbar periodischen Vorgänge sind die Gesetzmässigkeiten noch nicht gefunden, sonst hätten es die Wetterpropheten einfach.

Nimmt man an, dass sich auf dem feuerflüssigen Erdball eine dünne Haut von Gesteinen gebildet habe – noch heute ist das Verhältnis der festen Erdrinde zum heissen Kern etwa wie das einer Apfelschale zum Apfel selbst! – so ist es nicht abwegig anzunehmen, dass sich die Erdrinde auf dem brodelnden und unruhigen heissen Kern nach bestimmten Wellengesetzen gebildet habe. Ein fernes Analogon zu dieser Vorstellung zeigt die Bildung einer «Haut» auf der heissen Milch. Wir erinnerten uns bereits oben S. 396 an die Ähnlichkeit von Gebirgsprofilen mit Wellensynthesen, und man müsste daraufhin einmal besonders die heutigen Hochgebirge untersuchen, wobei allerdings die ursprünglichen (Decken-)Profile vor der Verwitterung vorher zu rekonstruieren wären, was ja die Geologen längst tun. Sicher kämen da, bei Umsetzung der Wellen in Saitenlängen und Töne, höchst merkwürdige melodische und akkordische Typen heraus und jedes dieser Hochgebirge – Alpen, Kaukasus, Anden, Kordilleren, Himalaja usw. – ist vom Schöpfer mit seiner eigenen Partitur begabt.

Die Rhythmen und Periodizitäten im Lebendigen sind Legion. Natürlich hängen die meisten mit dem Eigenrhythmus der Erde (Tag und Nacht), allenfalls noch des Mondes (Ebbe und Flut; die Periode der Frauen, die Hochzeit des Paolowurms und viele andere mehr) zusammen. Aber innerhalb dieses kosmischen Rahmens sind doch die Wellenbewegungen in der organischen Natur derart vielgestaltig, dass man sie nicht nur auf einen so einfachen Nenner bringen darf.

Ich gebe hier zunächst Stichworte. Das Atmen. Der Herzschlag. Beides schon als pulsierende Vakuolen im Protoplasma der Schwärmsporen von Ulotrix auftretend bzw. andeutend. Das Ein- und Ausatmen der Pflanzen. Der Luft-Wasser-Prozess der Pflanzen. Es gibt «rhythmische Konstanten» als «zeitliche Ordnungen» der Pflanzen. Die Periodizitäten des Wachstums – kleine und grosse Perioden. Rhythmik der Osmose und Diffusion. Kreislauf und Kreislaufstörung. Pflanzen haben im jugendlichen Stadium «sensible Perioden». Die «Uhr» in der Pflanze – 12stündige Schwingungsdauer der Tag- und Nachtphase. Nach Madeira verpflanzte nordische Laubbäume behalten ihren Blattwechsel bei. Es gibt rhythmische Pausen des Wachstums. «Periodizität und Rhythmus beherrschen alle Vorgänge der lebenden Pflanzen» (Tschirch). Rhythmus der Geschlechtstätigkeit, der Brunstzeiten. Rhythmische Beantwortung der Reize durch Muskelkontraktionen («Treppenphänomen»). In den Nerven pulsieren «rhythmische Aktionsströme». «Mausering der Tiere». «Arbeit und Rhythmus».

Ausführlicheres und Anorganisches einbeziehend: Als «rhythmisch» fasst Henning Kaufmann<sup>1</sup> jedes differenzierte Geschehen auf, bei dem regelmässige Verschiedenheiten dort entstehen, wo zunächst eine homogene und strukturlose Masse bestand: Rippelmarken, Dünen, Wasserwellen, Strandspitzen, Büsserschnee u. a. – Nach R. Liesegang sind die sogenannten «Liesegangschen Figuren» benannt, das sind periodische Bildungen (Ringe, Schichten) bei chemischen Ausfällungen in Gallerten, auf welche Weise Liesegang auch die Maserung der Achate erklärte. Stéphane Leduc hat diese und ähnliche Erscheinungen mit hübschen, leicht zu wiederholenden Experimenten in seinem Buch «Das Leben in seinem physikalisch-chemischen Zusammenhang»<sup>2</sup> beschrieben, und es ist erstaunlich, wie weit schon die «tote» Natur bei entsprechender Behandlung zu organischen Formen drängt. – Von Zeit zu Zeit tauchen immer wieder Untersuchungen über biologische Abhängigkeiten von Sonneneruptionen oder von Sonnenflecken auf. In Virchows Zeitschrift für pathologische Anatomie und Physiologie<sup>3</sup> veröffentlichten T. und B. Düll eine Arbeit, in welcher in einem Zeitraum von fünf Jahren in Kopenhagen 3600 und in Zürich 4000 Todesfälle individuell bearbeitet und eine ausgeprägte 27tägige Periode der Häufigkeit der Sterbefälle nachgewiesen und diese wiederum auf den Anstieg der solaren Tätigkeit zurückgeführt wird. Hierbei zeigt sich eine erstaunliche Übereinstimmung der Kurven der Sterbefälle bestimmter Krankheitsgruppen in zwei rund 1000 km voneinander entfernten Grossstädten. – «Rhythmisiert wird auch das Leuchten der Feuerdrüsen einer ceylonischen Käferart, die Plate studiert hat (1916). Beide Geschlechter des Käfers fliegen und schwirren nach Einbruch der Nacht zu Tausenden durch die blühenden Bäume. Das sehr kräftige, grünweisse Licht hat etwas Flackriges, Zitterndes, da

<sup>1</sup> «Rhythmische Phänomene der Erdoberfläche», Braunschweig 1929.

<sup>2</sup> Halle 1912.

<sup>3</sup> Bd. 293, Heft 2, 1934.

der Lichtstrom immerfort geschlossen und wieder geöffnet wird. Anfangs glaubte Plate, dass die hereinsinkende Dunkelheit den anregenden Reiz für die Tätigkeit der Leuchtdrüsen liefere; als er aber die Tiere einzeln und dauernd ins Dunkle spergte, gingen sie allabendlich um  $\frac{3}{4}7^h$ , fast auf die Minute genau, jedenfalls um die nämliche Zeit, wie die Tiere draussen, in ihren Behältern zu leuchten an und liefen in diesem Zustand bis zum Morgen unruhig umher, um tagsüber wieder ruhig zu liegen.<sup>1</sup> – Sehr alt ist der Glaube an die Siebenerperioden im menschlichen Leben – doch wollen wir uns so eindeutige Zahlenrhythmen für später vorbehalten (Kap. III H).

Hierher gehört auch die seinerzeit ebensoviel Zustimmung wie Ablehnung erfahrende Theorie von Wilhelm Fliess (1858–1928) über die Gebundenheit des Lebens an eine männliche Substanz von 23tägigem und an eine weibliche von 28tägigem Rhythmus. Den einen Teil dieser Theorie, die Bisexualität, benützte später O. Weininger, den anderen, die Periodizität, später H. Swoboda<sup>2</sup>. Dass wir die «Bisexualität» im Lambdoma und seinen Rationen finden, erwähnten wir des öfteren, so in diesem Werk S. 129 ff. Über die «Richtigkeit» der Fliess'schen Perioden sind die Meinungen geteilt – natürlich, möchte man sagen. [39] Hier wird es immer Gegenbeweise geben; aber wenn 10% überraschenderweise genau «stimmen» und 90% nicht, so haben diese 10% eben doch ein Gewicht und rein quantitativ – statistisch kann man meines Erachtens solche Probleme, besonders im Reich des Lebendigen, überhaupt nicht lösen. Das Wertvollste an der Fliess'schen Entdeckung ist, dass er um 1900 als einer der ersten in der Neuzeit eine Zeitforschung im Organischen überhaupt in Gang gebracht und nach rhythmisch-periodischen Gesetzmässigkeiten gesucht hat. Ausserdem erging es Fliess so wie, mutatis mutandis, Kepler und vielen anderen Forschern und Denkern. Wie bei Kepler auf sein 3. Gesetz, so startete man bei Fliess wie mit Stielaugen auf die zwei Zahlen 23 und 28 und vergass darüber völlig den Reichtum seiner übrigen Gedankenwelt. So enthalten z. B. seine Vorträge «Vom Leben und Tod»<sup>3</sup> eine grosse Fülle von Gedanken über Periodizitäten, Rechts und Links, Männlich und Weiblich, das Todesproblem u. a. sowie eine Abwehr der These seiner Kritiker: «Es geht auch mit anderen Zahlen» – dass man, selbst wenn es mit anderen Zahlen ginge, Fliess dennoch das Verdienst zusprechen müsste, mit einer schöpferischen Intuition den Gedanken einer Morphologie der biologischen Zeitformen in Gang gebracht zu haben. Das ist für uns Harmoniker das Entscheidende und muss uns anspornen, in Zukunft mit unseren Mitteln diesen Gedanken aufzunehmen und weiterzuerfolgen.

<sup>1</sup> Nach Adolf Koelsch: «Das Erleben», Berlin 1919, S. 335. Hier, im Kapitel «Die Rhythmisierung des Lebens» S. 308 ff., noch viele andere Beispiele.

<sup>2</sup> Zu diesem «Nachfolgestreit» vgl. R. Pfennig: «Wilhelm Fliess und seine Nachentdecker», Berlin 1906.

<sup>3</sup> 2. Auflage Jena 1914.

Wir wollen hier mit «ektypischen» Beispielen einhalten und, vor einigen harmonikalen Analysen, noch einige hierhergehörige Werke nennen, in welchen eine eventuell harmonikale Zukunftsforschung über Periodizitäten und Rhythmen genügend Material nebst weiterer Literatur finden wird: *Karl Marbe*: «Die Gleichförmigkeit in der Welt», 2 Bde., München 1916 und 1919; *Paul Kammerer*: «Das Gesetz der Serie», 1919; *Hans von Hentig*: «Über den Zusammenhang von kosmischen, biologischen und sozialen Krisen», 1920; *K. C. Schneider*: «Die Periodizität des Lebens und der Kultur», 1926; *E. Ungerer*: «Zeit-Ordnungsformen des organischen Lebens», 1936; *Willi Hellpach*: «Geopsyche» 6. Aufl. 1950; *G. Wachsmuth*: «Erde und Mensch», 1952.

Und nun noch wenige Proben für eine konkrete harmonikale Analyse in diesen Bereichen.

Dr. *D. Wossidlo* hat in der «Zeitschrift für Urologie»<sup>1</sup> einen Aufsatz «Harmonische Gesetze der Harnwegdynamik» veröffentlicht, worin eine Rhythmusanalyse des Umfangs und der Kraft der Harnstösse (Harnausscheidungen) mit primären Intervallverhältnissen verglichen wird. «Diese errechneten, harmonischen Zahlenproportionen legen wir nun an die beobachteten Zeitintervalle des Harnleiter-rhythmus an. Wir erleben nun das unglaubliche Geschehen, dass sich tatsächlich jedes einzelne beobachtete Intervall in einem ganzzahligen, proportionalen Verhältnis zur Grundzahl befindet.»<sup>2</sup> Für den Haptiker wäre diese Entdeckung nichts weiter als die einer neuen Zahlengesetzmässigkeit. Wossidlo sieht bzw. «hört» neben der quantitativen aber sofort die qualitative Seite: die Intervalle als seelische Phänomene. Er nennt seine Methode «qualitative, harmonische Rhythmusanalyse» und sagt: «Durch dieses mehrschichtige Bezugssystem entwickelt sich, neben der einfachen Tonfolge, als Ausdruck einer einfachen Beziehung von beobachtetem Intervall der Grundzahl, ein Akkordsystem, das eine unmittelbare, qualitative Aussage über die Anhörung der naturgesetzlich stets reinen Intervallverhältnisse ermöglicht und ihre bindende qualitative Bewertung durch die von ihr ausgelösten seelischen Entsprechungen erfährt.»<sup>3</sup> Damit aber führt ein so ausgesprochen spezialisiertes Phänomen wie das der Harnausscheidung mitten hinein in die harmonikale Symbolik – welche letztere in einer Zeitschrift für Urologie (1) natürlich nicht mehr angeschnitten werden konnte, da sonst vermutlich sämtliche Urologen die Hände über den Kopf zusammengeschlagen hätten.

Auch eine harmonikale Analyse der menschlichen Atemzüge führt zu einem interessanten Ergebnis, worauf bereits im «Hörenden Menschen» (1932) S. 238 f. verwiesen wurde. Ich schrieb dort: «Der allen Organismen gemeinsame Atmungsprozess steht, wie man weiss, bei den Indern am Beginn eines jeden seelischen Trainings (Yoga). Die indische Esoterik knüpft an die Tatsache an, dass der

<sup>1</sup> 1952, Heft 6/7.

<sup>2</sup> Wossidlo: a. a. O. S. 464.

<sup>3</sup> a. a. O. S. 467.

Frühlingspunkt in 25920 Jahren (die heutige Astronomie gibt diese Zahl gewöhnlich mit rund 26000 Jahren an) den ganzen Zodiakus durchläuft<sup>1</sup>. Die europäische Esoterik nennt diesen Zeitraum das 'Platonische Jahr'. Jeder Leser kann nun leicht mittels seiner Taschenuhr feststellen, dass er normalerweise 18 Atemzüge in der Minute macht. Da nun der Tag  $60 \times 24 = 1440$  Minuten hat, so macht der Mensch  $1440 \times 18 = 25920$  Atemzüge pro Tag, was derselben Jahreszahl entspricht, welche der Frühlingspunkt braucht, um wieder seine alte Stelle zu erreichen. Der menschliche Atemrhythmus eines Tages ist also mit diesem ungeheuren Sonnenzyklus rhythmisch identisch, was sich auch noch anderweitig kundtut. Nimmt man ein Durchschnittsmenschenalter an mit 72 Jahren, so sind dies ebenfalls fast 25920, nämlich 25915 Tage! So wird es begrifflich, wenn die indische Philosophie das Menschenleben 'einem Tag Brahmas', nämlich den 26tausendjährigen Rhythmus gleichsetzt. Was den Harmoniker an dieser Zahl 25920 jedoch interessiert, ist ihr Tonwert. Führt man nämlich ihre Oktavreduzierung durch ( $25920 \rightarrow 12960 \rightarrow 6480 \rightarrow 3240 \rightarrow 1620 \rightarrow 810 \rightarrow 405$ ), so stösst man auf die nicht mehr weiter oktavzuteilende Zahl 405 ( $gis^{\wedge}$ ). ... Dieses  $gis^{\wedge}$  spielt in der harmonikalen Symbolik eine bedeutende Rolle, auf die hier nicht eingegangen werden kann.) Diese Rolle deuten wir nun im folgenden an:

Das  $gis^{\wedge}$  liegt sehr nahe den ebenfalls senarischen Werten  $as$  und  $as^v$ , also vom Grundton  $c$  aus gerechnet eine *grosse Terz* nach unten bzw. kleine Sext nach oben. Dasselbe Intervall kommt noch eindeutiger zum Ausdruck, wenn wir die reziproke Dialektik dieser Zahl im Lambdoma notieren

$$\frac{1}{405} e^v_9 \leftarrow \frac{1}{1} c \rightarrow \frac{405}{1} gis^{\wedge 8}$$

Hier haben wir im Schosse der Zahl 405 selbst das Intervall der grossen Terz  $e^v - gis^{\wedge}$ , und zwar im Raum einer Entfernung von 17 Oktaven. Behalten wir die kosmische Zahl 25920 bei, so spannt sich der rhythmisierte Raum gar über 31 Oktaven:

$$\frac{1}{25920} e^v_{16} \leftarrow \frac{1}{1} c \rightarrow \frac{25920}{1} gis^{\wedge 15}$$

Nun ist aber die grosse Terz, wie unsere Leser wissen, in der harmonikalen Symbolik (s. oben S. 384) *das Intervall der Erde*. Es spannt sich bei der vorliegenden harmonikalen Analyse zwischen zwei (unhörbaren) Polen der *ἀρμονία ἀφανής* und wird erst im täglichen Zyklus unserer Atemzüge (menschlich) wirklich, realisiert. (Platonisches Jahr), täglicher Atemrhythmus des Menschen und die Erde werden also auf dem seelischen Hintergrund des Intervalls der grossen Terz in eine wertformale Beziehung zueinander gesetzt – eines der typischen Ergebnisse einer auf exakter harmonikaler Analyse gegründeten harmonikalen Symbolik.

Goethe beschäftigte sich gegen Ende seines Lebens noch mit meteorologisch-rhythmischen Untersuchungen. Nach seinem Bericht steigt das Barometer zwei-

<sup>1</sup> O. v. Bressendorf: (Die Grundzüge der Hindu-Astrologie), München 1921.

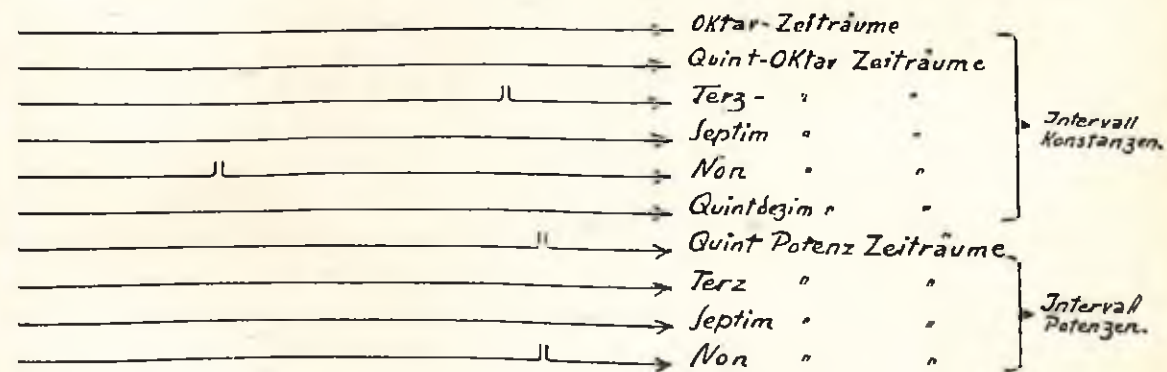
67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81

72

80

3<sup>4</sup>

9<sup>2</sup>



Frühlingspunkt in 25920 Jahren (die heutige Astronomie gibt diese Zahl gewöhnlich mit rund 26000 Jahren an) den ganzen Zodiakus durchläuft<sup>1</sup>. Die europäische Esoterik nennt diesen Zeitraum das 'Platonische Jahr'. Jeder Leser kann nun leicht mittels seiner Taschenuhr feststellen, dass er normalerweise 18 Atemzüge in der Minute macht. Da nun der Tag  $60 \times 24 = 1440$  Minuten hat, so macht der Mensch  $1440 \times 18 = 25920$  Atemzüge pro Tag, was derselben Jahreszahl entspricht, welche der Frühlingspunkt braucht, um wieder seine alte Stelle zu erreichen. Der menschliche Atemrhythmus eines Tages ist also mit diesem ungeheuren Sonnenzyklus rhythmisch identisch, was sich auch noch anderweitig kundtut. Nimmt man ein Durchschnittsmenschenalter an mit 72 Jahren, so sind dies ebenfalls fast 25920, nämlich 25915 Tage! So wird es begreiflich, wenn die indische Philosophie das Menschenleben 'einem Tag Brahmas', nämlich den 26tausendjährigen Rhythmus gleichsetzt. Was den Harmoniker an dieser Zahl 25920 jedoch interessiert, ist ihr Tonwert. Führt man nämlich ihre Oktavreduzierung durch ( $25920 \rightarrow 12960 \rightarrow 6480 \rightarrow 3240 \rightarrow 1620 \rightarrow 810 \rightarrow 405$ ), so stösst man auf die nicht mehr weiter oktavzuteilende Zahl 405 ( $gis^{\wedge}$ ). ... Dieses  $gis^{\wedge}$  spielt in der harmonikalen Symbolik eine bedeutende Rolle, auf die hier nicht eingegangen werden kann.) Diese Rolle deuten wir nun im folgenden an:

Das  $gis^{\wedge}$  liegt sehr nahe den ebenfalls senarischen Werten  $as$  und  $as^v$ , also vom Grundton  $c$  aus gerechnet eine *grosse Terz* nach unten bzw. kleine Sext nach oben. Dasselbe Intervall kommt noch eindeutiger zum Ausdruck, wenn wir die reziproke Dialektik dieser Zahl im Lambdoma notieren

$$\frac{1}{405} e^v \leftarrow \frac{1}{1} c \rightarrow \frac{405}{1} gis^{\wedge}$$

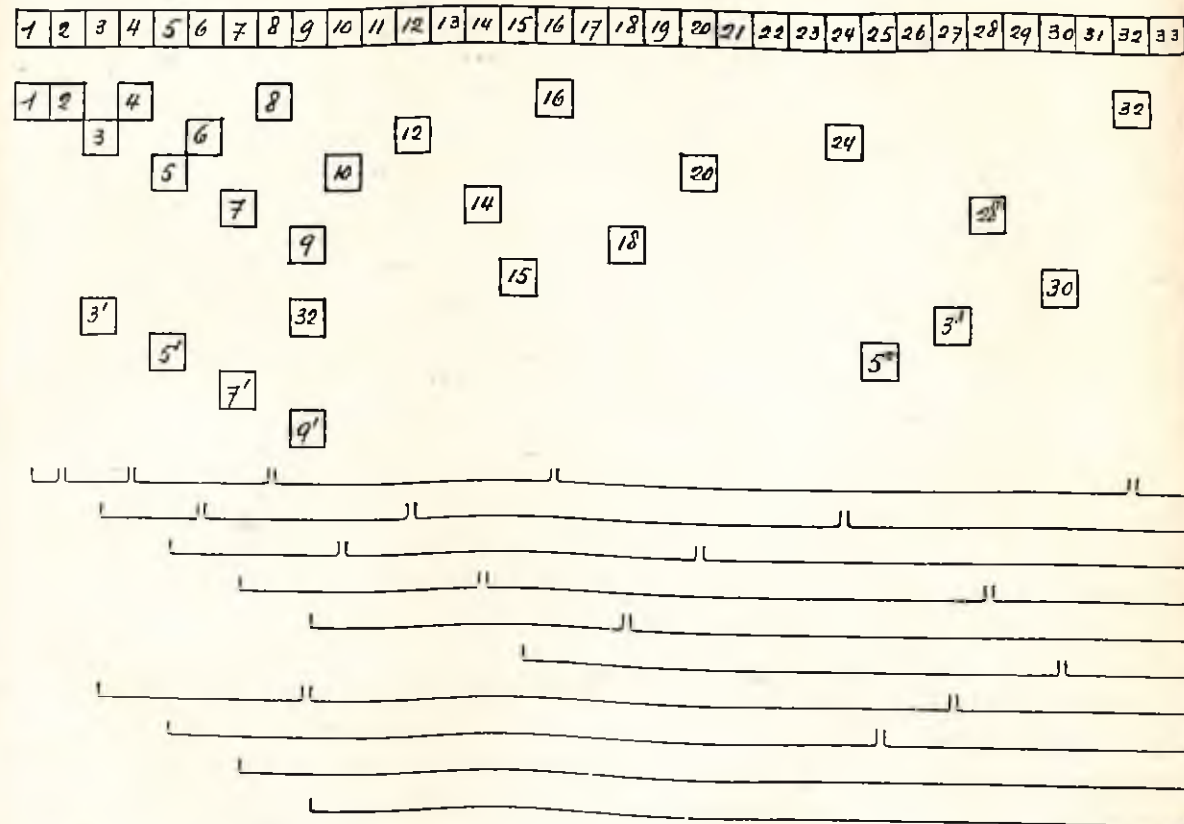
Hier haben wir im Schosse der Zahl 405 selbst das Intervall der grossen Terz  $e^v - gis^{\wedge}$ , und zwar im Raum einer Entfernung von 17 Oktaven. Behalten wir die kosmische Zahl 25920 bei, so spannt sich der rhythmisierte Raum gar über 31 Oktaven:

$$\frac{1}{25920} e^v \leftarrow \frac{1}{1} c \rightarrow \frac{25920}{1} gis^{\wedge 15}$$

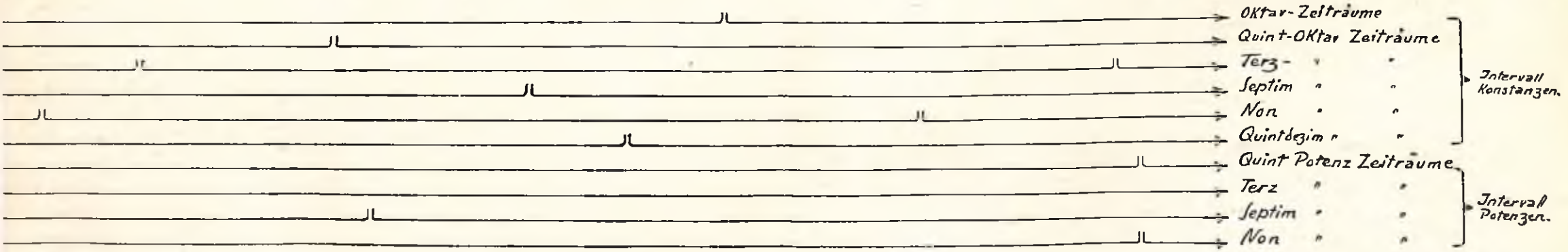
Nun ist aber die *grosse Terz*, wie unsere Leser wissen, in der harmonikalen Symbolik (s. oben S. 384) *das Intervall der Erde*. Es spannt sich bei der vorliegenden harmonikalen Analyse zwischen zwei (unhörbaren) Polen der  $\acute{\alpha}\rho\mu\omicron\nu\iota\acute{\alpha}\varphi\alpha\nu\eta\varsigma$  und wird erst im täglichen Zyklus unserer Atemzüge (menschlich) wirklich, realisiert. (Platonisches Jahr), täglicher Atemrhythmus des Menschen und die Erde werden also auf dem seelischen Hintergrund des Intervalls der grossen Terz in eine wertformale Beziehung zueinander gesetzt – eines der typischen Ergebnisse einer auf exakter harmonikaler Analyse gegründeten harmonikalen Symbolik.

Goethe beschäftigte sich gegen Ende seines Lebens noch mit meteorologisch-rhythmischen Untersuchungen. Nach seinem Bericht steigt das Barometer zwei-

<sup>1</sup> O. v. Bressendorf: «Die Grundzüge der Hindu-Astrologie», München 1921.

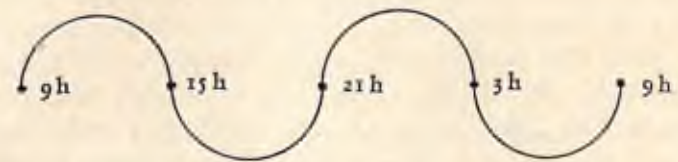


35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81





mal am Tage, nämlich um 9 Uhr und 21 Uhr an und fällt ebenso zweimal am Tage, nämlich um 3 Uhr und 15 Uhr ab. Dies bezeichnet man heute als «doppelten Luftdruck». Goethe<sup>1</sup> bezieht sich dabei auf Simonow und A. v. Humboldt und schreibt dazu («Wiederaufnahme»): «Zuerst deutet uns die sogenannte Oscillation auf eine gesetzmässige Bewegung um die Achse ... Dieses Bewegende senkt sich in 24 Stunden zweimal und erhebt sich zweimal, wie solches aus mannigfaltigen bisherigen Beobachtungen hervorgeht; wir versinnlichen sie uns als lebendige Spirale, als belebte Schraube ohne Ende ... Die zweite allgemein bekannte Bewegung, die wir einer vermehrten oder verminderten Schwerkraft gleichfalls zuschreiben und sie einem Ein- und Ausatmen vom Mittelpunkt gegen die Peripherie vergleichen, diese darzutun, haben wir das Steigen und Fallen des Barometers als Symptom betrachtet.» Das ist also, ausser dem Sonnenrhythmus, noch ein Eigenrhythmus der Erde. Diesen gibt es noch anderweitig: Die Wolkenbildungen haben 3 Uhr nachts ein Minimum und 15 Uhr nachmittags ein Maximum; beim Waldsauerklee beginnen sich schon um 3 Uhr noch während der Dunkelheit die Blätter zu heben und um 15 Uhr wieder zu senken; die Berg- und Talwinde setzen in allen Gebirgen der Welt um 9 Uhr morgens und 21 Uhr abends ein; auch die inneren Organe des Menschen haben diesen Rhythmus, dann die Minima und Maxima der Geburtswehen u. a. m. Alle diese Rhythmen kann man sich am anschaulichsten in einer doppelten Sinuskurve vorstellen, womit wir wieder unsere anfängliche Wellenvorstellung (oben S. 396f.) gewonnen hätten:



Endlich möchte ich noch auf eine harmonikale Analyse der menschlichen Lebensjahre verweisen, die in der Tabelle 469 des «Lehrbuches» (bei S. 254, Text dazu ebenda) veröffentlicht wurde (siehe Falttafel).

Da die Tabelle für sich selbst spricht und bereits im «Lehrbuch» S. 254 kommentiert wurde, wird der freundliche Leser gebeten, anhand wichtiger eigener Lebensdaten das Gewicht der Intervallzäsuren zu kontrollieren und eventuell zu ermitteln, welche Intervalle für wesentliche Lebensabschnitte entscheidend waren. Hinweisen möchte ich noch auf die vertikale Summierung der Rationen  $80$  (Terzkonstanz),  $3^4$  (Intervallpotenz der Quint) und  $9^2$  (dito der None) unter den Lebensjahrzahlen  $80$  und  $81$ , was die harmonikale Vermutung erlaubt, dass «achtzig Jahre» die Fülle des normalen Menschenlebens bringt – falls nicht Krankheit oder Unfall oder sonstwelche aussergewöhnlichen Ursachen das Leben verkürzen.

<sup>1</sup> «Sogenannte Oscillation», Sämtl. Werke, ed. Geiger, Leipzig, Hesse-Verlag, Bd. 39, S. 169ff.

Allgemein ist zum Suchen nach Gesetzmässigkeiten im zeitlichen Geschehen folgendes zu sagen: Am glücklichsten ist die Astronomie in bezug auf die Bewegungen und Periodizitäten des Planetensystems daran – was weiter (draussen) liegt, steckt noch voller Vermutungen, wenn wir auch bereits manches sicher zu wissen glauben: die doppelten Sternsysteme mit ihren Umlaufrythmen, die (Explosion) des Weltalls, die seit den Babyloniern beobachteten Veränderungen gewisser Sternorte u. a. m. Auch das, was in unserem irdischen Bereich mit astronomischen Daten zusammenhängt – Tag und Nacht, der Jahreslauf, Ebbe und Flut usw. – ist gesetzmässig mittels Zahl und Mass erfassbar und nicht problematisch – ausser dem (Geheimnis) der Phänomene selbst. Aber je weiter wir uns den zeitlichen Rhythmen und Perioden in unserem irdischen Bereich, und besonders denen des Lebens zuwenden, die autonom sind und sich von den kosmischen Perioden emanzipiert haben, desto schwieriger wird die Sache in doppelter Hinsicht. Erstens wehren sich die irdischen Dinge, besonders die Erscheinungen des Lebens, immer gegen eine (Exaktheit) im mechanistisch-mathematischen Sinne. Es müsste da zunächst ein neuer Zahlbegriff, eine Art von (Gestaltmathematik) geschaffen werden, die bereits Hermann Friedmann gefordert und teilweise mit rein logischen Mitteln entwickelt hat und die wir Harmoniker in den Konfigurationen unserer Tonzahlen zu haben glauben, welche überdies noch den Vorzug besitzen, in seelische Bereiche hineinzureichen, also dorthin, wo das (Leben) zu Hause ist. Der Hamburger Biologe A. Meyer-Abich kam zum argumentum pro für die Harmonik auf Grund der Überlegung, (dass die organismischen Formen nicht nur das Ergebnis haptischer Konstruktionen aus korpuskulären Kräften und Energien sind, dass sie vielmehr Zeit- als blosse Raumgestalten sind. Das aber bedeutet dann, dass sie das Ergebnis rhythmischer Schwingungen sein müssen.)<sup>1</sup> Nun ist aber jeder Ton zeiträumlich (Frequenz und Saitenlänge) und aus dieser Verschmelzung entstehen erstens die harmonikalen (Hörbilder), d. h. die Transformation von Schwingungen und Rhythmen ins Optisch-Sichtbare der Welt der Formen, bei zusätzlicher seelischer Bewertung (Tonwertel). Zweitens kann aber die Form des (Hörbildes) wieder in Schwingungen und Rhythmen ins Zeitliche rückversetzt und diese Zeitgestalten ebenso als Melodik psychisch bewertet werden.

Von hier aus begreift sich am besten die zweite Schwierigkeit, der gegenüber sich die haptische Forschung befindet. Reine Zahlengesetzmässigkeiten im biologischen oder sonstigen Geschehen aufzufinden, wird immer fragwürdig, bestenfalls ein *ἐν δὲ διὰ δυνάμει* bleiben, wenn nicht mit diesen Zahlen seelische Werte verbunden sind – was besonders für die organismischen Periodizitäten, aber im Grunde auch für alle anderen gilt. So wie die Verhältnisse heute liegen, ist nur die Harmonik zu dieser (seelischen Aufwertung der Zahl) in der Lage. Lediglich irgendwelche Periodizitäten oder Rhythmen graphisch aufzuzeichnen oder durch Apparaturen

<sup>1</sup> Brief an mich vom 26. Dezember 1945.

notieren zu lassen (Kardiogramme) oder gar direkt mittels Lautverstärker zum Hören zu bringen (Herzschläge u. a.), ist für die betreffende Spezialforschung sehr wichtig und interessant, hat aber im tieferen Sinne keinen Erkenntniswert. Diesen erhalten sie erst dann, wenn die an sich (rein mathematisch und geometrisch) bedeutungslosen Zahlen und Kurven in ein höheres System von Gestalteinheiten eingebaut werden, so wie es die Harmonik in ihren Theoremen und Wertformen versucht. Erst hierdurch kommen sie auch aus ihrer Spezialisierung heraus, und zwar nicht hinein in ein gleichförmiges, logisches, an sich keine Bedeutung habendes mathematisches System, sondern hinein in ein gestaltetes, seelisches, von hunderten von Bedeutungen durchdrungenes Gebäude harmonikaler Beziehungen und Entsprechungen.

Kehren wir noch zu einigen grundsätzlichen Betrachtungen zurück!

Rhythmus (*ῥυθμός*) kommt vom griechischen *ῥέω* = ich flicse. In seiner ursprünglichen Bedeutung kann man das Wort am treffendsten mit (Wellenschlag der Bewegung)<sup>1</sup> übersetzen. Bei den Griechen tritt aber zu dieser Bedeutung des (Fließenden) noch eine andere hinzu, die für den griechischen Geist charakteristisch ist, nämlich das Bändigende, Gestalthafte des Rhythmischen. W. Jäger sagt dazu in seiner (Paideia)<sup>2</sup>: (Wir müssten vielmehr erst einmal die Frage aufwerfen, wie denn der Grieche das Wesen von Tanz und Musik empfunden hat. Das aber wird blitzartig erhellt durch die Grundbedeutung, wie der Vers des Archilochos sie sehr schön zeigt. Dass der *Rhythmus* die Menschen (hält) – ich habe geradezu übersetzt (in Banden hält) –, schliesst jeden Gedanken an einen Fluss der Dinge aus. Wir denken an den Prometheus des Aischylos, der in dem Eisengeflecht seiner Fesseln regungslos festgehalten ist und von sich sagt: Ich bin hier in diesen (Rhythmus) gebannt, oder an Xerxes, von dem Aischylos sagt, er habe den Fluss des Hellespont in Fesseln gelegt und den Wasserweg über ihn (in eine andere Gestalt (Rhythmus) gebracht), d. h. in eine Brücke umgestaltet und ihm feste Bande umgelegt. Hier ist Rhythmus gerade das, was der Bewegung, dem Fluss die Schranke, das Feste auferlegt, und das ist es, was auch für Archilochos einzig passt. So spricht auch Demokrit im echten alten Sinne vom *Rhythmus der Atome* und versteht darunter nicht etwa ihre Bewegung, sondern, wie bereits Aristoteles treffend den Sinn wiedergibt, ihr (Schema).)

Das ist äusserst interessant und im tiefsten Sinne (harmonikal). In der Harmonik schliesst sich das (Fließende) des Rhythmus, der (Wellenschlag der Bewegung) durchaus nicht von dem Bändigenden, Gestalthaften des Rhythmus aus, sondern beide Momente folgen eines aus dem andern. Denn durch die rhythmischen Pulse entstehen die Töne, und durch diese die Formen des Melos, das Gestalthafte und, wie sich Demokrit ausdrückt, sogar der (Rhythmus der Atome),

<sup>1</sup> V. Goldschmidt: (Über Harmonie und Complication), 1901, S. 71.

<sup>2</sup> Bd. I, 2. Auflage 1936, S. 174.

welchen Aristoteles als deren «Schema» (*σχῆμα* = Zeichen, Haltung, Gestalt, Form) versteht!

Im Anschluss an Ebbe und Flut spricht Kepler davon, «dass die Erde ihre Bewegung nach der Stellung von Sonne und Mond einrichte, gleichsam [nach grossen Rhythmen] des Atmungsvorganges, ähnlich wie die Lebewesen Träumen und Wachen auf die grossen Abschnitte Tag und Nacht verteilen.»

Paracelsus sagt<sup>1</sup>: «Der Puls ist nichts anderes als die Mensur der Temperatur im Leibe ... Der Mensch hat sieben Pulsus, und diese sieben Puls haben ihre Nahrung im Puls der grossen Welt: derselbige ist der, der die anderen sieben Puls im Menschen registriert. Nun hat die grosse Welt auch sieben Puls, das ist der Lauf der sieben Planeten, wie die Astronomia inhält. Diese sieben regieren die Luft, das ist, den Geist des Lebens in der grossen Welt. Und ihr sollt wissen, dass die Luft nichts anderes ist, denn der Geist des Lebens, das Leben der grossen Welt und das Leben Macrocosmi.»

Kepler und Paracelsus stehen wie fast alle ihrer Zeitgenossen noch ganz in der alten Tradition: die Erde «atmet» im Rhythmus von Ebbe und Flut, Tag und Nacht, wie die Lebewesen; der Puls des Menschen ist kosmisch bedingt und die Luft ist der Geist des Lebens der grossen Welt, ja das Leben des Makrokosmos selber. Von der Harmonik aus wird die paracelsische Definition der «Luft», als des Mediums für die Erfassung der Tonzahlkonfigurationen, wieder in neuem Sinne aktuell: durch sie «hören» wir die Normen und Gesetze des Kosmos, und insofern ist sie tatsächlich das «Leben der grossen Welt», d. h. in ihrer metaphysischen Aera entsteht, lebt und atmet die ganze Formenmannigfaltigkeit.

Und wenn Novalis<sup>2</sup> schreibt: «Jahreszeiten, Tageszeiten, Leben und Schicksal sind alle, merkwürdig genug, durchaus rhythmisch, metrisch, taktmässig. In allen Handwerken und Künsten, allen Maschinen, den organischen Körpern, unseren täglichen Verrichtungen, überall: Rhythmus, Metrum, Taktschlag, Melodie. Alles, was wir mit einer gewissen Fertigkeit tun, machen wir unvermerkt rhythmisch. Rhythmus findet sich überall, schleicht sich überall ein. Aller Mechanismus ist metrisch, rhythmisch. Hier muss noch mehr drin liegen[!]» Und an anderer Stelle: «Alle Methode ist Rhythmus. Hat man den Rhythmus der Welt weg – so hat man auch die Welt weg. Jeder Mensch hat seinen individuellen Rhythmus ... Rhythmischer Sinn ist Genie» – so sind das alles Sätze und Gedanken, aus einer tiefen Intuition entsprungen: dass da eben noch «etwas mehr drin liegen muss», und zwar genau das, worum sich die Harmonik seit den ältesten Zeiten immer wieder bemüht hat, nämlich vom Rhythmus zum Ton zu kommen und hier, mittels des Auditiven den eigentlichen Sinn des Rhythmischen erfüllt zu finden und die Gesetze und Normen aufzuspüren, die auf eine universelle Synthese verweisen.

<sup>1</sup> Vgl. meine «Dom»-Ausgabe, 1. Auflage, S. 366f.

<sup>2</sup> ed. E. Wasmuth, Lambert Schneider Verlag, 1943, Bd. III, Nr. 779 und 2315.

### 3. Von der Welle (Schwingung, Rhythmus, Metrum) zum Ton

Wir haben oben S. 397 gezeigt, wie aus einer einfachen rhythmischen Kreisteilung der Prototyp aller Wellenbewegungen entsteht: die Sinuswelle. Alle akustischen Wellen sind einfache oder übereinandergelagerte Sinuswellen. Da ich mir nun jede Welle bzw. jede Periodizität unendlich gross oder unendlich klein vorstellen kann, muss sich die Apperzeption der Wellen, sei es in welchem Bereich auch immer – dem elektromagnetischen, dem akustischen, den Periodizitäten der Natur und des Lebens – auf bestimmte Ausschnitte beschränken. So *sehen* wir z. B. das farbige Spektrum, also das Licht, nur im Bereich zwischen Wellenlängen von  $0,40 \mu$  (Violett) und  $0,75 \mu$  (Rot); die ultraroten und ultravioletten Strahlen existieren ebenfalls, sind aber für unser Auge unsichtbar. So *hören* wir Schallwellen nur zwischen etwa 16 und 17000 Schwingungen pro Sekunde; was darüber liegt, ist unhörbarer Ultraschall (Wellenlänge heute bis  $0,65 \mu$  möglich); was darunter liegt, ist wohl noch hörbar, aber nicht mehr als Ton, sondern nur noch als schnarrendes Geräusch.

Und hier, von diesem Punkt aus, denken wir weiter rückwärts. Es ist klar, dass eine weitere «Oktavreduzierung» der Wellen schliesslich zu Schwingungen führt, die wir leicht pro Zeiteinheit abzählen können, die wir also nur als *Rhythmen* bemerken (durchs Auge oder vermittelt irgendeiner Apparatur durchs Ohr oder den Tastsinn) und nicht mehr als Töne hören. Diese Beobachtung wieder nach vorne verfolgend, gehen die rhythmischen Pulse allmählich wieder in Töne über. Rhythmen (Wellen, Takte, Metra usw.) sind also nichts anderes als Töne in embryonaler Form.<sup>1</sup>

Fassen wir das Schwingungs- oder Wellenphänomen allgemein, so zeigt sich erstens, dass alle unsere Sinneswahrnehmungen immer nur Teilausschnitte aus dem universellen Schwingungsbereich sind und, zweitens, dass auch die Natur ausserhalb von uns in ihren Rhythmen und Periodizitäten immer nur auf bestimmte Selektionen sich beschränkt – so z. B. das Planetensystem auf den Zeitraum der Umlaufzeit des am weitest entfernten Planeten bis zur kürzesten Eigenrotation des Jupiter, das Leben auf der Erde auf die rhythmischen Zeitabläufe seiner Erscheinungen, Bildungen und Formen und so weiter.

Aus den Tiefen der Bewegung sehen wir also in allen unserer Erkenntnis zugänglichen Gebieten Perioden, Rhythmen und Gestalten heraufsteigen, sich bilden, sich formen, und es ist ein vom Schöpfer dem Menschen geschenktes Wunder zu nennen, dass wir innerhalb des sehr kleinen akustischen Bereichs der Wellenbewegung nicht nur diese Bewegung als Ton seelisch erleben *und* zahlenmässig erforschen können, sondern dass wir in dem System der Ton-Zahlen ein wertvolles Mittel besitzen, um auf absolute Wellengesetze und Normen vorzudringen, die offenbar am Aufbau der äusseren und unserer inneren seelischen und geistigen Welt entscheidend beteiligt sind.

<sup>1</sup> Hierzu: Lehrbuch § 8.

Kehren wir noch einmal zum Rhythmus zurück! In gewissem Sinne kann man den Rhythmus eine gestaltete regelmässige Wellenbewegung (Metrum) nennen, also etwa so:

| . . . | . . . | . . . | . . . | . . . | . . . | Rhythmus  
Metrum (Takt)

Wie man sieht, ist hier das Metrum das Mass des Rhythmus – ich kann aber auch umgekehrt sagen: der Rhythmus bestimmt das Metrum, d. h. ich erkenne das Metrum, den Takt, die regelmässige Wellenbewegung aus dem Rhythmus oder der Periode, wenn diese primär gegeben sind.

Es ist erstaunlich, mit welcher Sensibilität sich die griechisch-römischen Theoretiker in die Lehre von der Rhythmik hineingefühlt, ja hineinverbissen haben. Man lese etwa im Ersten Buch des Aristides Quintilianus *«Von der Musik»*<sup>1</sup> die Entwicklung der *«Rhythmischen Geschlechter»*, der Metrik der Versfüsse, der Versmasse usw., ebenso die fast noch diffizileren Ausführungen des Hl. Augustinus über *«Silben und metrische Füsse»* im II. bis V. Buch seiner *«Musik»*<sup>2</sup>, und man wird über den ungeheuren Reichtum der rhythmischen Möglichkeiten geradezu betroffen sein, ebenso aber auch über die ungeheure Verarmung, ja Primitivität, mit welcher der heutige Europäer diesem Gebiet gegenübersteht. Eine genaue Parallele zu dieser Verarmung haben wir in unserer Beschränkung auf die 12 Töne unseres *«temperierten»* Systems, wo unser Ohr doch – wie jeder Anfänger am Monochord schon feststellen kann – innerhalb einer Oktave leicht 100 Töne und mehr unterscheiden kann. Nun haben zwar noch nicht lange der Jazz – und, in der Schweiz, schon längst die Basler Trommler! – eine Bresche in die Eintönigkeit der europäischen Rhythmik geschlagen, aber das 12-Ton-System hat sich sogar zu einer 12-Ton-Mechanik sterilisiert, anstatt unsere technischen Möglichkeiten dazu zu benützen, um aus der Erstarrung der mechanischen 12-Teilung der Oktave endlich heraus- und in eine *Reintonik* hineinzukommen, für welche die Harmonik längst plädiert und die Unterlagen dazu geschaffen hat. (Vgl. hierzu das Tonleiterkapitel im *«Lehrbuch»*!) Auch sind uns in beiden Bereichen, dem einer feiner differenzierten Rhythmik und einer reintonalen Entwicklung (Enharmonik) die aussereuropäischen Völker weit voraus und *waren* die Griechen, unsere kulturellen Stammväter, noch weiter voraus.

Wenn wir an das Wort *«Rhythmus»* denken, denken wir zunächst an die Bereiche, wo sich das Rhythmische für uns Menschen am offensichtlichsten zeigt: an den Tanz und an die Dichtung. Dass sich rhythmische Wellenbewegungen in der ganzen Natur finden und aus ihnen der Ton und damit die *«Musik»* im weitesten Sinne geboren wird, ist für die meisten entweder unbekannt und keineswegs selbstverständlich.

<sup>1</sup> ed. und übers. von R. Schafke, 1937, S. 209 ff.

<sup>2</sup> Übers. von C. J. Perl, 1937, S. 51 ff.

Aber auch hier wussten die Alten besser Bescheid. Aristides Quintilianus beginnt sein Kapitel über die *«Rhythmik»* mit folgenden Sätzen<sup>1</sup>: *«Der Begriff Rhythmus wird in dreifacher Bedeutung verstanden. Er wird einmal bei den unbewegten Körpern angewandt, z. B. nennen wir ein Standbild, eine Statue rhythmisch schön gegliedert, dann bei allen bewegten [Körpern], so sagen wir, dass der Gang eines Menschen guten Rhythmus zeige, und schliesslich in besonderer Bedeutung im Reich des Klanges.»* Und gleich im Vorwort seines Werkes<sup>2</sup> stellt er das Programm für eine Harmonik auf, wie es auch noch für uns Heutige gilt: *«Einzig die zuerst erwähnte [Tonkunst] erstreckt sich sozusagen durch den Bereich der gesamten Materie und reicht durch die gesamte Zeit hindurch: die Seele bringt sie durch die Schönheiten der Harmonie in Wohlordnung, den Körper durch geziemend-angemessene Rhythmen in richtige Verfassung. Den Kindern ist sie zuträglich durch die aus dem Liedgesang fliessenden Werte. Den reifenden Jugendlichen bietet sie die Schönheiten des in künstlerisches Mass gefassten sprachlichen Ausdrucks, überhaupt alles Geistigen, Ideellen (λόγος) dar. Den ausgereiften Erwachsenen aber stellt sie die Natur der Zahlen und die Mannigfaltigkeiten der Proportionen dar. Die auf Grund [dieser Zahlen und Proportionen] in allen Körpern verborgenen Harmonien macht sie sichtbar und, was das Wichtigste und Vollkommenste ist, bietet den Schlüssel zu der Erkenntnis, dass auch im Bereich der für alle Menschen schwer fassbaren Seele, sowohl des Einzelnen wie bereits des Universums, Verhältnisse sich bewähren. Als Zeugnis dessen dient mir die göttliche Lehre des weisen und heiligen Mannes Pythagoras, der da sagt, das Werk, die Leistung der Musik sei, nicht allein die Teile der Stimme [d. h. die Töne] miteinander ins Einvernehmen zu bringen, zusammenzustellen, zu 'komponieren', sondern alle Dinge oder Wesen, soweit nur ihre natürliche Beschaffenheit die Möglichkeit dazu bietet, zusammenzuführen und zusammenzufügen (συναρμόττειν).»* Über die Bedeutung des Aristides Quintilianus (ca. 1. Jh. n. Chr.) sagt Schafke<sup>3</sup>: *«Der Musikschriftsteller Aristides Quintilianus hat das Verdienst, uns das einzige authentische, noch aus der lebendigen antiken Kultur heraus geschaffene und überragende Lehrbuch sämtlicher musikalischer Teilbezirke geschenkt zu haben. Die Forschung wird zu allen Zeiten und in allen Ländern gezwungen sein, ihre Einzeluntersuchungen an dieser Gesamtdarstellung zu messen.»*

Die *«Musik»* in dem umfassenden Sinne, wie wir Wort und Begriff der *«Akroasis»* und unserer heutigen *«Harmonik»* verstehen, war aber nicht nur im Altertum, sondern weit herauf bis ins Mittelalter ausser der Theologie jene umfassende Geistesrichtung, mittels welcher man die Welt nach menschlichen und göttlichen Massen begreifen, seelisch zu verstehen und erforschen zu können glaubte.

<sup>1</sup> a. a. O., S. 209

<sup>2</sup> a. a. O., S. 160 f.

<sup>3</sup> a. a. O., S. VI.

Die Rhythmik bildete den ersten Teil und die allgemeine Grundlage der antiken *μουσική* (Musik). Ihre Ektypik fand man zuerst und vor allem im Liedgesang, im Tanz (Gymnastik) und in den Versmassen der Dichtung verwirklicht. Hebung und Senkung der Stimme, Hebung und Senkung des Fusses beim Tanz (daher auch der Name *Versfuss!*) waren die rhythmischen Grundelemente. Und als Pythagoras dann mittels des Monochords die Ton-Zahlen einfuhrte, war die Grundlage für eine universelle, aus der Rhythmik entspringende Harmonik gegeben.

Der das Körpergefühl der Menschen der ganzen Welt so elementar erregende Tanz einerseits und die der Menschen Seele bis zu transzendenten geistigen Höhen erhebende grosse Musik der Zeiten und Völker andererseits gehen also auf dieselbe Quelle zurück: den Rhythmus. Und die hinter dem Rhythmus wiederum stehende Wellenbewegung weist uns noch weiter zurück auf das Urphänomen der Bewegung an sich, auf ein Geheimnis, das wir nicht mehr enträtseln können.

Aber in dieser fortwährenden Unruhe der Bewegungen dieser Welt ist dennoch eine Ruhe verborgen: die geistigen Gestalten, welche diese Bewegungen formen. Plato nennt sie *«Ideen»*, die Harmonik spricht von *«Wertformen»*. Schon in den einfachsten rhythmisierten Takten, Metren tut sich ein Gestaltprinzip kund, welches wir aus dem Bewegungsphänomen allein nicht mehr erklären können. Die Harmonik nennt dieses Gestaltprinzip ganz allgemein den *Tonwert* gegenüber dem Bewegungsprinzip, welches durch die *Tonzahl* erfasst werden kann. Alle Werte urständen aber im Ewigen, während alle Bewegungen zeiträumliche Existenz haben. Auf diesem Hintergrund steht der Mensch und der gesamte Kosmos.

### Exkurs: Zur Geschichte

Weit davon entfernt, Geschichtsphilosophie treiben zu können und zu wollen, werden wir im folgenden nur einige Betrachtungen darüber anstellen, was für uns Harmoniker *«Geschichte»* ist.

Lieber Freund und Leser!

Die *«vierte Dimension»*, welche die Physiker als *«Zeit»* an die drei anderen räumlichen angehängt haben, vereinfacht ihre Rechnungen, ihren Begriff (*«Anschauung»* darf man nicht mehr sagen!) von der Materie und wird dem Laienverstand als eine Entdeckung suggeriert, die zusammen mit einigen andern wieder einmal das Weltbild *«erschüttert»* haben sollen – das physikalische natürlich. Aber sind diese *«Erschütterungen»* des physikalischen, überhaupt des *«wissenschaftlichen»* Weltbildes nicht an der Tagesordnung? War das Erdbeben, welches Kepler, Galilei und Newton verursacht haben, nicht ebenso stark wie dasjenige Einsteins, der Wellenmechanik und der modernen Atomtheorie? Ja, wenn man genau zusieht, gab es sogar innerhalb der *«klassischen»* Physik ganz nette Erd-

stösse, an Bedeutung nicht viel kleiner als jene grossen, z. B. die Erfindung der Dampfmaschine, des Elektro-, des Benzinmotors, des Telefons, des Radio usw.? Überhaupt: geht es in der Wissenschaft jemals ohne *«Erschütterungen»* ab? Wenn sie, nach Max Planck, *«prinzipiell unvollendbar»* ist, muss *jede* Entdeckung einen Erdrutsch verursachen, der immer vordem grünes Wiesenland mit Schutt überdeckt und durch welchen sich der kontinuierliche Fluss der Forschung wieder einen neuen Weg zu bahnen hat. Was sich der Laie nur abgewöhnen muss und was ihm der Wissenschaftler allerdings nur selten verrät, ja sich selbst selten eingesteht, ist eben die Tatsache der *«ewigen Unsicherheit»* aller wissenschaftlichen *«Ergebnisse»*. Eine kleine, an sich unbedeutende Beobachtung, wie z. B. die, dass sich ein sogenannter *«schwarzer Körper»* bei Bestrahlung nicht kontinuierlich, sondern quantenhaft aufladet, gebiert die Quantentheorie und *«erschüttert»* die ganze Physik! Wie viele solcher kleiner, winziger Entdeckungen mögen noch kommen und wieviele *«Erschütterungen»* mögen noch bevorstehen? *«Erschütterungen»* der *Materieerkenntnis* notabene, also des festesten, sichersten, an welches der Laie zu denken gewohnt ist, wenn er einen soliden Standpunkt unter seinen Füssen gewinnen will!

Gewiss hat die *«vierte Dimension»* (Zeit) innerhalb der Physik und der mit ihr verbundenen Technik, der damit verbundenen *«Kettenreaktionen»* innerhalb der Atomforschung neue, vordem ungeahnte Gebiete entdeckt, erschlossen und dem Herrgott oder dem Teufel – *wem* von beiden, wird sich erst noch herausstellen! – in die Karten schauen lassen. Aber glaubt man denn, dass der Wissensdrang damit erschöpft sein wird? Es werden in diesem materiellen Bezirk in den nächsten Jahrhunderten noch ganz andere Dinge entdeckt werden, es wird nicht lange dauern, und man wird über die heute Millionen und Milliarden kostenden *«Atomreaktoren»* als vorsintflutliche Monstra lachen, und wenn nicht der Mensch selbst mit seiner Normenerkenntnis sich ethisch einschaltet und diesem Amoklauf ein *«Halt!»* gebietet, dann wird er mitsamt seinem Planeten in den Äther zerstioben und dort, in der Ewigkeit *«Zeit»* haben, darüber nachzudenken, welche Schindluderei er, als *«Ebenbild Gottes»* mit seinen Gaben und Talenten getrieben hat!

Wenn eine Wissenschaft von der Materie, die Physik also, innerhalb von 2000 Jahren ihren Standpunkt fortwährend ändert, so ist das nichts anderes, als wenn ein Mensch in seinem Leben seinen geistigen Standpunkt fortwährend ändert. Beide mögen ihre Gründe haben und diese Gründe beweisen. Aber beiden *traut man nicht mehr* – nicht mehr, dass ihre Aussagen unveränderliche *Gültigkeit* haben. Diese Gültigkeit braucht aber der Mensch, insofern er sich in der verwirrenden Fülle der Begebenheiten zurechtfinden will. Diese Gültigkeit und Sicherheit gibt ihm aber als Erkenntnissuchenden *nur* die Philosophie, nicht eine Philosophie als *«Wissenschaft»* freilich, wie sie heute gang und gäbe ist, überhaupt keine Wissenschaft von heute, sondern nur eine Philosophie, die sich um eine Welt der *Normen* bemüht, die *ewig* sind. Und eine solche Philosophie nennt man *Weltanschauung*,

und wenn hunderte von kleinen Nicolai Hartmanns oder Jaspers aus eigener Impotenz heraus beweisen wollen, dass eine «Weltanschauung» nicht mehr möglich, ja verboten sei, weil in ihren Köpfen und Herzen kein Raum mehr dafür ist.

Raum – Zeit!

Dass der Raum drei Dimensionen – Höhe, Breite, Tiefe – hat, weiss jeder. Dass aber die Zeit ebenfalls drei Dimensionen hat – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – das ist uns weniger geläufig. Der Slogan der «vierten Dimension», ursprünglich nur für die Physik gültig, hat nicht nur Laien dazu verführt, die «Zeit» als eine neue, für unsere Epoche charakteristische Konstante anzusehen, anzuerkennen, sondern auch philosophische Köpfe hat er zu mentalen Konstruktionen verwirrt, welche in allen unseren Kulturäusserungen die «Zeit» als einen neuen, bisher nie dagewesenen Appendix ein- und ansetzen wollen, einen neuen Orden sozusagen auf dem bisher schon so wohldekorierten Gewand der Maya.

*Aber diese «vierte Dimension der Zeit» hat es immer gegeben, solange die Welt besteht.*

Erstens verläuft ja die ganze «Geschichte» in der Zeit. Alles, alles ist von Urbeginn an in Bewegung, und eben dieses nennt man Geschichte, sei es die unbewusste der Natur, sei es die bewusste des Menschen. Zweitens gibt es eine Äusserung der Zeit oder vielmehr eine Verinnerlichung, ebenfalls von Urbeginn der Menschheit an, deren sich nur die wenigsten bewusst sind und die mit dem Menschen seit seinem Entstehen aufs innigste verbunden ist: die Musik! Erst unbeholfenes akustisches Mittel zur Verständigung, dann Wort, Sprache, kultische Musik und zuletzt selbständige Kunst, begleitet diese «Musik» alle Menschheitsepochen durch alle ihre Dimensionen hindurch als spezifischer Menschheitsausdruck, gegründet auf den «Klang der Welt» als die ewige Ontologie des Seins.

Über «Raum und Zeit» werden wir später (Kap. II g) und über «Wort und Sprache» (II f) noch sprechen.

Hier geht es um die Zeit und um ihre faktische Verwirklichung in der Geschichte. Die Zeit war also immer da und hat nicht ausgerechnet auf die moderne Physik, die moderne abstrakte Malerei usw. warten müssen, ehe sie in die Natur- und Kulturgeschichte als neuer Erkenntnisfaktor eindrang.

Zeit und Geschichte! Wenn es überhaupt eine Geschichtsschreibung gibt, dann ist es eine der Bewegung des menschlichen Geschlechts, seiner Schicksale, Taten und Handlungen im Fluss einer rätselhaften, *engerichteten* Dreidimensionalität, die wir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nennen. Nicht von ungefähr haben die alten Mythen dieses Rätsel in menschlich verstehbare Gestalten zu fassen versucht: die nordische Mythologie in den drei Nornen Urd, Verdandi und Skuld, weise Jungfrauen von nie alternder Schönheit, die unter der Welt- esche Yggdrasil hausen, deren Wurzeln sie täglich mit Wasser aus den Urdar- quellen, den Quellen der Vergangenheit, begiessen. Und die griechische Mythologie in den drei Parzen Klotho, Lachesis und Atropos, ebenfalls drei Schicksals- göttinnen, die das Leben der Sterblichen von Geburt an leiten; die erste spinnt

den Lebensfaden, die zweite bestimmt seine Länge, und die dritte schneidet ihn ab. Sogar Zeus ist ihnen untertan, und seine Macht versagt gegenüber dem ehernen Gesetz der Zeit.

Geschichte ist also Zeit, und Zeit ist Geschichte. Nur ein naturloses Denken (Jaspers) kann der Naturgeschichte das Prädikat «Geschichte» absprechen und diese nur auf den Menschen beschränken. Die Begründung dafür ist nicht neu: die Menschheitsgeschichte sei bewusste Geschichte, die der Natur hingegen verlaufe im Unbewussten. Denkt man aber die winzige Zeitperiode des Menschen auf unserem Planeten weg und an die ungeheuren Zeiträume, welche die Erde ohne den Menschen, ja ohne das «Leben» hinter sich hat und zu ihrer Entwicklung, ihrer Entfaltung brauchte, Zeiträume, deren Rhythmen die Wissenschaft in grossen Linien «geschichtlich» durchforscht und in zeitliche Perioden zu gliedern versucht hat – kann man da noch allen Ernstes von «Geschichtslosigkeit» sprechen, nur weil Atome, Gesteine und geologische Formationen nicht «reden» können? Aber haben sie denn keine «Sprache»? Selbst wenn ich voraussetze und weiss, dass die sogenannte anorganische Natur nicht sprechen, reden kann, kein «Bewusstsein» im menschlichen Sinne hat; selbst wenn ich den Menschen eliminiere: ist diese ungeheure Formenmannigfaltigkeit in den Jahrmilliarden, in welchen die Zeit, die gestaltende Bewegung, die Schöpferkraft die Materie formte und gestaltete, ist das alles nicht auch ein «werdendes Bewusstsein», ein stummes Sich-Aussprechen des Weltgeistes, nur darauf wartend und hinzielend, dass es im Menschen zur Vollendung – oder sagen wir vorsichtiger, zum beginnenden Erwachen komme?

Aber letztlich ist das ein Streit um des Kaisers Bart. Worum es mir hier geht, ist einzig und allein um das Sein in der Zeit, um die «Geschichte», und zwar um die wirkliche *Weltgeschichte*, nicht nur um diejenige der organischen Substanz. In dieser *Weltgeschichte* wird die abstrakte, metaphysische Zeit konkret, und zwar nicht nur in unseren Köpfen, sondern längst vor den Prähominiden und Euhominiden (Urmenschen), schon vom Uratom an. Innerhalb dieser universellen Geschichte gibt es Rhythmen, Knotenpunkte, Wellenberge und Wellentäler, bestimmte Perioden mit Anfängen und Enden, zeitliche «Klangfiguren» sozusagen – alles Momente, die mit denen des Tonphänomens aufs innigste übereinstimmen.

Die oben erwähnte Dreidimensionalität der Zeit – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft –, die ich *engerichtet*, also nicht-umkehrbar nannte, darf man sich aber nicht in Form einer keinen Anfang und kein Ende habenden *Geraden* (also linear) vorstellen, sondern in Form einer *Spirale*, d. h. in Rhythmen und Perioden, wobei es zunächst sekundär ist, wie gross der Radius vector und der Steigungswinkel dieser Spirale ist oder ob wir nur Teilausschnitte dieser Spirale kennen.

Hiermit kämen wir auf die Gesetzmässigkeiten der Geschichte. Aber die Erforschung dieser Gesetzmässigkeiten liegt heute noch ganz in den Anfängen, weil

sie immer wieder aus der Melodik des Zeitlichen in die Akkordik des Räumlichen zurückfällt. Hier, in den geschichtlichen Tatsachen, welche die Perioden ausfüllen, fühlt die Forschung festen Boden unter sich. Aber welches Kriterium stellt sie hinter die zeitlichen Perioden?

Eine Art Pseudomorphose von Geschichtszeit in Geschichtsraum unternehmen die grossen Geschichtsbilder. Hegel und Ranke sehen einen Sinn in der Geschichte. Diese richtet sich auf ein teleologisches Ziel aus, welches von Weltgeist gesetzt ist. Das eigentlich zeitliche Moment wird hier auf einen perspektivischen Punkt konzentriert, der im Unendlichen, in Gott, liegt. Spengler, Danilewsky mit ihrer Geschichtsmorphologie und Kulturtypenlehre heben charakteristische Perioden heraus und setzen sie als isomorph, unabhängig von den Jahreszahlen, in Beziehung zueinander. Die Geschichte wird hier zu physiognomischen Gestalten, aber nicht eigentlich zu charakteristischen Zeitgestalten, in welchen zeitliche Rhythmen und Perioden erkennbar wären, sondern Gestalten in den geschichtlichen Räumen, in welchen bestimmte historische Isomorphien und Isotopen sichtbar werden. C. H. Meray<sup>1</sup> und J. Gebser<sup>2</sup> messen dem mutativen Element, d. h. den «Sprüngen» der Welt- und Kulturgeschichte entscheidende Bedeutung bei und nähern sich damit unserer harmonikalen Denkungsweise von einer grundsätzlichen, prototypischen Seite: Ebenso wie es im Wesen des Tones liegt, die Quanten (Sprünge, Mutationen) der Obertöne aus sich herauszugestalten, ebenso liegt es im Wesen der «Geschichte», immer wieder durch Mutationen, plötzliche und charakteristische Veränderungen der seelischen Aspekte neue Epochen zu verwirklichen. Die Spenglerschen Antithesen

Seele	Welt
Richtung	Kausalität
Warum?	Was?
Geschichte	Natur
Physiognomik	Systematik
Erlebnis	Erkenntnis
Dichtung, Künste	Wissenschaft
Schicksal	Logik

die sich bei ihm oft zu Antinomien verhärten, finden ihre prototypische Parallele im harmonikalen Urphänomen der

Ton — Zahl

wobei aber die beiden Elemente dieses Urphänomens der Ton-Zahl, trotz der ihm innewohnenden Polarität von Seele und Zahl (Welt, Materie im Sinne Spenglers), untrennbar miteinander verbunden sind und aus ihrem Schoss eben das gebären, was wir «Akroasis» nennen.

<sup>1</sup> «Weltmutation», Rascher Verlag, Zürich 1918.

<sup>2</sup> «Ursprung und Gegenwart», 2 Bde., Stuttgart 1949 und 1953.

Die obigen Namen geben natürlich nur eine kleine Auswahl typischer Geschichtsbildner. Für den deutschen Sprachbereich wäre noch H. St. Chamberlain<sup>1</sup> hinzuzufügen, ein trotz seines «Germanospleens» genial geschriebenes Buch, welches, pro et contra, zu Beginn unseres Säkulums, eine Generation zum Nachdenken auf- und anregte. Dasselbe gilt in noch höherem Masse für O. Spengler. Kapitel wie z. B. «Musik und Plastik» und «Probleme der arabischen Kultur» in dessen «Untergang des Abendlandes» liest man heute noch mit derselben hinreissenden Begeisterung und demselben Gewinn wie vor 40 Jahren, und es spielen demgegenüber die pessimistischen Endergebnisse (und in wie vielen hatte Spengler eben doch recht!) eine nur sekundäre Rolle.

Damit ist im Grunde auch die Frage nach dem Wert solcher immer wieder auftauchender Geschichtsbilder beantwortet. Dieser liegt nicht eigentlich in den Endergebnissen, sondern in der Konzeption, von welcher die betreffenden Autoren ausgehen. Einen «Sinn» im Auf und Ab der Geschichte zu suchen (Hegel, Ranke), die Idee morphologischer Typen (Spengler), der Gedanke der Mutationen (Meray, Gebser) mit den für jede Mutation charakteristischen Zuständen – all das sind Konzeptionen, die aus dem Ewigen urständen, und es ist verständlich, ja notwendig, dass der Autor seine Konzeption aus der Situation seiner Zeit heraus mit konkreten Daten zu belegen versucht und die Vergangenheit danach abtastet. Aber hier, in der konkreten «Ausführung», liegen die Fallen und Fussangeln für Missverständnisse oder, vorsichtiger gesagt, für allzu zeitgemässe Deutungen. Daher kommt es dann, dass – viel mehr noch als in der Philosophie – jeder Geschichts- und Kulturphilosoph seinen oder seine Vorgänger zum alten Eisen wirft, ohne daran zu denken, dass er selbst über kurz oder lang von seinen Nachgängern ebenfalls zum alten Eisen geworden werden wird – wenn er sich auf die allzu zeitgemässen Daten und Deutungen versteift und nicht die dahinter liegende Konzeption bei sich und anderen als das eigentlich Wertvolle, Wertbeständige ansieht und anerkennt. Darüber sollte es dann keinen Streit, sondern nur höchste gegenseitige Anerkennung geben, ein wahrer Sphärenhimmel schöpferischer Geister – ohne falschen Einordnungsfanatismus, wobei die Karten doch meist in die falschen Kartotheken kommen.

(Nach 5 ½ Jahren «schöpferischer Pause»)

Wenn mir nach Vollendung dieses Werkes noch Zeit und Energie bliebe, um ähnlich wie die «Harmonia Plantarum» und das Buch über «Paestum» eine grössere Arbeit über ein weiteres Spezialgebiet der Harmonik zu schreiben, würde ich versuchen, eines über die zeiträumlichen harmonikalen Gesetze und Normen in der «Geschichte» – dieses Wort in der eben erwähnten allgemeinsten Bedeutung gemeint – zu verfassen. Da ich nicht weiss, ob es überhaupt zu diesem Versuch

<sup>1</sup> «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts».

je kommen wird, möchte ich hier wenigstens kurz den harmonikalen Ausgangspunkt skizzieren.

Den Kenner der Harmonik verweise ich auf S. 254 und Tabelle 469 des «Lehrbuchs». Hier ist die einfache Obertonreihe dazu benützt, um die Lebenszahlen des Menschen primär zu analysieren. Im weiteren müssten zu solchen Analysen natürlich die ganzen Gesetzmässigkeiten des «Lambdoma» (= Teiltonkoordinaten) herangezogen und nicht nur die zeitlichen, sondern auch die räumlichen Metren, Perioden und Rhythmen der «Geschichte» untersucht werden. Man mag einwenden: dies tut ja die Harmonik ohnehin. Aber hier würde es sich um eine Beschränkung auf zeiträumliche Pulse in der *Geschichte* der Natur und des Lebens handeln. Und ich habe die Vermutung, dass – abgesehen vom Auffinden bestimmter Tonzahlgesetzmässigkeiten – auch infolge der Reziprozität von Zeit und Raum im Tonzahlphänomen sich dann zeiträumliche Entsprechungen ergeben werden, die wir mit den üblichen wissenschaftlichen Mitteln sonst kaum aufhellen werden können. Sapienti sat!

Was ist «Geschichte»?

In der «Natursprache» Jakob Böhmes würden wir das Wort von «Schichtung» ableiten, mit welcher etwas geschieht. Nicht nur alles tonale Geschehen, sondern alles Geschehen in der Welt, die ganze Welt-Geschichte ist eine «Schichtung» einfacher oder übereinandergelagerter Wellen irgendeines Mediums, eines «Zustandes», sei es zeitlicher oder räumlicher Art, wobei diese «Schichtung» seelisch-materielle (Ton-Zahl!) Währung hat. Letzteres zu beweisen, muss ein Ziel künftiger harmonikaler Forschung sein.

Geschichte – Schichtung – Geschehen – Sich-Schicken – Schicksal! Die Etymologen werden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Dennoch scheint mir «Schichtung» und «Geschichte» nicht weiter auseinanderzuliegen wie «Geschichte» und «Schicksal». Der alte Slogan: Geschichte (worunter hier nur Menschheitsgeschichte verstanden wird) sei Schicksal schlechthin, hat für den Menschen des 20. Jahrhunderts etwas Faszinierendes, weil ihm dabei die Verantwortung abgenommen und sein Verstehenwollen ins Nihilistische abgedrängt wird.

Sinn oder Sinnlosigkeit? Das ist die Frage!

Jeder, der alt genug geworden ist, sehe auf sein Leben zurück! Ich glaube kaum, dass es jemanden geben wird, der bei einer solchen Betrachtung nicht genau wüsste: in diesem oder jenem Jahr, ja an diesem oder jenem Datum hat sich, meist ohne bewusste Willensentscheidung, Entscheidendes ereignet, was unserem Dasein eine völlig neue Richtung gab. Waren es mehrere solcher «Zäsuren», so wundern wir uns heute, wie sich das alles dennoch in einen grossen Rahmen fügte. Ja, wir glauben einen geheimen Sinn darin zu erkennen, dass alles so geschah, wie es geschah.

Wissen wir jedoch, dass solche Zäsuren, solche Knotenpunkte unserer Lebens-Saite unter unserer bewussten, freien Willensentscheidung standen, dann werden wir oft, nicht immer, die erstaunliche Beobachtung machen, dass Gutgemeintes in Übles ausschlug, aber auch das Gegenteil: dass manche Dummheit, mancher böse Wille ins Gute umschlug – natürlich hielten wir damals unser Handeln für richtig, nur heute erkennen wir, dass es böse oder zum mindesten falsch war. Sehr merkwürdig. Kann man da noch von einem Sinn, einer Sinnhaftigkeit des Lebens sprechen?

Dasselbe gilt von der Geschichte der Menschheit und von der Geschichte des Lebens. Hinsichtlich der Geschichte des Anorganischen, der Erdgeschichte und der des Weltalls sind wir ohnehin gewohnt, nicht nach Sinn oder Unsinn, sondern nach gewissen Gesetzmässigkeiten zu forschen, die mit Moral nichts zu tun haben.

In der Rückbetrachtung unseres Lebens glauben wir – und sicher spreche ich hier nicht nur persönlich – geheime Richtlinien, Planideen zu erkennen, ein teleologisches Moment, welches sicher für die «Geschichte» als Ganzes gilt, auch wenn wir erst in den Anfängen dieser Art von Forschung stehen.

Die Harmonik nimmt innerhalb dieser Forschung eine Position der Mitte ein. Zwischen derjenigen Geschichtsforschung, die alles von Gott urständen lässt oder auf Gott ausrichtet, und der besonders heute üblichen, welche entweder materielle Ziele konstruiert oder einfach jede Zielstrebigkeit (Teleologie) ablehnt und dem Nihilismus opfert, könnte die Harmonik auf Grund ihrer Tonzahlanalysen erstens wissenschaftliche, mit Mass und Zahl erfassbare Gesetze eruieren und, zweitens, durch Einsetzung der Töne seelische Normen finden, was zusammen ein geistiges System der Schichtungen, der Geschichte aufschlüsse, das Sinn und Unsinn dennoch auf eine höhere Ordnung verweist. Diese wird zwar immer ein Geheimnis, ein Mysterium bleiben. Aber wir wissen dann mit Hölderlin, dass dieses Geheimnis, dieses Mysterium *existiert*. Hiermit grenzt sich die harmonikale Erkenntnis ab vom blossen Glauben und vom nur intellektuellen Wissen, welches letzteres nur allzu leicht in den Nihilismus absinkt.



ANMERKUNGEN DES HERAUSGEBERS

- [1] Raum und Zeit: die von Kant als Bedingungen aller empirischen Naturerkenntnis betrachteten apriorischen Formen der äusseren und der inneren Anschauung. – Kausalität: die wichtigste der bei Kant gleichfalls apriorischen Verstandeskategorien. – Zu Kaysers grundsätzlicher Unterscheidung von Gesetz und Norm vgl. auch unter Sp. 33 und 315 sowie die im Index seines «Lehrbuches» verzeichneten Stellen.
- [2] Eine Umschreibung dessen, was K. unter «seelisch» versteht, findet sich «Akroasis» S. 37f. und Anm. 27. Allerdings hat er sich im «Orphikon» leider nicht streng an diese Definition gehalten, überhaupt die Unterscheidung der Begriffe Seele, Geist, Bewusstsein, psychisch, spirituell usw. nicht konsequent durchgeführt.
- [3] Der Begriff stammt von Heraklit (Fragm. 54 bei Hermann Diels: «Herakleitos von Ephesos» 1909): ἀρμονία ἀφανής φανερώς κρείττων, was von Diels übersetzt wird «Verborgene Vereinigung besser als offene.» Diels denkt dabei an «die transzendente Einheit im Gegensatz zu der sinnlich fassbaren, in ewigem Wechsel erscheinenden». – Kayser, der Heraklits Ausspruch vielfach zitiert, schrieb an einen Basler Freund, den Arzt und Schriftsteller Dr. Hermann Augustin, unterm 17. 8. 1955: «Ich fühle immer mehr, dass zwischen uns ein Verstehen herausreift, 'Lieder ohne Worte' oder noch besser und in pythagoreischer Sprache: Jene Harmonia aphanes, welche letztlich die Dinge und die Seelen der Menschen verbindet. Sie ist das Mysterium Magnum Jakob Böhmes, die Harmonice Mundi Keplers, das Sanfte Gesetz Stifters, und aus ihr quellen die Urphänomene Goethes hervor, die Ideen Platons, die harmonikalen Wertformen oder wie man immer die Bemühungen um ontologische Seinsbegriffe nennen möge.» – Im Gesamtplan des Orphikon (oben S. VII) erscheint, am Ende des 3. Hauptteils, als nahezu letztes Stichwort die Harmonia aphanes. In ihr mystisches Schweigen, wie K. es verstand, sollte sein Werk ausklingen.
- [4] Prof. Haase schrieb uns dazu: «Das Tonbeispiel ist missverständlich, da der eine Ton auf der D-Saite einer Geige, der andere auf der A-Saite gegriffen wurde. Wenn dann gefragt wird; welche Proportion 'diese zwei Töne untereinander haben', so ist dies nicht, wie angegeben wird, 1:½ bei Saitenlängen! Dies würde nur bei gleichgestimmten Saiten zutreffen.»
- [5] Die Reinschrift zeigt hier in den Überschriften verschiedene Lücken und Unklarheiten, die sich nur durch Vergleichung mit der Urschrift und mit einigen handschriftlichen Übersichtstafeln Kaysers klarstellen und berichtigen liessen.
- [6] Kayser meint: zwei Ausdrücke für das, was das harmonikale Symbol  $\%$  andeutet.
- [7] Ein Irrtum Kaysers. Archytas wirkte in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr., also erheblich später.
- [8] «Demiurgos» bedeutete ursprünglich einen Handwerker, auch den kunstvoll schaffenden. Im Sinne von Schöpfer, «Weltbaumeister» findet sich das Wort erstmals in Platons «Timaios».

- [9] K. setzt hinter den Namen des Urriesen Ymir, aus dessen Fleisch, Blut und Knochen Erde, Meer usw. geschaffen wurden, in Klammern den Namen Mimir. Wollte er damit, durch den ähnlichen Klang beider Namen verleitet, etwa die Identität der Namensträger andeuten? Das erscheint fast undenkbar, weil die Edda Ymir nur als den zur Erschaffung der Erde Geopferten, d. h. Getöteten und Verwandelten erwähnt, wogegen sie Mimir als lebendigen, in das Leben der Götter und Menschen eingreifenden Dämon kennt.
- [10] Der Schlüssel des Janus bezieht sich doch wohl auf den Eröffner des Jahres, der es, nach vollendetem Kreislauf, auch beschliesst. Entscheidender für Kaysers harmonikale These als der Schlüssel dürfte der von uns («Archetyp und Tierkreis» Kap. III Androgyn und Janushaupt, zumal S. 108–119) geführte Nachweis sein, dass die zwei Gesichter des Janus sich auf ein altes Götterpaar (Zwillingspaar), Sonnengott und Mondgöttin, Janus und Jana (= Diana) bezogen, d. h. im Ursprung ungleichgeschlechtlich waren und am Janustor auf dem römischen Forum nach entgegengesetzten Seiten blickten (Vgl. auch S. 129–133).
- [11] Den Senarius, d. h. die ersten sechs Töne der Obertonreihe von den folgenden abzugrenzen, rechtfertigt K. mit dem Hinweis, dass sie unter sich lauter Konsonanzen bilden, mit dem 7., ekmelischen, in das System nicht passenden dagegen erstmals eine Dissonanz auftritt. – Die Ambivalenz der Zahl 7, der neben ihrer glückhaften Bedeutung – als sprichwörtlich «böse Sieben» – auch ein kritischer, gefährlicher, ja satanisch-zerstörender Aspekt eignet, findet in Mythen (z. B. im siebten Schöpfungstag der Genesis mit der Verführung, dem «Fall» des ersten Menschenpaares durch die Schlange), in kosmischen Diagrammen (Tierkreis) und in symbolischen Bauwerken vielfach ihren Ausdruck.
- [12] Nach Kaysers Wunsch müsste in jedem Kreuzungspunkt der Zeugertonlinie ( $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{2}{2}$ ,  $\frac{3}{3}$  usw.) das Zeichen Tai-Ki mit der hellen und der dunklen Hälfte eingezeichnet sein. Da aber unsere Abb. 1 (das Lambda mit Grundton d) seinem «Lehrbuch» (S. 275) entnommen ist, musste sein Wunsch unerfüllt bleiben. Gewiss kein grosser Schaden, da der Leser auch so den Sinn des erwähnten Symbols für die Eins, den Grundton des ganzen Zahlen- und Tonsystems, leicht erfassen wird: «Es drückt genau die Inversion (Umkehrung) aus, die in der  $\frac{1}{1}$  als Kreuzungspunkt der beiden reziproken Reihen –  $\frac{1}{3}$   $\frac{1}{2}$   $\frac{1}{1}$  und  $\frac{1}{1}$   $\frac{2}{1}$   $\frac{3}{1}$  – vor sich geht, nämlich die (mathematisch ausgedrückt) Umwandlung von Zähler- in Nennersignaturen:  $\frac{1}{3}$   $\frac{1}{2}$   $\frac{1}{1}$   $\frac{2}{1}$   $\frac{3}{1}$ » (Kayser, «Lehrbuch» S. 280.)
- [13] «Es ist schon sehr kühn», schrieb uns dazu ein Leser, «die mathematische Gegebenheit des Bruchstriches, die ja nun wirklich zum «materiellen» Teil der Tonzahlen gehört, als Spiegel metaphysisch zu deuten.» – Gewiss kühn, aber nicht ohne Sinn und Berechtigung: Der Bruchstrich (bzw. Doppelpunkt), der zwei Zahlen trennt, bestimmt das Verhältnis einer Grösse zu einer andern. Nun sind die harmonikalen Symbole  $\%$  und  $\frac{1}{1}$ , deren Zähler und Nenner gleiche Grösse zeigen, offenbar keine Brüche. Sie bezeichnen Ganzheiten und symbolisieren daher das Verhältnis der Gottheit und des Schöpfergottes zu sich selber: ihre Selbstbetrachtung, Selbstspiegelung

im Geiste. Es scheint mir somit nicht abwegig, den Strich (Doppelpunkt) zwischen den Nullen bzw. Einsern einem Spiegel gleichzusetzen, der – als trennende Mitte – in der sinnlichen Welt das Gesicht des Hineinblickenden und sein Gegenbild – Spiegelbild – symmetrisch auseinanderhält!

- [14] Was K. zu dieser Auffassung führte, war offenbar der an antiken Schauspielermasken angefügte tonverstärkende Schallbecher, den die Weite des offenen Theater- und Zuschauerraums forderte. Danach sollte «persona» – was anfangs einfach «Schauspielermaske» bedeutete – die von der Stimme «durchtönte» (per-sonata) Maske sein. – Indessen wird seit langem eine andre Etymologie vertreten, wonach das Wort die Ableitung bzw. Entlehnung von etruskischem *perso* (= Maske) über lat. *perso\** wäre.
- [15] «Gilt für die Gebiete heptatonischer Musik. Neben dieser gibt es, beispielsweise im chinesischen Kulturbereich, Tonsysteme, in denen fünftönige (pentatonische) Tonleitern überwiegen.» (R. Haase.)
- [16] R. Haase hält K.s Idee der Tonspektren für verfehlt und widerlegt, ebenso sein Atommodell, wie es in der «Ektypik der harmonikalen Wertformen» (S. 109–189) entwickelt wurde. Wir müssen uns in diesen Fragen unzuständig erklären.
- [17] Gegen diese Ansicht, zumal gegen das «sicher», erheben sich allerhand Zweifel und Bedenken. Die Ägypter kannten keine Ziffer für 0, und ihr Zeichen für den T-Laut hatte keine Ähnlichkeit mit der Form des griechisch-römischen T. Hier dürfte Kayser, im verständlichen Streben, möglichst viele Symbolformen der frühen Hochkulturen unmittelbar vom harmonikalen Grundschema herzuleiten, allzu weit gegangen sein (Vgl. auch S. 57 f.).
- [18] Diese Feststellung Kayzers, die auf Anregung von R. Haase hier in Sperrdruck erscheint, ist in der Tat sehr wesentlich. Aus der Struktur der Zahlenordnung im Lambdoma – die, wie Jamblichos («*Theologumena Arithmetikes*», gleich zu Anfang) bemerkt, *nicht von uns Menschen, sondern von der göttlichen Natur selber gesetzt ist* – ergeben sich im L. zwei oberste, entscheidende Punkte: 1. die  $\frac{1}{1}$ , Eins, Monas, als Zeugerton (Grundton) des Diagramms an seiner oberen Spitze. Und 2. noch höher, ausser- und oberhalb aller bestimmten Tonwerte, die gänzlich unbestimmbare, als Quellpunkt aller Gleichtonstrahlen durch keinen einzelnen Ton darstellbare Grösse %. Damit sind in der Struktur des Lambdoma beide Formen des Gottesglaubens, die exoterisch-orthodoxe und die esoterisch-mystische gerechtfertigt und die Wege zum einen und anderen aufgezeigt. – Schon in seinem harmonikalen Erstlingswerk «Orpheus» (Potsdam 1926, S. 13 f.) hat Kayser die besondere Wichtigkeit und unterschiedliche Bedeutung der beiden Punkte bzw. Gottesbegriffe nachdrücklich betont. Die überpersönliche Gottheit (%) nennt er dort «ein Zentrum, welches ausserhalb der Zahl, des Raumes, überhaupt ausserhalb jeder fassbaren Wert- und Seinsgrösse sich verbirgt und unserer logischen Erkenntnis entzieht». – Spätere Formulierungen seiner Gedanken zum selben Problem finden sich «Akroasis» S. 84 f. «Die zwei Gottesbegriffe» und «Lehrbuch» § 25 (S. 85–91) «Wertformales zur  $\frac{0}{0}$ ,  $\frac{1}{1}$  und den Gleichtonlinien».

- [19] Der Umstand, dass A. v. Thimus, der Entdecker und Wiederhersteller des Lambdoma, das Wort im Zitat der einzigen bisher nachgewiesenen Stelle der antiken Literatur *mit einem fehlerhaften Akzent* stehen liess – Zirkumflex auf dem Omega statt Akutus auf dem ersten Alpha – («Harmon. Symbolik» I, S. 133), bot Anlass zu der immer wieder gehörten falschen Betonung der zweiten statt der ersten Silbe. Das Wort ist also *Λάμβδωμα* zu schreiben. – Der zweite Akutus auf dem Alpha der Endsilbe bei Thimus ist zwar richtig, gehört aber nicht dem Wort an sich, sondern dient nur als Stütze des folgenden tonlosen, sogenannt enklitischen Pronomens *τι* (= irgend ein). – An der zweiten Stelle, wo Jamblichos das Schema erwähnt, setzt er nicht das Substantiv, sondern spricht vom lambdaförmigen bzw. -ähnlichen Diagramm (*λαμβδοειδὲ διαγράμματι*, S. 132 Anm. 1 bei Thimus). Dass damit das nämliche Schema gemeint ist wie dort (S. 133), ergibt sich mit Gewissheit aus dem weiteren Text. – Sehr wahrscheinlich hat Jamblichos die Bezeichnung Lambdoma bei Nikomachos vorgefunden und von ihm übernommen.
- [20] Die zwei Figuren unterscheiden sich wohl darin, dass Schema II als vollständiges Teilton-Quadrat durch das Anlegen immer neuer Winkelscheite (Gnomones) um den Punkt  $\frac{1}{1}$  gewachsen ist, nach der bekannten Methode der Griechen (und vielleicht noch älterer Kulturen), die Folge der sprunghaft wachsenden Quadratzahlen (4..9..16..25 usw.) figürlich darzustellen. – Dagegen sind in Schema I jene Winkelscheite gleichsam gestreckt, die Teiltonpunkte jeder neuen Ration liegen daher jeweils auf einer Geraden, und diese bildet die Basis des Lambdoma-Dreiecks. (Vgl. J. Schwabe, «Lambdoma, Tetraktys und Pythagoras», *Antaios* Bd. VIII Nr. 5, S. 431 ff.) Dass die Pythagoreer in ihren Geheimschulen dies erste Schema verwendet hätten, ist eine blosse Vermutung K.s, die von ihm hier weder begründet wird noch sonderlich einleuchtend erscheint.
- [21] «Die Werte  $\frac{2}{3}$ , f, und  $\frac{5}{3}$  g' setzen ein Lambdoma in Frequenzen mit d als Zeugerton voraus. Leider entspricht das nicht den meisten L.-Abbildungen bei Kayser.» (R. Haase.)
- [22] Der Umstand, dass Kayser im Manuskript hinter «Mensch» nachträglich die Tonzahl ( $\frac{1}{1}$ ) eingefügt hat, ist geeignet, den Leser zu verwirren. Wurde doch  $\frac{1}{1}$  vom Autor bisher immer als das Symbol des Weltschöpfers oder des Mittlers bezeichnet. Für den Menschen schlechthin und für den einzelnen im besondern erwartet man daher im Lambdoma eher jeden andern Standort als den auf der Zeugertonlinie. Verständlich und sinnvoll würde dort seine Stellung einzig dann sein, wenn man annehmen dürfte, K. habe, als der Mystiker, der er war, hier an Gottmenschen wie Zarathustra, Buddha, Jesus gedacht. – Unser Einwand trifft natürlich auch das zugehörige Diagramm ebenso jenes auf S. 351.
- [23] (S. 347) Der Spiegel, der eine sinnliche Erscheinung symmetrisch, d. h. seitenverkehrt abbildet, darf als Analogon zum unfasslichen Akt der geistigen Selbstanschauung gelten, welche logisch eine Zweiheit, nämlich anschauendes Subjekt und angeschautes Objekt voraussetzt. Man betrachte das Spiegelsymbol als Versuch, uns einen verstandesmäßig nicht nachvollziehbaren geistigen Vorgang näher

zu bringen. Der Spiegel spielte und spielt in der Mystik aller Zeiten, besonders auch der sufischen, eine beträchtliche Rolle.

- [24] Zervan akaranan: Dieses Prinzip, ohne bestimmtes Geschlecht gedacht, wurde als Egeburt durch eine Menschengestalt symbolisiert: oft mit Löwenkopf, umwunden von einer Schlange, als Makro-Anthropos in der Sonnwendachse des Tierkreises stehend: So findet man es im Museum von Modena dargestellt (abgebildet in unserem «Archetyp und Tierkreis», Basel 1951, bei S. 150). Dort mit grossen Flügeln und menschlichem, jünglingshaftem Angesicht. Anderswo, in der Sammlung de Clercq, als löwenköpfiger Kronos = Chronos (Zeit) bei Franz Cumont, «Die Mysterien des Mithra» (Leipzig und Berlin 1923, Tafel I, Fig. 6 a/b).
- [25] Das Buch Sohar, dem Simon ben Jochai um 200 n. Chr. zugeschrieben, dürfte grösstenteils tatsächlich erst im 13. Jahrhundert von dem Kabbalisten Moses ben Schemtob de Leon (aus Guadalajara) verfasst sein. (Brockhaus 1970.)
- [26] Die Kabbala des im 16. Jahrhundert in Palästina wirkenden Rabbi Isaak Lurja steht an der Wiege des Chassidismus.
- [27] Die Wanen der eddischen Sagen sind eine Gruppe von Göttern um Njord und Freyr, die einst die Asen bekämpften, sich später mit ihnen vereinigten. Ihre gemeinsamen Feinde sind dann die Riesen.
- [28] Kayser ist hier zu Unrecht von der herkömmlichen Übersetzung des 2. Gegensatzpaares (Ungerades-Gerades) abgewichen. Das war nur möglich, weil er die Doppelbedeutung des deutschen Wortes *gerade* nicht beachtet hat, nämlich: a) bei Zahlen, im Sinne von *paarig*, als Gegensatz zu *ungerade*, b) bei Linien, als Gegensatz zu *krumm*, *gebogen*. Nur deswegen schienen ihm die Gegensatzpaare Nr. 2 und Nr. 7 «fast dasselbe» (1) auszudrücken. Einem Griechen, dem für gerade Zahlen und gerade Linien ganz verschiedene Wörter zu Gebote standen, hätte der Lapsus nicht passieren können. – Das Verzeichnis der zehn Grundgegensätze nennt bei jedem Paar an erster Stelle das Bessere, an zweiter sein Widerspiel, das Schlechtere. Hätte Kayser mit seiner Übersetzung des 2. Paares recht, so würde *das Massvolle*, das an zweiter Stelle genannt wird, als das Ungute, dagegen das *Masslose* als das Gute hingestellt ..., was für pythagorische Begriffe völlig absurd wäre.
- [29] Kayser vergisst hier sonderbarerweise total, dass die vier ersten – jetzt von ihm als banal gescholtenen – Zahlen die für das Altertum wichtigsten Tonzahlen und einzigen Konsonanzen (Oktav, Quint und Quart) sind, die er in den vorangehenden Kapiteln als verbindliche Symbole der obersten Seinswerte (Schöpfergott, Dyas, Trinität, Quaternität) nachgewiesen! Damit hat er sich die Einsicht in die Identität der Figuralzahl Zehn (der arithmetischen Tetraktys) mit der Lambdomaspitze verbaut.
- [30] Der Gegensatz zwischen Quadrat und Rechteck kann so, wie K. ihn hier auslegt, nicht überzeugen. Denn das von ihm erwähnte, mit dem antiken Helikon identische Diagramm aus dem Bauhüttenbuch des Villard de Honnecourt ist als harmonikaler Teilungskanon in der rechteckigen wie der quadratischen Form gleich gut brauchbar. – Eher dürfte der Gegensatz (Quadrat/Rechteck) das Verhalten figurierter

Quadratzahlen bei diagonalen Teilung im Unterschied zum Verhalten von Rechteckzahlen betreffen, nämlich die Grösse der so entstehenden Hälften. Diese sind beim Quadrat ungleich (unpaarig), beim Rechteck dagegen gleich (paarig).

- [31] «Die Erklärung des 'Dorium' mit siebenstufiger diatonischer Tonleiter ist unzureichend, da es eine ganze Reihe von diesen gibt. 'Dorium' muss meiner Ansicht nach im Sinne der antiken Ethoslehre als Summe bestimmter Eigenschaften aufgefasst werden, wie sie jede Tonart unterschiedlich charakterisieren.» (R. Haase.)
- [32] Kosmas, mit dem Beinamen Indikopleustes, (Indiensegler) Geograph aus Alexandria, der als Kaufmann weite Reisen unternommen hatte, schrieb um 547 n. Chr. eine «Christliche Topographie» in griechischer Sprache, worin wichtige Nachrichten über die fernen Länder enthalten sind. (Ausgabe von Migne, «Patrologia Graeca» Bd. 88, Paris 1860.)
- [33] Hier bleibt noch zu erwähnen die «Kephalaia», Manis Lehrschrift für seine Schüler, die 1930 in Ägypten gefunden worden ist. Der 1. Teil der deutschen Übersetzung erschien 1940 in Stuttgart.
- [34] R. Haase bezeichnet die Bildung einer Synthese durch Multiplikation als durchaus fragwürdig. Ganz besonders aber hinsichtlich des musikalischen Ergebnisses, das keineswegs so aufgefasst werde. «Musikalisch sinnvoll müsste man ganz anders vorgehen.»
- [35] Ein bedauerliches Vorurteil, dergleichen noch zu Anfang dieses Jahrhunderts häufig von Wissenschaftlern in Wort und Schrift herumgeboten wurden. Inzwischen haben ethnologische Feldforscher und Missionare diese Schauermärchen mit Erfolg widerlegen können. Bei den zwerghaften Urwaldbewohnern wurde Sittenstrenge und intakte Moral beobachtet, desgleichen bei den fast ausgerotteten hochbegabten Buschmännern, die ihr kärgliches Leben durch Musik und Tanz verschönten, eine Fülle ältester origineller Mythen überlieferten und ihre zahlreichen Kultstätten allenthalben mit prächtigen Felsmalereien schmückten. Für Kayzers lugubre Vorstellung vom «Sich-gegenseitig-Auffressen im Urwald» mag der erbarmungslose Vernichtungskampf der Urwaldgewächse, dessen Schilderungen ihn tief beeindruckten und wiederholt beschäftigten («Harmonia Plantarum» S. 293, Orphikon S. 372 f.), mitbestimmend gewesen sein.
- [36] «Die Bezeichnung der Quinte als 'Götterintervall' ist anzufechten, denn das eigentliche Götterintervall ist die Oktave (aufwärts und abwärts,  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{2}{1}$ ), die K. selbst immer dort zitiert, wo von Götterdreieiten, ja von Trinität die Rede ist.» (R. Haase.) – Richtig! Aber dies *Gottesintervall* kommt eben nur dem – öfter drei unterschiedliche Personen umfassenden – in sich einigen Gott der Hochreligionen zu. Sein musikalisches Symbol ist die absolute Konsonanz von Grundton, Ober- und Unteroktave. Bei den Quinten dagegen dachte K. an eine Mehrheit bzw. Vielheit von *Göttern* oder Göttergruppen, die sich bekämpfen oder jedenfalls uneinig sind – wie die Ilias im Kampf um Troja sie schildert (21. Gesang, Verse 383–520) und ähnliche Sagen anderer polytheistischer Religionen sie uns überliefert haben.

[37] Nach R. Haase wäre «hier alles in das Schema hineininterpretiert, denn in Wirklichkeit sind die beiden 'feindlichen Hälften' ja sehr schön durch die c-Diagonale verbunden». Ausserdem sei «das vierfache Quintendiagramm eine hochgradig spekulative harmonikale Konstruktion. Dann von einem 'exakten psychophysischen Nachweis' zu sprechen, ist wohl schlechterdings unmöglich».

[38] Nach Haases Ansicht «beruht die Interpretation des Quintendiagramms auf einem Trugschluss. Es handelt sich nämlich um einen Kombinationstyp von 4 Lambdoma, während K. ständig von Lambdoma (Singular), von Zeugertonlinie usw. spricht. Es sind keineswegs 'bereits im Lambdoma zerstörerische Kräfte am Werk', sondern diese erscheinen infolge einer ganz beträchtlichen Erweiterung und Umgestaltung desselben. Diese Tatsache – bzw. deren metaphysische Analogie – wird aber gar nicht dargestellt».

---

einer zutiefst sittlichen Weltordnung aufbauend geschaut. Nach Kayser / diese Lehre versucht er in seinem 'Orphikon' schriftlich niederzulegen – wird die gesamte Welt von einer göttlichen Macht ordnungshaft geleitet. Kayser will – im Rahmen seiner Lehre – dem Menschen, der wegen seines vermeintlichen Vor-das-Nichts-Gestelltseins von Ängsten geplagt ist, durch den Hinweis auf die Existenz einer göttlichen Macht Trost, Sicherheit und innere Ruhe geben. Diese Gewissheit ist es, die jedem Menschen, welchen Glaubens oder Unglaubens er auch sei, beim Lesen dieses Buches unverkennbar Beruhigung und inneren Halt gewährt. Deshalb darf die Lektüre des 'Orphikon' als tröstlich und beglückend bezeichnet werden – und dies gerade heutzutage, wo es in der Philosophie und in der Literatur zum guten Ton gehört, sich in nihilistischen Gedankengängen zu ergehen.

Das Gesamtwerk Kayzers schreitet in einzigartiger Weise den Kreis der Universitas scientiarum ab. Dazu gesellt sich im 'Orphikon' im Verein mit der Philosophie die Theologie. Kayser darf von wissenschaftlich-theoretischer Seite her gesehen als 'Uomo universale' des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Dafür ist auch das 'Orphikon' ein eindrucksvoller Beleg. Man legt diese 'harmonikale Symbolik' aus der Hand mit dem Bedauern, dass sie ein Torso geblieben ist, aber mit der Bewunderung dafür, dass auch in ihr allerwesentlichste Bezirke menschlichen Fragens in reichhaltigster, differenziertester und tiefstgründiger Art zur Aussprache gelangen – und dies alles in einem einfachen, anspruchslosen, schlicht-schönen Sprachstil.» Prof. Dr. H. Conradin, Zürich

---

## Weitere lieferbare Werke von Dr. Hans Kayser

### Lehrbuch der Harmonik

1950. 382 Seiten mit zahlreichen Tabellen, Diagrammen und Abbildungen.

Halbpergament Fr./DM 198.-

ISBN 3-7965-0150-8

Das grundlegende Werk Hans Kayzers, das die Theorie und die Probleme der Harmonik in ihrer Gesamtheit umfasst.

### Akróasis

Die Lehre von der Harmonik der Welt

2., ergänzte Auflage

1964. 172 Seiten mit 2 Tabellen und 1 Kunstdrucktafel. Leinen Fr./DM 16.-

ISBN 3-7965-0146-X

Hans Kayser gibt in diesem Werk eine Weltschau oder genauer: eine «Weltanhörung» (Akróasis), die weder dem Materiellen noch dem Ideellen blindlings verhaftet ist, sondern den Anspruch erhebt, beide Bereiche auf einer höheren Ebene zum Zusammenklingen zu bringen.

### Ein harmonikaler Teilungskanon

Analyse einer geometrischen Figur im Bauhüttenbuch Villard de Honnecourt.  
Harmonikale Studien, Heft I.

1946. 48 Seiten mit 18 Abbildungen. Brosch. Fr./DM 10.-

ISBN 3-7965-0148-6

### Die Form der Geige

Aus dem Gesetz der Töne gedeutet. Harmonikale Studien. Heft II.

1947. 34 Seiten mit 6 Abbildungen und 1 Tafel. Brosch. Fr./DM 8.-

ISBN 3-7965-0149-4

### Bevor die Engel sangen

Eine harmonikale Anthologie. (Sammlung Klosterberg. Neue Folge.)

1953. 156 Seiten und 1 Kunstdrucktafel. Pappband Fr./DM 6.50

ISBN 3-7965-0147-8

### Prof. Dr. Rudolf Haase, Wien

#### Hans Kayser

#### Ein Leben für die Harmonik der Welt

1968. 144 Seiten mit 8 Abbildungen. Leinen Fr./DM 15.-

ISBN 3-7965-0105-2

Schwabe & Co · Verlag · Basel/Stuttgart